mmen der Freiheit

rausgegeben von

rad Beißwanger


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Blüthenlese

der

hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter- u. Volksdichter.

—— Mit 38 Portraits. ——

Herausgegeben von Konrad Beißwanger.



Zweite Auflage.

Litterarisches Bureau Nürnberg.
(Verlag für Volks- und Arbeiterlitteratur.)
1901.

Druck von J. B. Grunwald, Würzburg.

Inhalts-Verzeichniß.

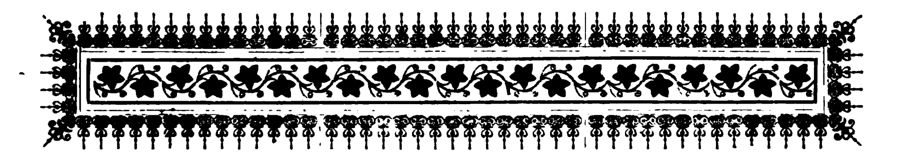
Anhang.





Ada Negri.

In dem oberitalienischen Flecken Lodi wurde Ada Negri am 3. Februar 1870 als Tochter einer armen Fabrikarbeiterin geboren. Als echtes Proletarierkind hatte sie schon in der frühesten Jugend mit Noth und Sorgen zu kämpfen und die ärmlichen Verhälnisse, unter denen sie aufwuchs, drückten schon frühzeitig den Stempel der Frühreife auf ihre Stirn Unter schweren Entbehrungen war es Ada Negris Mutter gelungen, sie zur Volksschullehrerin ausbilden zu lassen, worauf sie in dem kleinen Orte Motta Visconti eine Lehrstelle erhielt. Ueber den weiteren Lebenslauf Ada Negris schreibt die Uebersetzerin ihrer Gedichte, Hedwig Jahn: „Von Motta Visconti aus gelangte hie und da ein Gedicht „Ada Negri" unterzeichnet an italienische Zeitungen, besonders an den „Corriere della Sera", und man ward allmählich aufmerksam auf die Dichterin. Schließlich veranstaltete der Verleger Treves in Mailand eine Sammlung ihrer Gedichte und gab sie unter dem Titel „Fatalità" (Schicksal, Verhängniß) heraus. Kaum war dieses Buch in die Oeffentlichkeit gelangt, so war nur eine Stimme über die hohe Begabung der bis dahin unbekannten Dichterin. Man forschte nach ihr, und damit änderte sich ihr Geschick. Ada Negri erhielt den Ehrensold, den vor ihr die Dichterin Giannina Millé bekommen hatte, und wurde zur Lehrerin an einer höheren Schule, scuola normale, in Mailand ernannt." Anfangs 1897 erschien eine zweite Sammlung Gedichte Ada Negris (Verlag von A Duncker, Berlin). Trotz ihrer Jugend nimmt Ada Negri unstreitig eine hervorragende Rangstelle unter den Vertretern der modernen Lyrik ein, sie gehört zu jenen seltsamen Dichternaturen, deren machtvolle, leidenschaftliche Sprache, durchzittert von Tönen sehnsüchtiger Wehmuth, den Leser mit unsichtbaren Fesseln zu bannen vermag. Ihre Dichtungen sind frei von allem Gekünstelten, Gezierten, voll Kraft und Gluth und — was die Dichterin besonders von den Durchschnittspoeten unterscheidet — voll ausgeprägter Individualität. Warm und packend schildert sie das Ringen der niedergedrückten, unter dem Joche der Armuth seufzenden Menschenseele nach Licht und Freiheit, prophetischen Blickes kündet sie eine bessere, herrliche Zukunft für die ganze Menschheit.



Gassenjunge.

Seh' ich im Staub der Gassen ihn spazieren
So schmutzig und so schön,
Mit Kleidern, die aus Flicken nur besteh'n,
Zerriss'nen Schuh'n und pfiffigen Manieren,

Seh' ich ihn mitten auf dem Straßenpflaster
Mit Lumpen an den Beinen,
Wie er die armen Hunde wirft mit Steinen,
Schon frech und schon vertraut mit jedem Laster,

Seh' ich ihn springen, hör' ihn lachen helle,
Das arme Dornenreis,
Das seine Mutter in der Werkstatt weiß,
Die Hütte leer, den Vater in der Zelle,

Dann greift die Angst um ihn mir an die Seele,
„Wie findst du", frag' ich mich,
„So ausgestoßen und so schutzlos dich
Zurecht in dieser Welt voll Schuld und Fehle? . . .

Was wirst du wohl, du munt'rer Hungerleider
In zwanzig Jahren sein?
Ein Gauner und Betrüger schlau und fein,
Ein fleiß'ger Arbeitsmann, — ein Beutelschneider?

Trägst du dereinst des Handwerks Ehrenkittel,
Des Sträflings rauhes Kleid?
Treff' ich dich bei gesunder Thätigkeit, —
Verdammt zum Kerker, oder gar im Spittel? . . ."

. . . Ach sieh', ich möcht' zu ihm heruntersteigen
Und zieh'n ihn an mein Herz;
Ich möchte, ihn umarmend, meinen Schmerz.
Mein Mitleid, meine Traurigkeit ihm zeigen.

Und warme Küsse möchte ich ihm drücken
Auf Stirn und Wangen gleich,
Und flüstern ihm, an Bruderliebe reich,
Die heil'gen Worte zu, die mich ersticken!

„Auch mir ist stets das Unglück treu geblieben,
Ein Dornenreis bin ich gleich dir,
Die Mutter schafft' auch in der Werkstatt mir,
Ich kenne jedes Leid . . . ich muß dich lieben."

Mutterliebe.

In der Fabrik, bei rauher Wollarbeit,
Wo lauter Lärm den weiten Raum durchdringt
Und kreischend Rad um Rad sich schwingt
Und tausend Frau'n hinwelken vor der Zeit,

Müht sie sich ab schon mehr als ein Jahrzehnt;
Die Schiffchen fliegen leicht durch ihre Hand,
Und das Geräusch, das unverwandt
Gleich einem Ungewitter um sie dröhnt,

Sie merkt es kaum — So müde ist sie meist,
So müde, daß sie fast zusammenbricht;
Und doch die bleiche Stirne spricht
Von Festigkeit und ungebeugtem Geist;

Sie scheint zu sagen: Vorwärts! . . . Welch' Geschick,
Würf' Krankheit eines Tags zu Boden sie
Und die Unsel'ge könnte nie,
Ach, nie auf ihren Posten mehr zurück! . . . —

Sie darf und kann es nicht. — Ihr einz'ger Sohn
Der große Stolz in ihrer Dürftigkeit,
Auf dessen Stirne ernst und breit
Des Genius Götterflug sie ahnet schon,

Ihr Sohn studirt. — Und bei der Arbeit ringt
Sie unermüdlich und gibt tropfenweis
Ihr Leben hin bei Müh' und Schweiß,
Indem sie stumm sich selbst zum Opfer bringt;

Und gibt ihr Alter jetzt so freudig hin,
Wie einstmals ihre schöne Jugendzeit,
Gesundheit und die Süßigkeit
Der Ruhe auch, die heil'ge Dulderin;

Allein ihr Sohn studirt. — In hellem Licht
Steht seine Zukunft groß vor ihrem Blick,
Und um sein braunes Haupt das Glück
Von Gold und Lorbeer reiche Kränze flicht! . . .

* * *

. . . In nied'rer Hütte, die kein Sonnenlicht
Erreicht, studire tapfer nur, du Sohn
Des Volkes, dem aus den Augen schon
Des Genius tief Geheimniß spricht.

O wahre dir die starken Muskeln nur
Die frische Energie, das warme Blut,
Den stolzen ungebeugten Muth
Der reinen, ungezähmten Volksnatur.

Um dir den Weg zu bahnen, stirbt sie arm
Die gute Mutter, wirf noch einen Kuß
Der Todten zu und einen Gruß,
Und stürz' entgegen dich dem Feindesschwarm.

Zum Kampf mit Wort und Feder sei bereit,
Zeig' neue Horizonte, licht und schön
Und ungeahnte Strahlenhöh'n
Der alten, matt und stumpf gewordnen Zeit.

Und ehrlich, unverdorben sei und rein,
Es setzte deine Mutter voller Qual,
Im lärmend lauten Arbeitssaal,
Ihr Leben ja als Opfer für dich ein.

Hast du gearbeitet?

Du liebst mich also, hast es mir vertraut, und bebend
Schweigst du und wartest und ein blasser Schein
Bedeckt dein Angesicht.
Du willst, ich soll dir Kuß und Lächeln weih'n,
Willst meiner frischen Jugend Blüthenlicht! . . .

Doch sage mir, kennst du die Angst, die Kämpfe,
Die Stürme eines Ideals voll Muth?
Weißt du, was Leiden heißt? . . .
Was nützt dir deine Kraft, dein warmes Blut,
Dein Athem, deine Seele und dein Geist? . . .

Hast du gearbeitet? . . . Kennst du die Nächte,
In denen schlaflos man und ohne Ruh'
Ein ernstes Werk geschafft? . . .
Sag', welcher Glaubensfahne weihtest du
Die blühende und schöne Jugendkraft? . . .

Du gibst mir keine Antwort? . . . o so gehe,
Kehr' zu verlor'ner Stunden Müßiggang,
Zum gold'nen Kalb zurück;
Zu Karten, Bällen, Dirnen, Becherklang,
Mir sind nicht feil mein Herz, mein Kuß und Blick.

O wärest du ermattet und zerlumpt,
Doch mit dem Stolz der Arbeit im Gesicht,
Dem Funken in der Brust!
Die Arme müde, doch ein helles Licht
Im großen Auge strahlend dir voll Lust;

Wärst ein Plebejer du, doch unerschrocken,
Hoch über aller Menschheit Haß und Neid
Höbst du die stolze Stirn,
Und der Gedanken Unermeßlichkeit
Erglühte fieb'risch dir im kühnen Hirn;

Dann, ja, dann liebt' ich dich, um deine Thaten
Und um dein ehrlich Leben liebt' ich dich,
An tapf'rer Arbeit reich;
An deine Brust mein Haupt dann lehnte ich,
Stolz, dich zu achten und vor Liebe bleich! . . .

Doch was bist du? . . . Was hoffst du, schwacher Sklave,
Der wohl sich fühlt im goldnen Schlamm, von mir!
Mach' Platz mir, tritt bei Seit'!
Du bist mir nichts — Verachtung weih' ich dir,
Schwachherz'ger Jüngling einer schwachen Zeit! . . .



Herausforderung.

O Welt von Bürgern schlau und ehrenwerth,
Die Geld anhäufen und bequem sich betten,
O Welt von Millionären, wohlgenährt,
Und zierlichen Koketten;

O Welt von Frau'n, hysterisch, schlank und blaß,
Die um den Liebsten geh'n zur Messe offen;
O Welt voll Treubruch, voll Raub und Haß
Und trügerischem Hoffen;

Bist du es also, lügnerische Welt,
Die Licht und Ideal mir will verleiden,
Bist du es, feiger Zwerg, der drauf verfällt,
Die Flügel mir zu schneiden? . . .

Du kriechst, ich fliege, gähnst du, singe ich,
Verachte deine Ränke, deine Lügen;
Der Zauber der Begeist'rung schwebt um mich,
Du bleibst im Schlamme liegen.

O Welt von Thoren und von Schlangenbrut,
Du feige Welt, mein Fluch hallt dir entgegen,
Den Blick gewandt auf der Gestirne Gluth,
So folg' ich meinen Wegen.

Allein und wehrlos, voller Durst nach Licht
Zieh' ich dahin. — Und magst du, skeptisch trübe
Zurück mich halten, aus der Brust doch bricht
Das hohe Lied der Liebe.

Geh', üpp'ge Welt, zieh' durch den Aether fort,
Verworfenheit und Selbsucht mit dir jagen:
Als Geißel schwing' ich das entflammte Wort,
Dir ins Gesicht zu schlagen.

Gebt Raum!

Gebt Raum! . . . Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Felder her und von der Schmieden Graus
Und Höllengluthen bring' ich,
Aus Höhlen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig' ich, und voll freier Kraft
Den Ruhm der Arbeit sing' ich.

Gebt Raum! . . . Aus Wäldern voll von Nestern und Gesang,
Aus Myrthenbüschen und aus dunklem Laubengang,
Aus üpp'ger Felder Wonne;
Aus blauen Wassern, drauf die zarte Möve kreist,
Erheb' ich mich bekränzt und sing' als Volkskind dreist
Ein Jubellied der Sonne.

Wer hemmt den raschen Strom im zügellosen Lauf,
Wer hält des Vogels Flug zum ros'gen Himmel auf,
Den Pfeil im Reich der Lüfte?
Ich bin der Strom, der schäumt, der Pfeil, der funkelnd schwirrt,
Ich bin die Schwalbe bald, die durch die Ferne irrt,
Die Eule bald der Grüfte.

Kunst, für dich kämpfe ich, Zukunft ich harre dein,
Und die Gefühle, die im stolzen Flammenschein
Mir Herz und Geist durchglühten,
Werf' ich im Strahlenkleid der Dichtung, voller Glanz,
Der Erde und dem Himmel zu als Kranz
Von Blitzen und von Blüthen! . . .

Die Fluth.

... Sie steigt und steigt. — Mit schauerlichem Schall
Im Dunkeln Wellen sich auf Wellen thürmen;
Kohlschwarze Fluthen an das Ufer stürmen
Und scheu erbebt die Luft beim Wiederhall.

Die Fluth der Bettler ist es. — Und sie steigt. —
Rings Lumpen, Wunden, Züge bleich vor Harm,
Hungrige Münder, arbeitslose Arme,
Herzen von Angst geschwellt. — Sie steigt und steigt. —

Und bringt mit sich den Moderduft der Noth,
Den Moderduft der ungesunden Hütten:
Und aus der Brust bringt Allen, die da litten,
Der Angstschrei: Gebt uns unser täglich Brot.

Doch taub und blind bleibt Alles bei dem Ton. —
Die Stille, die voran dem Blitze schreitet
Des Ungewitters, schwer aufs Land sich breitet
Und größer wird der Strom, naht trotzig schon.

Die riesigen, granit'nen Dämme fällt
Er, blutbefleckt, von Thränen bleich und Sorgen,
Im Namen eines heil'gen Rechts wird morgen
Er brüllend überschwemmen alle Welt.





Ferd Freiligrath

Ferdinand Freiligrath wurde in Detmold am 17. Juli 1810 als Sohn eines Lehrers geboren, wurde Kaufmann und lebte als solcher längere Zeit in Amsterdam, dem Hauptsammelbecken des kontinentalen Handels in jener Zeit. Hier entstanden seine ersten Dichtungen, die dann im Jahre 1838 gesammelt bei Cotta erschienen und gewaltiges Aufsehen machten. Der Erfolg dieser Veröffentlichung veranlaßte ihn, seinen Beruf, zu dem er von jeher keine sonderliche Neigung gehabt hatte, aufzugeben. Durch Vermittlung von Alexander v. Humboldt erhielt er 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen eine kleine Pension, verzichtete jedoch, da sich ein derartiger „Staatssold" mit seiner politischen Ueberzeugung nicht vereinbaren ließ, bereits im Jahre 1844 darauf. Eine neuerliche Gedichtsammlung, die er veröffentlichte, wurde wegen ihrer zornglühenden, die erbärmlichen Zustände jener Zeit unbarmherzig geißelnden Sprache verboten und Freiligrath ging, um einer Verfolgung zu entgehen, nach Belgien. In Brüssel machte er die Bekanntschaft von Karl Marx, ging dann nach kurzem Aufenthalt nach der Schweiz und von dort später nach England. Mit Ausbruch der revolutionären Bewegung von 1848 finden wir ihn wieder in Deutschland, woselbst er sich wegen seines nach den Berliner Ereignissen verfaßten Gedichtes „Die Todten an die Lebenden" vor dem Geschworenengerichte verantworten mußte, jedoch Freisprechung erzielte. Mit Karl Marx und Anderen war er in der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" thätig und verließ nach Unterdrückung derselben abermals Deutschlands ungastlichen Boden. 1860 wieder nach Deutschland zurückgekehrt, ließ Freiligrath sich mit seiner Familie in Cannstatt nieder, woselbst er am 18. März 1876 starb. — Mit Recht kann man Freiligrath den bedeutendsten Lyriker unserer Zeit nennen, unerreicht stehen seine Dichtungen da, was poetischen Schwung und Formenschönheit anbetrifft, *unerreicht aber auch ist das heilige Feuer der Empörung, jener allgewaltige Freiheitsdrang, der alle seine Zeitgedichte durchglüht.*



Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hinter'm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube:
Ob er Sklav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertiere; —
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch oder Latein docire: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe, borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt ins Grab die Sorge
Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die Andern muß er ringen,
Und der Kinderschrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen!

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben: —
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Aechzt er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang, und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einem:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', ist für die Meinen!"

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt er seine Schläfe pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unter'm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlerkinder erben Nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Die Revolution.

Nach Niederwerfung der revolutionären Bewegung von 1848/49 gedichtet.

Und ob ihr sie, ein edel Wild, mit euren Henkersknechten fingt;
Und ob ihr unter'm Festungswall standrechten die Gefang'ne gingt;
Und ob sie längst der Hügel deckt, auf dessen Grün um's Morgenroth
Die junge Bäurin Kränze legt — doch sag' ich euch: sie ist nicht todt!

Und ob ihr von der hohen Stirn das weh'nde Lockenhaar ihr schort;
Und ob ihr zu Genossen ihr den Mörder und den Dieb erkort!
Und ob sie Zuchthauskleider trägt, im Schoß den Napf voll Erbsenbrei;
Und ob sie Werg und Wolle spinnt — doch sag' ich kühn euch: sie ist frei!

Und ob ihr in's Exil sie jagt, von Lande sie zu Lande hetzt;
Und ob sie fremde Herde sucht, und stumm sich in die Asche setzt;
Und ob sie wunde Sohlen lauft in ferner Wasserströme Lauf —
Doch ihre Harfe nimmermehr an Babel's Weiden hängt sie auf!

O nein — sie stellt sie vor sich hin; sie schlägt sie trotzig, euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schaffots!
Sie singt ein Lied, daß ihr entsetzt von euren Sesseln euch erhebt;
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! — im Leibe bebt!

Kein Klagelied! kein Thränenlied! kein Lied um Jeden, der schon fiel;
Noch minder gar ein Lied des Hohns auf das verworf'ne Zwischenspiel,
Die Bettleroper, die zur Zeit ihr plump noch zu agiren wißt,
Wie mottig euer Hermelin, wie faul auch euer Purpur ist!

O nein, was sie den Wassern singt, ist nicht der Schmerz und nicht die Schmach,
Ist Siegeslied, Triumpheslied, Lied von der Zukunft großem Tag!
Der Zukunft, die nicht fern mehr ist! Sie spricht mit dreistem Prophezei'n:
So gut wie weiland euer Gott: Ich war, ich bin — ich werde sein!

Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich geh'n!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich steh'n!
Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst!

Ihr seht mich in den Kerkern bloß, ihr seht mich in der Grube nur,
Ihr seht mich nur als Irrende auf des Exiles dorn'ger Flur —
Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo euere Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?

In jedem Haupt, das trotzig denkt? Das hoch und ungebeugt sich trägt?
Ist mein Asyl nicht jede Brust, die menschlich fühlt und menschlich schlägt?
Nicht jede Werkstatt, drinn es pocht? Nicht jede Hütte, drinn es ächzt?
Bin ich der Menschheit Odem nicht, die rastlos nach Befreiung lechzt?

Drum werd' ich sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich geh'n!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich steh'n!
's ist der Geschichte eh'rnes Muß! es ist kein Rühmen, ist kein Droh'n —
Der Tag wird heiß — wie weh'st du kühl, o Weidenlaub von Babylon?

Abschiedswort der „Neuen Rheinischen Zeitung".

Die „Neue Rheinische Zeitung" wurde während der Revolution von 1848 als Organ der Demokratie begründet und u. A. von Karl Marx, Friedr. Engels und Ferdinand Freiligrath redigirt, ihrer freien Sprache halber jedoch im Frühjahr 1849 durch die preußische Regierung unterdrückt.

Kein offner Hieb in offner Schlacht —
Es fällen die Nücken und Tücken,
Es fällt mich die schleichende Niedertracht
Der schmutzigen West-Kalmücken!
Aus dem Dunkeln flog der tödtende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg' ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!

Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: „Die Rebellion!" —
So bin ich mit Ehren erlegen;
O, gern wohl bestreuten mein Grab mit Salz
Der Preuße zusammt dem Czare —
Doch es schicken die Ungarn, es schickt die Pfalz
Drei Salven mir über die Bahre!

Und der arme Mann im zerriss'nen Gewand,
Er wirft auf mein Haupt die Schollen;
Er wirft sie hinab mit der fleißigen Hand,
Mit der harten, der schwielenvollen.
Einen Kranz auch bringt er aus Blumen und Mai'n,
Zu ruh'n auf meinen Wunden;
Den haben sein Weib und sein Töchterlein
Nach der Arbeit für mich gewunden.

Nun Ade, nun Ade, du kämpfende Welt,
Nun Ade, ihr ringenden Heere!
Nun Ade, du pulvergeschwärztes Feld,
Nun Ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun Ade — doch nicht für immer Ade!
Denn sie tödten den Geist nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!" spricht,
Dann steh'n wir wieder zusammen!
Mit dem Volk, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein —
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!

Die Todten an die Lebenden.

Verfaßt im Juli 1848,
nachdem die Reaktion in Preußen wieder die Oberhand erlangt hatte.

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!*)
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß uns're Schmerzgeberde
Dem, der zu tödten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!**)
Daß er sie sehe Tag und Nacht im Wachen und im Traume —
Im Oeffnen seines Bibelbuchs wie im Champagnerschaume!
Daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne!
Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzog'ne Mund, daß jede rothe Wunde,
Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!
Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch schalle,
Daß jede todte Faust sich noch nach seinem Haupte balle —
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie and're Leute pflegen,
Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Athmen legen!

So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter!" — und er kam gewankt — gewankt an unser Bette;
„Hut ab!" — er zog — er neigte sich! (so sank zur Marionette,
Der erst ein Komödiante war!) — bleich stand er und beklommen!
Das Heer indeß verließ die Stadt, die sterbend wir genommen!
Dann „Jesus meine Zuversicht!" wie ihr's im Buch könnt lesen:
Ein „Eisen meine Zuversicht!" wär' paßlicher gewesen!

Das war der Morgen auf die Nacht, in der man uns erschlagen;
So habt ihr triumphirend uns in unsre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zerschossen und zerhauen,
Doch lag des Sieges froher Stolz auf unsern grimmen Brauen.
Wir dachten: hoch zwar ist der Preis, doch ächt auch ist die Waare!
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.

Weh' euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und Alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, Alles, Alles hörten wir mit leisen Geisterohren!
Wie Wellen braust' an uns heran, was sich begab im Lande:
Der Aberwitz des Dänenkriegs, die letzte Polenschande;
Das rüde Toben der Vendée in stockigen Provinzen;
Der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen;

*) Die am 18. März 1848 in Berlin durch die Soldateska Getödteten wurden von dem empörten Volke in den Hof des königlichen Schlosses getragen und dem König gezeigt, der vor den Gefallenen den Hut zog. Im Weiteren enthält die Dichtung in flammender Sprache eine Anfeuerung der Massen, die während der Märztage errungenen Vortheile, deren sie durch die Regierung bereits wieder beraubt worden, sich wieder zurückzuerobern.

**) Gemeint ist König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier; das Hänseln, das Entwaffnen
Allüberall der Bürgerwehr, der eben erst geschaffnen;
Die Tücke, die den Zeughaussturm zu einem Diebszug machte,
Die selber uns, die selbst das Grab noch zu begeifern dachte;
So weit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede;
Mit der Versammlung freiem Recht die täglich frechre Fehde;

Der Kerkerthore dumpf Geknarr im Norden und im Süden;
Für Jeden, der zum Volke steht, das alte Kettenschmieden;
Der Bund mit dem Kosakenthum; das Brechen jedes Stabes,
Ach, über euch, die werth ihr seid des lorbeerreichsten Grabes:
Ihr von des Zukunftsdranges Sturm am weitesten Getrag'nen!
Ihr — Junikämpfer von Paris! Ihr siegenden Geschlag'nen!
Dann der Verrath, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Frieden nur in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? Den Krieg herausgeschüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „Die Republik!" die Glocken überdröhnen,
Die diesem allerneuesten Johannisschwindel tönen!

Umsonst! Es thäte Noth, daß ihr uns aus der Erde grübet,
Und wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erhübet!
Nicht, jenem abgethanen Mann, wie damals, uns zu zeigen —
Nein, zu den Zelten, auf den Markt, in's Land mit uns zu steigen!
Hinaus in's Land, soweit es reicht! Und dann die Insurgenten
Auf ihren Bahren hingestellt in beiden Parlamenten!
O ernste Schau! Da lägen wir, im Haupthaar Erd' und Gräser,
Das Antlitz fleckig, halbverwest — die rechten Reichsverweser!
Da lägen wir und sagten aus: Eh' wir verfaulen konnten,
Ist eure Freiheit schon verfault, ihr trefflichen Archonten!
Schon fiel das Korn, das keimend stand, als wir im März starben:
Der Freiheit Märzsaat ward gemäht noch vor den andern Garben!
Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Sense Hieben —
O, wär' der Grimm, der rothe Grimm, im Lande so geblieben!

Und doch, er blieb! Es ist ein Trost im Schelten uns gekommen:
Zu viel schon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! Ja, und er erwacht, er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehob'nen Armes, weh'nden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rothe Fahne läßt er weh'n hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne geh'n in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
Die Adler flieh'n; die Löwen flieh'n; die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

Indessen, bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen
Euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet! seid bereit! o, schaffet, daß die Erde,
Darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns stören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt — und ewig! sind sie Sklaven!

Vom Harze.

(Eine wahre Geschichte. 1843.)

O stille, graue Frühe!
Die Blätter flüstern sacht;
Der Hirsch hat seine Kühe
Zum Waldrand schon gebracht
Zum Waldrand in die Saaten!
Da steht und stampft er schon!
Im Busch ruh'n die Kossathen,
Der Vater und sein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den rost'gen Flintenlauf:
„Ein Hirsch von vierzehn Enden!
Kerl, 'Schwerenoth, halt' drauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen —
Das heiß' ich gute Birsch!
Sie seh'n zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirsch.

Fort stieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor und stemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Bursch, du zielest wacker,
Sieh' selber, g'rad auf's Blatt!
Gott segn' es unserm Acker!
Der frißt sich nicht mehr satt.

Dem ist kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffst du, Fritze?
Rasch gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird schon kalt!"
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förster aus dem Wald!

Hilf Gott. — Der kennt die Schliche,
Nun gilt's! Aufspringt das Paar,
Reißt aus und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar.
Der Förster bleibt nicht hinten,
Nach ruft er: „Steh', Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?"

Umsonst! — Da rasch zur Wange
Hebt er der Büchse Wucht;
Zielt kalt und fest und lange —
Was — Menschen? — Auf der Flucht?
Gleichviel! Er drückt — ein Knallen —
Hollah, das heiß' ich Glück!
Den Alten sieht er fallen,
Er traf ihn in's Genick.

In seiner eig'nen Gerste
Da liegt der knochige Mann,
Als ob das Herz ihm berste,
Auf stöhnt er dann und wann.
Sein Blut, dem Wams entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur,
Warm sickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie sitzt im stillen Neste,
Da schießt das Blut herein!
Auf schwirrt sie gleich zur Veste,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im ersten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenspitzen
Es schmetternd dann zurück.

Das ist ein kräftiger Regen
Das ist ein kostbar' Sprüh'n!
Das ist ein Lerchensegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinrast über's Feld
Und heulend dann umschlungen
Den todten Vater hält.

Fort, Bursch, was noch umklammern
Die starre Mannsgestalt!
Fort nun, und lass' dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird schon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem rothen! — Sieh'!
Ankeuchen schon die Hunde —
Herrgott, zum „Halali!" —

Stracks ruh'n auf einem Karren
Der Hirsch und auch der Mann,
Zum Roth- und Schwarzwildscharren
Fort geht es durch den Tann;
Fort geht's in einer Hetze,
Der Förster pfeift und lacht —
Warum nicht? — Die Gesetze
Vollstreckt' er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Geknirsch —
Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille!
Ja so, das fehlte noch:
Den Fritzen, die Canaille,
Wirft man in's Hundeloch.

Da starrt er trüb durch's Gitter;
Ein Lei'rer steht vor'm Thor,
Der singt zu seiner Zither
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!"

Freie Presse.

Festen Tons zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wißt Ihr, soll es losgeh'n, und zum Schießen braucht man Blei!
Wohl, wir haben uns're Schriften: — Morgen in die Reih'n getreten!
Heute Munition gegossen aus metall'nen Alphabeten!

Hier die Formen, hier die Tiegel! auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, daß uns Niemand stören kann!
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr setzt und preßt!
Helft mir auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!"

Spricht's und wirft die ersten Lettern in den Tiegel frischer Hand;
Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln „Perl" und „Diamant";
Brodeln „Colonel" und „Corpus"; hier „Antiqua", dort „Fraktur"
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Zensur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glüh'nde Masse dann:
So die ganze lange Herbstnacht schaffen diese zwanzig Mann;
Athmen rüstig in die Kohlen; schüren, schmelzen unverdrossen,
Bis in runde blanke Kugeln Schrift und Zeug sie umgegossen;

Wohl verpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrath an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!
Eine dreiste Morgenzeitung! Wahrlich gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entschwirren dieser alten Offizin!

Und der Meister sieht es düster, legt die Rechte auf sein Herz:
„Daß es also mußte kommen, mir und Vielen macht es Schmerz!
Doch — welch Mittel ist noch übrig, und wie kann es anders sein?
Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrei'n!

Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd' in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!

Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und schwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den allerhöchsten Thoren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!

Für die rechte freie Presse kehrt ihr heim aus diesem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus!
Gießen euch aus stumpfen Kugeln wieder um in scharfe Lettern —
Horch! Ein Pochen an der Hausthür! und Trompeten hör' ich schmettern!

Jetzt ein Schuß! — Und wieder einer! — Die Signale sind's, Gesellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gassen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchsen! Rasch hinab! — Da sind wir schon!" —
Und die erste Salve prasselt! — Das ist Revolution!



Am Birkenbaum.

Reminiszenz aus Freiligraths Jugendjahren in Detmold.

Der junge Jäger am Waldrand saß,
Am Waldrand auf der Haar.
Wie Blut schon die Blätter, gebleicht das Gras,
Doch der Himmel sonnig und klar.
Er sprach: Die Bracken zieh'n sich zur Möhne!
Vergebens mich auf den Fuchs gefreut!
Fern, immer ferner des Hornes Töne —
Kein Schuß mehr fällt auf dem Brandholz heut'!

Ob ich nach nur schlend're? Den Teufel auch!
Ich lob' mir im Sonnenschein
Das Eckchen hier am Wachholderstrauch
Und den grauen, moosigen Stein!

Drauf streck' ich mich aus, den nehm' ich zum Polster,
An die Buche lehn ich mein Doppelgewehr!
Und nun aus dem Dichterwinkel der Holster
Mein Jagdgenosse, mein Byron, komm' her! —

Und er nimmt seinen Weidsack und langt sie herfür,
Die ihn öfters begeitete schon,
Die höchst unwürd'ge auf Löschpapier,
Die Zwickauer Edition
Den Mazeppa hat er sich aufgeschlagen:
Muß seh'n, ob ichs deutsch nur reimen kann!
Mögen immer die andern lachen und sagen:
Ha, ha, der lateinische Jägersmann!

Er lies't — er sinnt — nun schreibt er sich's auf!
Nun scheint er so recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf,
Und thut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närrischer Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleistift flott geschrieben,
Ein saubrer Anfang im Taschenbuch steht.

Er reibt sich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu geh'n;
Nur ein einzig Mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich späh'n;
Will mir Schimmer und Duft in die Seele saugen,
Daß sie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurstigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt sie finster mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall,
Und dichten heißt Zeitvertreib!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag wie heut' — Schwerenoth, ich wüßte
Keinen Rath meiner heimlichen Reimerei!

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, über'm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!

Eine Fläche das! So denk ich mir, war
Die Flur, die Mazeppa durchsprengt!
Oder jene, drauf der russische Czar
Den schwedischen Karl gedrängt!
Zwar — milder und üppiger ist die Börde,
Doch wir haben auch Haidegrund und Moor
Und wilden Busch auf der rothen Erde —
Ob auch hier schon wer eine Schlacht verlor?

— So denkt er und hat es laut wohl gesagt;
Da tritt ein Mann auf ihn zu:
Ein Bauer — und wenn ihr mehr noch fragt:
Der Hüter einer Kuh.
Die langen Glieder umhüllt ein schlichter
Leinrock, das bläuliche Augen sticht,
Die Lippe zuckt — so tritt er zum Dichter,
So lächelt er seltsamlich und spricht:

„Guten Abend, Herr! Ob man Schlachten schlug
In der Ebene dort — fürwahr,
Ich hab's nicht erfahren! Les't nach im Buch!
Mich kümmert wenig was war!
Ich schaue nur aus nach den künftigen Tagen —"
So spricht vom Haarstrang der alte Hirt —
„Eine Schlacht wohl sah ich dort unten schlagen,
Doch eine, die man erst schlagen wird.

Ich habe sie dreimal mit angeseh'n!
O, öd ist die Haar bei Nacht!
Ich aber muß auf vom Bette steh'n —
Dann hat es mich hergebracht!
Just, Herr, wo ihr steht — just hier auf den Felsen,
Da hat es mich Sträubenden hingestellt!
Und hätt' ich gewandt mich mit hundert Hälsen,
Doch hätt' ich hinabschau'n müssen in's Feld!

Und ich sah hinab und ich sah genau —
Da schwammen die Aecker in Blut,
Da hing's an den Aehren wie rother Thau,
Und der Himmel war eine Gluth!
Um die Höfe sah ich die Flammen wehen,
Und die Dörfer brannten wie dürres Gras:
Es war, als hätt' ich die Welt gesehen
Durch Höhrauch oder durch farbig Glas!

Und zwei Heere, zahllos wie Blätter im Busch,
Hieben wild aufeinander ein;
Das eine, mit hellem Trompetentusch,
Zog heran in der Richtung vom Rhein.

Das waren die Völker des Westens, die Freien!
Bis zum Haarweg scholl ihrer Pferde Gewieh'r,
Und voraus flog ihren unendlichen Reihen
Im Rauche des Pulvers ein roth Panier!

Roth, Roth, Roth! Das einige Roth!
Kein prunkendes Wappen drauf!
Das trieb sie hinein in den jauchzenden Tod,
Das band sie, das hielt sie zuhauf!
Das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten,
Die, das Banner bestickt mit wildem Gethier,
Unabsehbar über die Fläche tosten
Auf das dröhnende, zitternde Kampfrevier.

Und ich wußte — doch hat es mir Keiner gesagt! —
Das ist die letzte Schlacht,
Die der Osten gegen den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht!
Das ist der Knechtschaft letztes Verenden!
Das ist, wie noch nie ein Würfel fiel,
Aus der Könige kalten, bebenden Händen
Der letzte Wurf in dem alten Spiel!

Denn dies ist die Schlacht um den Birkenbaum! —
Und ich sah seinen weißen Stamm,
Und er stand und regte die Blätter kaum,
Denn sie waren schwer und klamm!
Waren klamm vom Blut, das der heilige Reigen
An die zitternden wild in die Höhe gespritzt;
Und so stand er mit traurig hängenden Zweigen,
Von Kartätschen und springenden Bomben umblitzt.

Auf einmal hub er zu säuseln an,
Und ein Licht flog über die Haar —
Und den Osten sah ich geworfen dann
Von des Westens drängender Schaar.
Die Zäume verhängt und die Fahne zertreten,
Und die Führer zermalmt von der Hufe Wucht,
Und im Nacken der Freiheit Gerichtstrompeten —
So von dannen jagte die rasende Flucht.

Da! Zu uns auch herauf! — Da — seht ihr sie nicht?
Durch den Hohlweg und über den Stein!
Da! — Zum viertenmal nun das gleiche Gesicht
Und der gleiche lodernde Schein! —
Da! — tretet beiseit, daß kein fliegender Zügel,
Daß kein sausender Dolman den Arm euch streift!
Noch des Mannes Haupt, den, hangend im Bügel,
Eben jetzt sein Pferd durch den Ginster schleift!

Da! — es stürzt! — Das edelste dieser Schlacht! —
Der Geschleifte liegt todt im Farr'n!
Und über ihn weg nun die wilde Jagd,
Die Laffeten, die Pulverkarr'n! —
Wer denkt noch an den? Wer unter den Wagen
Risse den noch hervor? Was Bahre, was Sarg!
Hört, Herr — doch dürft ihr es Keinem sagen! —
So stirbt in Europa der letzte Monarch!" —

Dem jungen Jäger schwirrt' es im Kopf
Und er that einen langeu Satz,
Und er fluchte: Vermaledeiter Tropf
Und vermaledeiter Platz;
Doch der Alte, kühl wie ein Seher eben,
Sah ihm ruhig nach von des Holzes Saum:
„Ja, flucht nur, Herr Junge! Könnt's doch noch erleben!
Seid ja siebenzehn oder achtzehn kaum!"

Dann pfiff er und zog übers Stoppelfeld —
Noch hat sich das Wort nicht erfüllt!
Doch der Birkenbaum steht ungefällt,
Und zwei Lager heute zerklüften die Welt,
Und Ein Hüben, Ein Drüben nur gilt!
Schon gab es Geplänkel, doch dauernd schlichten
Wird ein Schlag nur, wie jener, den wachsenden Strauß —
Und dem Jäger kommen die alten Geschichten,
Und er denkt: Schlüge dennoch das Volk in Gesichten
Seines nahenden Welttages Siege voraus?

Hamlet.

Deutschland ist Hamlet!
Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrab'ne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht,
Da steht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaubrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh' dein Schwert!
Man hat mir Gift in's Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund' an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt
und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, muth'gen That
Fehlt ihm die frische, muth'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Thun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rath —
er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verse seinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein, zu fechten:
So muß Polonius-Kotzebue
Den Stich empfangen —
statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh',
Verhöhnt sich selber in's Geheim;
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkön'gen,
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hat er Eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur:
Doch ach — das ist im letzten Akt,
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlag'nen, die sein Haß
Preisgab der Schmach
und dem Verderben,
Liegt er entseelt und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben.

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sah'n wir spielen erst!
Hab' acht, Held, daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf und komm' zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach' den Moment zu Nutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem
Schwert,
Eh' mit französischem Rapier
Dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer!
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh' dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!





R. E. Prutz.

Robert Eduard Prutz wurde am 30. Mai 1816 in Stettin geboren, studirte 1834—1838 in Berlin, Breslau und Halle Philosophie und Geschichte, lebte dann als Privatgelehrter theils in Halle, theils in Dresden, ging 1841 nach Jena, mußte jedoch seiner oppositionellen politischen Ansichten halber diese Stadt nach kaum zweijährigem Aufenthalt wieder verlassen. 1846 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin. Vergebens suchte er sich an einer Universität zu habiliren, behördliche und engherzige professorale Chikane machten diese Versuche stets zunichte. In Berlin wurde ihm selbst die Absicht, Vorträge über Litteraturgeschichte zu halten, durch die Polizei vereitelt. Infolgedessen ging er als dramaturgischer Leiter des Stadttheaters nach Hamburg, blieb in dieser Stellung jedoch nur bis zum Jahre 1848. In Berlin hatte Prutz als einer der glänzendsten und schlagfertigsten Redner des konstitutionellen Klubs lebhaften Antheil an der politischen Bewegung genommen und stand mit in vorderster Reihe im Kampf gegen die reaktionäre Regierung. In seinen Dichtungen nahm er entschieden gegen das Unterdrückungssystem der Regierung, gegen die Knebelung der Presse und den spießbürgerlichen Geist jener Zeit Stellung. Die Folge war denn auch das Verbot einzelner seiner Gedichtsammlungen, sodaß er in der Schweiz deren Drucklegung bewerkstelligen mußte. In dem Gedichte „An die Lieder" (siehe Seite 36) hat er in treffender Weise hiezu Stellung genommen. Als Prutz endlich im Jahre 1849 die Professur der Litteraturgeschichte in Halle erhielt, zog der gesammte Gelehrtenklüngel einmüthig gegen ihn zu Felde, sodaß er nach unzähligen Anfeindungen und Chikanen im Jahre 1858 freiwillig diesem Amte entsagte und nach seiner Vaterstadt Stettin übersiedelte. Dort nahm er seine öffentlichen Vorträge wieder auf und besuchte als Wanderlehrer zahlreiche Orte Deutschlands, bis er am 21. Juni 1872 einem langjährigen Leiden erlag. Außer zahlreichen Dichtungen hat Prutz auch eine Reihe dramatischer Werke geschrieben, besonders werthvoll sind aber seine litterarisch-historischen Arbeiten.



Der Minister.

Alles um des Volkes willen!
  Seht, ich lache selbst im Stillen
Dieser Bibeln und Postillen
Und daß man so gläubig ist:
Ich, für mich, bin Atheist!
Doch das Volk, das Volk muß glauben!
Glauben heißt der Talisman,
Dem die Erde unterthan.
Wir die Adler, sie die Tauben!
Und das Volk, das Volk muß glauben,
  Glauben — oder doch so thun.

Täglich in die Kirche laufen,
Himmlische Tractätchen kaufen
Und mit Jordanwasser taufen,
Sammt dem christlichen Verein —
Nun, für mich sind's Faselein.
Doch das Volk, das Volk muß beten!
Denkt, o denkt nur den Scandal,
Wenn die Bürger auch einmal
Gottlos, wie der Adel thäten!
Nein, das Volk, das Volk muß beten,
  Beten — oder doch so thun.

Ja, wenn ich es recht ermesse,
Kann vielleicht sogar die Presse
Für Beamte und Noblesse
Schon ein wenig freier sein.
Aber für die Anderen? Nein!
Nein fürwahr, das Volk muß schweigen.
Wer gehorchen will, sei stumm;
Schweigend wird das Publikum
Stets sich am loyalsten zeigen.
Drum das Volk, das Volk muß schweigen
  Schweigen — oder doch so thun.

Rechtfertigung.

Man hat die Poesie verklagt,
Man zürnt mit uns Poeten,
Daß wir mit stolzem Muth gewagt,
Vor unser Volk zu treten:
Daß wir gewagt, mit lautem Ton
Die Schlummernden zu wecken,
Daß wir gewagt, auf ihrem Thron
Selbst Könige zu schrecken.

„Schaut um euch", sagt man: „Alles still!
Die Lämmer geh'n und grasen,
Die ganze Welt ist ein Idyll,
Was nützt es, Lärm zu blasen?
Ihr ruft zur Schlacht Tag aus, Tag ein,
Wer soll die Schlachten schlagen?
So laßt doch das Trompeten sein,
Es will ja doch nichts sagen.

Die Muse ist ein Weib — wohlan!
Für Weiber ziemt die Klause.
Was ficht denn eure Muse an?
Was will sie außerm Hause?
Macht Verse wieder, wie zuvor,
Singt: blühe liebes Veilchen!
Und findet das kein off'nes Ohr,
Je nun, so schweigt ein Weilchen." — —

Und wär' es auch und wär' es so,
Wir wollen doch nicht schweigen!
Doch in die Lüfte stolz und froh
Soll'n unsre Lieder steigen!
Und wären alle Lerchen stumm
Und alle Nachtigallen,
So soll die Freiheit doch ringsum
Von allen Zweigen schallen!

Was? Wenn der Mond am Himmel steht
Und wenn die Sternlein flimmern,
Da soll auch hurtig der Poet
Ein Mondscheinliedchen wimmern!
Doch wenn aus Nacht und Nebel bricht
Der Zukunft gold'ne Sonne,
Da, wollt ihr, soll der Dichter nicht
Ausjauchzen seine Wonne?

An jedem Hälmchen, jedem Moos
Soll der Poet sich freuen,
Er soll die Blumen klein und groß
Poetisch wiederkäuen:
Doch wie? wenn der Geschichte Baum
Laut rauscht mit allen Zweigen,
Das freut euch nicht? das hört ihr kaum?
Da soll der Dichter schweigen?

Ihr laßt ihn gerne dies und das
Von Rausch und Reben singen,
Und wenn der Wein sich rührt im Faß
Soll auch die Leier klingen:
Doch wenn der Geist, der ew'ge gährt,
Daß alle Herzen dröhnen,
Das dünkt euch nicht Besingens werth,
Da soll kein Lied ertönen?

Ihr hört dem Dichter ruhig zu,
Singt er von Liebesschmerzen,
Ihr kriegt nicht satt sein ewig: Du,
Du, du liegst mir im Herzen.
Doch wenn ein Mann zur Liebsten sich
Die Freiheit hat erkoren,
Da dünkt das Lied euch kümmerlich,
Da schmerzen euch die Ohren?

Nun gut, so rutscht denn auf dem Knie,
So räuchert eurem Fetisch,
Und klagt, die neue Poesie
Sei gar zu unästhetisch:
Wir kümmern uns den Teufel drum,
Wie man uns kritisire,
Und ob ein feines Publikum
Uns höchlich degoutire!

Dich, deutsche Jugend, dich allein,
Dich suchen diese Lieder.
Dein Ohr ist wach, dein Herz ist rein,
Dein Busen hallt sie wieder.
Die Jugend nur, die Jugend nur,
Die Jugend soll uns hören,
Und nicht Kritik und nicht Zensur
Soll uns're Lieder stören!

Warum?

Wär' es ein Roß, das mit verhängten Zügeln
Erdwärts den Reiter schleudert aus den Bügeln:
Die Mähne fliegt, die heißen Nüstern dampfen,
Die Adern beißt es mit dem eignen Zahn,
Rings dröhnt das Thal von seiner Hufe Stampfen
Und, gleich dem Sturmwind, fliegt es seine Bahn:
Wär' es ein Roß, ihr würdet es nicht wagen,
Zum Stall zurück das freie Thier zu jagen.

Wär' es ein Sturm, was jetzt die Erde rüttelt,
Mit eh'rner Faust der Bäume Kronen schüttelt:
Da kracht der Wald, da stürzen eure Mauern,
Da schäumt der Gießbach durch die wüste Flur,
Und athemlos, als wie in Fieberschauern,
Gebeugten Knies, lauscht zitternd die Natur:
Wär' es ein Sturm, mit ängstlicher Geberde,
Das Haupt bekreuzend, lägt ihr an der Erde.

Ja wär's ein Feu'r, was durch die Welt jetzt lodert
Und unerbittlich seine Opfer fordert:
Hoch wallt der Dampf und luft'ge Funken sprühen,
Beschwingte Drachen, durch die Nacht daher,
Die Erde seht ihr, seht den Himmel glühen,
Wohin ihr schaut, ein einzig Flammenmeer:
Ja wär's ein Feuer mit gesenkten Händen,
Ihr grimmig Werk ließt ihr die Gluth vollenden. —

Und doch das Roß ist nur ein Thier, nichts weiter,
Und leicht bezwingt es der gewandte Reiter;
Lahm wird der Sturmwind, mit gebroch'nen Schwingen,
Ein müder Vogel, sinkt er in den Sand;
Und wenn des Wassers linde Quellen springen,
Erlischt zuletzt der fürchterlichste Brand.
Die ihr euch feig vor Roß, Sturm, Feu'r bewiesen,
Den freien Geist, warum bekämpft ihr diesen?



Abschied.

Einem Auswanderer.

Und muß es denn und muß es sein
Und müssen wir uns trennen,
Wohlan, so schenkt noch einmal ein
Und laßt noch einmal zu dem Wein
Die Herzen lodernd brennen!

Du gehst, o Freund, nicht thränenlos,
O laß sie, laß sie rinnen!
Denn ach! von deiner Mutter Schooß,
Du reißt vom Vaterland dich los,
Ein neues zu gewinnen!

Von fremder Küste, stolz und frei,
Die Wälder hörst du rauschen;
Willst gegen seid'ne Sklaverei,
Willst gegen bunte Liverei
Die nackte Freiheit tauschen.

Du bist es satt ein Knecht zu sein,
Und frei dich nur zu träumen.
Du bist es satt, mit Heuchelein,
Mit gold'ner Worte Flitterschein
Die Kette zu umsäumen.

Du bist des eignen Volkes satt,
Der schmachgewohnten Seelen:
Des Volkes, das, zum Handeln matt,
Gelehrte nur und Dichter hat
Und dem die Männer fehlen!

Du wirst nicht glücklich werden, nein!
Auch nicht im freien Lande.
Doch willst du lieber elend sein,
Im fremden Land, stumm und allein,
Als Knecht im Vaterlande.

O dürften wir in deinem Lauf,
O dürften wir dich halten!
Und dürften sagen: schau, hinauf!
Da steigt die Sonne schon herauf,
Der Tag will sich entfalten!

Umsonst! noch säumt das holde Licht,
Noch sind die Herzen bleiern,
Noch rühren sich die Släfer nicht,
Noch ist das Höchste ein Gedicht
Das die Poeten leiern!

Und doch, ihr Brüder, schenket ein!
Doch muß ein Morgen tagen,
Da bricht die Freiheit stolz herein,
Da wird bei Ja, da wird bei Nein,
Da wird das Joch zerschlagen!

Ein Tag, wo die Trompete klingt,
Die Männer anzuwerben!
Es kommt ein Tag, der, sturmbeschwingt,
Zurück in unsern Arm dich bringt,
Zu siegen und zu sterben!

Billigkeit.

Nein, sie taugt nicht, unsre Jugend!
Nein, ihr fehlt die beste Tugend,
Ihr gebricht die Billigkeit.
Herzlich lieben, herzlich hassen,
Ja, in Bücher mag es passen;
Doch als Mensch muß man sich fassen
Und die Wahrheit kommt nicht weit:
Seid doch billig!
Seid doch willig!
Jedes Ding hat seine Zeit.

Allzuscharf, wißt ihr, macht schartig.
Tadeln dürft ihr, aber artig;
Räsonniren, aber sacht!
Flüstern müßt ihr, niemals sprechen,
Immer biegen, niemals brechen,
Jeder Mensch hat seine Schwächen,
Jeder Tag hat seine Nacht:
Seid doch billig!
Seid doch willig!
Nehmt die Billigkeit in Acht!

Swarz und Weiß, das sind Extreme,
Grau, das ist das Angenehme,
Das so Schwarz wie Weiß enthält.
Jede Sache hat zwei Seiten,
Ueber jede läßt sich streiten;
Anders denken andre Zeiten
Und das Neueste gefällt:
Seid doch billig!
Seid doch willig!
Billigkeit regiert die Welt.

Seht, ihr selber werdet älter,
Eure Herzen werden kälter
Und das Lebensöl verbrennt.
Eure Worte werden feiner,
Eure Wünsche werden kleiner,
Werdet noch wie Unsereiner,
Ordensband und Rathspatent!
Drum hübsch billig!
Drum hübsch willig!
Oder sonst, potz Sapperement . . .

Den Todten.

Und wenn die Welt, die taube, mich verlacht
Und wenn die Lebenden nicht hören wollen:
Steigt ihr herauf aus eures Grabes Nacht,
Ihr Blutigen, ihr Narbenvollen!
's ist Mitternacht: das ist die rechte Stunde,
Da wird getanzt, gewürfelt und gezecht:
Kommt, tretet ein! Enthüllet eure Wunde,
Setzt euch heran! und sprecht aus stummem Munde
Zu diesem tändelnden Geschlecht! — —

Wie nun? Nicht wahr? Es sieht sich garstig an,
Das bischen Mensch, wenn sie's zu Grabe trugen?
Euch ekelt, nicht? — Und doch war es ein Mann,
Dem warm, wie euch die Pulse schlugen!
Der an dem Leben heiß, wie ihr, gehangen,
Der gierig auch um jede Blüthe warb,
Der auch ein Weib, der Kinder auch umfangen —
Und der doch lächelnd in den Tod gegangen
Und der mit Freuden dennoch starb!

Für wen? Für wen? O Fluch auf euch! für wen?
Wer rief sie auf, wer führte sie zum Streite?
Wer ließ sie fest im Kugelregen steh'n,
Als ob es Rosenblätter schneite?
Wer war der Gott, der leuchtende der Schlachten?
Vor wem verschwand des Grabes Finsterniß?
Und als die Donner der Kanonen krachten,
Wer war es, wer, an den die Herzen dachten,
Noch da die Kugel sie zerriß?

Ihr wart es nicht — o nein! wo waret ihr?
Das dumme Volk ließt ihr voranmarschiren
Und hinktet nach, mit Feder und Papier,
Die Bulletins zu stylisiren.
Was scheeren euch die Bürger, die Soldaten?
Futter für's Pulver, dazu sind sie da!
Und während furchtlos sie im Blute waten,
Verschachert ihr Nationen, schneidert Staaten
Und schreit zuletzt Victoria! —

Sie aber wandelten voll Heldenmuth,
Für Recht und Freiheit freien Tod zu sterben;
Sie dachten nicht mit ihrem rothen Blut
Nur Königsmäntel neu zu färben.

Sie wollten es als Opferwein vergießen,
Für's Vaterland, für den entweihten Herd:
Durch alle Adern sollt' es lodernd fließen,
Die Freiheit sollt' aus ihrem Blute sprießen,
Gleich wie vom Himmelsthau genährt!

Und nun? und nun? Weh meinem armen Land,
Das selbst das Blut der Bürger nicht befreite!
Für das umsonst, den Degen in der Hand,
Die Jugend sich dem Tode weihte!
Sie wollten Rosen sä'n, — und säten Kletten,
Tag sollt' es werden — und es wurde Nacht:
Auf ihren Gräbern wieder klirren Ketten,
Und wieder jetzt, das Vaterland zu retten,
Bedarf es einer neuen Schlacht! —

Und ist umsonst die größte That gescheh'n,
Und sind umsonst die Edelsten gefallen:
Was sollen nun die stolzen Mausoleen,
Die Obelisken und Walhallen?
Das ist die Art, wie Kön'ge sich bedanken!
Auf Herz bei ihnen reimet Erz allein:
Und alles Blut, das diese Felder tranken,
Und alle Herzen, die zu Asche sanken,
Bezahlen sie mit einem Stein!

Es sei, wohlan! Vollendet wird die Zeit
Und höher schon die Schatten seh' ich ragen.
Dem Tod auch ihr, auch ihr seid ihm geweiht,
Auch euch läßt sich der Wurm behagen!
Ihr werdet hingeh'n — aber ohne Klage!
Kein Auge wird bei eurem Tod genetzt:
Frohlockend hebt, mit freiem Flügelschlage,
Die Freiheit sich aus eurem Sarkophage —
Ihr oder wir, wer lacht zuletzt?



Sonntagsfeier.

Was schwebt dort auf des Wohllauts Schwingen
Zu mir herüber durch die Luft?
Ich hör' es rauschen, hör' es klingen
In süßem morgendlichem Duft:
Das ist die Orgel, sind die Glocken
Und der Posaunen ernster Klang,
O horch, sie laden mich und locken
Zu einem längst entwöhnten Gang.

Sieh, vor der Kirche, welch' Gedränge!
Vom Staub des Werkeltages rein,
Drängt Alt und Jung, in bunter Menge
Sich in das Heiligthum hinein:
Und hier, im sonntäglichen Kleide,
Den Kranz im glattgestrichnen Haar,
Gesenkten Aug's, doch Augenweide,
Der Jungfrau'n wunderholde Schaar.

Sie gehen all' mit leisen Schritten,
Erwägend ihres Herzens Noth;
Sie wollen beten, wollen bitten
Um Haus und Hof und täglich Brot:
Daß sich die Krankheit endlich wende,
Daß auf dem Feld die Frucht gedeih'
Und daß die Arbeit ihrer Hände
Mit gutem Zins gesegnet sei.

O Wahn des Glaubens, süße Stille,
In der das Herz sich selbst verlor,
Du meiner Kinderwelt Idylle,
Was steigst du heute mir empor?
Und würde mir die Welt zu eigen
Und neigten alle Sterne sich:
Ich könnte doch mein Knie nicht neigen,
Nicht deine Psalmen rühren mich! —

Denn and're Glocken hör' ich tönen.
Ein and'res Lied steigt himmelwärts
Und anders strömt mit mächt'gem Dröhnen
Drommetenklang mit in das Herz!
Wir stehen auch gedrängt in Schaaren
Wir Männer, die der Tag erweckt;
Doch keinen Kranz in unsern Haaren,
Mit Myrten nur das Schwert bedeckt!

Wir glauben auch an einen Morgen,
An einen Sonntag hell und licht,
Der, blöden Augen noch verborgen,
Die Wolken endlich doch durchbricht!
Wir beten auch — unausgesprochen,
Ein Hauch, der uns're Brust durchweht,
Ein stummer Schwur, ein Herzenspochen,
Und eine That — das ist Gebet!

Drum sollt ihr uns nicht gottlos schmähen,
Nennt uns nicht Ketzer, treibt nicht Spott:
Auch hier, wo uns're Fahnen wehen,
Der freie Geist ist auch ein Gott!

Von allem Finstern, allem Bösen,
Von Sklavenketten groß und klein,
Er wird noch einmal uns erlösen,
Noch einmal unser Heiland sein.

Laßt denn geduldig, ohne Grollen
Uns wandeln auf verschiednem Pfad:
Sei jeder nur getreu im Wollen,
Nur jeder männlich in der That!
Dann deinen Gläub'gen, deinen Frommen,
Mit Liederklang, mit Schwerterschlag,
Dann wirst auch du uns endlich kommen
Du, unser Sonntag, Freiheitstag!

Entscheidung.

Schaut hin! schon peitscht mit nassen Flügeln
Der Sturm das aufgeregte Meer,
Schon wälzt auf grauen Wasserhügeln
Begierig sich der Tod einher.
Was wir schon lange drohen sah'n,
Nun ist es da, nun laßt das Jammern!
Nun an den allerletzten Span
Mit trotz'gen Händen laßt uns klammern!

Den Feigling müssen wir bedauern,
Der einzig nur sein Leben schätzt,
Der es nicht froh, mit Wonneschauern,
An eine große Sache setzt!
Der lieber still am Ufer liegt
Und mit den Schmetterlingen gaukelt,
Als daß er mit dem Sturme fliegt
Und sich dem Tod entgegen schaukelt!

Doch wo die Wellen tosend schlagen
Hoch über dem empörten Grund,
Da fühlt in göttergleichem Wagen
Ein männlich Herz sich erst gesund.
Drum fröhlich in den Kampf hinein!
Wer siegen will, muß sterben können:
Ja, soll das Leben recht gedeih'n,
Muß man dem Tode auch was gönnen.

An die Lieder.

Nun so schwebt denn, meine Lieder,
Aus der Heimath ihr verbannt,
Schwebt auf tönendem Gefieder
In das freie Schweizerland:
Frei, trotz Pfaffenlist und Fehde,
Frei, trotz Dämmerung und Nacht,
Dennoch frei! weil uns're Rede
Dort kein Censor überwacht!

Zwar ihr stammt aus deutschem Herzen
Wurdet groß an deutschem Herd,
Deutsche Lust und deutsche Schmerzen
Haben wechselnd euch genährt:
Doch was hilft's? Ihr seid gewogen,
Aber ach! zu leicht erkannt:
Seid ihr doch nicht zwanzig Bogen!
Und so müßt ihr aus dem Land

Schwebt denn hin, wo zu den Sternen
Sich die Alpe kühn erhebt,
Wo in blauen Himmelsfernen
Freien Flugs der Adler schwebt!
Von den Stürmen lernt das Sausen,
Das die Waldung niedermäht,
Von den Strömen lernt das Brausen,
Dem kein Felsen widersteht!

Horcht, o horcht dem Alpenreigen,
Der das tiefste Herz durchdringt,
Und den Schweizer, ach! so eigen
Heimwärts in die Berge zwingt:
So, wie heimathliche Glocken,
Wie ein Alphorn süß und weich,
So zur Freiheit sollt ihr locken
Das verirrte deutsche Reich!

Bis der Zukunft Rosen blühen
Nach der winterlichen Nacht,
Bis, wie prächt'ges Alpenglühen
Morgenroth der Freiheit lacht!
Bis, wie Donner der Lawinen,
Deutschland seine Ketten sprengt.
Bis ein neuer Tell erschienen,
Und die That das Lied verdrängt!

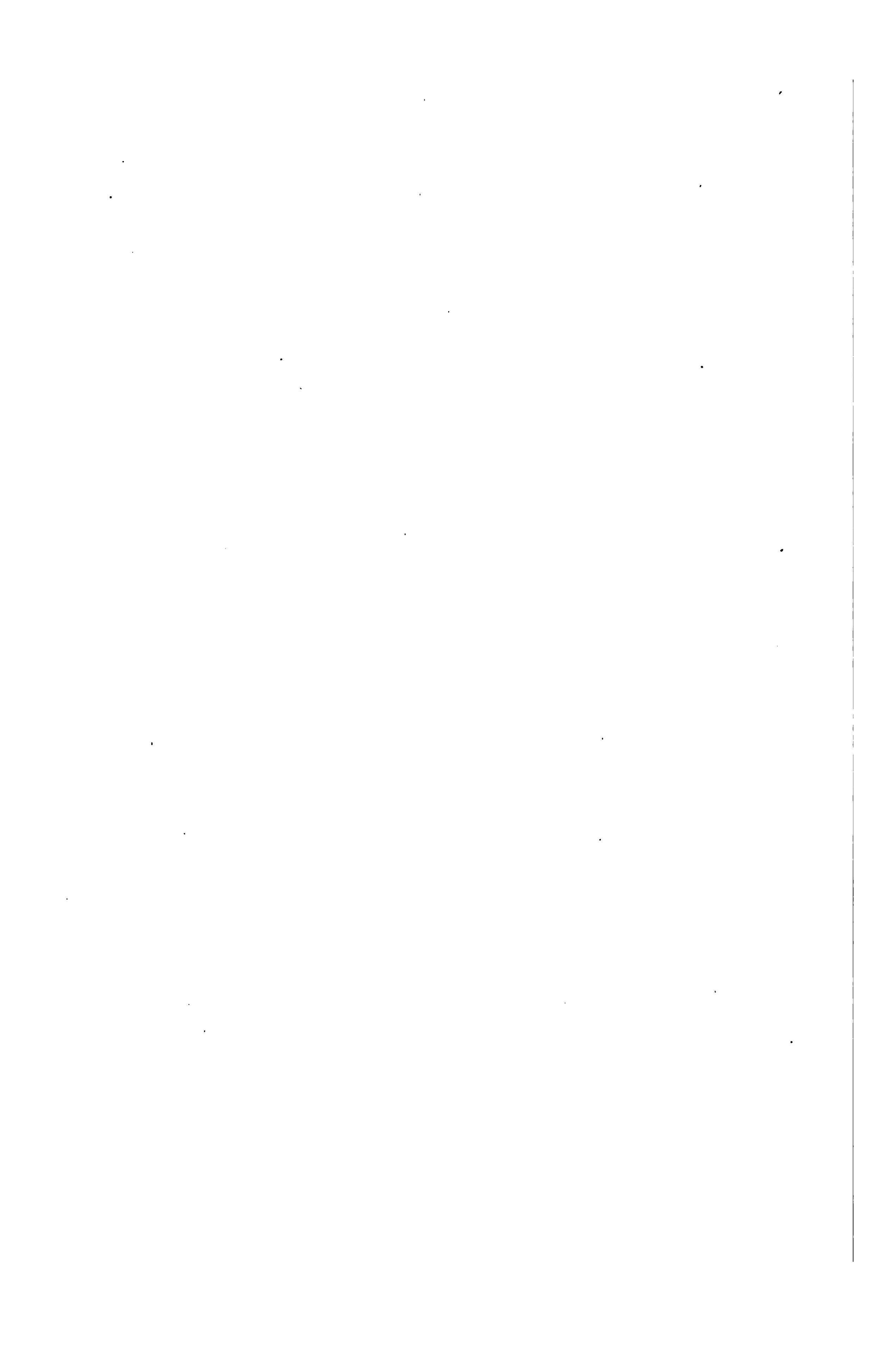




Jakob Audorf.

Jakob Audorf wurde am 1. August 1835 in Hamburg als Sohn des Haartuchwebers Jakob Audorf geboren. Er besuchte die Armenschule, um sodann das Schlosserhandwerk zu lernen. Durch eisernen Fleiß verstand es Audorf, die mangelhaften Kenntnisse, die er sich in der Schule erworben hatte, zu vervollständigen und sein jahrzehntelanger Aufenthalt in der Schweiz, in Frankreich und besonders in Rußland verschaffte ihm Gelegenheit, auch in sprachlicher Beziehung sich weitgehende Kenntnisse anzueignen. 1864, anläßlich der Todtenfeier für Ferdinand Lassalle, verfaßte Audorf jenes unsterbliche Lied, das unter dem Namen „Deutsche Arbeiter-Marseillaise" Gemeingut des arbeitenden Volkes deutscher Zunge geworden ist (Seite 40). 1868 trat er in die Redaktion des „Hamburg-Altonaer Volksblattes ein, gab seine Stellung jedoch in Folge der politischen Meinungsverschiedenheiten, die durch die sog. Most-Hasselmann'sche Richtung in der deutschen Sozialdemokratie sich geltend machten, wieder auf und kehrte nach Rußland zurück, woselbst er bis zum Jahre 1887 in verschiedenen Stellungen verblieb. 1887 nach Hamburg zurückgekehrt, trat Audorf in die Redaktion des „Hamb. Echo" ein, der er bis zu seinem am 20. Juni 1898 erfolgten Tode angehörte. Seine Gedichte erschienen 1893 im Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart. Treffend heißt es in der seinen Gedichten vorangesetzten Biographie: „. . . Er hat aus den Empfindungen seiner Arbeits- und Gesinnungsgenossen heraus „freiweg" gesungen, was die Arbeiterschaft Deutschlands bewegt. . . . Alle Lieder Audorf's durchzieht ein wohlthätiger Hauch von Wahrheit und Gesundheit; da sind keine gemachten Gefühle; das ist alles echt und aus dem vollen Leben heraus gesehen, gehört, empfunden und kunstreich wieder herausgestellt zu unverfälschtem Genuß für Hörer und Leser. . . ."







Fahnenlied.

(„Hier unser Banner, hier uns're Ehre!")

Purpurroth als Bundeszeichen,
Fahne, wehe uns voran!
Wollen uns die Hände reichen
Dir zum Treuschwur Mann an Mann!
Tröstend in des Lebens Tücken
Leuchte uns dein Purpurroth,
Wo die Arbeit man will drücken,
Schütze unser täglich Brot!

Purpurroth, als Liebeszeichen
Sollst du frei in Lüften weh'n,
Knorrig wie des Waldes Eichen
Wollen fest wir zu dir steh'n;
Und ob dich auch noch verfehmet
Feigheit, List und Niedertracht,
Wo das Volk sich härmt und grämet,
Tröste deiner Farbe Pracht!

Purpur war in alten Reichen
Herrscherzier auf gold'nem Thron;
Jetzt ist dein dies stolze Zeichen,
Dein, du Proletariersohn!
Man wird tapfer vorwärts ringen,
Hebt sich früher oder spät
Aus den ärgsten Schergenschlingen
Stolz die Volkesmajestät!

Purpurroth drum wehe, walle,
Fahne du in unsern Reih'n,
Und ein Donnerruf erschalle:
Roth soll unser Banner sein!
Menschenliebe, Freiheit, Friede,
Schreiten segnend durch die Welt,
Wo man froh im freud'gen Liede
Hoch das rothe Banner hält!

Lied der deutschen Arbeiter.

(1864.)

Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet,
Zu uns'rer Fahne steht zu Hauf!
Wenn auch die Lüg' uns noch umnachtet,
Bald steigt der Morgen hell herauf!
Ein schwerer Kampf ist's, den wir wagen,
Zahllos ist unsrer Feinde Schaar,
Doch ob wie Flammen die Gefahr
Mög' über uns zusammenschlagen,
Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all':
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Der Feind, den wir am tiefsten hassen,
Der uns umlagert schwarz und dicht,
Das ist der Unverstand der Massen,
Den nur des Geistes Schwert durchbricht.
Ist erst dies Bollwerk überstiegen,
Wer will uns dann noch widerstehn?
Dann werden bald auf allen Höh'n
Der wahren Freiheit Banner fliegen!
Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all':
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

„Das freie Wahlrecht ist das Zeichen,
In dem wir siegen"; — nun, wohlan!
Nicht predigen wir Haß den Reichen,
Nur gleiches Recht für Jedermann.
Die Lieb' soll uns zusammenketten,
Wir strecken aus die Bruderhand,
Aus geist'ger Schmach das Vaterland
Das Volk vom Elend zu erretten!
Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all':
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Von uns wird einst die Nachwelt zeugen;
Schon blickt auf uns die Gegenwart.
Frisch auf, beginnen wir den Reigen!
Ist auch der Boden rauh und hart.

Schließt die Phalanx in dichten Reihen!
Je höher uns umrauscht die Fluth,
Je mehr mit der Begeist'rung Gluth
Dem heil'gen Kampfe uns zu weihen!
Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all':
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Auf denn Gesinnungskameraden,
Bekräftigt heut' auf's Neu den Bund,
Daß nicht die grünen Hoffnungssaaten
Geh'n vor dem Erntefest zu Grund.
Ist auch der Säemann gefallen,
In guten Boden fiel die Saat:
Uns aber bleibt die kühne That,
Heil'ges Vermächtniß sei sie allen!
Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all':
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Das stumme Königreich.

(1889.)

Es herrscht ein König voller Macht
Gar über viele Leute,
Er führt sie nicht zu Kampf und Schlacht
Und macht doch reiche Beute.
Den Bienen gleich, ein dunkler Schwarm,
So ziehen sie zur Zeche
Und kräftig streckt des Handwerksarm
Die Stahl- und Eisenbleche,
Sonst ist's stumm, ringsum,
Im Königreiche Stumm.

Der schwere Eisenhammer stöhnt
Und senkt sich wuchtig nieder,
Daß ringsherum die Erde dröhnt,
Erschütternd alle Glieder
Den Männern, die bei weißer Gluth
Der Oefen Rachen schüren,
Halbnackend, schwitzend bis auf's Blut,
Die Eisenklötze führen.
Sonst ist's stumm, ringsum,
Im Königreiche Stumm.

Der König spricht: „Ich sorg' für euch,
Stets könnt ihr auf mich zählen,
Dafür dürft ihr in meinem Reich
Auch keinen andern wählen!
Was wäre, wenn man mich nicht hätt'?
Zwar habt ihr freien Willen,
Jedoch schlag' ich an's schwarze Brett,
Die meinen nicht erfüllen!"
Da ist's stumm, ringsum,
Im Königreiche Stumm!

„Ob Lehrer oder Lieferant,
Ob Säugling in der Windel,
Wer selber denkt in meinem Land,
Der schnür' nur gleich sein Bündel!
Ich bin ein Herrscher mächtig, groß!
Deß' sind mir Tausend Zeugen,
In meiner Hand nur ruht ihr Loos,
Daß stumm sie mir sich beugen!"
Und stumm ist es ringsum
Im Königreiche Stumm!

Stumm ist's ringsum im Königreich,
Wie man auch pocht und hämmert,
Ob auch in manchen Köpfen gleich
Es schon allmählich dämmert:
„Zwar herrschet noch das schwarze Brett,
Wir hämmern und wir schweißen;
Doch kommt die Zeit, die macht es wett,
Dann wird es nicht mehr heißen:
Und stumm ist es ringsum
Im Königreiche Stumm!"

Aus der Gegenwart.

Die freie Selbstbestimmung! Hehrer Klang,
Deß voller Inhalt Menschen macht zu Göttern,
Der dumpf erbraust in wilder Wogen Drang,
Blitzleuchtend zuckt aus dunkeln Sturmeswettern,
Wo find' ich dich in unsrer Erde Sein?
Wo dich in unsrem Wirken, Schaffen, Streben?
Wo find' ich, Freiheit, dich, die du allein
Das Glück uns kannst und wahren Frieden geben?

Siehst du den Mann mit schon ergrautem Haar?
Vom Eisenstaub geschwärzt sind Wang' und Hände;
Im Rauch des Schlotes schafft er Jahr um Jahr,
Von Jugend auf bis an sein Lebensende;

Nun, da sein mühsam Tagewerk vollbracht,
Trägt er in's ferne Dorf die müden Glieder,
Zu ruhn, bis er beim Hahnenschrei erwacht,
Da dreht für ihn der Tretmühl' Rad sich wieder.

Frag' ihn: Sag an, wie kamst du zur Fabrik?
War es dein eig'ner Wunsch, warst du gezwungen?
Antworten wird er dir mit trübem Blick:
„Ich kam dazu wie alle andern Jungen;
Ich war noch klein, ging kaum in's zwölfte Jahr,
Da hat mein Vater mich einst mitgenommen;
Er frug mich nie, ob es mein Wille war,
So sind wir, glaub' ich, Alle hingekommen!"

Frag' dort den Tagelöhner hinterm Pflug,
Er wird dir fast dieselbe Antwort geben:
„Die Armuth meiner Eltern war der Fluch,
Der mich gehemmt an jedem Höherstreben!"
Frag' Jeden, ob er selber frei sich schuf
Des Lebens Laufbahn einst in seiner Jugend,
Ob er auch wirkt in dem, was ihm Beruf,
Und nicht nur aus der Noth macht eine Tugend?

Wohin wir blicken, nichts als Sklaverei,
Hier in der Stumpfheit, dort im wilden Jagen
Nach Reichthum und Gewinn, um sorgenfrei
Noch nicht zu sein, selbst in des Alters Tagen!
Und dennoch singt man uns das Jubellied:
„Der Mensch ist frei und dies der Welten beste".
Dieweil er lebelang im Joche zieht,
In das hinein man schon als Kind ihn preßte.

Das preißt als Freiheit man im heut'gen Staat,
Das ist die vielgerühmte Selbstbestimmung,
In der der Mensch Anspruch auf Würde hat,
Selbst in ergebenster Rückgratsverkrümmung!
Das nennt man Selbstbestimmung, die befugt,
Durch Schwindel Millionen zu verdienen,
Indeß sie hoffnungslos vom Webstuhl lugt
Hohläugig aus des Hungertyphus Mienen!

Geht doch mit euren Phrasen, geht, ihr Herrn,
Ihr tanzt den Reigen vor dem gold'nen Kalbe!
Mit schönen Worten schmückt ihr stets euch gern,
Doch eure Freiheit ist nur eine halbe!
So lang' ein Jeder nach Besitz nur strebt,
Der doch zu Theil wird wen'gen Auserwählten,
So lang' das Kapital die Krallen gräbt
In's Fleisch der Armuth, der zu Tod gequälten, —

So lange bleibt es uns ein leerer Klang,
Vom freien Sebstbestimmungsrecht zu sprechen,
So lange herrscht nur Uebermuth und Zwang,
Bis doch zuletzt der Arbeit Fesseln brechen;
Bis endlich, endlich ab die schwere Last
Die Arbeit wirft und ihre Hungersorgen, —
Wenn jeder Mensch der Erde gleicher Gast,
Dann erst beginnt der wahren Freiheit Morgen!



Heinrich Heine.

(September 1856.)

Zu Grabe trug man Heinrich Heine,
Den Helden der deutschen Poesie —
O, weine, Deutschland, weine, weine!
Solch' zweiten Dichter zeugst du nie!
In seiner bunten Liedermenge,
Die wie ein Strom dahin gerauscht,
Da wogten Töne, bebten Klänge,
Die der Natur er abgelauscht.

Das waren nicht gereimte Worte,
Das athmete wie Maienluft:
Das war ein Zweig, der nie verdorrte,
Umhaucht vom würz'gen Waldesduft.
Das macht ihm jedes Herz zu eigen,
Und klang so hell, so glockenrein,
Das bebte froh wie Elfenreigen,
Im mitternächt'gen Mondenschein.

So war sein Lied. Doch wenn er mächtig
Die blumumkränzte Streitaxt schwang,
Wie blitzte die so hell und prächtig
Im Sonnenstrahl, so scharf und blank.
Ein wack'rer Kämpe zum Gefechte
Zog er dann hochbegeistert aus,
Und für der Menschheit heil'ge Rechte
Bestand er manchen harten Strauß.

Schon hier auf dieser schönen Erden
Wollt' er uns einen Himmel bau'n;
Hier sollten wir schon selig werden,
Nicht hoffend auf ein Jenseits schau'n.
Für diese Welt sind wir geschaffen
Mit unserm Leib, der Gott entstammt;
Drum kämpft' er wider jene Pfaffen,
Die alles Irdische verdammt.

Wie? Uns nur auf den Himmel weisen,
Wo wir dereinst in Seligkeit
Gott sollen loben noch und preisen
Für alles bitt're Erdenleid?
Befreien wollt' er die Gemüther
Von solchem Wahn, der sie bethört:
Ein gleiches Recht an alle Güter,
Das ist es, was er uns gelehrt!

Das leuchtet klar durch seine Lieder,
Wie froh bewegter Sonnenstrahl!
Das gab uns unsrer Erde wieder,
Dem lang verschrienen Jammerthal. —
So schlug er nieder die Philister
Mit seinem Geiste, seinem Spott,
Und kämpfte als ein Hohepriester
Für seine Lehre bis zum Tod.

Uns Freunde, war es nicht beschieden,
Ihm Blumen in sein Grab zu streu'n.
Er schläft jetzt still den ew'gen Frieden,
Kann nicht mehr unsern Feinden dräu'n;
Doch ewig wird sein Name glänzen
In unsrer großen Männer Reih'n!
Drum laßt sein Bildniß uns umkränzen,
Laßt ewig ihm uns dankbar sein!

Zum Todestage Robert Blum's.

(In den fünfziger Jahren wurde alljährlich am 9. November in Frankfurt a. M. zum Gedächtniß an die Erschießung Robert Blum's (9. November 1849) von unbekannter Hand eine schwarze Fahne aufgeflanzt.)

Ganz nah am Sachsenhäuser Strande
Steht eine Hütte, eng gebaut,
Fest wurzelt sie im Ufersande,
Und ist vor Alter schier ergraut;
Gar manch' Geschlecht sah sie erblüh'n,
Gar manchen Sturm vorüber zieh'n,
Doch immer steht sie unerschüttert
Im Sturm, der sie auch heut' umwittert.

Des Mainstroms dunkle Wellen rauschen,
Sie fliehen vor des Sturmes Macht,
Durch wild zerfetzte Wolken lauschen
Einsame Sterne durch die Nacht.
In schwarzer Wolken sich're Hut
Birgt Vollmond seine Silbergluth,
Und durch der Winde heulend Stürmen
Schallt Mitternacht von Frankfurts Thürmen.

Des Tages Mühe drückt im Traume
Gar süß die müden Augen zu:
Auch in der Hütte engem Raume
Begab sich Alles längst zur Ruh';
Der Vater nur allein noch wacht,
Bald horcht hinaus er in die Nacht,
Bald beugt hinab er sich zur Wiege
Belauscht der Theuren Athemzüge.

Sie schlafen fest — drauf rüstet leise
Der Fischer sich zur nächt'gen Fahrt,
Und eilt hinaus, wo schon zur Reise
Längst fertig ihn sein Sohn erharrt;
Empfiehlt sein Haus des Himmels Schutz,
Und Wind und Wetter baß zum Trutz,
Weiß schnell mit wetterfesten Händen
Hinaus den Nachen er zu wenden. —

Wo treibt dich hin dein ruhlos Sinnen,
Du Fischersmann so treu und gut?
Trotz'st du um zeitliches Gewinnen
In solcher Nacht des Sturmes Wuth? —
O nein! — ihm glänzt ein höher Ziel,
Sein Herz belebt ein fromm Gefühl,
Ein heißer Drang, der Welt zu nützen;
Ein guter Genius mög' ihn schützen! —

Er aber stemmet in die Wogen
Des Ruders Kraft mit frohem Muth,
Bis vor ihm sich die Brückenbogen
Schwarz gähnend heben aus der Fluth;
Und in den Ring im Mauerstein
Hängt er gewandt die Ketten ein,
Damit der Nachen fest verbleibe,
Und nicht der Strom ihn abwärts treibe.

„Siehst du den Kaiser Karl dort ragen?"
Der Fischer spricht's mit ernstem Blick,
„Jetzt gilt es noch ein kühnes Wagen,
Dann fahren wir getrost zurück.
Uns schützt die finst're Wetternacht!
Hier ist die Fahne, frisch gewagt!
Auf des Karolus Kronenzacke
Pflanz' diese schwarze Trauerflagge!"

Und mit des Wurfes kund'gen Händen
Zur Brücke auf das Seil er schwingt,
Wo in der Brüstung zack'gen Enden
Des Seiles Haken fest sich schlingt;

Und an demselben, Hand um Hand,
Erklimmt die steile Brückenwand
Der kühne Bursche, bis er oben
Hinaus lugt in des Wetters Toben.

Rings um ihn ist die Welt entschlafen,
Die Wache lehnt im Schilderhaus,
Still und verlassen liegt der Hafen,
Der Knabe aber horcht hinaus
Und steigt hinauf zum Kaiserbild;
Ob auch sein Herz ein Grau'n erfüllt,
Daß ihn des Vaters Lob belohne,
Schmückt mit der Flagge er die Krone.

Fest schürzt er noch den letzten Knoten,
Da packt den Knaben wilde Lust;
Daß er vollbracht, wie ihm geboten,
Lockt ihm ein Jauchzen aus der Brust;
Doch die Gefahr mahnt ihn zur Eil',
Leicht wie ein Pfeil eilt er zum Seil,
Und schneller als er es erklommen
Ist er vom Vater aufgenommen.

Und als sie heim die Fahrt nun leiten
Und hoch die Fahne flattern seh'n,
Da will des Mannes Herz sich weiten,
Er kann dem Drang nicht widersteh'n:
„Du Himmelslicht, birg' deine Gluth,
Braus' fort du Sturm — schäum' auf du Fluth,
Erhebet eure Donnerstimme,
Ihr habt ein Recht zu eurem Grimme!

Die Zeit vernarbt gar manche Wunde,
Nur nicht, die man dem Volke schlägt;
Du aber, Fähnlein, gib nun Kunde
Vom Schmerz, der zuckend uns bewegt!
Das ist das Weh – es kreist die Zeit
Und welche Frucht sie einst auch beut,
Die Wahrheit kann nicht unterliegen,
Sie wird und muß einst glänzend siegen!"

Der Fischer schweigt — die Ruder theilen
Mit sich'rem Schlag die nasse Bahn,
Die hochbewegten Wellen eilen
Schnell heimwärts mit dem schwanken Kahn;
Bald legt er an am sichern Port,
Ein guter Engel wachte dort,
Und bald umfängt auch sie, die Müden,
Des schönsten Traumes sel'ger Frieden. —

Die Fahne aber ward gefunden
Beim Tagesgrau'n am Kaiserbild,
Und wie des eis'gen Zwangs entbunden,
Ein Quell zum trotz'gen Sturzbach schwillt,
So hört man bald von Jung und Alt:
„Wißt ihr, wem jene Fahne galt?!
Ein heil'ges Zeichen ist sie Allen, —
Heut' ist einst Robert Blum gefallen!"

Dividenden-Knechtschaft.

In starker Faust den Schlägel und das Eisen,
Das war bisher des Bergmanns stolzes Wappen;
Als glücklich hörte oft das Loos man preisen
Des, der sich zählte zu den Bergwerksknappen;
Von altersher gesucht und angesehen,
War stets der Bergmannsstand ein frei Geschlecht,
Er durfte stark auf seinem Recht bestehen,
Nie war ein Bergmann ein leibeig'ner Knecht.

So war es einst. Dann kamen and're Zeiten,
Die Zeit der Aktien und der Dividenden,
Die wie die Pest durch alle Lande schreiten,
Der Arbeitshand den Segen zu entwenden;
Sie hat dem Bergmannsstande längst genommen,
Was ihm erschien stets als sein gutes Recht,
So ist der Bergmann denn bergab gekommen
Und heute nur noch Dividenden-Knecht!

Von Direktoren und von Inspektoren
Wird abgekehrt ein Jeder nach Belieben;
Wer widerspricht, der ist gewiß verloren,
Er wird in's nackte Elend straks getrieben;
Wohin er kommt und mit „Glück auf" er grüßte,
Und um Beschäftigung und Arbeit fleht,
Wird er verhöhnt, weil auf der schwarzen Liste
Bei allen Zechen längst sein Name steht.

Es bäumt das Herz sich auf in tiefem Grolle,
Sieht man, wie Tausende jetzt mußten scheiden
Von ihrem Heim, der längst gewohnten Scholle,
Und ohne Obdach sollen Hungers leiden!
Daß an ihr Recht sie glaubten, war ihr Fehler,
Doch mit dem Recht ist seltsam es bestellt:
Daß nur die Dividende nicht wird schmäler,
Nur das regiert als Recht jetzt noch die Welt!

Und die zur Grube ferner fahren dürfen,
Den bösen Wettern oftmals preisgegeben,
Im tiefen Schacht zu hauen und zu schürfen —
Um zu verdienen sich das nackte Leben, —
An ihrem Stolze nagt's mit bittern Schmerzen,
Und wie das Eisen dröhnt bei jedem Schlag,
So widerhallt es in den tapfern Herzen:
Einst wird erscheinen der Erlösungstag!

Gewiß, er kommt einst auch dem Bergmannsstande,
Gewiß, er kommt dem braven Bergmannsknappen,
Der schöne Tag, wo frei im deutschen Lande
Ihr Schlägel mit dem Eisen prangt im Wappen;
Dann wird die Dividenden=Knechtschaft weichen, —
Doch wird uns diese Botschaft dann nur kund,
Wenn Alle, die da schaffen, treu sich reichen
Die Arbeitshand zum großen Bruderbund!



Zur Winterszeit.

(Januar 1891.)

Das neue Jahr hat streng begonnen,
Die Welt erstarrt in Eis und Schnee,
Versiegt fast sind des Waldes Bronnen,
Nach Atzung lugt umsonst das Reh!
Drum naht es sich des Försters Klause
Und sieh', die sonst mit Tod ihm dräu'n,
Mit milder Hand vor ihrem Hause
Dem armen Wild sie Futter streu'n.

Das Vöglein hockt in seinem Neste,
Es schüttelt frostig sein Gewand;
Und späht, ob wen'ge Speisereste
Ihm spende eine Menschenhand;
Und siehe da, ein blonder Knabe
Sich aus dem Fenster freundlich neigt,
Er streut dem Vöglein eine Labe,
Wie Mütterlein es ihm gezeigt.

Man lehrt uns Mitleid mit den Thieren,
Denn wohlzuthun ist eine Lust,
Die Milde soll den Menschen zieren
Und Friede geben seiner Brust;
Doch viele tausend Menschenkinder,
Sie leiden auch in Wintersnoth,
Wie Reh und Vogel, fehlt nicht minder
Auch ihnen jetzt des Tages Brot.

Und wirklich auch auf diese Heilung
Des Elends ist man jetzt bedacht,
Es werden schon zur Brotvertheilung
Der Gaben manche dargebracht;
Und wenn der Staat auch sonst den Bettel
Bestraft mit strenger Kerkerhaft,
So gibt man dem doch Suppenzettel,
Der „unverschuldet“ jetzt nichts schafft.

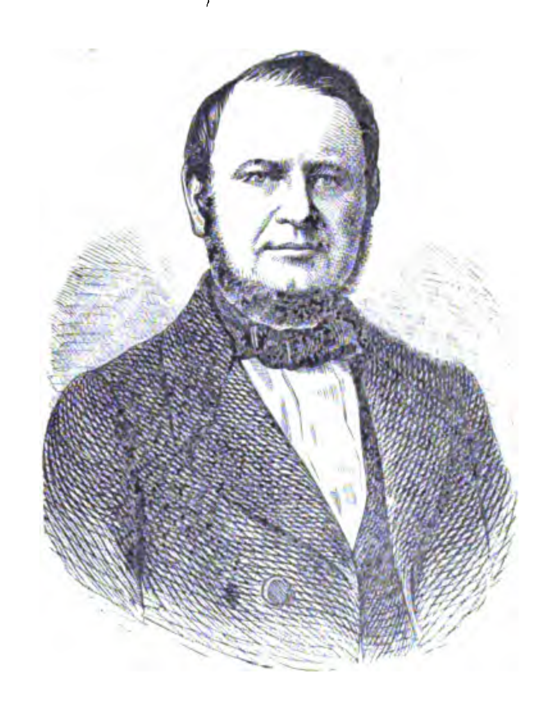
„Doch nur nicht Jedem“, hör' ich sagen,
„Mein Freund, das weiß ich ganz genau,
Den kürzlich ging, die Noth zu klagen,
Zur Brotvertheilung meine Frau,
Und als man drängte sie und zerrte
Im Knäu'l, der dort sich schaarte dicht,
Hieß es sofort: Für Ausgesperrte
Und Streiker geben Brot wir nicht!“

Auch einen Greis von siebzig Jahren
Trieb dorthin seines Elends Fluch,
Von aller Noth, die er erfahren,
Sprach stumm sein Mund beredt genug;
„Doch ohne Weib und ohne Kinder“,
Hieß es, „ist er allein gestellt,
Fort, fort mit ihm, dem alten Sünder,
Der uns um milde Gaben prellt!“ —

Dem Wild auf tiefverschneiten Pfaden
Streut jetzt der Mensch das Futter hin,
Zu seinem Tisch hat sich geladen
Der Vöglein frommer Kindersinn;
Doch unter Menschen stets vermissen
Muß ich das Wort, so schön und gut:
„Es soll die linke Hand nicht wissen
Beim Wohlthun, was die Rechte thut!“

Doch laßt uns, Brüder, nicht verzagen,
Woll't halten zu einander treu,
Dann kehrt nach harten Wintertagen
Zu uns der milde Lenz aufs Neu!
Almosen nicht und milde Gaben
Thun noth dem menschlichen Geschlecht —
Wir würden Alles reichlich haben,
Wenn uns nur würde — unser Recht!





Adolf Glaßbrenner, einer der populärsten und witzigsten Satiriker der vierziger Jahre, wurde in Berlin am 27. März 1810 geboren. In der Oeffentlichkeit machte er sich zuerst einen Namen durch die von ihm herausgegebene Wochenschrift „Don Quixote" und besonders durch die im Jahre 1832 unter dem Pseudonym „Brennglas" begonnene Veröffentlichung einer Anzahl Hefte, die unter dem Titel „Berlin, wie es ißt und trinkt" erschienen und als echte Erzeugnisse des Berliner Witzes und zum Theil in Berliner Mundart geschrieben, große Popularität erlangten. Auch seine „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten" (1870 in 5. Aufl. erschienen), sowie sein „Neuer Reinecke Fuchs" zeichneten sich durch kernhaften Humor, durch Freimuth und schneidige Schärfe aus. Besonders die jämmerlichen Philisterseelen der vormärzlichen Zeit mußten darin Spießruthen laufen. Kein Wunder, daß seine freimüthige Muse neben vielen Freunden auch heftige und einflußreiche Verfolger fand. Auch an der Bewegung von 1848 nahm Glaßbrenner durch Flugblätter und Gedichte lebhaften Antheil, zog sich nach deren Niederwerfung mit seiner Gattin, der Schauspielerin Adele Peroni, nach Neustrelitz zurück, allein sein oppositioneller Geist zog ihm auch dort sehr bald Verfolgungen zu und 1850 wurde seine Ausweisung verfügt. Nunmehr wandte sich Glaßbrenner nach Hamburg, jedoch schon 1858 zog es ihn wieder nach seiner Vaterstadt zurück, woselbst er die „Berliner Montagszeitung" gründete. Glaßbrenner war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der auf den verschiedensten Gebieten der Litteratur seine Fähigkeiten verwendete. Er starb am 25. September 1876 in Berlin.



Das Volk von Deutschland.

Ballade nach Schiller.

„Volk von Deutschland, all' mein Sehnen
Ist das Militär,
Ford're keine and're Liebe,
Als für's steh'nde Heer!" —

Und das Volk bringt Millionen
Auf Millionen her,
Und dann wieder Millionen
Für das steh'nde Heer.

Seine Lehrer sieht es darben,
Stocken den Verkehr;
Liebend dennoch bringt's Millionen
Für das Militär.

Nach den freien Völker-Staaten
Blickt's und seufzet schwer,
Und bringt neue Millionen
Für das steh'nde Heer.

Frei sein möcht' es, doch der Junker
Droht ihm mit dem Speer,
Und da stöhnt's und bringt Millionen
Hin zum Militär.

Einig, einig möcht' es werden,
Gibt d'rum Alles her,
Aber Alles, Alles, Alles
Nimmt das steh'nde Heer.

„Nun Ihr oben", röchelt's endlich,
„Hab' ich gar nichts mehr;
Meine Kraft ist hin; nährt Ihr nun
Euer Militär!"

Und so saß es eines Morgens
Eine Leiche da;
Nach dem Schätzchen noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Der Geist.

Schwer zu Boden drückt die Formel — wunderbar erhebt der Geist;
Tödtend wirkt die alte Satzung — sonnengleich belebt der Geist.

Was dem finstern Schacht entrungen: Silbererz und gleißend Gold,
Kann in Nacht versinken wieder — hoch zum Lichte schwebt der Geist.

Was der Wucher aufgethürmt sich, morgen stürzt es — duftig blüht
Auf den Trümmern der Paläste, was erforscht, erstrebt der Geist.

Nach Metall zu Ketten graben schnöde Herrschsucht, Gier und Geiz;
Nach der Weisheit und der Freiheit Diamanten gräbt der Geist

Furcht und Stumpfsinn beugen zitternd sich vor ihrem eignen Bild;
Nicht an todten, kalten Steinen, nicht an Götzen klebt der Geist.

Hinterlist'ge Zöllnernetze strickt die alte Heuchelei,
Doch ein Netz aus Sonnenfäden um die Menschheit webt der Geist.

Vorwärts! steht auf seinem Banner; Liebe! steht auf seinem Schwert;
Nicht vor'm Zorn der größten Großen dieser Erde bebt der Geist.

Wie ihr seinen Leib auch martert, kreuzigt, tödtet und begrabt:
Stet's sich selbst zu seiner Heimath, auf zum Himmel hebt der Geist.

In den Staub wirft, was vom Staube, das Titanenrad der Zeit:
Gleich des Aethers goldnen Strahlen ewig flammt und lebt der Geist.

Die Sklaven-Emanzipation.

Lob und Heil, ihr großen Mächte,
Jubelnd euch gesungen sei,
Daß ihr ehrtet Menschenrechte
Und die Sklaven machtet frei!

Und warum sie's nicht schon waren
Lange, das ist einerlei!
Jetzt, nach wen'gen hundert Jahren,
Sind die schwarzen Sklaven frei!

O wie glücklich ist's auf Erden!
Völker, singt Juchhei, Juchhei!
Wenn's die weißen nun noch werden,
Dann sind alle Sklaven frei!

Die Geschichtlinge.

Was forscht ihr nur und grübelt und klaubt,
Ihr dummen gelehrten Wichte,
Was uns früher Allerhöchstgnädigst erlaubt
In dem Königsstaub der Geschichte?
Wir wollen die Gnaden auf Eselsfell nicht!
Wir sind auch den Todten nicht Knechte!
Wir wollen, was uns der Himmel zuspricht:
Unsere ewigen, göttlichen Rechte!

Und wäre von Nimrod's Zeiten auch her
Ein Despotenlauf der Geschichte,
Wir wollten doch keine Despoten drum mehr,
Ihr dummen gelehrten Wichte!
Und wäre das Vor- und das Unrecht Gesetz,
Wir träten es dennoch mit Füßen,
Und wollten das Recht, statt nach eurem Geschwätz
Die Sünde der Eltern zu büßen!

Und stände vom freien Gedanken auch Nichts
In der Menschenschindergeschichte;
Wär's finster gewesen vom Tag an des Lichts,
Ihr dummen gelehrten Wichte:
Doch wollten wir Presse und Rede frei!
Wir wollten's, die Herren auf Erden!
Mit den rostigen Freiheiten ist es vorbei,
Die Freiheit! sie muß uns werden.

Wir hängen uns selber nimmer und nie
Am Weltgericht der Geschichte! —
Denn wir fluchen auch ihrer Despotie,
Ihr dummen gelehrten Wichte!
Und wenn die vergilbten Blätter und Roll'n
Unser Fordern historisch verwürfen:
Wir wollen, ihr Narren, doch d'rum was wir woll'n,
Und nicht, was wir wollen dürfen!

Drum forscht nicht länger und grübelt und klaubt,
Ihr dummen gelehrten Wichte,
Was uns früher Allerhöchstgnädigst erlaubt
In dem Königsstaub der Geschichte!
Wir wollen die Gnaden auf Eselsfell nicht!
Wir sind auch den Todten nicht Knechte!
Wir wollen, was uns der Himmel zuspricht:
Unsere ewigen, göttlichen Rechte!

Weine nicht!

Michel, warum weinest du,
Weinest du so sehr?
„Weil es mir nicht macht Behagen,
Daß ich soll den Maulkorb tragen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest du,
Weinest du so sehr?
„Soll ein dummer Junge bleiben
Und mein Wohl nicht selbst betreiben!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest du,
Weinest du so sehr?
„Weil sie mir mein Geld verprassen,
Ohne Nachricht, wo sie's lassen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest du,
Weinest du so sehr?
„Weil ich bin in tausend Banden
Und in sechsundzwanzig Landen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest du,
Weinest du so sehr?
„Weil ich für die ungeheuern
Heere steuern muß und steuern!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest du,
Weinest du so sehr?
„Weil ich hab' mein Blut verspritzet
Und sie mir mein Recht stibitzet!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, darum weine nicht,
Weine nun nicht mehr!
Wenn du einsiehst deine Schwächen,
Werden sie dir — was versprechen!
Darum, darum weine nicht,
Weine nun nicht mehr!

Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Der ich zufrieden bin,
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und halte mich von Herzen gern
Von aller Arbeit immer fern!

So mancher lebt in Sorg' und Müh',
Uebt seine Bürgerpflicht,
Speist Austern, Caviar, Lachs, sowie
Fasan und Hummer nicht,
Und ahnet kaum, wie gut das schmeckt
Bei edlem Rheinwein und bei Sekt!

Hüll' ich in der Havanna Duft
Die Zeitung Morgens ein,
So lasse ich den mächt'gen Schuft
Schuft mit Behagen sein;
Auch weiß ich an der Table d'Hôte
Nichts von Bedrückung, Qual und Noth!

Mein Herz hüpft Abends im Ballet,
Und späterhin erst recht,
Denn dann mit meiner Tänz'rin nett
Soupir' ich gar nicht schlecht,
Und freue mich als guter Christ,
Daß Liebe kein Verbrechen ist.

So leb' ich in Zufriedenheit,
Weil ich es dazu hab',
Genieße meine Seligkeit
Schon eh' ich steig' in's Grab,
Und trag' nur Eins für's Vaterland:
Auf meinem Frack ein Ordensband.

Seid einig!

Es ist des Haders nun genug,
An wem die Schuld gelegen! —
Seid künftig Beide fest und klug,
So wird uns Sieg und Segen,
Nur Einigkeit hat Kraft und Mark!
Nur wenn wir einig, sind wir stark!
Seid einig, einig, einig!

So lange wir mit Wort und That
Verletzen uns und schwächen,
Wie können wir die Drachensaat
Denn an den Drachen rächen?
So lange wir nicht Arm an Arm,
Verbleiben wir in Noth und Harm!
Seid einig, einig, einig!

Jetzt ist nicht Zeit, was uns entfernt,
Zu prüfen und zu messen;
Wir haben Beide viel gelernt,
Wir wollen auch vergessen!
Um jedes Recht, das wir beweint,
Um jeden Schmerz, der uns vereint:
Seid einig, einig, einig!

Vom Wald- und Rebenkranz des Rheins
Bis Rußland hin, Germanen:
In Einem sind wir Alle eins —
So laßt dies Eine fahnen!
Die Freiheit hoch! sie unser Hort!
Die Heuchler und Betrüger fort!
Seid einig, einig, einig!

Was, Brüder, habert ihr darum,
Wer uns're Schmach verschuldet?
Wir waren Alle, Alle dumm,
Und haben schwer geduldet!
Es schreit der Schmerz, der uns vereint:
Ihr Alle habt nur einen Feind!
Seid einig, einig, einig!

Die Diebe.

Da war einmal ein kleiner Dieb,
Der stahl ein Brot dem Kind zulieb,
Und wurde schier gefangen,
Und konnte erst in Jahr und Stund',
Trotz sein und seines Weibes Mund,
Die Freiheit wieder erlangen.

Dem Andern war's Glück auch nicht hold:
Stahl einem Filz 'nen Sack mit Gold
Durch Einbruch still und Nächtens,
Und eh' noch ein halb Jahr verging,
Er an Gevatter Dreibein hing,
Und das „Von Wegen Rechtens".

Der Dritte war ein großer Dieb:
Der stahl sich ganz allein zulieb
Der Menschen Ehr' und Rechte
Und Städt' und Länder obendrein —
Dem thäten sie Ruhmesopfer weih'n,
Und dienten ihm wie Knechte!

Nun weiß ich doch wahrhaftig nicht,
Wie solch ein dummes Ding geschicht,
Und sollte doch vermeinen,
Daß, wenn euch Gott das Urtheil lenkt,
Der dritte Dieb viel höher hängt
Als wie die beiden kleinen!



Die alte Leier.

Hofrath, Stadtrath, Registrator,
Baurath, Kriegsrath, Auskultator,
Supernumerarius,
Marschall, Sekretarius,
Geht die alte Leier.
Titel sind nicht theuer!

Bänder, blaue, grüne, weiße,
Kreuze, Sterne, Stanisläuse,
Rothe Krebse vierter Klasse
Eine ungeheure Masse,
Geht die alte Leier.
Orden sind nicht theuer!

Edel=, Wohl= und Hochgeboren,
Gnaden und Hochwohlgeboren,
Frau Major und Excellenzen,
Euer Durchlaucht, Eminenzen,
Geht die alte Leier.
Unsinn ist nicht theuer!

Möchte, könnte, dürfte, sollte,
Allerhöchst geruhen wollte,
Thunlichst, möglichst, in Betrachtung,
In submissester Erwartung,
Geht die alte Leier!
Die verdammte Leier!

Ganz ergeb'ne, treue, schlechte,
Tiefste, unterthän'ge Knechte,
Demuthsvoll und ehrfurchtsvoll —
Nein, sie klingt denn doch zu toll
Die verdammte Leier!
Hol' euch All' der Geier!

Alle wie Einer!

Der Schneider, wenn er solo ist, ist er sehr lieberal,
Da bügelt er Minister auf mit seinem heißen Stahl;
Da denkt er bei dem Fürstenrock: Ach, steckest du darein!
Durch diese Bürste solltest du sehr bald bekehret sein!
D'rauf sechsundzwanzig Lappen flickt zusammen er aus Spaß,
Hängt's seinem Burschen um und ruft: Welch ein Hanswurst ist das!
Heidibel, bibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Der Schuster, hat er doppelt Pech, denkt auch nicht legitim;
Ach, ruft er, deutsche Tyrannei, hätt' ich dich vor dem Pfriem!
Was ich bezweckte, wüßt' ich wohl: Ich bohrt' ihn dir ins Herz!
Durch diese Leistung heilte ich das Vaterland vom Schmerz.
Ein Schuster, der vom Stillstand hört, wichst giftig seinen Draht;
Bei ihm muß Alles Fortschritt sein, sonst wird er desperat.
Heidibel, bibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Der Hufschmied, hat er Vollblut vor, juckt's ihm schon in der Hand:
Ja, hätt' ich deinen Adel so, mein theures Vaterland!
Mit meiner derben Schmiedefaust faßt' ich ihn bei dem Schopf,
Und zöge seinen Nagel ihm aus seinem leeren Kopf;
D'rauf riss' sein großes Maul ich auf und packte seine Bein':
Wind hat er stets gemacht, nun soll mein Blasebalg er sein."
Heidibel, bibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Der Tischler, hämmert er am Sarg, denkt an die Bundesnacht:
Die hat ja uns're Freiheit auch in einen Sarg gebracht.
Wär' dieses schwarze Bett für dich! Vier Bretter braucht ich nur,
Denn ein's vor'm Kopfe hast du schon, du Unheils-Kreatur!
Geschlafen hast du stets für uns, doch nie für dich geruht!
D'rum ungehobelt, ohne Maß ist gegen dich die Wuth!
Heidibel, bibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Der Seiler an dem Festungswall beklagt auch sein Geschick;
Gern drehte er der Tyrannei zum Halsband seinen Strick.
Die Demagogen, eingesperrt dort oben, jammern ihn!
Mit Freuden gäb' er's längste Seil den Edlen zum Entflieh'n.
Sie haben, denkt er, nur gewollt, was uns versprochen ward,
Doch ist, sein Wort zu halten, nie der großen Herren Art.
Heidibel, bibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Der Setzer, der die Zeitung setzt, treibt auch Allotria;
Spricht man vom deutschen Bundestag, nimmt er für's B ein H.
Von großen Mächten liest er wohl, doch macht er Nächte draus;
Aus Volksver- wird Zertretung oft, aus Zaren- Zärenhaus;
Aus Redaktion wird Reaktion des offiziellen Blatt's:
So drückt er seine Meinung aus blos durch den falschen Satz.
Heidibel, bibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Dem Bauer, wenn das Land er pflügt, fällt manche Thräne drauf:
Mir buckeln sie für meinen Schweiß die meisten Lasten auf!
Hätt' ich nur die Regierungsherrn wie dieses lange Gras!
Ei freilich, für das liebe Vieh wär' keine Freude das;

Doch dienten später sie dem Land als ordentlicher Mist:
Dann ständ' es besser um uns All' als wie's anjetzo ist!
Heidibel, dibel, dumm, dumm, dumm,
So thut er nur allein!
Doch bücken sie sich krumm, krumm, krumm,
Wenn sie beisammen sein.

Ei, lieber Deutscher merke dir's, ein weiser Rechner spricht's:
Stark sind die Menschen im Verein; der Einzelne kann nichts!
Ein Tropfen ist dein Wille nur, du selber bist ein Tropf;
Doch mächtig seid ihr wie das Meer, schaart ihr euch Kopf an Kopf!
Was ihr dann wollt, das ist gescheh'n, dann seid ihr froh und frei,
Dann ist es mit der ganzen Noth des Vaterlands vorbei!
Heidibeldumm! Juchheissassa!
Dann ist die Noth vorbei!
Juchheissa, heissa, hopsassa!
Dann sind wir froh und frei!



Das Märchen vom Reichthum und der Noth.

1843.

Es war einmal Bruder und Schwester:
Der Reichthum und die Noth;
Er schwelgte in tausend Genüssen,
Sie hatte kaum trocken Brot.

Die Schwester diente beim Bruder
Viel hundert Jahre lang;
Ihn rührt' es nicht, wenn sie weinte,
Noch wenn sie ihr Leiden besang.

Er fluchte und trat sie mit Füßen,
Er schlug ihr ins sanfte Gesicht:
Sie fiel auf die Erde und flehte:
Hilfst du, o Gott, mir nicht?

Wie wird das Lied wohl enden?
Das ist ein traurig Lied!
Ich will's nicht weiter hören,
Wenn nichts für die Schwester geschieht!

Das ist das Ende vom Liede,
Vom Reichthum und der Noth:
An einem schönen Morgen
Schlug sie ihren Bruder todt!



Geisterrache.

Der Censor schlief, es war Mitternacht:
Da regt' sich's in seinen Schranken,
Da standen die bleichen Geister auf,
Die ermordeten Gedanken!
Sie seufzten tief, sie seufzten schwer,
Sie wankten und schwankten hin und her,
Und: Wehe! Wehe! Wehe!
Erscholl's in des Mörders Nähe.

„Ich hatte das arme Volk zu lieb",
Erhub der Eine die Stimme;
„Ich forderte das verheißene Glück,
Mit schlecht verbiß'nem Grimme."
Der Dritte sprach: „Ich war munt'res Blut,
Verwechselte einmal Scepter und Knut'!"
Der Vierte: „Ich war ein Tadel
Gegen den lästigen Adel."

„Ich forderte keck das freie Wort!"
„Und ich die Gleichheit der Rechte!"
„Ich sagte: die Fürsten gehörten dem Volk!"
„Und ich: Wir wären nicht Knechte!
„Ich höhnte die alberne Konstitution:
Ein Zehntel Vertretung, neun Zehntel Thron!"
„Ich wandte mich an die Soldaten!"
„Ich fluchte den Diplomaten!"

So riefen sie alle in finsterem Groll
Und schwuren Rache gen Himmel;
D'rauf wirrt's und schwirrt's um des Schläfers Kopf,
Das zornvolle Geister=Gewimmel;
Es kriecht durch Nase, durch Ohr und Mund,
Es reißt am Haar ihm, es stopft ihm den Schlund,
Es tobt in seiner Stirne,
Es schreit in seinem Gehirne.

Früh Morgens ward dem Censor verlieh'n
Ein großer langer Orden!
Er aber sah stier auf das bunte Band,
Denn er war wahnsinnig worden. —
An jenem Schrank, in der Nacht darauf
Hing er mit dem Ordensband sich auf,
Und draußen hörte der Wächter
Ein fürchterliches Gelächter.

Muckerlied.

Täglich zehnmal beten,
Und Bibelsprüch' im Maul,
Sonst hab' ich nichts vonnöthen,
Bin ganz erschrecklich faul.
Ich war ein armer Schlucker,
Hatt' kaum das liebe Brot,
Da wurde ich ein Mucker:
Nun hat es keine Noth!

Bei jeder ersten neuen Sitzung
Die uns're Bande hält,
Da wird mir Unterstützung
Durch baares, blankes Geld.
Daß ich bin fromm geworden,
Hat mir doch sehr gefrommt!
Vielleicht, daß noch ein Orden
Mir in das Knopfloch kommt.

Den Kopf gesenkt zur Erde
Geh' ich des Morgens aus;
Mit heuchelnder Geberde
Tret' ich in's Kaffeehaus,
Trink' Wasser dort mit Zucker
Und werbe Fromme an:
Kein Mensch ahnt, was ein Mucker
Zu Hause saufen kann!

Zu hohem Zins verleih' ich,
Was ich beim Muckern spar',
Und meine Seele weih' ich
Herrn Jesu immerdar,
Und den Gewinn notir' ich
Im frommen Liederheft;
Auf diese Weise führ' ich
Im Frieden mein Geschäft.

Des Abends im Theater
Sitz' ich mit gierem Sinn,
Und schmunzle wie ein Kater
Nach jeder Tänzerin;
Mit meinem Operngucker
Schau' ich nach Wad' und Brust!
Ach, lieber Gott, ein Mucker
Hat auch so seine Lust!

Dann schleich' ich still zur Klause,
Da wo mich Niemand sieht,
Und nach dem Abendschmauße
Sing' ich ein frommes Lied
Recht laut: von heil'ger Stätte,
Von Jesu Glanz und Thron!
Derweile macht mein Bette
Die kleine Köchin schon.

Ich preise die Regierung,
Ich finde Alles gut,
Ich fluche der Verführung
Durch jetz'ge Freiheitsbrut:
So leb' ich armer Schlucker
Ganz heiter, Gott sei Dank!
Und das Geschäft als Mucker
Treib' ich mein Lebelang!



Unsere Freiheit.

1843.

Wir haben geopfert Gut und Blut;
Wir haben erkämpft mit heißem Muth
Unsere Freiheit!
Wir haben befestigt der Fürsten Thron,
Und dafür ward uns gerechter Lohn:
Unsere Freiheit.

Doch als die Fürsten sie näher besah'n,
Da war mit Flügeln sie angethan.
Unsere Freiheit.
Da bildeten sie unter sich einen Bund,
Und hielten gefesselt in ihrem Rund
Unsere Freiheit.

Wir haben in Gnaden nun vorgebeugt,
Daß nimmer wieder von uns entfleucht
Unsere Freiheit.
Sie haben nun mit wohlweisem Bedacht
Unter Schloß und unter Riegel gebracht
Unsere Freiheit.

Und wenn nun der Feind sich wieder erhebt,
Dann gilt es, daß jeder Unterthan strebt
Das feindliche Feuer zu dämpfen!
Dann öffnet man milde das Bundeshaus,
Dann nehmen wir uns die Freiheit heraus ....
Für unsere Fürsten zu kämpfen.

Der Schmetterling.

Wie bist du um dein Dasein, ach,
Du schöner Falter zu beneiden!
In diesen Rosen hier am Bach
Gibt's keinen Kummer, keine Leiden.

Wie selig ist, du buntes Ding,
Dein kurzes, luft'ges Blumenleben!
Wie gerne möcht', o Schmetterling,
Mein langes deutsches ich drum geben!

Dein Vaterland, die grüne Au,
Kennt keine Eifersucht der Fürsten:
Du ahnst nicht, schlürfst du deinen Thau,
Wie wir nach Ein- und Freiheit dürsten!

Du glaubst an Nichts, du eiferst nicht,
Hast keinerlei Gewissensqualen;
Lichtselig wiegst du dich im Licht
Der liebewarmen Sonnenstrahlen!

Und wie die Rose du gekost,
So küssest, fern vom Muckerthume,
Du Flatterhafter noch getrost
Manch' and're wunderhübsche Blume!

Kennst nicht der Menschen Angst und Noth,
Eintausendfältige Beschwerden,
Brauchst nicht zu sorgen um dein Brod,
Und brauchst auch nicht Soldat zu werden!

Kein Käfer fragt dich nach dem Paß,
Entfaltest du die leichten Schwingen:
O, welch ein freies Leben das,
In diesem Summen hier und Singen!

Dein einz'ger kleiner Schmerz ist nur,
Daß dir versagt an deinem Herzen
Den Adler-Orden die Natur!
Sonst hast du weiter keine Schmerzen.

Und geht's, du bunter Sorgenlos,
Zu End' mit deinem heit'ren Kosen,
Entschläfst du selig in dem Schooß
Der schönsten unter deinen Rosen!

„St!“

Die Zwitter und die Zitterer,
Die zischelten zusammen,
Ob's schon zur Zeit, die Despotie
Aus Deutschland zu verdammen.

Der Erste sagt': es müsse geh'n;
Der Zweite sprach: es macht sich;
Der Dritte setzt die Brille auf
Und hat erst noch bedacht sich.

Die Zwitter und die Zitterer,
Sie disputirten leise;
Sie schlossen Thür und Fenster zu,
Und das war äußerst weise.

Der Vierte sprach: seid nicht so schnell!
Hübsch vorsichtig, ihr Leutchen!
Es ist noch manches Hinderniß
Für solch' Ziel zu beseit'gen!

Da dachten gleich die Zwitter nach
Den letzten Interdikten;
Die Zitt'rer aber sahen sich
Bedenklich an und nickten.

Der Fünfte sprach: 's ist noch nicht Zeit,
Die Fürsten sind dagegen!
Der Sechst' und letzte wollte sich
Die Sach' noch überlegen.

Sie zankten leis' und zischelten,
Die Zitt'rer und die Zwitter;
Sie sahen scheu und duckten sich
Wie Schafe beim Gewitter.

Ein Sekretär, der räuspert sich;
Da fuhr'n sie auseinander!
Sie hatten einen Schreck gekriegt
Und zitterten selbander.

Die Zwitter und die Zitterer,
Sie schwiegen nicht sehr lange;
Doch ward bei der Opposition
Den Meisten Angst und bange.

Sie zischelten und zankten leis',
Auf daß es Niemand höre:
Ob die Res publica denn auch
Des Volkes Sache wäre.

Der Hofpoet bei der Geburt eines Prinzen.

Heil uns!
Heute Morgen gegen drei Viertel auf Elfen,
Heil uns!
Einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen,
Heil uns!
Ist dem Volke ein Prinz geboren,
Zu Glück und Segen erkoren!
Heil uns!
Eine Kanone verkündet's durch's ganze Land:
Ein Prinz ist geboren von Zicke-Zacke-Zuckerkant!
Heil uns!

Heil uns!
Seine Durchlaucht geruhten bereits zu schreien,
Heil uns!
Und der Natur Höchstihr erstes Opfer zu weihen,
Heil uns!
Höchstsie sind bereits zum Major ernannt,
Und tragen das breite Würdenband!
Heil uns!
Sie haben Höchstselbst an der Brust schon gesogen,
Und bleiben dem Reiche in Gnaden gewogen!
Heil uns!

Heil uns!
Seine Durchlaucht lassen in diesen Tagen,
Heil uns!
In Höchstihren Appartements herum Sich tragen,
Heil uns!
Bald wird der Höchste Lutschbeutel genommen,
Und bald werden Höchstsie auch Zähne bekommen!
Heil uns!
Mit Freuden wollen wir neue Abgaben geben,
Erhält uns der Höchste Höchstsie uns am Leben!
Heil uns! Heil uns! Heil uns!



Der Adelige.

Dieser Mann mit wicht'ger Miene,
Einen Orden auf der Brust
Trägt die Nase hoch und rümpft sie
Ueber die gemeine Luft.

Wie sie plaudern rings und lachen,
Er bleibt immer ernst und stumm;
Er hat zweiundzwanzig Ahnen
Und ist ungeheuer dumm.

Weiter ist er nichts hienieden;
Doch ist sein Verdienst nicht klein:
Wenn er selig einst verstorben,
Wird er auch ein Ahne sein.

Aus: „Neue Walpurgisnacht.“

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Mephistopheles
(zu Faust, auf eine Gruppe verschiedener Geister deutend, die nach dem Gipfel des Brockens eilen):

Halt an dein Pferd und laß uns hier verweilen;
Ich sehe dort von Elend her
Verkappte Ritter nach dem Blocksberg eilen;
Dergleichen Volk ergötzt mich sehr.
Hanswurste sind's des Himmels und der Hölle,
Die mit den Menschen ihre Possen treiben;
Wer sie erblickt, der richtet sie zur Stelle,
Doch möcht' ich nicht das Urtheil unterschreiben.
Die Guten sind so gut nicht, wie es scheint,
Die Bösen nicht so böse, wie man meint.

Die Unschuld (schnell vorübereilend):

Der Rechte komme und die rechte Zeit:
Zum Selbstmord bin ich stets bereit.

Die Sünde:

Ließ ich einmal die Menschenwelt im Stich,
Die Langeweile wäre fürchterlich.

Die Liebe:

Wären die Poeten nicht in der Welt,
Man bekäme mich auch für Geld.

Der Egoismus:

Wer in mir eine Bestie erkannt,
Hat alle Menschen so genannt;
Man sagt vor allem erst: Ich,
Käm' auch dahinter: liebe Dich!
Mehr aber noch huldigen mir,
Die da sagen: Wir.

Das Recht (sehr langsam reitend):

Ein legitimer Stock, das letzte Wort,
Zwischen Beiden schlepp' ich mit fort.

Die Lüge:

Ich bin nicht häßlich von Natur,
Die meisten mißbrauchen mich nur.
Die Wahrheit selbst erfröre schier,
Borgte sie nicht das Kleid von mir.

Die Wahrheit (höhnisch):

Zart gegen sich und gegen Andre zart,
Das ist die beste Lebensart.

Ihr Jünger:

O, Wahrheit, ach, in deinem Dienst,
Ich sag's mit tiefem Grolle,
Da spinnt man keine Seide mehr,
Und schließlich spinnt man Wolle!

Die Geduld (keuchend):

Gemach, ihr Freunde, langsam, mit Bedacht!
Ich bin zu dick, um mich so anzustrengen!
Das Deutschland ist für mich allein gemacht,
Da darf man mich nicht stoßen und nicht drängen!

Die Herrschsucht (hinter sich zur Moral; Beide auf einer Nachtmütze reitend):

So sitz' doch still auf deinem Pferdeschwanz,
Und laß' in Ruh mich, mein alter Hans!
Ich will dich als Begleiter nicht verlieren,
Doch mußt du nicht mich selbst inkommodiren.

Die Moral:

Ihr habt den schönen, breiten Platz da vorn,
Ich aber sitze auf der schmalen Spitze;
Ihr habt den Zügel, ich den Sporn —
Für mich ist's nicht gemächlich auf der Mütze.

Faust:

Noch mehr bedaure ich das arme Pferd:
Die Reiter sitzen so verkehrt.

Mephistopheles (malitiös lachend):

Mich dauert auch der arme Tropf:
Der Plumpste folgt ihm g'rade auf den Kopf.

Die Hoffnung:

Ueberall hab' ich zu thun;
Mich martern sie ab und sie selber ruh'n! —
Gält' ich nur mehr Verbrechen denn Tugend:
Kräft'ger wär's Alter, thät'ger die Jugend.

Die Redlichkeit (an einem Stückchen Brod kauend):

O du gemeines Menschenvolk, das mich verlacht!
Mit Hohn verfolgt, zur Bettlerin gemacht!
Die, welche sie Verbrecher nennen, sind nur dumm,
Und ihre größten Schurken laufen frei herum.

Mephistopheles (spuckt nach ihr):

Hier, liebe, alte, zänk'sche Muhme,
Noch etwas Butter auf die Krume!

Die Ehre (zur Redlichkeit):

Ihr habt ganz Recht, geliebte Muhme,
Doch geht's euch besser noch als mir;
Ihr findet doch ein wenig Speise hier:
Ich bin Gespenst und zehr' an meinem Ruhme.

Faust (zu Mephistopheles):

Ich bitte dich, nun laß' uns weiter reiten,
Mich ekelt dieses viele Klagen an:
Es ist kaum mehr, als man zu allen Zeiten
Von uns, den Gottesaffen, sagen kann.
Jetzt fühl' ich's klar, du hattest Recht:
Die Menschen sind mehr dumm als schlecht.
Nur einen Fußtritt der Geduld!
Die Tugend ist an allem Unheil schuld!

Die Censur (hinter ihnen):

Gevatter Satan! Faust! ich bitte,
Laßt mich hinein in eure Mitte.

Faust (wirft sie zu Boden):

Verfluchter Geist, dich duld' ich nicht!
Giftkröte du, verpeste nicht die Luft!
Verdammtes Aas! Nichtswürd'ger Schuft!
Die Hölle selbst speit Dir in's Angesicht!

Mephistopheles:

Ei, ei, mein Freund, wer wird so böse werden!
Den treu'sten Diener schlägst und schimpfest du.
Ich bitte, schnüre doch das Herz dir zu,
Sonst hast du keine Ruhe hier auf Erden.
Die Offenheit bringt dich zu Schanden,
Das Schlechte ist einmal vorhanden.
Was schief ist grad' — das G'rade nur ist schief!
Das nennt man hier in Deutschland objektiv.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Schwindelgeist:

Ich liebe die Freiheit und habe Muth,
Ich sehe nicht ein, daß Alles gut;
Ich krieche nicht um Gold und Gunst;
Gebor'ne Größe ist mir Dunst.
Ich will das Gesetz für Alle gleich;
Ich glaube an Gott, aber nicht an Euch.

Faust:

Warum heißt dieser Geist nun Schwindelgeist?

Mephistopheles:

Man titelt manches anders, als es heißt.

Germania:

Rasch Schwerter, Gewehre und Picken,
Kartätschen und Bomben herbei!
Ich haue und spieße mich einig,
Und schieße mich glücklich und frei!

Borussia:

Von meinen Sorgen und Beschwerden
Macht mich der Krieg nicht los:
Dick kann ich wohl von Außen werden,
Doch nur von Innen groß!

Armer Bürger:

Bei diesem ew'gen Rüsten
Wird's so mit uns bald steh'n;
Ein Theil des Volk's wird fechten,
Der and're fechten geh'n!

Ein Betrüger am Galgen:

Muckerich und Junkerich
Haben mich erzogen,
D'rum hab' den Staat nicht Ich,
Er hat mich betrogen!

Bleiche Gespenster (im Chor):

Zur Erde den Blick.
Das Menschenglück
Liegt im Zurück!

Faust (zu Mephistopheles):

Was tappen die, als ob's zu helle wär',
Mit halb verbund'nen Augen hin und her?

Mephistopheles (hustend):

Das sind die Herren Pi — Pi — etisten;
Sie spielen Blindekuh, die Christen,
Ein jeder bindet sich die Augen zu,
Und wen er faßt, wird gleichfalls blinde Kuh.

Faust:

Laßt sie nur Feuer speien, die dumme Schwärmerzunft!
Es fließet klar und ruhig der Strom nach der Vernunft!

Er löscht die glühenden Kugeln des Eifers gegen sich,
Und machet die Zeloten am Ufer lächerlich!

(Nach einer Pause):

Doch der, was predigt er, was schreit er?

Mephistopheles:

Das ist ein deutscher Mäßigkeiter.

Faust:

Hier noch Vereine für die Mäßigkeit!
Nun steigen mir zu Berg die Haare!
Auf einen Rausch wart' ich schon lange Jahre,
Nun noch Vereine für die Mäßigkeit!

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Das deutsche Lied.

Heil dir im Sternenglanz,
Heil dir im Blüthenkranz,
Heil, Freiheit, dir!
Lorbeer aus unserm Muth,
Rosen aus unserm Blut
Schmücken dein strahlend Haupt,
Heil, Freiheit, dir!

Wie klingt dein Name schön!
Auf ihm zu Himmelshöh'n
Schwingt sich der Geist:
Freiheit, du Siegesklang!
Freiheit, du Liebessang!
In deiner Harmonie
Lebt Deutschland auf.

Leben ist Leben nicht,
Wo nicht dein rosig Licht
Alles umfließt;
Menschen sind Menschen nur,
Schwingt aus der Creatur
Jauchzend die Seele sich,
Freiheit zu dir!

Geist, Muth und Kraft erglüht,
Schönheit und Tugend blüht
An deinem Thron.
Stolzer schlägt jedes Herz,
Kleiner wird jeder Schmerz,
Es fühlt der Aermste sich
Glücklich in dir!

Brüder die Bruderhand!
Freiheit und Vaterland!
Ruft das Panier.
Schwarz war die Kerkernacht,
Roth ist die Sonn' erwacht,
O goldner Freiheitstag
Sei uns gegrüßt!

Heil dir im Blüthenkranz,
Heil dir im Sternenglanz,
Heil, Freiheit, dir!
Laß', Himmelskönigin,
Laß' deinen Heiland zieh'n
Segnend durch's deutsche Land,
Heil, Freiheit, dir!



Kuckuck.

Ein König ging im Monat Mai
An einem grünen Wald vorbei;
Kuckuck!
Mit finst'rem Aug' und finst'rem Sinn,
So brütet er vor sich hin.
Kuckuck! Kuckuck!

Das Blühen all', ihm blüht es nicht,
Der Winter steht ihm im Gesicht.
Kuckuck!
„So viel Köpf' beherrsche ich,
Kein Herz in Liebe schlägt für mich!"
Kuckuck! Kuckuck!

„Da hör' ich ja den Kuckuck schrei'n;
Das soll ein weiser Vogel sein.
Kuckuck!
Du weiser Vogel sag' mir doch:
Wie lange Jahre herrsch' ich noch?"
Kuckuck! Kuckuck!

Der Vogel hört ihn nicht und ruft
Weit durch die freie Frühlingsluft:
Kuckuck!
Der finst're König wird versöhnt,
Weils fort und immer wieder tönt:
Kuckuck! Kuckuck!

Drauf kam ein gnädiger Erlaß
Vom Staatsminister auf die Gaß':
Kuckuck!
„Das Volk sei aller Sorge baar;
Der König herrsch' noch dreißig Jahr!"
Kuckuck! Kuckuck!

„Der Kuckuck hätt' es ihm vertraut,
So sei's denn auch im Reiche laut —
Kuckuck!
Und 's sei' auch keine Frage nicht,
Daß Gott stets durch den Kuckuck spricht."
Kuckuck! Kuckuck!

So oft nun Seine Majestät
In Zorn und Wuth auf's Volk geräth —
Kuckuck!
Hört man im ganzen Lande fleh'n:
„O möcht' er doch zum Kuckuck geh'n!"
Kuckuck! Kuckuck!

Weltweisheit.

Lebst du ein Jahr in Gram und Leid:
Du lebtest keine Stunde Zeit.

Ein Tag gelebt in Lieb' und Kuß,
Es ist ein ganzes Jahr Genuß!

Ein Jahr verbracht in frommem Wahn,
Ist keine Stunde wohlgethan.

Ein Stündchen Scherz, ein Stündchen Wein,
Das ist: ein Jahr lang glücklich sein.

Ein Jahr im Staats- und Pfaffen-Joch,
War keine Stunde Leben noch!

Ein Stündchen froh und frei die Brust:
Ein Jahr voll Leben und voll Lust!

Du Knecht der alten Menschennoth,
Wie lang' schon, Jüngling, bist Du todt!

Du Greis in der Erinnerung
Durchlebter Freude: o wie jung!

Wer sich in Angst und Pein begräbt,
Der hat sein Leben nicht gelebt.

Wer nur nach Lust und Schönheit strebt,
Der hat die Ewigkeit durchlebt.

Wem niemals um den Himmel bangt,
Der hat den Himmel schon erlangt.

Ein Leben ohne Harm und Leid,
Das ist die ewige Seligkeit.

Im Freien.

Da unten der Wald in dem blauen Duft!
Die Felder so frisch und so bunt!
In dieser Welt, in dieser Luft,
Wie wird mein Herz gesund!
Es fliegt mit dem Vogel hinauf und weit,
Weithin über Berg und Thal!
Hier seufzt kein Sklave, hier stöhnt kein Leib,
Keine Sünde und keine Moral!

Deutsche Sklaven.

Waldesgrün bekleidet strecken
Stolz ihr Haupt empor zum Himmel
Jene riesig hohen Berge,
Schau'n verächtlich auf die Zwerge,
Auf das emsige Gewimmel
Dort in Dörfern und in Flecken!

Denn sie bieten reichen Segen
An Metallen, Holz und Steinen,
Bieten Flüsse, Felder, Früchte,
Und doch seh'n sie das Gezüchte
Jammern, hungern, betteln, weinen
Drunten auf den blüh'nden Wegen!

Mehr als Tau auf gold'nen Auen
Blitzen hier der Armuth Thränen —
Und inmitten üpp'ger Thäler,
Nur zur Wollust ihrer Quäler,
Nackte Menschen unter Thränen
Hier an trocknem Brode kauen!

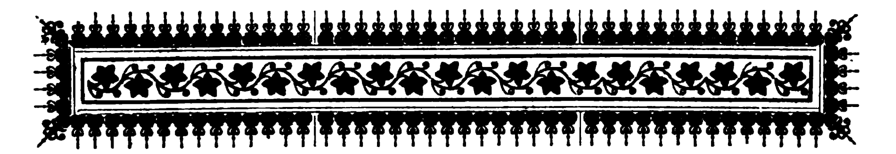
Soll ich nun zu schildern trachten,
Wie in Weh' mein Herz geschmolzen
Euer elend, elend Leben?
Nein, mag mir es Gott vergeben!
Wie die Riesen dort, die stolzen,
Sklaven! muß ich euch verachten!





Dr. Bruno Wille.

Dr. Bruno Wille, geb. 6. Februar 1860 zu Magdeburg, besuchte die Gymnasien zu Magdeburg, Tübingen und Aachen und die Universitäten Bonn und Berlin, wo er anfangs evangelische Theologie, dann Philosophie, Naturwissenschaft und Mathematik studierte, wähend die schöne Litteratur und die Sozialwissenschaft hervorragende Rollen in seiner Lektüre und seinen Unterhaltungen bildete. Schon auf der Universität war er ein begeisterter Anhänger des Sozialismus. In Bonn verkehrte er mit dem Arbeiterphilosophen Josef Dietzgen. 1886 begleitete Wille den berühmten Geographen Professor Kiepert auf einer kleinen Forschungsreise in Kleinasien. Später lebte er in Berlin als Schriftsteller. Lebhaft betheiligte er sich daselbst an der sozialistischen Agitation, sowohl als Journalist wie auch besonders als Redner. Er war ein Wortführer der „Jungen", die sich nach dem Erfurter Parteikongreß „Unabhängige Sozialisten" nannten Seitdem ist Wille grundsätzlich parteilos — obwohl er einer sozialpolitischen Reformrichtung angehört, die man als eine Verschmelzung des Sozialismus mit dem liberalen Individualismus bezeichnen darf. Er wirkte als Sprecher und Lehrer in der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin und gründete die Freie Volksbühne zu Berlin, die er zwei Jahre lang als Vorsitzender leitete, darauf die Neue freie Volksbühne, der er noch heute vorsteht. Im Deutschen Freidenkerbunde wirkt er seit Jahren als Vorstandsmitglied und Redakteur des Bundesblattes „Der Freidenker". Vom preußischen „Minister der Geistesfreiheit" Dr. Bosse wurde Wille wegen seiner angeblich umstürzlerischen und atheistischen Gesinnung der Jugendunterricht verboren. Gleichwohl unterrichtete Wille noch Jahre lang. Die über ihn deswegen verhängten Geldstrafen schwollen auf mehrere tausend Mark an. Wille verweigerte die Zahlung und wurde nun auf administrativem Wege, ohne richterliche Entscheidung, in Haft genommen. Aus der Haft richtete er ein Flugblatt an das deutsche Volk und die Broschüre „Sibirien in Preußen". Nach einigen Wochen wurde er, weil die Bewegung zu seinen Gunsten dem Minister unbequem geworden sein mag, „auf Urlaub" entlassen. Dieser Urlaub dauert noch fort. 1897 hielt Wille Vorträge in Wien und Graz, wurde unter der Aegide des Pfaffenministers Badeni verhaftet und des „Verbrechens der Religionsstörung" angeklagt, begangen durch „Verbreitung von Unglauben". 8 Monate lang war Wille, durch Ehrenwort und Caution gebunden, in Oesterreich interniert, wurde aber von der Hauptanklage freigesprochen, jedoch für alle Zeit aus Oesterreich ausgewiesen. Seit zehn Jahren wohnt Wille mit seiner Frau in märkischer Kiefernceinsamkeit zu Friedrichshagen bei Berlin, in innigstem Verkehr mit seinen litterarischen Freunden Wilhelm Bölsche, Julius Hart und Anderen. Er hat zwei lyrische Bücher herausgegeben: „Einsiedler und Genosse", soziale Gedichte (Berlin bei S. Fischer, Volksausgabe bei Adolf Hoffmann, daselbst) und „Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide" (Schuster und Löffler, Berlin). Hauptwerke sind noch: „Philosophie der Befreiung" (bei S. Fischer) und „Offenbarungen des Wachholderbaums — Roman eines Allsehers."



Die kommende Sonne.

„Mutter, gib mir die Sonne!"

Ibsen.

Es brennt in meinem Gehirn
Ein Traum mit gährender Gluth,
Wie hinter Vesuvius Felsenstirn
Der Erde fieberndes Feuerblut. —
Ich träume die kommende Sonne.

Und wie des Meeres Fluth empor
Zum lockenden Monde schwillt,
Wallt meine Seele schmachtend
Dem angebeteten Traumgebild
Entgegen — der kommenden Sonne.

In stummer Nacht, dem weichen Arm
Schläfernder Ruh entwunden,
Wälz ich mich mit heißem Sehnen,
Fülle mit Grübeln zögernde Stunden
Und harre der kommenden Sonne.

Vom Lager fahr' ich wild empor,
Wissende Bücher aufzuschlagen;
Ihr starren Züge, laßt mich lesen:
Wann wird umnachteten Völkern tagen
Die selig machende Sonue?

Es treibt mich auf die Gassen hinaus;
Da athmeu die Gassen Moderluft;
Ein steinerner Sarg jedwedes Haus,
Die Stadt eine riesige Gruft. —
Erbarme dich, kommende Sonne!

Und schaudernd durch das Thor der Gruft
Flücht' ich hinaus auf off'nes Feld,
Zu spähen, ob die finst're Luft
Ein Morgenschimmer nicht erhellt.
Ich ahne die kommende Sonne.

Und sieh, des Lichtes Halme schießen
Empor vom grauen Himmelsstrande,
Wie hinter schwarzem Schildesrande
Blutige Speere sprießen.
Das sind die Speere der Sonne!

Da weicht der Drache der Verwesung
Von seinem Nest, der Völkergruft;
Er faltet die zackigen Flügel
Und kriecht entsetzt in eine Schluft. —
Preis dir, siegende Sonne!

Nun taucht am froh erröthenden Himmel
Empor der rollende Feuerball.
Da zittert die Erde, da bersten
Die Riesensärge mit Donnerschall. —
Preis dir, erlösende Sonne!

Die todten Völker stehen auf
Und baden im goldig strömenden Licht;
Die Leiber blühen schön und stark,
Und geistig strahlt das Angesicht —
Preis dir, erweckende Sonne!

Die Erde schimmert wie eine Braut
Im Schmuck der Blumen und Seen;
Hinter üppig grünenden Hainen
Marmorhäuser erstehen. —
Preis dir, verklärende Sonne!

Und aus den Thoren der Marmorstadt
Wallt des Volkes festliche Schaar,
Bringt Fahnen, selige Lieder,
Trunkene Blicke zum Opfer dar
Der entzückenden Göttin Sonne. — —

So brennt in meinem Gehirn
Der Traum mit gährender Gluth,
Wie hinter Vesuvius Felsenstirn
Der Erde fieberndes Feuerblut. —
Ich träume die kommende Sonne!

Die Wolkenstadt.

„Und ich, Johannes, sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, ... aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne."
Offenbarung Johannis.

Ueber rußbestaubten Dächerwogen,
Straßendunst und dumpfem Werkgetose,
Ueber all dem bang belad'nen Volke
Schwebt die Wolke
Blendend weiß, wie eine Riesenwasserrose
Ueber schwarzem Kolke.

Und hernieder blickt die Reine
In den düstern Hof, wo zwischen Mauern,
Ungeliebt vom Sonnenscheine,
Ein gebeugtes Weib die Jugend muß vertrauern
Bei der Nadel fieberhaftem Rasseln. —
Blasses Weib, erhebe dein Gesicht
Zu der Wolke hehrem Licht!

Und ihr Werkelmänner arbeitsheiß,
Laßt das Hämmern, laßt des Schwungrads Treiben,
Tretet an die trüben Werkstattscheiben,
Trocknet von der Stirn den Schweiß,
Andachtsvoll den Blick erhoben
Zu der weißen Wolke droben!

Alle, die durch grauer Gassen
Grübelnd hasten und einander hassen
Um ein karges, hartes Brod,
Die um armen Leibes Noth
In das Morgen schau'n mit Bangen,
Die gebrochen und verlassen
Hüsteln mit gehöhlten Wangen,
Die den Tod verzweifelnd suchen,
Oder hinter Eisenstangen
Schmachtend fluchen, —
All die Fensteraugen jener langen
Häuserreihen sollen aufwärts schauen
Zur verklärten Wolke.

In dem matten, wasserblauen
Abendhimmel schwimmt das selige Eiland
Ruhevoll und glänzend weiß,
Wie auf Hochgebirgen keusches Eis.
Sanfte Thäler thun sich droben auf; ich schaue
Seidenzarte, schneeige Hyazinthenfelder,
Auf den Hügeln duftige Apfelblüthenwälder
Und dazwischen, blitzend gleich dem Taue,
Alabasterne Paläste.
Um Geblüm und Blüthenäste
Hauchen Lüfte, frisch wie auf der Alpenaue,
Und da singt es wie von Kinderstimmen.
Doch wo weilen sie, die auf den Himmelsthronen
Rein und selig wohnen?

Dort an weißer Hügel Rändern
Stehen sie in schimmernden Gewändern,
Eng geschaart. Und sieh, die Einen
Hüllen ihr Gesicht und weinen,

Andre schauen starr und trauernd,
Oft zusammenschauernd,
Wie entsetzt, hernieder
Auf der Weltstadt wüste Riesenglieder,
Die in Staub und Sünde angstvoll keucht
Und in liebendem Erbarmen
Möchten sie die Stadt umarmen:
„Arme, trübe Schwester, hebe
Deinen Blick zu uns und schwebe
Sehnsuchtsvoll empor, —
Wie ein frisch erblühter Silberfalter
Sonnetrunken aufwärts fliegt,
Während grau und leer sein alter
Puppenschrein im Staube liegt."



Straße.

„Das Licht in uns ist zur Finsterniß geworden; und die Finsterniß, in der wir leben, ist furchtbar geworden". Tolstoi.

An düster ragenden Häuserwällen
Durch flammenbesäte steinerne Schlucht
Branden die rasselnden Wagen, die Menschen —
Wie Wellen in klippiger Meeresbucht —
Der rothe Vollmond taucht empor.

Die Menge wühlt und drängt und stößt;
Jedweden kümmert nur seine Noth —
Wie auf dem Deck des lecken Schiffes,
Das in den Tod zu sinken droht —
Der rothe Mond scheint düster drein.

Auf glattem Bürgersteige kauert —
Gleichwie am Felsenriff das Wrack —
Ein Mann mit vorgesunknem Kopfe,
Zur Seite einen Lumpensack —
Der Vollmond blickt mit düstrer Gluth.

Die Leute auf dem Bürgersteige
Treiben vorbei und blicken kalt;
Die Pferdebahn beglotzt im Rollen
Mit grünem Auge die Gestalt —
Der rothe Mond scheint düster drein.

Dort drüben lockt die blutige Flamme
Dem Schnapswirth manchen Gast ins Haus;
Und öffnet sich die dunstige Schenke,
Dringt Schelten und Gejohl heraus —
Der Vollmond blickt mit düstrer Gluth.

Des Handelshauses Fensterreihe
Ist noch vom Gaslicht grell erhellt;
Papier und Pult und blasse Schreiber;
Der Chef durchzählt des Tages Geld —
  Der Vollmond blickt mit düstrer Gluth.

Nun heult vom Hofe die Maschine
Zur Vesper; da entläßt das Thor
Viel arbeitsmatte Blusenmänner;
Nur der Fabrikschlot stößt empor
  Zum rothen Monde schwarzen Rauch.

Ein würdiger Bürger kommt geschritten,
Den Lump am Steige trifft sein Blick;
Entrüstet, mit dem Kopfe schüttelnd
Geht er zu Bier und Politik —
  Und zornroth glüht der volle Mond.



Im Angesicht des Berges.

„Wehe euch . . . ihr Heuchler, die ihr gleich seid den übertünchten Gräbern, welche auswendig hübsch erscheinen, inwendig aber voller Todtenbein und Unflath sind!" Jesus.

Ich blicke schweigend auf das weiße Tuch
  Und tippe sinnend mit dem Tafelmesser;
Weingläser klirren, eine Dame lacht,
Die beiden Diplomaten reden wichtig,
Und Seidenroben duften nach Parfüm.

Doch über die Terrasse weht ein Hauch
Aus waldiger Bergesschlucht so kühl und rein;
Tief athmend schlage ich die Augen auf.

Da übergipfelt sich der krause Wald
Den Berg hinan, da lagern grüne Matten
An Felsgehängen, und mit schroffem Stolz
Erhebt der Riese himmelan sein Haupt.

„Entzückend!" lispelt meine Tafeldame,
Die Gouvernante.

„Ceterum censeo,
Ich muß es stets betonen, Herr Minister,
Erhöhen wir den Schutzzoll! Unser Staat,
Verlassen Sie sich drauf, wird ausgesogen.
Das einzige Rettungsmittel ist mein Antrag."

Wie offen blickt das Deputirtenauge —
Nur blitzt es heimlich drin: „Wenn es gelingt,
O köstlicher Profit!“

Ein Vogel kreischt und schlägt mit starkem Fittig
Und wiegt sich spähend über Wald und Schlucht;
Dumpf tost der Gießbach zwischen Felsgeblöck,
Und eine Wolke schattet.

Geil grinsend drückt die alte Excellenz
Die Patschhand seiner Dame an den Weißbart.
Die Gnädige lächelt wie ein Kind — und denkt:
„Hat erst mein Mann die Stelle in der Tasche,
Dann, Herr Protektor . . . . warte, alter Esel!“

„Entzückend!“ lispelt meine Tafeldame
Durch ihre falschen Zähne; „o Natur!“
Und blickt hinan zum Angesicht des Berges, —
Das sich verfinstert und in Wolken hüllt.

Nur auf der Matte ruht noch goldnes Licht;
Das lächelt mich wehmüthig an. Ich schlage
Die Augen nieder auf das weiße Tuch
Und tippe sinnend mit dem Tafelmesser.



Sterbensmüde.

Nachts in stummer Kammer lag ich
Sterbensmüd' und lebensbang;
Sorgen, irr wie Fledermäuse,
Huschten das Gebälk entlang.

Geisterhaft ein ernstes Weib
Mir zum Trost am Lager wachte,
Starrte in die Kerzenflamme;
Und da las ich, was sie dachte:

„Weine, bis du mit verweinten
Augen endlich klar erschaust,
Daß die holde Welt ein Trugbild,
Dem du niemals straflos traust. —

Füllst du stattlich Schrein und Truhe,
Bleibt die Seele dennoch leer;
Trinkst du von dem Trank der Ehre,
Wird dich dürsten mehr und mehr.

Und nun Becher, Spiele, Tänze,
Festgepränge durch den Saal . . . .
Mitten in dem Rausch der Freude
Fühltest du geheime Qual.

Voller Liebe und Vertrauen
Drücktest du so manche Hand;
Als du in das Herz gesehen,
Hast du trübe dich gewandt.

Einem argen Rosenstrauche
Gleicht das Leben, dornbewehrt;
Hält die wunde Hand die Rose,
Hat ein Wurm den Kelch versehrt.

Darum laß die Rosen gleißen,
Geh vorbei und blicke kalt!
Ueber solche, die entsagen,
Hat das Leiden nicht Gewalt."

Im Kiefernforste.

„Ein Fremdling trat in meine Wohnung
Ich reichte ihm die Hand;
Er setzte sich an meinen Herd und hielt
Die Stirne in den Händen
Und frug: „Hast du der Ochsen viel?"
Und seine Füße waren voll von Staub. —
Ich habe nicht gefragt: Von welchem Dorf bist du?
Er hatte seinen Sack zu mir dahingesetzt,
Und dieser Sack enthielt blos einen Stein."
(Der Rhapsode der Dimbovitza.)

„Es zehrt
An aller Mark der Sünde fressend Feuer;
Ein jeder ist verschuldet jeder That,
Und jeder trägt auf seiner Seele ungeheuer,
Was jeder je an Schuld und Frevel that.
Ihr stoßt den Einen tief hinab in Nacht,
Den Andern hebet ihr empor zum Licht, —
Lehrt ihr die Blinden, was sie sehend macht?
Und trocknet ihr der Weinenden Gesicht?"
Julius Hart.

I.

Versammlung.

Wie ruhevoll ist eure Versammlung
Braunhalsige Kiefern mit dunkelbuschigem Haar!
Ihr schweiget, weil euch wohl ist
In träumerischem Frieden.
Erquickend kraftvoll duften eure Nadeln,
Dazu der violette Thymian,
Die struppigen Wachholderbüsche,
Die knabengleich bei Hochgewachs'nen stehen.
Es ist so still, ich höre meinen Athem;
Ein kleiner Vogel nur schlüpft zirpend im Geäst,

Auf zarter Birke zirpt die Grille leise,
Und wenn der Wind sich sanft erhebt,
Durchwallt ein hauchend Sausen die Versammlung,
Und alle Kiefernhäupter nicken,
In würdevoller Eintracht sinnend. —

Ich weiß mir einen *andern* Wald;
Der wogt im mächtigen Saal; die Wipfel
Sind finstre' Proletarierköpfe.
Die Leuchter an der Decke flammen trübe,
Von rauchig schwülem Dunste halb erstickt.
Nun schrillt die Glocke, stumm wird das Gebrause, —
Wie wenn ein Wald vor dem Gewitter schweigt!
Der Führer steht erhöht; wie schwarze Wolken
Ballt er Gedanken heiligen Zorns zusammen;
Und Spannung hält gefesselt die Gesichter,
Und Blitz auf Blitz durchzuckt die Männerherzen,
Bis gleich dem Hagel wilder Beifall prasselt,
Und Rufen tönt und donnergleiches Grollen . . .

O Sonne hinter den Kiefern,
Rothglühende Abendsonne!
Wie schwimmst du mit Entzücken
Im angestrahlten Himmelsteiche!
Du bist entzückt, weil du so schön
Den Himmel und das Land bestrahlst.
In tiefen, trunkenen Zügen
Und leise schwellend saugst du
Den goldigrothen Athem ein
Und hauchst ihn liebend
In langen Strahlen durch der Kiefern Gassen.
Da duften, überstäubt von Glanz, inbrünstig
Strohblume, Haidekraut und Thymian;
Voll Ehrfurcht steht der struppige Wachholder,
Die hochgewachsenen Kiefernstämme gleißen
Wie glühende Stangen, ihre Häupter starren
Andächtiglich mit staunendem Sausen
Hinein in des hehren Weltenfeuers
Blendend großen Tropfen . . . .

O Sonne brich mit deiner Gluth
Auch in den *andern* Wald,
Wirf deine Strahlen in Gesicht und Augen
Verhärmter Menschen,
Entzückend und erlösend!
Bald, o Sonne, bald!

II.

Arme Leute.

Bei düstern Haidekiefern
Stehn spärlich mag're Aehren,
An dürrem Sande saugend,
Verzweifelnd, sich zu nähren.

Da kauert ein lehmig Häuschen
Mit Düngerhaufen und Karren;
Kläglich meckert die Ziege,
Und struppige Hühnchen scharren.

Aus der Thüre humpelt ein krummer
Kleinbauer, emporzuspähen
Zur bleiern schleichenden Wolke,
Zu hungrig krächzenden Krähen.

Nur karge Mitleidszähren
Vermag die Wolke zu schenken;
Dann schleicht sie trübe weiter,
Ohne Kraft zu tränken. —

Selber arm und traurig,
Folg' ich der weinenden Wolke
Und denk an arme Leute
Und leide mit meinem Volke.



III.

„Verurtheilt zu lebenslänglichem Galgen."

Ich habe geträumt! — Noch pocht mein Herz
Von Gram und Grimm empört,
Und Thränen der Ohnmacht netzen mein Kissen.
Ich ward mißhandelt unerhört! . . . .
Doch ruhig! Still! Es war ein Traum!

Wie dumpf die Stube! Der Mond scheint hell
Wie bläulich brennender Schwefel
Und tüncht an die kalkige Wand
Mein bäuerlich Fenster grell;
Im morschen Holzgetäfel
Pickt ein Wurm oder nagt ein Mäuschen;
Draußen pfaucht ein Käuzchen
Gedämpft im Kiefernforst . . . .

Was hab' ich nur geträumt? —
Ich ward geknebelt von viehischen Schergen,
Vor raubthieräugige Richter geschleppt;
Die schrieen funkelnden Auges: „Schuldig!";
Eine Menschenmenge brüllte: „Schuldig!";
Es war eine ganze Welt.
Doch mein Herz schluchzte: „Nein!
Ich bin rein, wie Jesus rein!"
Und eine starke Stimme sprach:
„Verurtheilt zu lebenslänglichem Galgen!"
Und die Menge johlte: „Zu lebenslänglichem Galgen!"

Nun packten mich die Henkersknechte
Und schleiften mich zum Galgen;
Ich ward mit der Schlinge gewürgt;
Doch ohne zu sterben!
Und täglich sollt ich so
Am Galgen leiden, ohne zu sterben,
Im Herzen die Stimme der Unschuld. —

Sei ruhig, Herz, und poche nicht!
Zerblasen ist alle Gefahr;
Es war ein Schaum, ein Gaukeltraum! —
Ach wohl, es war Gedankenschaum,
Und doch — so bitterlich wahr!

Die Schergen, die Richter, die Henker, den Galgen,
Ich kenne sie insgesammt,
Kenne die Welt, die mich verdammt
Zum Galgen Zeit des Lebens.
Wie heißt der Galgen? Mangel, Noth,
Sorge um Stube, Kleider und Brod,
Knechtung, Schmähung, wüsten Strebens!
Verfluchte Welt, die mich umfängt,
Tagtäglich an den Galgen hängt,
Verfluchte Welt! . . . .

Auf! Hinaus! Ich halt' es nicht aus
Auf dem Lager in dumpfiger Kammer,
In traumdurchdünsteter Folterkammer.
Hinaus in die nächtliche Landschaft! . . . .

Hu, wie gluthig
Der Mond in zackiger Wolke rollt!
Gleich der Augenkugel blutig
Von feuerschwang'rem Drachen
Mit aufgerissenem Rachen!
Das Auge blinzelt, scheint zu brechen,
Zwinkert dann mit tückischem Stechen,
Rollt wieder auf und glotzt mich drohend an.

Drache, nun erkenn' ich dich!
Du bist der Fürst der verhaßten Welt,
Die mich am Galgenstricke hält;
Und während Kröten und Unken
Heulten und schnurrten in Moos und Grasen,
Hat dein zorngeblähter Bauch
Schwüler Träume giftigen Hauch
Mir ins Fenster geblasen . . . .

Ha, was sah ich!
Du hast dein Auge verloren
Zackiger Drachenleib,
Und bist geschwärzt vom Tod!
Da liegt die Augenkugel triefend roth
Auf düsterm Kiefernforste,
Dem rauchige Brunst entloht —
Ein glühendes Ei im brennenden Neste!

Ja brenne nur, unholde Veste
Der alten Welt, sammt Galgen und Henkern!
Mit Flüchen will ich deine Funken
Schüren, bis du in Asche gesunken. — — —

Nun allen Sorgen fern,
Wend' ich mich um —
Zum Morgenstern,
Der leuchtend groß wie eine weiße Wasserrose,
Verzückt wie ein Prophet,
Am milchigen Himmel steht.
Wölkchen schwimmen goldfischgleich;
Das graue Korn erschauert;
Freudig blitzt es auf im windgekräuselten Teich;
Erwachte Wasserspatzen
Zwitschern froh und schwatzen
Im frischdurchhauchten, wogenden Rohr;
Und aus thauversilberten Halmen
Steigt die Lerche, das Auge im Glanz, empor
Mit seligem Tirili.

Ich will!

Hoch stand ich auf dem Dach und sah seltsamste Morgengluth:
Rings wogte über die Häuser hin ein Meer von Brand und Blut.
Es brüllte die schwarzroth qualmende Schlacht; mit zornigem Knattern schossen
Behelmte Feinde zu uns empor; doch es trotzten fest die Genossen
Wie Felsen im schlagenden Hagelsturm; verheerende Bomben schwangen sie
Und manchmal durch das Schlachtgetos' die Marsaillaise sangen sie.

Ihr wollust=girrendes Mordlied pfiff eine Kugel an meinem Ohr;
Da bäumte sich meine Seele jäh, gleich wüthiger Schlange, empor,
Den Sprengball zuckte die krallende Faust nach den feindlich stürmenden
Massen
Und schmiß des Todes reißende Saat hinunter mit jauchzendem Hassen.
Und dumpf . . . .
Ein Rollen . . . ein Peitschengeklatsch und Getrappel . . . goldflirrender
Und sieh! Die Morgensonne strahlt ins offene Fenster herein; [Schein,
Im Bette lieg' ich; es war ein Traum!
Nicht Kugeln, — die Schwalben girren!
Und schießen um mein ländliches Dach, und droben im Mattblau schwirren
Lichtfrohe Lerchen. Durch thauige Flur trabt munter das Pferd mit dem Wagen;
Drauf sitzt der junge Bauer und schmaucht sein Pfeifchen mit Behagen.
Und fährt so sicher hinein in die Welt. Ich aber seufze und schwanke
Und bin auf bangem Lager hier ein zweifelnder Gedanke.
Noch hält der zornesgluthende Traum mein Herz in banger Stockung,
Und schon umschmeichelt mich so süß des Lebens liebliche Lockung.
Da schwindelt mir; Verwirrung, Scham, sie überfluthen heiß mich;
O ich vermessener, armer Thor! Was bin ich? Und was weiß ich?
Ich bin nur ein Halm im wogenden Feld und wähnte, ich sei das Feld;
Und ich wanke und schwanke in Lieb' und Haß, und mir däucht ich be=
O ich Irrthum und schwächlicher Widerspruch! — [wege die Welt.
Und doch! Was hier erwacht
So grimm und kühn, ist Irrthum nicht, ist Zwietracht nicht, — ist Macht!
Ich bin die einige Macht, bin Lieb' und Haß mit einem Male,
So einig wie Kastanienfrucht und ihre Stachelschale.
Und die hassende Liebe, der liebende Haß, so in mir gährt und schafft,
Das ist der Menschheit Lebensdrang, ist die weltbewegende Kraft.
Ich will! Und dieser Kraftstrom wird durch alle Zeiten wallen,
Wird Arme breiten sehnsuchtsvoll und Fäuste drohend ballen.
Ich will! Und wenn mein trotziger Mund auch längst im Tode schwieg,
Ich will! — Und ewig ist mein Kampf, und ewig ist mein Sieg.

Zukunft.

Zukunft ist ein Würfelbecher,
Der ein Würfelpaar bedeckt.
Längst gefallen sind die Würfel,
Doch der Wurf ist noch versteckt.

Zukunft ist ein Würfelbecher:
Längst gefallen ist dein Loos. —
Darum blicke auf den Becher
Ohne Furcht — und hoffnungslos.





Pierre Jean de Béranger.

Pierre Jean de Béranger (spr. Berangscheh), geboren zu Paris am 19. August 1780, darf mit Recht der volksthümlichste Dichter Frankreichs genannt werden. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, von seinem Großvater, einem Schneider, erzogen, ward der Knabe zuerst Kellner in einem Wirthshause zu Peronne, mit 13 Jahren Buchdruckerlehrling, dann Gehilfe seines Vaters. Nach dessen Bankerott 1798 konnte er, freilich in großer Dürftigkeit, der Liebe zur Poesie ungestört nachhängen. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1815 unter dem Titel „Chansons morales et autres." Nach dem Sturze Napoleons hat Béranger zwei Dinge verherrlicht, die sich schlecht mit einander vertrugen: Den Weltbezwinger Bonaparte und die politische Freiheit. Obgleich die von ihm oftmals heftig angegriffene Regierung ihm 1821 sein Aemtchen, das seine Gönner ihm verschafft hatten, nahm, ihn zweimal zu Monate langer Haft und zu hohen Geldstrafen verurtheilte, erschienen noch zwei Sammlungen seiner Gedichte vor Ausbruch der Julirevolution. Im Kerker, die ihn im Ganzen ein volles Jahr von der Außenwelt schied, hat er seine kühnsten Lieder verfaßt. Nach der Februarrevolution wählten ihn 200,000 Stimmen aus dem Seinedepartement in die Nationalversammlung. Béranger starb am 16. Juli 1857 zu Paris und die Regierung, welche diesen kühnen republikanischen Freidenker, diesen Feind der Höflinge, der Jesuiten und des herrschsüchtigen Klerus nicht lieben, ihn aber auch seiner Popularität halber nicht ignoriren konnte, zog sich durch seine prunkhafte Beerdigung auf Staatskosten aus der Verlegenheit. Die letzte Sammlung seiner Lieder ließ Béranger 1833 erscheinen; in's Deutsche wurden sie übersetzt von Chamisso und Gaudy.





Die Reliquien.

Ein Nekromant stand am Altar;
Er sah mich die Gebeine küssen
Des Heil'gen, dessen Fest es war,
Und sprach: „Der wird uns beichten müssen."
Kaum hatt' er auch mit leisem Ton
Die Zauberformel ausgesprochen,
Der Heil'ge sitzt und ruft uns schon
Mit gotteslästerlichem Hohn:
„Ihr Frommen, küßt nur meine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur meine Knochen!"

Und wiehernd lacht nun das Skelett,
Und schreit uns gellend in die Ohren:
„Schon tausend Jahr' auf glüh'ndem Bett
Muß ich für meine Sünden schmoren,
Doch hat ein wanstig Priesterlein
Den Heiligen in mir gerochen!
Ich bring' ihm aber tüchtig ein,
Er kann mit mir zufrieden sein. —
Ihr Frommen, küßt nur meine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur meine Knochen!

Ich war ein Bettler, Gauner, Dieb,
Sprach falsches Zeugniß auf Begehren;
Darauf als Straßenräuber trieb
Ich's ritterlich, und kam zu Ehren.
Ich hab' auf eig'ner Burg gewohnt,
Bin oft in Kirchen eingebrochen,
Hab' guter Heil'gen nicht geschont;
Ihr seht, wie mir der Himmel lohnt. —
Ihr Frommen, küßt nur meine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur meine Knochen!

Küßt auch den Schädel dort, doch hat's
Bis morgen Zeit, an ihrem Feste;
Von einer Jüdin, meinem Schatz,
Sind diese heil'gen Ueberreste.
Sie hat die Hölle gut bedacht,
Auf sie mag Lucifer wohl pochen;
Zu straucheln hat ihr Reiz gebracht
Von Mönchen eine ganze Tracht. —
Ihr Frommen, küßt nur ihre Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur ihre Knochen!

Dort wird ein Heil'ger and'rer Art,
Ein Schädel, wie von keinem Denker,
In gold'nem Schrein wohl aufbewahrt;
Erst dummer Dieb, dann witz'ger Henker.
Sein Werk trieb er zur höchsten Lust
Des Hofs bei festlichen Epochen;
Wir haben beide drangemußt,
Zu welcher Ehr', ist euch bewußt. —
Ihr Frommen, küßt nur seine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur seine Knochen!

Doch wenn die Pfaffen ausgestellt
Zur frommen Schau den morschen Plunder,
So regnet's in den Kasten Geld,
Das ist das Wunder aller Wunder! —
Des Teufels Horn ruft, meiner Six! —
Adieu, wir werden unterbrochen."
Sich niederlegend stiehlt er fix
Noch vom Altar das Crucifix. —
Ihr Frommen, küßt nur seine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur seine Knochen!

Die Gräber der drei Julitage.

(1832)

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Er rief: „Zu Hilfe dem bedrohten Throne!
Die Lilien hoch! den Aufgeregten Krieg!" —
Paris in Waffen widerhallt mit Hohne:
„Hoch, hoch die Freiheit! den drei Farben Sieg!"

„Was sind denn eure Thaten, eure Gaben,
Womit ihr, Uebermüth'ge, uns erschreckt?
Meint ihr's dem Corsen abgelernt zu haben,
Deß Schatten euch mit tiefer Nacht bedeckt?"

„Ihr wollt die uns verlieh'ne Charte kürzen
Und wiederum uns schmieden in das Joch?
Wir wissen alle, wie Monarchen stürzen.
Gerechter Gott! versucht es dieser noch?"

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

„Hinan, hinan! Die Brücken, Straßen alle,
Das Rathhaus ist erstürmt, der Louvre schon;
Zieht ein, ihr Sieger, in die Königshalle
Und setzt euch auf den alten morschen Thron."

O seht das Heldenvolk vom Siege rasten,
Arm, mäßig, groß, es herrscht, verjaget hät's
Hohnlächelnd den Despoten, den verhaßten,
Und hungernd hält es Wache vor dem Schatz.

Ihr habt Handwerker, Schüler dort gesehen
Versuchen am Geschütz die Neulingshand;
Sie fielen und vererbten Euch Trophäen, —
Sie haben ihre Namen nicht genannt.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Ein Tempel muß den Braven sich erheben,
Von deren Ruhm erschrocken dröhnt die Welt.
Die Kön'ge fragen leise und erbeben:
„Wie ist's mit unsrer Majestät bestellt?"

Drei Farben haben fernher sie gesehen,
Ihr stumpf Gedächtniß ist davor erwacht;
Das Banner zieht einher, vor seinem Wehen
Zieht über ihre Stirne düstre Nacht.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Und friedlich zieht von Land zu Land die Fahne,
Sanct Helena erreicht ihr Siegeslauf,
Und hoch steigt auf erloschenem Vulkane
Napoleons gigant'scher Schatten auf.

Er grüßt sein Banner, schauet in die Gluthen
Der Sonne, nimmt das Schwert der Macht, zerbricht
Und wirft es in des Oceanes Fluthen,
Und schwingt sich aufwärts zu dem ew'gen Licht.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Wir sahn, was einst bestand, in Trümmern liegen,
Ein Ruf erschallt, die alte Zeit verrinnt;
Die Gleichheit wird, es wird die Freiheit siegen,
Die neue segensreiche Zeit beginnt.

Und würden wir Erobern noch zum Raube,
Die wieder heimwärts bald die Rache trieb,
Erwüchse noch die Freiheit aus dem Staube,
Der an der Rosse Hufen kleben blieb.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch

Der Marquis von Carabas.

Seht den Marquis! Er lärmt und pocht
Just als ob er uns unterjocht.
Ein magrer Klepper hat den Herrn
Zurückgebracht aus weiter Fern';
Jetzt stapft der hochgeborne Held
Nach seinem Schlosse über's Feld;
Ein schuldlos Schwert schlägt ihm an's Bein,
Und schleifet klappernd hinterdrein.
Hut ab! Hut ab! Und Gloria
Dem Herrn Marquis von Carabas!

Burgpfaffe, Pächter, Lehensmann
Und all ihr Bauern, hört mich an:
Ich setzte, spricht er, ich allein
Des Herrn Gesalbten wieder ein;
Doch wenn er mir aus alter Zeit
Die Privilegien nicht verleiht,
So soll er sehn, Kreuzsapperlot!
Was ihm von meiner Seite droht. —
Hut ab! Hut ab! Und Gloria
Dem Herrn Marquis von Carabas!

Von einem Müller spricht man zwar,
Jedoch Verleumdung ist's fürwahr,
War doch Pipin des Kleinen Sohn
Der Ahnherr des Geschlechtes schon.
Mein Stammbaum, alt und makelfrei,
Verkündet schwarz auf weiß, es sei
Des Königs Adel nicht so gut,
Als der von meinem edlen Blut. —
Hut ab! Hut ab! Und Gloria
Dem Herrn Marquis von Carabas!

Auf Ruhe halt' ich wohl allein
Verlangt ihr Steuern, sag' ich nein;
Denn für das Wohl des Staates kann
Man fordern nie vom Edelmann.
Dank meinem guten Arsenal,
Dem Thurm mit Graben, Brück' und Pfahl,
Kann dem Präfecten frank und frei
Ich sagen jetzt quid juris sei. —
Hut ab! Hut ab! Und Gloria
Dem Herrn Marquis von Carabas!

Ihr Priester, hört, euch rächten wir,
Erhebt den Zehnten, theilt mit mir.
Du süßer Pöbel schleppe noch
Dich lange wund im Lehensjoch.
Die Jagd sie fiel auf unser Theil,
Und Euren Töchtern blüht das Heil,
Daß wieder jeder Edelmann
Das Herrenrecht ausüben kann. —
Hut ab! Hut ab! Und Gloria
Dem Herrn Marquis von Carabas!

Pfaff, aufgepaßt und tummle dich!
Dein Weihrauch brenn' allein für mich.
Ihr Pagen drauf! Muth ihr Lakai'n!
Und bläut Respekt dem Bauer ein.
Die Rechte, die von unserm Ahn
Wir erbten, sind kein leerer Wahn,
Sie sollen unversehrt und heil
Den Erben werden all' zu Theil. —
Hut ab! Hut ab! Und Gloria
Dem Herrn Marquis von Carabas!

Die Schafe.

Ein Land, — Jedweder nennt sich selbst den Namen —
War einst an schönen, woll'gen Heerden reich,
Nur thaten's dort die Schäfer ihrem Herren
Im Decimiren wie im Scheeren gleich.
Die blöckende Nation zerbrach die Ketten,
Und wähnte sich auf ew'ge Zeit befreit. —
Macht, was ihr wollt, ihr armen Hammelheerden, —
Man scheert Euch jederzeit.

Gewalt'ger Lärm! Jetzt sollten Hunde herrschen;
Ein Wechsel der Tyrannen war es nur.
Und freien Zügel ließen die Verräther
Zu bald nur ihrer gier'gen Wolfsnatur.

Getränkt ward Jahre lang durch Ströme Blutes
Das schöne Land, — es war der Schrecken Zeit.
Macht, was ihr wollt, ihr armen Hammelheerden, —
Man scheert euch jederzeit.

Den Thron bestieg nach Jahren voller Trauer
Der König Leu, der tapferste Regent;
Ruhm, Unstern, Glanz von allzukurzer Dauer
Bezeichneten sein stürm'sches Regiment.
Der Leopard floh zitternd vor dem Sieger, —
Doch wie viel Lämmer kostete der Streit!
Macht, was ihr wollt, ihr armen Hammelheerden, —
Man scheert euch jederzeit.

Da stürmten aus dem Norden Feindesschaaren
Und überschwemmten das verheerte Land.
Die theilten sich in fette Weidetriften,
Das Reich des Stärkern ward allein erkannt.
Was übrig blieb, ward zugetheilt dem Pächter;
Mit Bließen löst' er die Verbindlichkeit.
Macht, was ihr wollt, ihr armen Hammelheerden, —
Man scheert euch jederzeit. —

Leithammel Hans, der Günstling des Despoten,
Nahm späterhin in Pacht die Schäferei;
Gewandter Schurk' und schlauer Landsverräther,
Verschachert' er die Heerde frank und frei,
Und mästen wollt' auch er sich von dem Fette, —
Lauf, Hänschen! war der Fremden Dankbarkeit.
Macht, was ihr wollt, ihr armen Hammelheerden, —
Man scheert euch jederzeit.

Wann werd' ich's an der Seine Strand erleben,
Daß unsrer Heerd' erblüh' ein sanfteres Loos,
Daß sorglos sie auf ihren schönen Wiesen
Gedeiht, der Furcht vor Wolf und Räuber los?
Ein jeder neuer Herr wird Wunderdinge
Geloben, jeder schwört den höchsten Eid —
Macht, was ihr wollt, ihr armen Hammelheerden, —
Man scheert euch jederzeit.

Hans.

Hans! steh auf! ich muß dich wecken;
Straß ab kommen Arm in Arm
Der Sergeant und der Gendarm,
Um die Pfändung zu vollstrecken.
Steh' doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Hans! die Sonn' ist aufgegangen,
Hans! so lange schläfst du nie.
Bei dem Thomas haben sie
Schon vor Tagslicht angefangen.
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Und kein Heller! Horch, im Garten,
Wie des Nachbars Köter bellt;
Bitt' um Frist — unsel'ges Geld!
Wollte doch der König warten!
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Wir, sechs Kinder und dein Vater,
Hilft mein Spinnrad auch zum Theil,
Leben doch von deinem Beil.
Hans! wach auf! — o Gott, da naht er!
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Diese Hütte, wo wir darben,
Und das Viertel Ackerfeld,
Von dem Hunger wird's bestellt,
Wucher speichert ein die Garben.
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Alles, alles ist so theuer!
Wer ein Schwein hat, hilft sich schon,
Schwer die Arbeit, karg der Lohn,
Und sie fordern noch die Steuer!
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Möcht' ein wenig Wein dich letzen;
Hochbesteuert hast du ganz
Ihn entbehrt; — mein Brautring, Hans!
Den will ich daran noch setzen.
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Siehst vielleicht im Traum dich reicher,
Als der Gutsherr, — der, ja der!
Was sind ihm die Steuern mehr?
Eine Maus auf seinem Speicher.
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Gott, da ist er! — ich verzage. —
Bleich und starr, und wirst nicht wach!
Fühltest gestern dich so schwach,
Der sonst duldest ohne Klage.
  Steh' doch auf, mein armer Mann!
  Der Sergeant! er rückt heran.

Laßt ihn ruhn, er ist verschieden.
Wer gelebt in solcher Noth,
Dem ist sanfter Schlaf der Tod.
Gott gewähr' euch seinen Frieden.
  Nicht erwacht der arme Mann,
  Rückt gleich der Sergeant heran.

Der Cardinal und der Dichter.

(Im Gefängniß La Force, 1829.)

Das war ein Hirtenbriefchen wieder!*)
  So hoch geehrt ward ich noch nie!
Sie lesen also meine Lieder?
Hochwürden, so ertappt man Sie!
Gestolpert ist die Muse freilich
Vom Wein bethört so manchesmal. —
Ergötzt sie nur, so bleibt der Fall verzeihlich.
Was meinen Sie dazu, Herr Cardinal?

Scheint Ihnen nicht die schelmische Lisette?
Sie schlagen ein großmächt'ges Kreuz
Erröthend unter dem Barette.
Still, still! Sie alterte bereits.
Seit Kurzem ist sie fromm geworden,
Liebt die Jesuiten, hält zumal
Jetzt Kinderschule für den heil'gen Orden.
Was meinen Sie dazu, Herr Cardinal?

Was ich zu Frankreichs Ruhm geschrieben
Belegt mit Bann die Klerisei;
Gilt doch sein Vaterland zu lieben
Bei Pfaffen jetzt als Ketzerei.
Mein Land, auch ohne Frucht zu lesen,
Bleibt mir das liebste jedesmal.
Was Ihnen Rom, ist Frankreich mir gewesen.
Was meinen Sie dazu, Herr Cardinal?

*) Im März 1829 erließ Herr von Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse, einen Hirtenbrief, in welchem sich ein heftiger Ausfall gegen Béranger und dessen Gedichte befand.

Da Sie Sich doch nun meine Lieder
Vorträllern, heiliger Levit,
Entdeckten Sie nicht hin und wieder
Des Samariters Geist im Lied?
In Wunden Balsam träufelnd hätte
Er mild geheilt des Armen Qual,
Und am Gefangnen nur gesehn die Kette. —
Was meinen Sie dazu, Herr Cardinal?

Gestehn Sie's, meine muntern Lieder
Sie spiegeln doch die Gottheit ab.
Gott sieht erbarmend auf mich nieder,
Er segnet meinen Bettelstab,
Er lehret mich mit meinen Klagen
Zu gehen vor sein Tribunal,
Und dreist ein Schnippchen großen Herrn zu schlagen.
Was meinen Sie dazu, Herr Cardinal?

Sie sind nicht 'nmal so bös' im Grunde;
Verzeihn Sie nur dem Ehrenmann,
Auf daß er ihrem heil'gen Munde
Den harten Spruch verzeihen kann.
Doch schreitet bei verschlossnen Thüren
Man schon zu neuen Papstes Wahl *)
Fort! Möge Sie der heil'ge Geist erküren!
Was meinen Sie dazu, Herr Cardinal?

Guter Rath den Belgiern.

(Mai 183', anläßlich der Suche der provisor. Regierung nach einem Souverän.)

So macht, ihr Brüder Belgier, macht ein Ende!
Macht einen König, baut euch einen Thron.
Das nicht zur Republik das Ding sich wende,
Den Hofmann fiebert's seit acht Monden schon.
Das Holz ist bald gefunden, Gott behüte!
Hans, Peter, ich, nicht lange nachgedacht!
Kein Königsei bedarf daß man es brüte,
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Dann werdet ihr die Herrlichkeit schon wittern:
Zuerst die Etikette, prächtig, steif;
Von Herzögen, Baronen, Grafen, Rittern,
Mit Ordensband und Stern ein langer Schweif;
Bequem zu stolzbehaglicher Gewöhnung
Des goldbeschlagnen Thrones Wunderpracht;
So Gott euch hilft, vielleicht auch eine Krönung. —
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

*) Leo XII. war soeben gestorben, und der Erzbischof schickte sich zur Reise nach Rom an.

Der Handkuß und die große Wachparade,
Das Feuerwerk, Anreden, Oden gar!
Und tanzend um die neue Bundeslade
Die große regenbogenfarb'ge Schaar;
Mit Ungeziefer ward die Königsbinde
So wie der Armuth Kappe reich bedacht;
Das Hofgeschmeiß zernagt der Hoffahrt Rinde, —
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Da wird's Lakeien regnen und Beamte,
Gensdarmerie, Spione, Polizei,
Und ein Soldatenheer, daß, wenn es flammte,
Den Löschenden gedeckt der Rücken sei.
Das Budget kommt zuletzt: in runden Zahlen
So und soviel — was meint ihr? — lacht doch, lacht!
Er hat gespeist, ihr müßt die Zeche zahlen —
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Dies sag' ich Alles nur aus Narrenspossen;
Mein Frankreich kennt mich als ein frommes Kind,
Und die Geschichte spottet meiner Glossen,
Sie kennt ja Fürsten nur, die Engel sind.
Der Völker Väter sind sie alle, alle,
In ihrer Liebe suchen sie die Macht;
Drum geht, ihr Brüder Belgier, in die Falle,
Und macht, zum Teufel, einen König! — macht!



Die Thoren.

Wir gleichen bleiernen Soldaten
Genau gerichtet nach der Schnur;
Wagt aus dem Glied mit Worten, Thaten
Sich einer: — „Seht den Narren nur!"
Und Haß und Hohn wird ihm geboten,
Bis einst vielleicht wird aufgestellt
Ein Standbild dem verehrten Todten,
Zum Vorbild der gesammten Welt.

Jedwede Lichtidee muß harren,
Wie auf den Bräutigam die Braut;
Die Dummen haben sie zum Narren;
Verbirg dich! warnt, wer dennoch traut;
Bis fernab ihr ein Thor begegnet,
Der ihr in Liebe sich gesellt;
Dann endlich wird ihr Schooß gesegnet
Zum Heile der gesammten Welt.

So sah man Saint Simon*) nicht scheuen
　　Der Armuth und der Schulden Schmach;
Der Seher sann nur zu erneuen
　　Den Bau, der morsch zusammenbrach.
Zum Bettler ist der Greis verarmet,
　　Der fest an seinem Traum noch hält,
Er weiß, daß er das Heil umarmet,
　　Das retten wird die ganze Welt.

Und Fourier**) ruft: Auf, aus dem Schlamme!
　　Du Volk verfehmt dem blöden Wahn,
Und wirke emsig Stamm bei Stamme
　　Um einen Punkt in Zirkelbahn;
Die Erde hat nach langen Plagen
　　Dem Himmel bräutlich sich gesellt;
Die Kraft, durch die sich Welten tragen,
　　Schafft Frieden der gesammten Welt.

Enfantin***) will das Weib befreien
　　Und sie erheben zu dem Mann, —
Drei Narren sind es! hör' ich schreien,
　　Es feinden sie die Spötter an. —
Es sucht der Mensch in leeren Räumen
　　Das Glück, das immer fern sich hält, —
Den Thoren ehrt, der, sei's in Träumen,
　　Beglücken kann die ganze Welt.

Die neue Welt erstand dem Thoren,
　　Der jedem Klugen ward zum Spott;
Sie schalten ihn am Kreuz „den Thoren",
　　Der auferstehend ward zum Gott;
Sollt' auch des Tages Aug' erblinden,
　　Das unsre Finsterniß erhellt,
So würd' ein Thor die Fackel finden,
　　Auf's Neu zu leuchten unsrer Welt.

---

*) Claude Henri Graf Saint Simon, französ. Sozialist, geb. 17. Okt. 1760 zu Paris, Begründer des unter dem Namen Saint-Simonismus bekannten sozialistischen Systems, gestorben 19. Febr. 1825.

**) Charles Fourier, französ. Sozialist, geboren 7. April 1772 zu Besançon, propagierte die Idee der kommunistischen Gemeinschaften (Phalansterien), gestorben 10. Okt. 1837.

***) Barthélemy Prosper Enfantin, geb. 8. Febr. 1796 zu Paris, hauptsächlicher Vertreter des Saint-Simonismus, suchte dessen Grundgedanken 1832 zu verwirklichen durch die Gründung der Gemeinschaft Ménilmontant. Gestorben 31. Aug. 1864.



Einer vom Bauche.

(In Frankreich war das Wort „Bauch“ unter Karl X. übliche Benennung desjenigen Theiles der Kammer der Abgeordneten, welcher unbedingt das Ministerium unterstützte.)

Lieben Wähler meines Kreises,
Hört geneigten Ohres an,
Was für euch, was für den König,
Was ich für das Land gethan.
Volk und Staat verderben nicht,
Seht mein blühend Angesicht.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Treu dem Bauch, hab' ich gesessen
Wie ich angewiesen war,
Dicht an neben den Ministern
Unter der getreuen Schaar.
O der Bauch! Das ist mein Fach;
Wer mich kennt, der rühmt's mir nach.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Weil nun die Minister Leute
Brauchen, die gewaltig schrein,
Redner nicht zu Wort zu lassen,
Wo's gefährlich möchte sein,
Fehlt' ich in der Stunde nie,
Und ich schrie! ich schrie! ich schrie! —
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Tagesordnung! Tagesordnung!
Wo es an zu schwanken fing;
Tagesordnung! Tagesordnung!
Wo der Witz zu Ende ging.
Wo es laut zu schreien galt,
War ich stets der Hinterhalt.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Als ich half die Presse fesseln,
That ich nichts als meine Pflicht;
Als ich unsre Tapfern rühmte,
Mir verboten war es nicht!
In der Stunde, muß es sein,
Zehn Mal Ja, und zehn Mal Nein.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Von der Polizei bewiesen
Hab' ich die Nothwendigkeit,
Und gestimmt auch, das versteht sich,
Für die Schweizer jeder Zeit.
Mein Minister ist der Mann,
Weiter geht mich garnichts an.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Und ihr werdet noch bezahlen,
Nach dem hergebrachten Brauch,
Die Minister und die Fremden,
Die Minister und den Bauch.
Ißt das Volk in unserer Noth
Auch ein wenig wen'ger Brod.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Bin dabei nicht schlecht gefahren;
Procurator bin ich jetzt,
Gut versorgt sind meine Brüder,
Meine Kinder nicht zuletzt.
Auf die nächste Session
Bin ich eingeladen schon.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!



Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich „betrunken“ schelten,
Mir recht! sie lassen mich in Ruh'.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
Die wenden ab ihr Angesicht:
Ja, eilt nur, eilt zu euern Festen,
Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
Ich hofft' in meinen alten Tagen
Zuletzt noch auf ein Hospital;
So viel des Elends gibt's im Volke,
Man kommt euch nirgends mehr hinein;
Die Straße war ja meine Wiege,
Sie mag mein Sterbebett auch sein.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit.
Mein Brod verdienen will ich ja; —
Geh' betteln! hieß es, Arbeit? Arbeit?
Die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrien mich an, die schmausten,
Und warfen mir die Knochen zu;
Ich will den Reichen doch nicht fluchen,
Ich fand in ihren Scheunen Ruh'.

Ich hätte freilich stehlen können,
Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens mir am Wege
Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer aller Orten steckte
Die Polizei mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
Du Gottes Sonne bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
Gewerb' und bürgerliches Band?
Was euer König, euere Kammern?
Sagt, hab' ich denn ein Vaterland?
Und dennoch, als in euern Mauern
Der Fremde Herr zu sein gemeint,
Der Fremde, der mich reichlich speiste,
Ich Narr, wie hab' ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
Wie ich das Licht der Welt erblickt;
Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt;
Ich wäre nicht der Wurm geworden,
Den ihr euch abzuwehren sucht;
Ich hätt' euch brüderlich geholfen,
Und euch im Tode nicht geflucht.

Prophezeiung des Nostradamus
auf das Jahr MM.

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
Und aus den Sternen konnte prophezeien:
Im Jahr Zweitausend wird von Jubelchören
Das glückliche Paris durchtönet sein;
Man wird nur Einer Stimme Mißlaut hören,
Die wird am Fuß des Louvre kläglich schrein:
Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen wird ein siecher Greise,
Ein armer Lazarus, den Ruf erheben,
Und einem weiten, dichtgedrängten Kreise
Von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
Drauf gibt ihm ein Senator streng Verweise:
Hört, Freund! hier darf vom Betteln Keiner leben. —
Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Bist wirklich du von jener Sippe? — Ja!
Der ich zu Rom zur Papstzeit noch die Krone
In meines Ahnherrn Händen schimmern sah;
Er mußte sie verkaufen; die Spione,
Die Scirbler und die Helfer heischten da
Den vollen Goldeswerth zu ihrem Lohne;
Ein Stab ist nun mein Scepter. Wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenthurme;
Er hatte mir ein Handwerk untersagt,
Ich bettle. Hart erweist Ihr euch dem Wurme,
Ihr Glückeskinder, sei es Gott geklagt!
Ich komme her verschlagen von dem Sturme,
Ihr habt so oft die Meinen weggejagt;
O wollt doch, da ihr glücklich seid, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
Und sprechen: komm mit mir nach meinem Gute;
Wir hören auf die Könige zu hassen,
Die letzten küssen höflichst unsere Ruthe;
Darfst dem Senat dein Schicksal überlassen;
Der ich aus altem Königsmörder-Blute
Entsprossen bin, ich will indeß des armen,
Des letzten Königs Frankreichs mich erbarmen.

Und Nostradamus schreibt: dem Fürsten spenden
Wird der Senat zwei tausend Franken jährlich:
Der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
Als Mair' von Saint Cloud wird er schlicht und ehrlich,
Ein wack'rer Bürger, seine Laufbahn enden;
Die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
Wie Frankreich sich im Glücke seines armen
Und letzten Königs mochte mild erbarmen.



Der liebe Gott.

In schönster, rosenfarbner Laun' erwachte
Der liebe Gott, — 's ist noch nicht lange her, —
Guckt aus dem Himmelsfensterlein, und dachte:
Die Erde existirt wohl gar nicht mehr?
Er sah sie endlich ganz verloren drehn
In weiter Fern', und äußert' unverholen:
Begreif' ich es, wie dort die Sachen gehn,
So mag zur Stunde mich der Teufel holen.

Ihr Sterblichen, ihr winz'gen, pudelnärr'schen
Geschöpfe, schwarz und weiß, von Süd und Nord,
Man sagt mir nach, das ich euch soll beherrschen,
Fuhr Gott mit väterlichem Lächeln fort,
Minister hab' ich auch, Gott Lob dafür,
Und helf' ich nicht den Schächern auf die Sohlen,
Weis' ich nicht zweien oder drei'n die Thür,
So mag zur Stunde mich der Teufel holen.

Hab' ich euch Mädchen nicht und Wein verliehen,
Auf daß ihr leben sollt einträchtiglich,
Pygmä'n, statt aufeinander loszuziehen?
Da rechnet Jeder steif und fest auf mich,
Ruft mich wohl gar als Gott der Schlachten an,
Und würgt drauf los mit Säbeln und Pistolen.
Zog ich 'nem Regimente je voran,
So mag zur Stunde mich der Teufel holen.

Da bläht auf sammtnem Thron mit goldnen Zwecken,
Die Stirn gesalbt, sich so ein Zwerggeschlecht,
Des irdischen Ameisenhaufens Recken.
Geheiligt hab' ich, sagen sie, ihr Recht;
Durch meine Gnade wären sie allein
Gesalbte! — Wenn ich jemals anbefohlen,
Sie sollten meine Stellvertreter sein,
So mag zur Stunde mich der Teufel holen.

Noch andre schwarze Zwerge muß ich nähren,
Vor deren Weihrauch meiner Nase graut:
Weil ihre Fasten lebenslänglich währen,
Verfluchen sie in meinem Namen laut,
Und predigen — chaldäisch meinem Ohr.
Glaub' ich ein Wort von dem, was diese Dohlen
Der Welt auf meine Rechnung krächzten vor,
So mag zur Stunde mich der Teufel holen.

Ja, meine Auserwählten sind die Guten, —
Beschwert euch Kinder nicht mehr über mich.
Liebt, ohne Scheu vor neuen Wasserfluthen,
Trinkt euern Wein, vergnügt euch königlich.
Trotzt Heuchlern und Despoten für und für.
Adieu! Es horcht doch kein Spion verstohlen? —
Oeffn' ich der Pest je meine Himmelsthür,
So mag zur Stunde mich der Teufel holen.

Die rothe Hanne, oder das Weib des Wilddiebes.

Den Säugling an der Brust, den zweiten
Der Knaben auf dem Rücken, führt
Sie an der Hand den Erstgebornen,
Der fast entkleidet, barfuß friert.
Den Vater haben sie gefangen,
Er kühlt im Kerker seinen Muth;
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
Schulmeisters liebes Töchterlein;
Sie spann und sang und las und nähte,
Ein herzig Kind, und schmuck und fein;
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
Wie war sie froh und wohlgemuth!
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Ein junger, hübscher, reicher Pächter
Versprach ihr einst ein beſſ'res Glück;
Ihr rothes Haar, das ward verspottet,
Der reiche Freier trat zurück;
Es kamen andre, gingen wieder,
Sie hatte ja kein Heirathsgut.
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wildbieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Ein Taugenichts war ſchnell entſchloſſen:
Ich nehme dich, blond oder roth;
Drei Büchſen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förſter macht mir keine Noth;
Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
Deß Sprüchlein uns zuſammenthut;
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wildbieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Sie ſprach nicht nein, mit ſanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Bruſt,
Und dreimal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bitt'rer Luſt;
Die Kinder treiben und gedeihen,
Ein blühend friſch geſundes Blut;
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wildbieb ſitzt in ſich'rer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein;
Sie lächelt: ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater ſein;
Sie lächelt, ach! aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefang'ne friſchen Muth;
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wildbieb ſitzt in ſich'rer Hut.



Die fünf Stockwerke.

Beim Portier im Erdgeſchoß
Ward ich, armes Kind, geboren,
Früh von der Lakaien Troß
Zur Herzliebſten auserkoren;
Meine Tugend zu belohnen,
Kam ein junger Herr, die Kronen
Braucht er eben nicht zu ſchonen,
Und ich zog ins erſte Stock.

Große Spiegel, gold'ne Wände,
Jeder Tag ein Feiertag,
Ros'ge Wangen, zarte Hände,
Wie man sich's nur wünschen mag.
Unbesonnen war sein Lieben,
Lange hat er's nicht getrieben;
Mir war Schönheit noch geblieben
Und ich zog ins zweite Stock.

Und ein Herzog wird der Meine,
Dessen Neffe mir gefällt;
Jeder zollet mir das Seine,
Dieser Liebe, jener Geld.
Zieht der Adel ab, was thut es?
Kommt ein Tänzer frohen Muthes,
Und mein Spiegel spricht noch Gutes,
Und ich zieh' ins dritte Stock.

Folgt ein Lord, ein dicker, alter,
Will von mir gerupfet sein;
Dann ein reicher Bankverwalter,
Ein Prälat noch hinterdrein. —
Ach, ein Spieler kommt gezogen,
Der die Eh' mir vorgelogen;
Grau von Haaren, ausgesogen,
Zieh ich in das vierte Stock.

Und es werden hübsche Nichten
Recht bei Zeiten angeschafft,
Da erbauen wir mit nichten
Unsre fromme Nachbarschaft.
Nur die Wirthschaft darf ich führen:
Alt und häßlich, muß ich spüren,
Daß die Freunde sich verlieren,
Und ich zieh' ins fünfte Stock.

Siech, verarmt, nichts zu verzehren,
Und der Winter ist so kalt!
Habe nun das Haus zu kehren
Wo mein Freudenlied verhallt.
Von dem, was ich hier gewesen,
Gute Leute, seht, mein Besen
Kann davon noch Spuren lesen
Täglich und in jedem Stock.

Der Komet von 1832.

Gott sendet uns im Zorne den Kometen.
Nichts kann uns retten, wenn er näher kommt.
Schon' hör' ich prasselnd krachen den Planeten, —
Was hat der Sternwart' Fernrohr nun gefrommt?
Die Gäste gehn, — der Tisch wird fort genommen, —
Beim Mahle waren Wen'ge froh und klug.
Rennt nach dem Beichtstuhl, ihr verzagten Frommen!
Jetzt kommt's zum Schluß, — die Welt ist alt genug.

Ja, ärmster Ball, in leeren Räumen irrend,
Laß endlich Tag und Nacht nach Zufall gehn:
Dem Käfer gleich am seidnen Faden schwirrend,
Dreh' dich im Fall, fall' immerfort im Drehn.
Geh', brich auf fremdem Pfad nach fremdem Ziele
An einer Sonn' entzwei im tollen Flug.
Die Sonn' erlischt, — es gibt noch ihrer viele.
Jetzt kommt's zum Schluß, — die Welt ist alt genug.

Bekamt ihr noch nicht satt dies tolle Jagen?
Pomphafte Namen, Narr'n im Flitterschein?
Irrthümer, Mißbrauch, Raub und Krieg und Plagen?
Lakei'n als Kön'ge, Völker von Lakei'n?
Bekamt ihr noch nicht satt die Erden-Götter?
Mit Zukunft den handgreiflichen Betrug?
Zu viel des Unsinns für so kleine Bretter —
Jetzt kommt's zum Schluß, — die Welt ist alt genug.

Wir schreiten vor! hör ich die Jugend sprechen:
Das Gas erleuchtet, und die Preß' erhellt;
Jedweder strebt die Fesseln zu zerbrechen,
Der Dampf' verknüpft die alt' und neue Welt.
Ein Himmelsstrahl belebt das Ei, mein Lieber;
Nur noch Geduld, noch zwanzig Jahr Verzug.
— Umsonst wart' ich schon dreißig Jahr und drüber.
Jetzt kommt's zum Schluß, — die Welt ist alt genug.

Ja, damals sprach ich auf ganz andre Weise,
Als Lebenslust in jeder Ader floß:
O weiche niemals Erd' aus deinem Gleise,
Auf welches Gott des Lichtes Strom ergoß!
Jetzt werd' ich alt; stets wird die Stimme schwächer;
Die Schönen werden kalt, — ich, leider, klug.
Komm denn herbei, Komet, herbei du Rächer!
Jetzt kommt's zum Schluß, — die Welt ist alt genug.

Die unendlich Kleinen.

Ich setz' in schwarze Kunst Vertrauen.
Ein Zaubrer ließ mich Abends spät
In seinen Hexenspiegel schauen,
Wie's unserm Land dereinst ergeht.
Ich sah, — mich überlief es eisig, —
Paris mit der Umgebung dort;
Schon schrieb man neunzehnhundertdreißig —
Zaunkön'ge herrschten immerfort.

Das Volk seh' ich stets kleiner werden,
Es schrumpft zuletzt zu Zwergen ein.
Kaum kann ich sie bei Ihren Herden
Gebuckt noch sehn, sie sind zu klein.
Das Frankreich dort ist zum Skelette
Von meinem Frankreich eingedorrt;
Man überschaut's mit der Lorgnette, —
Zaunkön'ge herrschen immerfort.

Von kleinen Wesen seh' ich's wimmeln, —
Jesuitlein, eine Legion!
Mit kleinen Göttern, kleinen Himmeln
Hör' ich ganz kleine Mönchlein drohn
Was sie gesegnet welkt auf Erden.
Der ält'ste Hof muß auf ihr Wort
Zum Pfaffen-Seminärchen werden, —
Zaunkön'ge herrschen immerfort.

Klein sind die Hüttchen, die Paläſtchen,
Klein Handel, Kunst und Wissenschaft;
Das Völkchen wird von kleinen Pestchen
In kleinen Städtchen hingerafft.
Trompetchen, kleine Trommeln schallen,
Armeechen ziehn von Ort zu Ort;
Der Grenze Thürmchen sind zerfallen, —
Zaunkön'ge herrschen immerfort.

Noch hat der Spiegel mir gewiesen,
Wie sich's im letzten Acte fügt:
Ich sehe einen Ketzer-Riesen,
Dem kaum die halbe Welt genügt;
Der hebt das Völkchen auf im Ganzen,
Und schiebt, trotz kleinem, gift'gem Wort,
Das kleine Reich in seinen Ranzen, —
Zaunkön'ge herrschen immerfort.

Meine Fastnacht im Jahre 1829.

(Aus dem Gefängniß La Force an den König Karl X. gerichtet).

Mein guter Herr, dir wünsch' ich stets das Beste,
Obschon zum zweiten Mal ich im Verschluß
Den Carneval in dem verwünschten Neste
(Dank sei es deinem Groll) verbringen muß;
Und hart bleibt's in der Freude heil'gen Tagen
Zu sitzen hinter Schloß und Riegel hier.
Auch ich weiß trotz Monarchen nachzutragen, —
Mein guter König, das bezahlst du mir.

In deiner Thronesrede hast du neulich*)
Auf mich gestichelt, kleiner Spötter du.
Das heißt abkanzeln! Und da konnt' ich freilich
Gefeßt auf alles sein; — ich schwieg dazu.
Doch wenn ich ganz Paris laut höre lachen,
Und einsam sitzen muß, dann fühl' ich hier
Die alte Lust am Spotte neu erwachen.
Mein guter König, das bezahlst du mir.

Ob nicht bei vollem Glas und frohem Essen,
Vermummt in buntphantast'sche Maskentracht,
Mich meine besten Freunde schnell vergessen,
Selbst wenn bei Tisch mein Lied die Runde macht?
So lang' ich dürfte mit dem Schwarme toben,
So lange schlief' auch harmlos mein Satyr;
Selbst deine Gnade hätt' ich wollen loben. —
Mein guter König, das bezahlst du mir.

Wie häufig weinte nicht, seit ich gefangen,
Lisettchen über mich vor Ungeduld.
Heut ist mein Schelmchen auf den Ball gegangen,
Und spottend lachend: Er ist selber schuld!
Schon wollt' ich preisen unsere Sklavenkette,
Wie wir so glücklich leben unter dir, —
Jetzt muß ich passen! treulos ist Lisette. —
Mein guter König, das bezahlst du mir.

Die besten Pfeile haben deine Richter,
Die oft verwünschten, grausam mir geraubt;
Im Köcher blieb ein einz'ger nur dem Dichter, —
Er schrieb darauf: Für Karl des Zehnten Haupt.
Und trotz der Mauern, wo ich trostlos gähne,
Und trotz der dichtverschränkten Gitter hier, —
Mein Bogen ist gespannt, es schwirrt die Sehne! —
Mein guter König, das bezahlst du mir.

*) Eine Stelle in der Thronrede schien auf Béranger deuten zu wollen.

Die Schneckenzunft.

Mich warf aus meinem Nest mit Droh'n
Ein Weibel von Gesetzes wegen;
Da streckt die Hörner mir zum Hohn
Ein Schneckengrobian entgegen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft.
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Er schaut mich an und denkt: was bist
Du für ein lumpig=armer Schwitzer,
Dem kaum ein Strohdach eigen ist?
Ich aber, ich bin Hausbesitzer.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Im eignen Schleim sich selbst genug
Schaut er heraus aus dem Palaste,
Er weiß sich so gesetzt und klug
Und von der bessern Bürgerkaste.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Er zieht nicht um das ganze Jahr,
Hat keinen Miethsherrn, der ihn drücke;
Sind seine Nachbarn in Gefahr,
Zieht er sich in sein Haus zurücke.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft.
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Mag ihm die hellste Lerche nah'n
Und frisch ihr schönstes Stücklein singen,
Der brave Herr glaubt nicht daran,
Daß Jemand Lieder hat und Schwingen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Die Wissenschaft ist ihm ein Graus;
Nur den Besitz weiß er zu preisen;
Man kann, hat man ein eigen Haus,
Der Weisheit keck die Thüre weisen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Was läutet da? Der große Rath
Versammelt sich, das war das Zeichen.
Sitzt der im Rathe? — In der That,
Es giebt dort Viele, die ihm gleichen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Die Krönung Karls des Dritten, genannt der Einfältige.

Franzosen, stimmt in Rheims mit ein,
Laßt „Montjoie, Saint Denis!“ uns schrein:
Das hei'ge Salböl*) fand sich wieder;
Im Kirchenschiffe fliegt befreit
Ein Schwarm von Spatzen auf und nieder,
Just wie zu unsrer Väter Zeit:
Freiheit bedeuten jene Schaaren, —
Kein Wunder, daß der König lacht.
Ihr Vögel, ruft das Volk, seid klüger, als wir waren!
Wahrt eure Freiheit, nehmt sie wohl in Acht!

Ich gehe — Altes macht jetzt Glück —
Bis auf den dritten Karl zurück,
Der, ohne Ruhm für seine Fahne,
Durchklepperte der Deutschen Land,
Und trotz dem großen Karl, dem Ahne,
Einfältig ward mit Recht benannt.
Man krönt ihn, — groß ist das Gedränge, —
Schmeichler und Vögel schrein mit Macht.
Laßt, Vögel, ruft das Volk, die thörichten Gesänge!
Wahrt eure Freiheit, nehmt sie wohl in Acht!

Herr Karl, der hohen Steuern hold,
Zieht, rings umhängt mit Flittergold,
Einher, von den Getreu'n umgeben,
Die All' in minder günst'ger Zeit
Dem Usurpator Gut und Leben
Gelobt mit hohem heil'gem Eid.
Die Milliarde heißt sie laufen, —
Sparsam wird Treue nur bedacht.
Seht, Vögel, ruft das Volk, die Ketten uns erkaufen!
Wahrt eure Freiheit, nehmt sie wohl in Acht!

Vor goldbeblechter Priester Chor
Spricht Karl auf Knie'n: Confiteor!
Man kleidet, küßt, salbt ihn mit Oele.
Er legt die Hand auf's Buch zum Schwur,
Und Hymnen jauchzt der Sänger Kehle.
Sein Beicht'ger räth ihm: Schwöre nur;
Rom, das bei diesem Satz betheiligt,
Hat jeden Eid zu lösen Macht.
Seht, Vögel, ruft das Volk, solch Herrschen wird geheiligt
Wahrt eure Freiheit, nehmt sie wohl in Acht!

---

*) Das heilige Oelfläschchen (la Sainte Ampoule), welches während der Revolution (1793) auf dem offenen Markt zu Rheims zerbrochen worden war, wurde wunderbarer Weise vor der Krönung Karls X. wieder entdeckt.

Sobald er sich umgürtet sieht
Mit Karl des Großen Schwerte, kniet
Der König nieder, Stirn im Staube.
Steh auf! schreit ein Soldat voll Wuth.
Nein, ruft der Bischof, glaube, glaube!
Ich kröne dich, mehr' unser Gut.
Die Legitimität soll leben!
Wir Priester nahmen Gott in Pacht! —
Seht, Vögel, ruft das Volk, dem Herrn sind Herrn gegeben!
Wahrt eure Freiheit, nehmt sie wohl in Acht!

Ihr Vögel, als Gesalbter kann
Die Kröpfe heilen er fortan.
Entfliehet dem langweil'gen Zuge,
Ihr einz'gen Freien in der Schaar.
Auf daß ihr nicht beim muntern Fluge
Wohl gar entheiligt den Altar.
Zu Wächtern Henker hier zu dingen
Ward von den Frommen ausgedacht.
Ihr Vögel, ruft das Volk, wir neiden eure Schwingen!
Wahrt eure Freiheit, nehmt sie wohl in Acht!

Die heilige Allianz der Völker.

Ich sah den Frieden jüngst herniedersteigen,
Er streute Blumen rings und lichtes Gold;
In allen Thälern schlief ein holdes Schweigen
Wo eben noch des Krieges Sturm gegrollt.
„Erwacht!" so klangs von seinem Göttermunde,
„Erwacht vom Ebro zu der Wolga Strand!
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht euch die Bruderhand!"

Hellenen, Russen, Italiener, Britten,
Erwacht, es naht die große Stunde nun!
Ihr Söhne Deutschlands habt genug gestritten,
Und ihr, Franzosen, laßt die Schwerter ruh'n!
Ihr alle blutet an derselben Wunde!
Zerbrecht die dumpfe Kette, die euch bannt!
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht euch die Bruderhand!

Ihr saht so oft den Abendhimmel glänzen,
Gemalt von eurer Hütten düst'rer Gluth —
Blind rast der Mord, und rings an euren Grenzen
Ist keine Aehre rein von Menschenblut.
Des Wahnsinns Sklaven bis auf diese Stunde,
Trugt ihr Verwüstung in der Brüder Land:
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht euch die Bruderhand!

Was gilt das Volk im Schreckenskampf der Kronen?
Was gilt das Volk im Toben der Gewalt?
Verrath und Ehrsucht schlachten Millionen,
Und keine Männerlippe donnert Halt!
Ihr tauscht ein Joch, verkauft wie feile Hunde,
Stumm mit dem andern, ohne Widerstand!
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht euch die Bruderhand!

Ruhm jedem Edlen, der die Freiheitsfahne
Im Dienst des Friedens segensvoll erhebt!
Tod dem Erob'rer, der im Fieberwahne,
Was Gott geeinigt, zu zerreißen strebt!
Stürzt ihn hinab zum tiefsten Höllenschlunde,
Werft seine Burgen prasselnd in den Sand!
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht euch die Bruderhand!

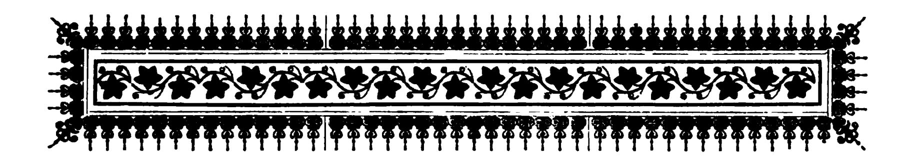
Hold zu der Auferstehung Morgenfeier
Ertöne des Gesetzes Melodie!
Baut eure Fluren bei dem Klang der Leier,
Fromm an der Hand der Liebe erntet sie.
Im Licht des Friedens heilt die letzte Wunde,
Zum Himmel wird der Erde stilles Land:
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht euch die Bruderhand!





Nikolaus Lenau.

Nikolaus Niembsch v. Strehlenau (Pseudonym: Nikolaus Lenau) wurde am. 15. Aug. 1802 zu Chatod in Ungarn geboren Seine Studien machte er zu Wien, wollte erst Jurist werden, ging aber später zum Studium der Medizin und Naturwissenschaften über. Sein dichterisches Genie veranlaßte ihn bald, sich ganz der Muse zu widmen und schon die ersten Sammlungen seiner Gedichte wiesen ihm einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Dichtern an. Hier zeigte er jene Kraft und Zartheit, die wir, außer bei Goethe, bei keinem anderen neueren deutschen Lyriker so eng mit einander verbunden finden, jene Ursprünglichkeit und Frische der Gedanken, jene herrlichen Naturschilderungen aus seiner sonnigen Heimath, jene wilden Genrebilder aus den weiten Steppen Ungarns, die den Leser mit sich fortreißen; jenen Durst nach Freiheit, der ihn selbst über den Ozean trieb (1832), aber auch dort nicht befriedigt ward. Durch die meisten seiner Lieder zog sich frühzeitig schon jenes melancholisch-dämonische Element, welches sein späteres unglückliches Schicksal vorauszusagen schien. Als 1844 während eines Aufenthaltes in Stuttgart die geistige Umnachtung, die seinen frühen Tod — er starb am 22. August 1850 in der Irrenanstalt Oberdöbling bei Wien — herbeiführte, mit Allgewalt zum Ausbruch kam, ward es jedem Leser seiner Lieder klar, daß der Dichter in ihnen nicht nur äußerlich mit Byron'schem Weltschmerz gespielt hatte, wenn er sein umnachtet Antlitz an den Busen der „sinnenden Melancholie", als seines Lebens Leiterin, senkte. Seine Lieder haben mehr als die jedes anderen deutschen Dichters auf die Musiker, besonders auf Robert Franz, Anziehungskraft ausgeübt Schon die Dichtungen selbst haben durch Lenaus eigenes musikalisches Empfinden ein weiches musikalisches Element in sich aufgenommen. Am dichterisch werthvollsten ist sein Romanzen-Cyklus „die Albigenser", dessen düstere Scenenfolge durch die Idee verbunden ist, den blutigen Untergang der provenzalischen Ketzer als eine Episode in dem großen Befreiungskampf der fortschreitenden Menschheit darzustellen.



Des Teufels Lied vom Aristokraten.

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Völle,
Ist er vorweg schon halb gerathen
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und echter,
Bloß weil er lebt, als ganze Scharen,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all' die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen:

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Noth- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt und eilt, für ihn zu sterben.

Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Thüre.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundert singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Der Gefangene.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen.
„Der Hirsch" von Schleifer.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist ihr Ruf gedrungen,
Mit freundlicher, süß lockender Gewalt,
Daß ihres Nest's die Schwalbe nun gedenket,
Weit übers Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden;
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder,
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendend rings die schönen Freudenloose.
Doch Einen weiß ich, der ihn nicht darf schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil finst're Kerkerwände ihn umgrauen,
Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
Für Nachtigallensang und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen
Und, regt er sich, die Eisenketten klirren.

Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, des schwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so manchem, was ihm theuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande
Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bitt'rer Wehmuth weicht des Zornes Braus;
Dumpfschweigend sitzt er da und starret so
Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
So klangen seines Richters grause Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gieb mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
„Ich klage meiner Todesstunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
„So wie der müde Wand'rer an der Quelle,
„Schlaf' ich an Deinem süßen Gnadenbronnen,
„Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“— —
Warum hat der ein solches Loos gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —

Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will, zu schonen, manchmal auch belieben,
Sie tödtet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muthe,
Bringt ihm ein Mahner aus vergang'nen Tagen
Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute,
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das nicht die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen;
Nun schrickt es auf und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz und Lust zu tauschen,
Mit Blüthen und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolgte Trauersinnen nur,
Und sich statt Blumen sammle bitt're Zähren,
Und in den Kerker dort zu Jenem wand're,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die and're.

Begräbniß einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, im schwarzen Kleid,
Sie tragen auf der Bahre,
Lastträger, ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Waare.

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
Mit weinenden Gebärden;

Die Noth nur blieb dir treu, solang'
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet;
Hat ein verstümmelt Christuskreuz
Dir auf den Sarg gesetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wo längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell erklungen!



Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
Die Erde sei nur Uebungsstätte,
Nur Voltigirbock sei das Leben,
Auf's Roß wird uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
Wird jeder bald schon hier zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Rößlein weiden, tummeln wollen.



Aus: Die Albigenser.

Nachtgesang.

1.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satyre
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Thiere
Vertraut und sich begibt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbnen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist:
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,
Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen.
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feueresse
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, schlag in ihre Seelen
Als scharfe Schauer deine luft'gen Pranken,
Daß sie sich scheu verzagt von dannen stehlen! —

Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —

Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!
Schlag ihnen breite Wunden ins Gewissen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kissen!
Und wenn sie, aufgeschreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf sich setzen,
Blas aus das Licht, daß sie im Finstern bleiben,
Mach vor der Thür Geräusch wie Dolchewetzen!

Und will der Feige dann mit seinem Schrecken
Verkriechen sich, entreiß ihm seine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche fest,
Die er getreuen Herzen ausgepreßt!
Sein Eingeweide schlag mit Schmerzensbissen,
Die wie Vergiftung durch den Leib sich ringeln,
Daß er auffährt, nach seinem Arzt zu klingeln,
Du aber hast die Glockenschnur zerrissen.

O Tiger! den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er sich bessert, schüttre seine Seele!

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluthen,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet,
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinen Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

2.

Also schweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer sanken,
Und dem Geist des Hasses Dolch entfiel.
Da begann ein Traum sein ernstes Spiel.
Einsam wandernd, mit dem Abendstrahle,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange schmachtend,
War die Wildniß, stumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrt' ich trüb' alleine,
Und ich stieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, stumm ein Los beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr, ein Fähnlein tragend.
Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattere, plaudre:
Daß ein Wandrer, den die Seinen missen'
Hier vor einem Tiger ward zerrissen;
Daß er vor den schnellen Todesstreichen
Kaum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
Still und weit, wie satten Tigers Gähnen
O wie war die Erde mir so traurig!
O wie war mir die Natur so schaurig!
Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröstend rief mir eine Stimme leise:
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!
Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
Dem die Wüstenthiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

„Hold und reizend kommt sie dir entgegen,
Liebesgluthen ihre Rosen scheinen,
Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen
Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.
Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,
Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren ist auch ihr das Eden.
Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.

„Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft so wild sich sehnen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh' Golgatha! — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
— Also sprach der Unsichtbare leise —
Guten Abend, Freund, und gute Reise!“

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

„Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

„Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

„Menschheit will in Lüsten feig versiegen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden

„Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen
Schiebe nicht den Trost ins Nebelweite!
Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite;
Eh' die Kräfte dir im Tode schlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitspsalm
Trug von hinnen mir den Bambushalm,
Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu singen in der stillen Nacht,
Hob ich an die Albigenserschlacht.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brom verschanzt und fest verhauen
Sind tapfre Ritter, banngetroffne Ketzer,
Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
Das Kreuzesheer, die Schar der grimmen Hetzer.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Feste,
Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
Er schwindet euch vielleicht schon heut' auf immer,
Genießet froh die letzten Strahlenreste!
Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer, rings vom weiten Meer umflossen,
Der Krieger in der Burg, vom Feind umschlossen,
Sie sollen scheiden sehn den Abendstrahl
Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letztenmal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
Das weithin seine bunten Zelte breitet;
Er prüft die Schleuderthürme und durchspäht
Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgeräth,
Und er befiehlt zur nächsten Morgenwacht
Den Sturm und mahnt: seid tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
Und scherzt: „Wenn wir das Schlößlein abgethan,
Will ich den Grafen Foix, den frevelnd kecken,
Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den stolzen Nacken treten".

Das Lager rauscht von wildverworrnen Tönen:
Hier Aexte zimmernd an Maschinen dröhnen,
Am Schleuderwerk die starken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
Wo jeder nach dem besten Stücke trachtet,
Dort Wehgeschrei, es ist ein Faß zersprungen,
Geblöck von Thieren, die das Messer schlachtet,
Geschwätz von heimischen und fremden Zungen,
Den Ketzern Flüche, pöblisches Gelächter,
In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,
Die Rosse wiehern, und die Mönche singen,
Bis alles mag die stumme Nacht verschlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alfar
Mit seiner tapfern Albigenserschaar.
Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke stürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederschauern,
Und Schwert und Axt auf Eisenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, sie sind hineingedrungen,
Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Freund und Feind beisammen,
Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und schreitet drüber fort,
Und kühlt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen;
Wieviel der Unsern, Euern sind erschlagen?
Von Herzen gönnt dem Tode man sein Theil,
Man zählt ihm nicht die Bissen in den Rachen.
Ballist' und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erstarrt sind eure Augen, wie sie rollten,
Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im männlichen Gefecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen!

Die Helden aber sind nicht alle tot.
Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
Und jubelnd singen alle Priester Chor:
„Te Deum laudamus!" — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur einer wird geschont an einem Auge,
Daß er den übrigen zum Führer tauge.

Und blutend sind die treuen Kampfgenossen
Aus dieser Welt in Nacht hinausgestoßen.
Schwarz ist die Nacht der Blindheit, die sie schreckt,
Die Seele schwärzre Nacht des Hasses deckt.

Simon gebeut in herrischem Belieben:
Man bringt ein Seil, des Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem seiner Augen eines ist geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die Leine fassen,
Daß sie sich dran des Weges führen lassen,
Und Simon ruft: „Nun mögt ihr euch entfernen
Ihr Ketzer, und katholisch wandeln lernen,
Blind folgsam und gehorsam nur dem einen,
Dem noch ins Aug' die Himmelslichter scheinen.

„Dem Graf Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß sein Verderben mein Beschluß,
Wenn er nicht tief zerknirscht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche schwört den Treueschwur.

„Für ihn zu einem seltnen Rosenkranz
Hab' ich gefädelt euch an diese Schnur,
Dran mag der stolze Ketzer Buße beten,
Bis wir ihm auf den starren Nacken treten."
Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
Nicht kühlt der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo sie zur Rast, sie machen Halt
Und lagern sich an moosbewachsnem Ort,
Und Balduin, ein Greis, erhebt sein Wort:
„Ich höre über mir die Bäume sausen,
Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr sehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brausen,
Doch seh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

„Hugo! wo steht die Sonn'? Ein Priester fiel
Von meiner Hand in heller Abendgluth;
Der Sonne, wie sie sank, ein Wiederspiel
War jener Tolle, sinkend in sein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
Geschlagen einen Zahn aus ihrem Rachen.

„Was half's? die Nacht schlug mir nun ins Gesicht,
Nun bin ich tot fürs goldne Sonnenlicht.

„O, daß wir Augen brauchen, um zu schauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum ist nicht dem süßen Lichte offen
Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
Und ist doch schon so finster wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er ist die Seele und das Herz der Nacht.

„Was flüstert hier so klug in diesem Strauch?
Bist du ein Dämon, Wind, so komm und höre
Und stärke dich an meinem warmen Hauch.

Und richt es aus, was ich dich heiß beschwöre:
Komm, spinne Zauber dir aus meinem Fluch
Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
Das wirf behende um ein jeglich Ding,
Wonach sich dreht des Papstes Augenring!
Ist es ein Priester, so verwisch die Lüge
Im Angesicht, gieb ihm die wahren Züge,

„Entreiß der Seele ihr verstecktes Zeichen,
Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!
Beschaut sein Antlitz Innocenz im Spiegel,
Erschein' ihm drauf das schwarze Mörderſiegel!
Blickt er aufs Kreuz, so schau' er, wie es wankt,
Zeig ihm die Schlange du, die es umrankt,
Die sie Hierarchia nennen;
Weh mir, wie meine Wunden brennen!

„Hör, Dämon, hör! die ganze Welt
Sei ihm von deinem Rachedienst entstellt!
Hör, Dämon, hör! die Rosen tunk ihm ein
In Ketzerblut, und schmier ihm Ketzerblut
Ins Morgenroth und in den Abendschein,
Und spitz ihm's in die Träume, wenn er ruht!"

Ein andrer spricht: „Der Papst hat's nicht gethan,
Daß wir geblendet stolpern unsre Bahn;
Dem Simon Fluch, dem ritterlichen Vieh!
Ein schlechter Mann trug noch den Harnisch nie.

„Er scheint so fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Landen sich bezahlen,
Und baut sein warmes Nest sich in Ruinen,
Kocht sich sein Süppchen bei des Bannesstrahlen.
Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbescholten,
Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
Und würden Laster ihm so reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Papst, dem heiligen Narren,
Dem seine Greuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt sich schnödes Gold zu scharren."

Ein dritter spricht: „Ich aber fluche beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons schergisches Gelüsten,
Der andre hat das Heer herbeibeschworen,
Die herrliche Provence zu verwüsten.

„Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
Da meine Heimath schön und glücklich war,
O blühend Land, voll Freude und Gesang,
Dein Leben ist dahin auf immerdar!
Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Balduin der Alte spricht:
„Wie Blindheit schärft mein Unglück, lindert's nicht.
Es muß ins Herz mir noch viel tiefer schneiden,
Wenn ich nicht seh', nur höre, wie sie leiden.
Wenn mir ins Ohr Verzweiflung gellt,
Ist's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob aus unsichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt sich Hugo von Alfar
Und ruft, zum Aufbruch mahnend seine Schar:
„Dem Papst nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben, unser Liebstes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile sei das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
Der, selbst vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch groll' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

„Inbrünstig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt,
Und seine Wuth ist losgebunden;
Der Leu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
Wuthblind den eignen Meister angefallen,
Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
Und meint es immer noch zu küssen.

„Vom Blute seines Herrn berauscht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
Hört er der Opfer Wehgeschrei.
Die Klage zieht mit allen Winden
In der Provence fern und nah';
Es ist im Land kein Kind zu finden,
Das nicht schon einen Toten sah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
Im Waldgewölb', mit Schrecken drang und Grausen
Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
Und alle schweigen, nur die Bäume sausen.
Den Wald verlassen haben jetzt die Blinden;

Daß sie den Wald um offnes Feld getauscht,
Gewahren sie nur an den freien Winden,
Und daß kein Laub sie mehr umrauscht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen übersät,
Still — alles tot — verstummt das letzte Aechzen:
Verklungen auch der Priester Dankgebet,
Te Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einst Hesekiel verhieß den Geiern:
„Der Herr wird lassen euch die Mahlzeit feiern
Auf seinem Tisch und Roß und Reiter fressen!“
Die Geier haben's heut' noch nicht vergessen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
Neidlos, denn reiches Mahl ist hier geboten,
Die Fliegenschwärme summen um die Toten,
Und sonst kein fremder Laut die Gäste stört.

Der Klageruf verlassner Mütter, Bräute,
Ertönt zu ferne vom Gefild' der Schlacht;
Das Raubthier kann bei ungestörter Nacht
Einschlafen, wenn es mag, auf seiner Beute.

Im Osten kommt der Mond heraufgezogen,
Und Schatten gaukeln um die Angesichter,
Und um die Toten schleichen irre Lichter.
O Mensch, wie bist du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperstoff erschaffen?
Hat ihn hervorgebracht ein böser Geist?“
Darüber stritten sie mit allen Waffen,
Und werden von den Vögeln nun gespeist,
Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
Die Körper da sich lassen wohl behagen.

„War Christi Leib echt, menschlich und gediegen?
Für Schmerz und Tod wie unserer empfänglich?
Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod besiegen
Und steigen aus dem Grabe unvergänglich?“

Die Frage war so heiß und ernst gemeint,
Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen scheint;
Die sind gediegen, echt, das ist gewiß,
Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt.

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,
Der Erde ekelt schon, es aufzutrinken,
Dort in der Niedrung steht's, ein rother Teich.

Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Wahlgefild' Alfar dort schreitet,
Und kummervoll sein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da springen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeschreckte Unken in den See
Und singen ihm betrübte Melodein.
Sie rufen über's weite Schlachtgefild'
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?
Warum das Schicksal so viel Schmerz verschwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen sich erfrischt
Und, ist ein Bild der Menschheit halb vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwischt?

Ob das ein Gott, ein kranker, ist zu nennen,
Der eine Welt in Fiebergluth errichtet,
Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?
Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald sich dran ergötzt, bald es zerschellt,
Und seine Wünsche nur vermag zu lallen?

Was ist's — und Christus? — wunderliche Märe!
Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
Dies tote Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.
Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
Solang' die Zeit was findet aufzutreiben?
Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
Daß Christus als ein fixer Irrgedanke
Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode rastet?

Da liegen sie; — wann klingen die Posaunen,
Die weckenden? und giebt's ein solches Klingen?
Die Fliegen wissen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,

Wenn sie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eisenhelme pochen,
Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
Ein Wahn der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!
Hier ist dein Loos, zu dulden und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Sensenmann wird kommen, sie zu schneiden,
Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
Sei froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln!? — —

Hörst, Innocenz? — in also düstern Weisen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
Ihm seinen Himmel mit dem Schwert beweisen!

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen:
Ist aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
In warmer Freude überströmt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht sicher ist es heutzutag' auf Erden,
Schwer im Verhängniß athmen diese Zeiten,
Im Garten hier auch leise Horcher schreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh und sprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie lassen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt sei in solchen Frühlingslüften.

Sie sprechen von den höchsten, letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zusammenklingen.
Zum Sternenhimmel weist empor der eine
Und redet laut mit hochgeschwungnem Weine:

„Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!
Als böten Herberg' sie zu tausendmalen,
Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.
Doch höher ist die Heimath, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
Zu Almerichs von Bene Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!"
Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk gesegnet
Und in den Becher seine Blüthen regnet!
O spielten doch in den Pokal die Weste
Uns Flocken von des Freundes Aschenreste,
Daß wir sie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterschlürften!"

Zerstreut an hundert Tischen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speisen aller Arten
Studenten sitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieser Welt,
Und, allzufreien Künsten zugesellt,
Bewirthet mancher neben sich die Buhle.
Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
Von Italienern, Ungarn, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinander tosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixire brauen;
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provencalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter schallt zu jugendlichen Possen,
Und jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder spricht ein andrer in der Laube,
Indem er schwingt den rothen Saft der Traube:
„Von Almerichs von Bene theuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;

Sie wird noch spät auf Erden widerhallen,
Wenn wir schon längst sind fort und nimmer kehren.
In dieser sternenhellen Frühlingsstunde
Sei sie uns wiederholt aus meinem Munde:

„Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit!
Wie wir den einen Gott erkennen.

„Den Vater glaubte den Gewittern
Der Mensch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und solches hieß der alte Bund.

„Jehovahs Tage mußten schwinden,
Der dunkle Donnernebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden seiner Liebe froh.

„Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

„So wird in dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen.

„Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menschengeist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen." —

„Auf Almerichs von Bene Angedenken!" —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard ist auf den Tisch gesprungen;
„Die neue Lehre soll die Welt besiegen!
Der Geist ist Gott!" so ruft er in die Scharen,
Und alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!" so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Entgeltung.

Vorüber sind die schönen Frühlingsnächte;
Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
Der überwintert grüner als Cypressen,
Und jene Nacht, er hat sie nie vergessen;
Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Gegraben wird nach Almerichs Gebeinen,
Im Feuer sie den Schülern zu vereinen.
Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
Den Feind entführte und auf eigne Hand
Ihn sanft entrückte jeder Erdenmühe,
Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
Sie möchten schier vor Wuth sich selber äffen,
Mit Bann den Tod, den alten Ketzer treffen,
Des Riesenhand, trotz allen Widerschlägen,
Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit ist noch nicht abgeflossen;
Indessen wird ein Feuer angezündet,
Und jetzo haben Almerichs Genossen
Sein kühnes Wort zum letztenmal verkündet.

Der eine von den Priestern am Schaffot
Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
„Nun mögt ihr euren Herzenswunsch erreichen,
Den ihr verlauten ließt so unerschrocken,
Nach eures theuren Meisters Aschenflocken;
Ihr dürft mit ihnen sein als ihresgleichen.
Nehmt jetzt die Sterne, die so freundlich lachten,
Beim Wort; sie haben Herberg' angetragen;
Die Erde muß sie euch fortan versagen,
So mögt ihr heut' auf Sternen übernachten!

Umsonst?

— —
— —

Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!
Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Vor dessen Tritt die sieben Hügel schwanken,

Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Lebens unermeßne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
Was soll der Rößlein Wiehern hier und Springen?
Was sollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut dem Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühn und singen.

Schlußgesang.

Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
Ins Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und bringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,

Warum es ruft nach jenes Greuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Tote Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht manchen, der da lebt, zu schlagen?

Doch weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.

Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn mit seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Tote abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeist's wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Toten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen

Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.



Johannes Ziska.

Bilder aus dem Hussitenkrieg.

1.

Ruhig ist der Wald bei Trocznow
In der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel sind so stille,
Wie die Wurzeln tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
Um den Arm den Zaum geschlungen,
Schlendernd senkt den Kopf sein Rappe
In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
Wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab und zieht den Degen,
Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieser festen Eiche
Hat in einer Wetternacht,
Ueberrascht von scharfen Wehen,
Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreißen,
Windsbraut war die Hebeamme,
Und sie goß dem Kinde segnend
Uebers Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken
Und ein hartes Heldenlos,
Schlug der Hagel meiner Mutter
In den schmerzgesprengten Schoß.

Donner war mein erstes Hören,
Sturm mein erster Athemzug;
Als ein rauher Wettersäugling
Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche
Schwör' ich Rache deinem Tod!
Huß! vom Blute deiner Schergen
Wird es bald auf Erden roth.

Huß! so reich aus ihren Adern
Soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte
Löschen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen
Soll die Erde schwarz sich färben;
Wo ich einen Priester treffe,
Soll er fallen, soll er sterben.

Rothgebeizt von Raucheswolken
Soll des Himmels Aug' sich trüben,
Weil sie durften solchen Frevel
Ihm ins Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken,
Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöschbar; wie der Frevel
Sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
Bester, den die Welt getragen,
Schnöd' verrathen, hingerichtet! —
Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Lüfte Böhmens
Horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländ'schen Blätter
Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
Schwert und Flammen und Geschoß,
Bis ich sterbe — hör' es, Böhmen!
Stille! stampfe nicht, mein Roß!

2.

Frühling, schönster Held auf Erden!
Wonniglich sind deine Kriege
Gegen starre Todesmächte,
Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
Deinem Walde zugeritten,
Freudig tanzt der Staub zum Himmel
Ueber seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
Lenz, in deinen grünen Hallen,
Laß ihm deine reinste Quelle
Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
Rühre deine süßen Flöten,
Und entzünde Freudenfackeln,
Pappeln an den Abendröthen;

Bette Moos für seine Mannen,
Tränk' und füttre seine Rosse;
Denn der Held, den du bewirthest,
Frühling, ist dein Stammgenosse. —

In die Buche holden Namen
Ritzte hier verliebtes Härmen,
Daß ihn Blüthenhauche küssen
Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit“,
Der sein Herz zu Thaten schwellt,
Tief mit seinem Heldendegen
Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
Rache ist die starre Rüstung,
Die er trägt auf seinem Gange,
Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
Seinen Leichenschatz ihr dar,
Hussens Schatten sei der Priester;
Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
Hat der Wilde sich geschwungen,
Und er sucht ein kurzes Schlummern
In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
Haben sich um ihn gelagert,
Gierig weiden schon die Rosse,
Müd', vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Hussiten
Fröhlich in der Abendkühle,
Es versinken ihre Panzer
In des Mooses weiche Pfühle.

Vögel singen durch die Schatten,
Locken Schlummer auf die Wimpern,
Und melodisch säuselnd, rauschend,
Im Gezweig die Lüfte klimpern.

Ziskas Auge blicket schläfrig
Durchs Entspinnen eines Traumes
Nach dem abendrothen Stamme
Dort des alten Eichenbaumes;

Zweifelnd mischen Aug' und Seele
Ihren Blick in eins zusammen:
Ist's die Sonne? ist's ein Blutstrom?
Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
Ueberstreuen Bart und Locken,
Weiß er nicht mehr im Entschlummern,
Ob es Blüthen, Aschenflocken?

Mann und Roß hier, schlummernd, weidend,
Lenz, erquicke sie und stärke
Sie zur heißen Heldenarbeit,
Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
Stürme zur Nachtgleiche melden,
Hat dein Bruder Geistesfrühling
Sich vorausgesandt den Helden.

Ziska ist erwacht; es duften,
Klingen rings um ihn die Schatten,
Gleich als wollten Sie des Helden
Zorn in weicher Luft bestatten;

Doch, zum Aufbruch schon gerüstet,
Weckt er, stoßend in sein Horn,
Aus des holden Lenzes Armen
Seine Krieger, seinen Zorn.

3.

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
Ist glückselig dann zu preisen,
Wenn vor sich er seinen Feind hat,
Draufzuschlagen mit dem Eisen;

Wer nicht streitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wildbeherzter Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
Bürgen sind dir deines Wirkens
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergeudend,
Einen Tag hindurch geschlagen,
Möchte in der Nacht und Kühle
Weiterfechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er seine Schaaren
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, seinem Liebchen,
Aufzuspielen Serenaden.

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so stark zu greifen;
Pfaffenvolk und Fürstenknechte
Sind die gellen Orgelpfeiffen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen über's Thal weg
Setzt ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert sich das Dunkel,
Um die Wagenburg, die Rosse,
Die Geschirr' im Winde rasseln
Und die Bündel der Geschosse.

Ziska spricht: „O wie so flüchtig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Könnt' ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

„Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle heim die Racheschuld,
Brüder, könnt euch doch das Feuer
Leuchten meiner Ungeduld!" —

Ha! ein Blitz, ein sonnenheller!
Herrlich strahlen aus der Nacht
Der Hussiten Schreckgestalten,
Ziskas Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
Aus des Himmels tiefster Brust,
Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
Nachtgebannt, mit Neidesluft:

„Könnt' ich fliegen wie die Wolken,
Nachts in ungehemmter Eile!
Könnt' ich auf verschanzte Sünder
Schießen meine Todeskeile!" —

Festgekoppelt steh'n die Rosse,
Stampfend im Gewitterregen,
Manche Streiter, schlachtermüdet,
Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gebüsche,
Singen Taboritenchöre;
Ziska harrt des Morgengrauens
Unter einer alten Föhre.

4.

In des Donners Klängen lauschet
Ziska der verwandten Seele,
Als ein Mann ihm naht behutsam,
Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durchs große
Herz dem Donnergotte wallen,
Wenn er läßt die starke Stimme
Jauchzend durch die Lüfte schallen!

„Welche Wonne in der Feldschlacht
Glüht durchs edle Heldenmark
Einem Mann wie du, o Ziska,
Der so haßt und ist so stark!

„Aber süß're Wonne gibt es,
Als sie wird dem Helden kund,
Der, wie Wetter kalte Schloßen,
Leichen hagelt auf den Grund:

„Süß're Wonne, Liebeswonne;
Hat dein Herz ihr nie geschlagen,
Als du einst am Königshofe
Lebtest in beglückten Tagen?

„Königin Sophia sandte
Mich zu dir und deinem Grimme,
Daß ich in der Brust dir wecke
Eine holde Friedensstimme;

„Königin Sophia sendet
Einen Gruß dir und die Kunde:
Isabella, die du liebtest,
Trauert sich um dich zu Grunde.

„Als ich scheidend stieg zu Rosse,
Sah ich noch die Edeldame
Senkend ihr gebleichtes Antlitz,
Still verzehrt von Liebesgrame.

„Eilend spornt' ich meinen Renner,
Denn die schönste Frau indessen
Welket rasch und unaufhaltsam,
Stirbt, wenn du sie hast vergessen.

„Kehre heim, dir ist vergeben;
Laß des Glaubens wilde Streiter,
Nimm der Liebe sichern Himmel,
Denn dir winkt vielleicht kein zweiter."

Also flüsternd sprach der Bote,
Scheu sich schmiegend an die Föhre;
Ihm entgegnet Ziska leise,
Daß es kein Hussite höre:

„O sie sterbe! als das reinste
Opfer sei sie hingegeben
Für die Freiheit, der ich opfre
Jede Freude, all mein Leben.

„Isabella, Stern der Liebe,
Sinke! — meinem Pfade muß
Leuchten nur des Zornes Fackel; —
Bring' ihr meinen letzten Gruß!

„Doch nun raffe dich von hinnen,
Eile, Bote, und entweiche,
Weil du nanntest einen Namen,
Der dich schützt vor meinem Streiche!"

5.

Gerne seh'n wir schöne Spiegel
Im Gemache schöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen draus entgegenschauen!

Hat ja selbst Natur, die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut
Ihre Züge und Geberden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Räthsel,
Wie ein lächelnd Gottessiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ozean der Tiefe
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten schwimmen auf den Fluthen
Dieses Meers an uns heran,
In den ew'gen Geist hinunter
Reicht der stille Ozean.

Lieben kann ich Ungeschautes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd' ich nur, was schön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen ist die höchste Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück ist seinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In die Brust dem Blinden schlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden stillen Trost versagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er sie beklommen,
Doch der Wehmuth stilles Lächeln
Und ihr Trost ist ihm genommen.

Tiefer stürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirsche, dem erschrock'nen,
In die Wildniß; doch das stumme
Lächeln kann das Auge trocknen.

Ziska hat gen Rabys Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er ist geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Hussens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, schreckenvoller
Wird sein Zorn der Welt sich melden.

6.

Ragend steht der blinde Führer
Ziska dort auf seinem Wagen,
Mit der Donnerstimme herrschend,
Wie die heiße Schlacht zu schlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken,
Und ein andrer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden sie, daß er befehle;
Alles schaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnseele.

In den Tagen, eh' der Pfeilschuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er scharf dem Vaterlande
Ins geliebte Angesicht;

All' die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind' und Bergesrücken
Eilt er damals dem Gedächtniß
Unauslöschlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zu erspähen
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.

Dunkelt auch um Ziskas Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
Rauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziskas Leiblied,
Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All' die sächsischen Geschwader
Sammt den ung'rischen Husaren.

Und dem wilden, blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

7.

Durstig zieht die Karawane
Durch die Wüste, sucht die Quelle;
Horch! da rauscht auf grüner Matte
Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
Stürzen alle froh und eilig,
Doch sie sollen hier nicht trinken,
Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
Die Oase sich zu eigen,
Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
Reichen, gottvergoss'nen Wonnen;
Doch der Wüstendurst ist mächtig,
Schwerter klirren um den Bronnen.

Und mit kampferhöhtem Durste
Stürzen an den Quell die Sieger,
Und sie trinken gierig, hastig,
Wie das heiße Blut der Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
Schlürft noch einen vollen Zug,
Um die Seele zu erfrischen
Auf den weiten Scheideflug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Ziskas Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!"

Jauchzend schwingen sie die Kelche
Nach der Schlacht auf off'ner Wiese,
Mancher sterbend riecht im Weine
Blumen schon im Paradiese.

Mit dem Blut des Liebevollsten
Will des Hasses Gluth sich laben;
Drüben aber werden Tote
Von Verstümmelten begraben.

Wenn der lang und schwer Bedrückte
Freiheit sucht, so haßt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Milde.

8.

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten
Ist zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reise
Sterblichen verkünden soll,
Seine Hand zur Wange haltend,
Stand der Tod gedankenvoll;

Oder zeigte, mildsymbolisch,
Daß die Erdenlust zu Ende,
Löschend die gestürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber seine Hände.

Leise trat sein Fuß die Psyche;
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leise gibt, vom Festgelage
Ohne Störung fortzuschleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingsbrüder
Standen oft auf einem Bilde;
Beiden, ach, so weit Verschiednen
Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
Fragen sollte der Beschauer:
Ist's der Schlaf und die Erholung?
Ist's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
Und das herbre Bildniß trug,
Daß der Blick den Tod erkenne,
Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charos sieht der Grieche
Noch in späten, rauhern Zeiten
Mit der dunkeln Schar der Seinen
Ueber das Gebirge reiten;

Ihm voraus die Jungen wandern,
Alte kommen nachgeschlichen;
Und gereiht am Sattel sitzen
Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
Sein Gesinde trat den Reigen,
Und zu Lust und Tanz von hinnen
Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
Auf die Opfer Speere schwingend;
Ein Athlet, auf glattem Boden
Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
Ist zum Sensenmann verbauert!
Mäht den Menschen, einen Grashalm,
Der zur Erde niederschauert

Fischer, mit dem leisen Köder,
Angelt er im Meer der Luft;
Legt uns Schlingen als ein Vogler,
Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
Drohend, ins Verderben lockend,
Auch dem Menschen wie ein Kobold,
Irrwisch auf dem Halse hockend.

Gräßlich naht uns mit der Sense,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechselnden Gestalten
Macht der Tod die Erdenrunde:
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, schlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu ersetzen,
Seine Rüstung umgenommen;

„Denn unwiderstehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winkt der schwarze Helmbusch Ziskas
In die ew'ge Nacht hinaus.“

9.

Finster sitzt, abseits vom Heere,
Ein Hussit im Walde dort,
Einsam in des Baches Rauschen
Murmelt er sein Trauerwort.

Waschend in der Fluth die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte sterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule.

„Ziska liegt in seinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es ist kein Weibgeborner,
Der ihm schlug die Todeswunde.

„Ha! wie kamen sie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf schwarzen, weißen Rossen;
Alle hat er sie erschlagen.

„Ja, der Tod, der andre Männer
Niederschmettert und zerschellt,
Hat dem Ziska, dem Gewalt'gen,
Feig und tückisch nachgestellt.

„Heule, Bächlein, heult, ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdkreis
Sind verwaist des größten Helden." —

Ziska tröstet die Betrübten,
Die an seinem Lager trauern;
„Brüder, heute werd' ich sterben;
Doch die Thaten werden dauern.

„Denn es wird in späten Tagen
Unsern Leid- und Kampfgenossen
Stärkend aus Hussitengräbern
Trost und grüner Muth entsprossen.

„Darum sollt ihr meinem Tode
Stark, nicht trüb und weich erscheinen;
Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
Keinen Toten zu beweinen?

„Seid gehorsam, wack're Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle!
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heit'rer Kriegerseele.

„Hochzeit ist in diesem Zelte,
Mit der Pest bin ich getraut;
Furchtbar war Johannes Ziska
Furchtbar auch ist seine Braut.

„Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett getheilt,
Sie allein, von deren Kusse
Nimmer wird mein Herz geheilt.

„Daß ein Theil von mir noch immer
In der Schlacht den Muth euch wecke,
Spannet lustig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

„Ha! schon hör' ich Schlachten brausen;
Fliehend geben sie die Sporen,
Da den Feinden mein Vermächtniß
Schrecken trommelt in die Ohren."

Also sprach er, wieder sinkt er
In den Traum der Fieberhitze,
Tummelt mitten in der Feldschlacht
Seine Keul' und Lanzenspitze.

Alle, die sein Arm getötet,
Tötet er im neuen Strauß,
Alle, die schon längst im Grabe,
Müssen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Husaren!
Panzerdicke deutsche Reiter!
Ziska kolbt euch eure Tage
Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
Ließ der Himmel Böhmens fallen,
Daß der Feinde Blut in grellem
Abstich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenspitze
Tief den Feinden ins Gedärme,
Daß vom Frost des harten Winters
Sich das Eisen gütlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
Gab ihm seine Augen wieder,
All die Pfaffen, Fürstenknechte
Schaut er klar und haut sie nieder.

Also träumt er, also kämpft er,
Bis die letzte Kraft geschwunden,
In der Schlacht ein Held verscheidend,
Unversehrt, unüberwunden.

Am Grabe eines Ministers.

Du fuhrst im goldnen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüften fortgetragen,
Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege,
Mit aufgehob'ner Hand.

Doch wie auch klagte die bitt're Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann! —

„Halt!“ schlug nun eine grause Stimme
An dein entsetztes Ohr,
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,
In seine finst're Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab.



Der kriegslustige Waffenschmied.

Spritze Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen,
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner That sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man seltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen,
Tote werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der geldgierige Pfaffe.

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken,
Mit Mummerei, Geberd' und schlauem Segen
Den Pöbel zum Guckkasten hinzulocken,
Worin sich Höll' und Himmel bunt bewegen.
Derweil entzückt der Pöbel und erschrocken
An's Wunderloch nun thut das Auge legen,
Umschleichet ihn der Pfaffe, aus den Taschen
Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.





Friedr. v. Sallet.

Friedrich v. Sallet wurde als Sohn einer französischen Réfugiéfamilie am 20. April 1812 zu Neisse in Schlesien geboren. In den Jahren 1824—29 war er Kadett in Potsdam und Berlin und trat dann als Offizier in ein rheinisches Infanterieregiment ein, wurde aber 1830 wegen einer satirischen Novelle, welche militärische Verhältnisse behandelte, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu schwerer Strafe verurtheilt, welche jedoch in zweimonatliche Festungshaft umgewandelt wurde. Im Jahre 1834 bezog Sallet die Kriegsschule in Berlin, woselbst er sich dann auch dem Studium der Geschichte und der Hegel'schen Philosophie widmete. 1837 kehrte er zu seinem Regiment nach Trier zurück, nahm aber schon 1838 seinen Abschied und siedelte nach Breslau über. Seine demokratischen Anschauungen traten in den zahlreichen politischen Aufsätzen aus jener Zeit ungeschminkt zu Tage, wie auch durch alle seine Zeitgedichte der Hauch der nach Freiheit ringenden Menschenseele hindurchzieht. In seinem „Laienevangelium" legte Sallet die Summe seiner philosophischen und religiösen Lebensanschauungen nieder, während er in seinen politischen Liedern vor allem die Halbheit und Thatenlosigkeit geißelte, zugleich aber auch der gequälten und geknechteten Menschheit eine bessere Zukunft zeigend, wie dies besonders in der Dichtung „Fernsicht" sehr sinnig zum Ausdruck kommt. Friedrich v. Sallet starb am 21. Februar 1843 zu Reichau b. Nimptsch.



Der Freiheitsveteran.

Bei der Bastille Sturm, wie war er Kraft und Feuer!
Da war es ihm so ganz behaglich und geheuer.
Jetzt auf dem Krankenbett liegt er, die Haare weiß,
Die Glieder kalt und schlaff, ein längstvergessner Greis.

Seltsam! sonst ist's Gesetz, daß alte Zeit verstumpfe;
Er muß die neue sehn verlieren sich im Sumpfe.
Vergebens sucht er oft im feigen Zeitungsblatt
Nach jenem großen Volk, wie er's gesehen hat.

Doch horch! die Schwüle war nur Ahnung von Gewittern.
Es grollt wie Volkeskraft. Ihn faßt ein Freudezittern.
Sein Auge blitzt, er horcht. „Ja, das ist Volksgebraus!
Ich kenn's." Und rasch gefaßt spricht er: „Tragt mich hinaus!"

Da sieht er um sich her ein achselzuckend Sorgen:
„Ein kranker Greis ist hier am besten wohl geborgen." —
„Laßt (spricht er) athmen mich! Das Zimmer ist mir Gruft.
Der Pulverdampf allein ist meine Lebensluft."

„Da draußen scheinet heut der alten Freiheit Sonne.
In ihr genes' ich noch zu frischer Jugendwonne.
Tragt mich hinaus, ich will's!" Gehorsam zwingt der Ton
Ein Nachhall aus dem Sturm der Weltrevolution.

Sie tragen ihn hinaus, wo finstre Gruppen murren,
Sie tragen weiter ihn, wo schon die Kugeln surren.
„Setzt nieder!" Strengen Blicks sieht er den Kämpfern zu,
Tief in der Brust Orkan, doch auf der Stirne Ruh'.

Er sitzt so starr und stumm, so riesig anzuschauen;
Es wandelt durch die Reih'n der Kämpfer leises Grauen.
Das ist kein alter Mann, das ist der Vorzeit Geist,
Der, stummen Mahnens, euch in's Kampfgetümmel reißt.

Spricht nicht sein Blick: „Ich geh' und künd' es euren Ahnen,
Ob ihr zu treten wißt die alten Ruhmesbahnen?"
Sie fechten heiß. Er jauchzt; doch stille bleibt sein Mund.
Die Tricolore siegt, der Greis fühlt sich gesund.



Zwei tragikomische Geschichten.

1.

Ein König war verrückt und blöd'.
Wie trieben da ihr Spiel die Schranzen!
Gleich Mäusen, die muthwillig schnöd'
Um einen blinden Kater tanzen.

Manch toll Dekret entwarfen sie,
Er unterschrieb, sie hatten's sicher,
Schrieb er: „Christian et Compagnie,"
Sie ließen's gelten mit Gekicher.

Und wie er stumm bei Tafel saß,
Scholl's um ihn her von frechen Worten.
Nichts fragten sie bei ihrem Spaß
Nach dem verstörten Scheinbild dorten.

Doch schau! da hebt sich die Gestalt
Des Tiefgebrückten, Willenlosen;
Rings blickt er um sich fest und kalt,
Und scheu verstummt des Mahles Tosen:

„Wie, wenn ich nun mit einemmal
Herr würde meiner Geisteskräfte?"
Da geht ein Grauen durch den Saal:
„Weh uns! erwacht ist der Geäffte."

Doch wie noch stockt jedweder Ton,
So daß man hört des Odems Fächeln,
Hat sich sein Blick verwandelt schon
Zu alten Blödsinns irres Lächeln.

„Nun, nun! so ernst war's nicht gemeint,
Für diesmal mögt ihr weiter scherzen."
Da lachten sie, die schier geweint,
Und jedem fiel ein Stein vom Herzen.

2.

Verändert hat die Zeit das Bild.
Die Fürsten sind die kecken Schranzen,
Die um's blödsinn'ge Volk gar wild
Wie Mäus' um blinden Kater tanzen.

Da hat das Volk sich selbst erkannt
Mit eins, da es sie sah beim Schmause:
„Wie, wenn ich käme zu Verstand,
Und Herr sein wollt' im eignen Hause?"

Da ging ein Zittern um und um
Und leise wankten alle Throne;
Allein das Volk — schon lächelt's dumm,
Und spricht im alten Kindertone:

„Nun, nun! es bleibt beim Alten ja.
Nicht ernst war's, was mich angewandelt."
Und wieder sitzt es blöde da,
Und nach wie vor wird es mißhandelt.

Der alte Ueberallundnirgends.

Eine mythische Figur.

Man spricht von Alters wunderbar
Von mancher That des Christes.
Heut spricht man auch vom Volk sogar,
Als gäb's zu dieser Frist es.
Doch weil ich als ein Criticus
An allen Dingen zweifeln muß,
So frag' ich stets: Wo ist es?

Und fabelhaft dünkt's meinem Geist.
Ich glaub', es ist der Alte,
Der Ueberallundnirgends heißt.
O sagt mir, wo ich's halte!
Wohl seh' ich Leute, Wolk' an Wolk';
Doch Leute machen noch kein Volk
Das sich als Eins gestalte.

In Kneipen sitzt es vollgedrängt
Und raisonnirt zu Zeiten,
Und wenn der Sommer gar anfängt,
Strömt's aus von allen Seiten,
Es trinkt Kaffee und grüßt und spricht,
Volk ist das wohl, das Volk ist's nicht;
Das Volk muß anders schreiten.

Wenn einer in's Gefängniß muß,
Seh' ich viel hundert laufen,
Auch brannt' einmal ein Haus am Fluß,
Da lief's herbei in Haufen.
Viel tausend waren's, ohne Kern,
Sie thaten nichts, als maulaufsperr'n,
Und gaffend sich verschnaufen.

Den, der nichts will, und der nichts thut,
Kann ich nicht gelten lassen.
Er ist auch nicht, sprech' ich mit Muth,
Wär' er in allen Gassen.

So ist das Volk beim Sonntagsball,
Bei der Parad', kurz überall,
Und nirgends doch zu fassen.

Doch seh' ich's einst voll Majestät
Gleich einem Mann sich rühren,
Bereit, was ihm die Freiheit räth,
Selbstkräftig zu vollführen:
Nicht nirgends mehr, noch überall;
Das Volk ist da! (ruf' ich mit Schall)
Gehorcht ihm nach Gebühren!

Geschichtliche Entwickelung.

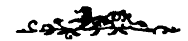
Ihr sagt uns: „Jugend mit zu heißem Blute,
Auf schwärmerischen Freiheitstraum verzichte!
Geschichtlich nur entwickelt sich das Gute.“ —
Wohl! doch wo nichts geschieht, heißt das Geschichte?

In unsrem Wörterbuche heißt sie: Thaten,
Das Werdende, und nicht das Alterstarrte.
Weh! mit dem Wort habt ihr euch schlecht berathen,
Ob auch sein Doppelsinn schon Viele narrte.

Geschichte! ja, du Element des Lebens!
O stürzten Völker, müh'voll und beladen,
In deinen Strom sich doch, beherzten Strebens,
Um sich in ihm gesund und jung zu baden!

Ihr aber, bebt vor ihren Weltgerichten!
Beruft euch nicht auf sie, die ihr wollt hemmen!
Geschichte heißt: den morschen Bau zernichten,
Heißt: euer Dammsystem zu Schanden schwemmen.

Geschichte heißt das Stürmen der Bastillen
Und der Debatte Stürmen im Convente.
O kindisch Kartenhaus der Camarillen!
Weht einst ihr Hauch — wer ist, der dich noch kennte?



Der schlafende Riese.

Mir ist ein Riese wohl bewußt,
Der liegt und schläft gar feste,
Drum wimmeln ihm auf Kopf und Brust
Zwerghafte, kecke Gäste.

Sie trippeln steif und wunderlich
Mit komischem Stolziren,
Sie machen Complimente sich,
Respektvoll, mit Hantieren.

Sie nehmen im geschloss'nen Mund
Rathschlagend ihre Sitze
Und drehn im Püppchenball sich rund
Auf seiner Nasenspitze.

Auf seinem Magen schmausen sie,
Wettrennen auf dem Bauche,
Kurzum als Herren hausen sie
Nach hergebrachtem Brauche.

Drum bilden sie sich ein zuletzt,
Es sei ihm Pflicht, zu schlafen,
Und woll'n ihn, wenn er die verletzt,
Mit Nadelstichen strafen.

Drum bilden sie sich ein sogar,
Daß, ihnen ganz verliehen,
Er da nur sei für ihrer Schaar
Respektceremonieen.

Gott schuf den großen Riesen blos
Und hieß ihn liegen bleiben,
Auf daß die Wichtlein so kurios
Auf ihm ihr Wesen treiben.

Doch schlief' er nur nicht gar so schwer,
Ja stöhnt' er nur im Träumen —
Hinunter purzelte das Heer
Mit lächerlichem Bäumen. —

Ihm an der Nase kitzle ich,
Er hat noch nicht geschnoben.
O Riese, Riese, rüttle dich!
Dann ist das Pack zerstoben.

Wach' auf, daß du den Unfug weißt!
Leicht kannst du ihn verjagen. —
Ich weiß auch, wie der Riese heißt;
Doch darf ich es nicht sagen.



Ein harmloses Räthsel.

In Fürchtegott Haarbeutels langem Philisterton.

Wie heißt der Mann, den Alle lieben,
Die guten Deutschen doch zumeist,
Und der doch nie etwas betrieben,
Was irgend groß und tüchtig heißt?

Mir, ich gesteh's, ist er zuwider,
Denn überall drängt er sich ein,
Läßt in den Sorgenstuhl sich nieder,
In jedem Haushalt muß er sein.

Die Kanzel hat er auch betreten,
Er exercirt, sitzt zu Gericht,
Er liest an Universitäten
Und hat im Staatsrath viel Gewicht.

Schlafmütze nennt sich seine Krone
Und fragt ihr, was er sinnt und thut?
Er blinzt und lächelt nur zum Lohne,
Wenn Jeder stets wie Alle thut.

Wenn einer macht mit hundert Schritten
Was man mit einem Sprunge kann,
Das sind ihm alte, gute Sitten,
Das sieht er sich behaglich an.

Doch willst du Großes, Eignes schaffen,
Da wird der Stumme plötzlich laut,
Er wird dich schmähn und dich beklaffen,
Bis allen Menschen vor dir graut.

Und willst du fassen ihn beim Kragen —
Gleich über dich fällt Alles her,
Du wirst gescholten und geschlagen,
Denn Alle lieben ihn zu sehr.

Ein Kerl, so lappig und so schmächtig,
So gänzlich ohne Witz und Mark;
Und dennoch herrscht er fast allmächtig;
Wer ihn besiegt, ist löwenstark.

O läg' er lieber doch zerschlagen,
Zerquetscht auf einer Eisenbahn!
„Wie heißt er denn?" Ich will's euch sagen.
Es ist — der alte Schlendrian.

Entweder — oder!

Und wenn ich wär' ein Zimmermann,
Dann baut' ich eine weite Schranke
Und schrieb in großen Zügen an
Hoch oben an des Eingangs Planke:
Endweder, oder.

Die ihr den großen Kampf der Zeit
Ausfechten wollt, herbei, ihr Ritter!
Sprecht, welcher Sach' er euch geweiht,
Sprecht frei durch's offne Helmgegitter:
Entweder, oder.

Für Fürstenmacht, für Volkesrecht?
Für Geisteslicht, für Pfaffendunkel?
Republikaner, oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder.

Schwarz sei die Rüstung, oder weiß.
Ihr geht zur Linken, ihr zur Rechten.
Todfeinde nur lass' ich zum Kreis,
Die nur um Tod und Leben fechten.
Entweder, oder.

Ihr Herrn von: Zugegeben, Zwar,
Bedingungsweis, Gewissermaßen!
Hier heißt es: ganz, mit Haut und Haar.
Verlegt uns nicht des Kampfes Straßen!
Entweder, oder.

Bleibt draußen, weil ihr uns nur stört,
Ihr Halb- und Viertelmeinungsaffen!
Wenn's euch ergötzt, seht zu und hört!
Zum Publikum seid ihr geschaffen.
Entweder, oder.

Und wenn der Letzte todt sich rollt,
Von drüben oder hier, im Sande,
Dann wißt ihr, wem ihr folgen sollt.
Wir schlichten's für die ganze Bande:
Entweder, oder. —

Doch weil ich bin kein Zimmermann,
Kann ich auch keine Schranke bauen,
Drum lass' ich's gehn, wie's gehen kann,
Zuletzt muß man es doch wohl schauen:
Entweder, oder.



Ecce homo!

Dort ragt der uralt graue Riesendom,
Und dort das uralt feste Königsschloß.
Still schaun sie nieder auf der Menschheit Strom,
Wie ein Geschlecht um's andre drin zerfloß.

Jahrhunderte tönt dort Geläut und Sang,
Und dort der Dienstbarkeit gewohnter Eid;
Und wir — sind Eintagfliegen, scheu und bang
Vor solcher Dau'r und Unverwüstlichkeit.

Wenn unsereins mit frechem Tilgungswort
An solchem Bau zu rütteln sich vermißt,
Ist's nicht, als wenn die Alpenblume dort
Der Alpe kürzen will des Daseins Frist?

Darum mit Ehrfurcht blickt zum Königsschloß,
Darum bekreuzt zerknirscht euch beim Geläut! —
So sprecht ihr Thoren, gleich dem blöden Roß,
Das wild entsetzt vor einem Strohhalm scheut.

Ich, Ehrfurcht vor den Kartenhäuslein dort,
Wie Spreu zerstiebend vor der Zeiten Sturm? —
Ein Standbild richt' ich auf nun, euch zum Tort
Und jenem Kinderspiel mit Hall' und Thurm.

Wo find' ich nur ein würdig Postament?
Dort das Granithorn, grau, wie Ewigkeit?
Doch wenn sich der Granit zerbröckelnd trennt,
Ist's für mein Bild ein Sandkorn kaum der Zeit.

So mag's nur auf sich selber stehn und ruhn;
Doch überragt's den Himmel und die Welt.
Ein Menschenbild seht ihr mit Staunen. „Nun?
(So fragt ihr) ist es ein Prophet, ein Held?"

„Wie? oder ist es Gott, der ew'ge gar,
Wie er, als Gottmensch, trat auf diesen Ball?"
Kein Einzelner von diesen Allen zwar,
Und Alle doch zugleich, und mehr, denn all'.

Es ist nicht dieser, jener, oder der,
Es ist der Mensch (ein kurzes, großes Wort),
Der Unverwüstliche. Und nun schaut her!
Die Inschrift schreib ich ihm zu Füßen dort:

„Geist, der du wie mit Federbällen spielst
Mit Raum und Zeit, und doch in sie gebannt,
Der du von Anbeginn dich selbst erzielst,
Und nur dich selbst gewollt hast und erkannt!"

„Du schaff'st dir deinen Gott im freien Spiel,
Ehrst ihn, so lang' das Machwerk deiner werth,
Zertrümmerst ihn, sobald er dir mißfiel
Und dir kein Selbstgenügen mehr gewährt."

„Und lächelnd siehst du seinem Sturze zu.
Nach deinem Bild bald ragt ein bess'rer doch.
Wie manchen Gott schon überlebtest du,
Wie manchen wirst du überleben noch!"

„So frei bist du, daß du selbst Knecht sein kannst,
Ein Weilchen duldend roher Herren Zwang,
Bis du, zurückgezogen, groß dich sannst,
Und schnell die selbstgeschlagne Kette sprang."

„Du bauest kühn die Reiche dieser Welt
Und sprichst zu ihnen: Fallt! wenn hin ihr Glanz.
Ob auch der Weltgeschichte Fluth zerschellt
An deinem Fuß, du, Fels, bleibst fest und ganz."

„Du Mensch! es kostet dich ein Schütteln nur
Des Götterhaupt's: zerstäubt vor deinem Groll
Schwand des Palast's, des Domes letzte Spur.
Du blickst: und eine neue Welt entquoll."

Das lest! Und stürzen Bauten, stöhnt nicht feig,
Als ob ihr gleich in's Bodenlose senkt!
Himmel und Erde sind ein weicher Teig,
Den formt der Mensch, der Meister, wie er's denkt.



Vulcanismus.

Die ihr von friedlicher Entwicklung träumet,
Stillem Gedeihn und leisem Ausgestalten —
Seid ihr denn taub? Es bäumet sich und schäumet,
Dumpf kracht's im Weltgrund noch von Kriegsgewalten.

Das hört ihr nicht? Und wir, wir sollen hören
Eu'r schmächtig Liedlein durch des Sturmes Schnauben?
Und, da sich alle Kräfte wild empören,
An euer Frühlingswachsthumsmärlein glauben?

Wir sehn kein Keimen, nur ein riesig Gähren.
Ist's Chaos, sei auch unser Thun chaotisch!
Abwarten? Nein, wir können's nicht gewähren.
Des Augenblick's Gewaltthat herrscht despotisch.

Heft euch! sonst wird das Meer euch überschwemmen,
Salzbitter, schaurig wüst, ein Grab der Freiheit,
Gestalt anringend, müßt ihr wild euch stemmen
Gegen der Knechtschaft grause Einerleiheit.

Mit Gluthen werden Fluthen nur gebändigt,
Wer sich fühlt Gottesflamme, sprüh' und tobe!
Nicht fragt, ob sich's formirt auch und beständigt,
Daß bald ein fertig Werk den Meister lobe.

Hier gilt's ja nur der Flamme Lebensrettung,
An wälzt die Tyrannei die finstren Wogen.
Verlischt das Feuer tief in ihrer Bettung,
Dann ist die Welt um Lenz und Herbst betrogen.

Hoch in den Himmel schleudert Mondesmassen!
Schroff aus der Fluth bäumt Felsenungethüme!
Nicht zirkelt ab dem Monde seine Gassen,
Nicht sorgt und sinnt, wie sich der Fels beblüme!

Und schafft ihr auch nur ries'ge Mißgeburten,
Die, aufeinanderfolgend, sich verzehren —
Mißbilder auch, die licht- und gluthnaturten,
Sind Sieg und Damm ob todten Meer's Verheeren.

Liegt fest im Zwangsbett erst die Fluth, die wilde,
Dann mag die Gluth sich auf sich selbst besinnen,
Daß, statt zu kämpfen blind, sie schaff' und bilde,
Und Fried' und Frühling mögen froh beginnen!

Dann mag der Geist beim Waldgesäusel träumen,
Weich Duft einathmend. Kampf und Zorn verschollen. —
Titanen wir in Urzeithöhlenräumen,
Uns hat es nicht so sänftlich werden wollen.



Aechtes Deutschthum.

Eine nagelneue Erfindung der Zeitungsschreiber und Anderer.

Wir wollen uns, ächtdeutsch, begeistern
Für unsren angestammten Herrn.
Je herrischer er uns will meistern,
Je heller strahlt der Treue Stern.

Will man die Freiheit rücklings meucheln,
Die man doch lobt in's Angesicht,
Wir wollen, ächtdeutsch, Dummheit heucheln,
Als merkten wir das Meucheln nicht.

Wir nehmen wedelnd jede Phrase,
Aechtdeutsch für baare Münze an,
Weil die bescheidne deutsche Nase
Thatsächlichstes nicht spüren kann.

Wir nehmen jedes Halbversprechen,
Ob man auch in der Zeiten Lauf
Uns hunderte schon mochte brechen,
Aechtdeutsch, mit neuem Jubel auf.

Wir wollen sein ächtdeutsche Affen
Von Englands finstrer Clerisei.
Werft uns um's Haupt das Netz, ihr Pfaffen!
Wir dulden's ächtdeutsch, fromm und frei.

Wir wollen auch ächtdeutsch erzittern
Vor jedem Polizei-Gensdarm',
Aechtdeutsch uns krümmen vor den Rittern,
Und vor dem Büreaucratenschwarm.

Zertretet uns, ächtdeutsche Junker,
Wie in der alten, guten Zeit!
Wir schrein bei eurem Prunkgeflunker,
Wie ächtdeutsch ritterlich ihr seid!

Und wenn wir mit zerbrochnem Nacken
Das Joch geschleppt Jahr aus, Jahr ein,
Und rücken endlich die Kosacken
Und die Baschkiren bei uns ein:

Dann wollen wir ächtdeutsch auch prahlen
Mit ächter deutscher Liebesmacht,
Bis wir verloren die Sandalen,
Aechtdeutsch, gleich bei der ersten Schlacht.

Dann heißt's ächtdeutsch illuminiren,
Wo sich nur sehn läßt der Barbar;
Im Transparent, das Blumen zieren,
Steht: Vivat unser Gott, der Zaar!

Die Zeitungen, ächtdeutsch, verbreiten
Einstimmig dann, wie freudenvoll
Sich alle deutschen Herzen weiten,
Weil Knutenglück uns lächeln soll.

Und bist du dann, mein Volk, begraben,
Verschwunden von dem Erdenrund,
Wirst du doch noch die Grabschrift haben:
Hier fault, ächtdeutsch, ein todter Hund.

Fernsicht.

Motto: Aber hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung, und komme dieser Tag schnell über euch; denn wie ein Fallstrick wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen.

Im Nebelmeer
Sitz' ich allein auf öder Bergeskuppe.
Nur Truggebilde ballen rings umher
Sich, Grupp' an Gruppe.

Nichts ist zu schaun.
Und wenn einmal das graue Meer sich spaltet,
Seh' ich in einen Abgrund voller Graun,
Drin Nacht nur waltet.

Trompetenton!
Doch nein! 's ist nur Getön der Sonnenpfeile;
Des Nebels grau Gespensterheer entflohn
Mit Rieseneile.

Rings liegt die Welt
Vor den entsetzten Blicken ausgebreitet,
Und in's Unendliche, im Nu erhellt,
Im Nu sich weitet.

Welch ein Gewirr!
Da ragen qualmend auf thurmhohe Schlotte.
Naturkraft, Riesenmühlpferd jetzt, wie kirr,
Dir selbst zum Spotte!

Wohl schnaubst du wild,
Betretend weitgestreckte Eisenschienen;
Mußt doch, mit Tausenden hin durch's Gefild
Zu rauschen, dienen.

Das ist ein Sturm
Hin zu der Prunk- und Riesenstädte Knoten,
Vorbei, vorbei an Wald und Dorf und Thurm,
Am Haus der Todten!

Auf ragen stolz
In jenen Riesenstädten Prachtpaläste,
Sind Wachsfiguren, Puppenspiel von Holz
Dort bei dem Feste?

Bunt ausstaffirt,
Ihr Leben ist ein Biegen nur im Rücken,
Und für den Goldnen, der den Draht regiert,
Ein Lugentzücken.

Dort rennt's und tollt
Und drängt in wilder Hast in öde Hallen;
Von Silberlingen und gemünztem Gold
Tost dort ein Schallen.

Das tost so laut,
Hat alles, was sich Klang noch nennt, verschlungen.
Verschollen ist, was Seher je geschaut,
Gesagt, gesungen.

Doch was erspäht
Mein Aug' in Dorfeshütten, Winkelgassen?
Was winselt dort (ist's Fluchen, ist's Gebet?)
Gedrängt in Massen?

Es kau'rt und hockt,
Wie Kehricht, den man in die Ecke schüttet,
Erdfahl, in Räumen, wo die Luft selbst stockt,
Zerlumpt, zerrüttet.

Weh' dem Geschlecht
Der Zwerglein, die sich brüsten und die thronen!
Im Finstern wimmelt's, ohne Brod und Recht,
Von Millionen!

Messias komm'! —
Doch welch ein Mann ragt dort aus dem Gedränge?
Er predigt. Ward die Welt noch einmal fromm?
Hin strömt die Menge.

Wild ist sein Wort,
Sein Ansehn rauh, nicht nach der Mode Schnitte.
„Ihr Armen (donnert er) laßt Jene dort!
Weg mit der Bitte!"

„Tief in den Staub
Seid von den Uebermüth'gen ihr getreten.
Kleinmüthig, gottlos, habt ihr nur den Raub
Zurückerbeten."

„Was war die Frucht?
Daß sie des Mundes Wort selbst euch umgarnten,
Und den Propheten, die, mit Rachewucht
Drohend, sie warnten."

„Euch offenbart
Hat der Prophet von Nazareth mit Schalle,
Daß ihr mit Gottes Geist von gleicher Art,
Ja Götter alle."

„Sind Götter das,
Die selbst vor Götzen dort im Staube kriechen?
Und vor den Schlemmern, in ohnmächt'gem Haß,
Verachtet siechen?

„O in euch seht!
Laßt ihr euch schmähn, schmäht ihr den Herrn der Welten.
Ruft wach in euch der Gottheit Majestät
Und macht sie gelten!

„Thut Gott sein Recht!
Ihn selbst von Schmach zu retten, müßt ihr handeln,
Daß er nicht fürder darf als feiger Knecht
Auf Erden wandeln."

„In Schmach und Noth
Seid ihr gekreuzigt und begraben worden.
Jetzt brecht, beim Auferstehungsmorgenroth,
Aus Grabesborden!"

„In Menschenpracht
Sollt ihr zu Gottes Ruhm auf Erden schreiten.
Hier ist das Schwert, das Jesus selbst gebracht,
Auf, auf zum Streiten!"

Und schnell hervor
Zieht er ein Schwert aus wallenden Gewanden.
Da regen sie sich Alle, die zuvor
Still lauschend standen.

Er zieht voran
Den Berg hinab, sein Schwert blitzt durch die Weiten.
Die roh'ste Waffe gleich packt jeder an,
Ihm nachzuschreiten.

Vom Felde frisch
Mit Sens' und Sichel lump'ge Bauern eilen
Aus Straß' und Werkstatt her strömt ein Gemisch
Mit Axt und Beilen.

Schwarz wächst es an
Und deckt weithin, dumpf summend, das Gefilde.
Da rennen, reiten Boten, Mann für Mann,
Zum Königsbilde.

Das lächelt frech,
Winkt einem bunten Mann, der lächelnd nicket,
Und wie ein Kind Soldatenspiel von Blech
Aus Schachteln schicket:

So schicken sie
Die läppisch bunten Reih'n aus den Kasernen.
Mit Spottgesang entgegen rücken die
Den weit noch Fernen.

Doch als sie schaun
Ein zahllos Lumpenvolk mit stieren Blicken,
Da schweigt das Spottlied. Leishin wandelt Graun,
Die Kniee knicken.

Wie Lavagluth
Fortfließend frißt und tilgt ein Heer von Bäumen,
Wie Häuserzeilen die geschwollne Fluth
Wegspült mit Schäumen:

So mäht das Pack
Die graden Glieder hin mit heißen Klingen.
Tief schweigt der Flinten kindisches Geknack,
Die Bettler singen.

Da wird so bleich
Mit eins die Wachsfigur auf goldnem Throne,
Armeen ziehen ringsum aus sogleich,
Doch sonder Hohne.

Doch strömt es schon
Aus Hütt' und Stadt zu riesigem Vereine.
Zerlumpten Vater folgt zerlumpt der Sohn,
Ja Weib und Kleine.

Wie Rohr im Sturm
Zerknicken vor dem Volkssturm schmucke Heere.
Schwarz kriecht's zur Hauptstadt schon wie Wurm an Wurm,
Drin Angst und Leere.

Geschrei und Dampf!
Dort der Messias ragt aus dickstem Knäuel,
Jetzt stürzt er, rufend: „Muth zum letzten Kampf,
Zum letzten Gräuel!"

Da brüllt und schäumt
Das Tausendgliederthier gleich grimmen Leuen,
Da sind die Gliedermännlein weggeräumt,
Da jauchzt ein Freuen.

Und um und um,
Wohin ich schauen mag, in allen Reichen,
Ziehn hin die dunklen Schaaren mit Gesumm,
Die bunten weichen.

Wie schwand so schnell
Des Gecken Zierlichkeit, des Bettlers Blöße!
Der Mensch nur tritt einher, die Stirne hell,
In Königsgröße.

Wie tauchten doch
Aus jeglicher Verzerrung edle Züge!
Hoch ragt, wer kaum im Bettelschmutze kroch,
Wer in der Lüge.

Dort sitzt zu Rath
Ein hehrer Kreis von Kühnen, Keuschen, Schlichten,
Die, maßvoll und gewaltig jede That,
Ordnen und richten.

Rings durch die Welt
Geläut von allen Glocken, stumm die Spötter,
Nicht Herr und Knecht sind da zum Feste gesellt,
Nur freie Götter.

Bezahlt habt ihr.
Der euch erlöst aus innren Dunkels Banne:
Gott wallt, durch euch von Schmach erlöst, nun hier
Im freien Manne.



Guter Rath.

Ja! so lange wir noch klagen,
Habt ihr Recht, euch stark zu glauben,
Recht, daß ihr von unsrem Sagen
Euch den Schlaf nicht lasset rauben.

Denn so lang' ihr uns laßt sprechen,
Können wir uns noch verstehen,
Kann sich's, ohne zu zerbrechen,
Biegen noch und leidlich gehen.

Aber Unrecht ist's und Dummheit,
Wenn ihr wollt das Wort ersticken,
Schreckt euch das schon? Vor der Stummheit
Bebt, und vor verstohlnen Blicken!

Stau't die Wellen nicht! Sie steigen.
Sicher seid ihr nicht im Thurme. —
Zittert! denn der Völker Schweigen
Ist die Stille vor dem Sturme.

Hyperboräische Ballade.

1.

Es war ein König von Thule,
Zu seinem Volk der sprach:
„Geh' nur erst in die Schule!
Die Freiheit folgt schon nach."

„Mit einem Eid gewaltig
Versprech' ich sie dir klar,
Und was ich verspreche, das halt' ich
Am 30sten Februar."

2.

Da war das Volk bestochen,
Manch Jahr lang Vivat schrie,
Als endlich Lunde rochen
Die größten Pfiffici.

„Ach! stünd' er im Kalender! —
Jetzt bleibt uns nichts, als Spott." —
So ändert den Kalender!
Helft euch, so hilft euch Gott.

Abfertigung der zahmen Propheten.

Eh' ihr es nicht werdet wagen,
Wie auf einen Zauberschlag
Eure Haut zu Markt zu tragen,
Kommt uns nicht der Freiheit Tag.

Lächelnd seht ihr, wie sie's treiben,
Gebt prophetisch zu verstehn:
„Still! es kann ja nicht so bleiben,
Still! es muß ja vorwärts gehn!"

Und so könnt ihr tausend Jahr noch
Sagen, daß es kommen muß,
Und wir rückten fort kein Haar noch,
Immer gaffend über'n Fluß.

Ja! die Mumie muß zerfallen,
Wenn sie eine Hand berührt,
Wenn sie aus den dumpfen Hallen
Wird an's scharfe Licht geführt.

Doch wenn keine Hand es waget,
Bleibt sie unverwüstlich stehn,
Und wenn ihr sie nicht zerschlaget,
Wird die Knechtschaft nie zergehn.

„Alles wird sich selber machen,
Nur nicht unnütz angefacht!“
Doch so alt die Welt, ihr Schwachen!
Hat noch nichts sich selbst gemacht.

Einzeln muß der Mann sich stellen,
Wo Gefahr sein Haupt umkreist.
Und muß Henker und Gesellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Stürzt er vor den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Samenkorn.

Aber eh' die Flammen lohen,
Wird erstickt noch mancher Brand.
Märtyrer sind's und Heroen,
Drauf das Aug' der Zeit gewandt.

Schmach euch Feigen, die nichts wagen!
Kein Verdienst ist's um die Zeit,
Einem Freund in's Ohr zu sagen,
Daß ihr Liberale seid.



An die superklugen, bedenklichen, büchermachenden Rathsherrn.

Die ihr hinter'm Schreibepult
Hypochondrisch eingedrückt,
Von Zerrissenheit und Schuld
Faselnd, unsre Zeit zerpflückt,

Wär't ihr Söhne dieser Zeit,
Deren Sprach' ihr radebrecht,
Riefet ihr, von Muth gefeit:
„Wie es ist, so ist's auch recht!“

Schweigt mit euren Winselei'n
Vom „Verfall“, der schon beginnt,
Weil sich „Wirren“ stellen ein,
„Die, so scheint's, unlösbar sind.“

Fort die Tränklein, die ihr braut,
Die Receptlein, die ihr schmiert,
Daß vielleicht noch unsre Haut
Werde halb und halb curirt!

Fort das Klugthun voll Gewicht
Und die Kannengießerei! —
Doch das Volk vernimmt sie nicht
Und die Zeit geht dran vorbei.

Hört ihr nicht den eh'rnen Tritt
Donnern? — Nein! — ihr spekulirt;
Und sie fragt nicht: „Kommt ihr mit?"
Weil sie nichts an euch verliert.

Aber hört! kommt's zum Gefecht,
Schlagen euch zuerst wir todt,
Weil ihr trugvoll euch erfrecht,
Vorzuspiegeln falsche Noth.

Weil ihr in der Männer Rath
Euch als Charlatans gedrängt,
Weil ihr der gesunden That
Um das Haupt Perücken hängt.

Nicht die Zeit, ihr seid in Noth.
Lernt von ihr, Schulmeisterlein!
Und dann schweigt und werdet roth,
Oder sprecht als Männer drein.

Nennt dem Volk das rechte Wort,
Gebt ihm in die Faust ein Schwert,
Und zu Thaten reißt ihr's fort,
Ewiger Gesänge werth.



Wat Tyler*)

1.

Von Fürsten und Rittern, von Zaubrern und Feen,
Da seid ihr vortreffliche Kenner;
Doch der thut in keiner Ballade noch stehn,
Wat Tyler, der Ziegelbrenner.

Der lebt in Deptford und schiert sich um nichts,
Er streicht und behaut seine Ziegel.
Tritt zu ihm ein Schwarzrock, gestrengen Gesicht's:
„Seht hier das wächserne Siegel!"

„Ich komme (nicht länger den Schädel bedeckt!)
Im Namen des gnädigsten Herren.
Gott schütz' König Richard! Nun lest mit Respekt,
Und zahlet das Geld ohne Sperren!"

*) Lies: Teiler. Anführer der Bauern im englischen Bauernaufstand 1381.

Wat Tyler legt ruhig den Hammer beiseit:
„Ei! sind wir genug nicht geschunden?
Die Schranzen (Gott beſſ're die schlimme Zeit!)
Was haben sie wieder erfunden?“

„Der Kopf einen Schilling, für arm und für reich,
Für jedes vom fünfzehnten Jahre.
So, so! nun nehmet das Geld nur sogleich!
Daß Gott die Armen bewahre!“

„Doch über zwanzig bezahlt kein Haus.
Vom gnädigsten Herren wie gnädig!
Der Lord, der mag leben in Saus und Braus,
Denn er ist des Druckes ja ledig.“

„Hält er sich auch Jäger, Bereiter, Lakain
Und Hundejungen dreihundert;
Der König reicht zwanzig Schilling nur ein,
Und keiner, der drob sich verwundert.“

„Da habt ihr das Geld. Es ist richtig gezählt.
So nehmt doch! dem König wird's schmecken.“ —
„Ihr Tölpel, so zählt doch! ein Schilling noch fehlt
Für's Töchterlein dort in der Ecken.“ —

„Mein dreizehnjähriges Töchterlein dort,
Was schiert es euch?“ spricht er mit Runzeln.
„Ei! fangt einen Andren mit solchem Wort!“
Spricht jener mit lüsternem Schmunzeln.

„Einem Kenner, wie ich bin, macht ihr nichts weiß.
Seh' ich ihren Busen doch schwellen.“
Dem Wat wird's kalt, dem Wat wird's heiß,
Er haut, daß die Ziegeln zerschellen.

Der Schwarzrock tritt auf den Zehen zur Maid,
Frech kneipt er die blühenden Backen:
„Nun sagt mir, Kleine, wie alt ihr seid?“
Wat schreit: „Wollt ihr euch nun packen?“ —

„Und seid ihr verstockt noch, und seid noch grob:
In des Königs Namen, Rebelle,
Muß ich dann untersuchen ob . . .“
Wat steht und stiert zur Stelle.

Der Andre sah nicht, wie er stand,
Er zaust und reißt am Mieder;
Das Kind wehrt weinend der frechen Hand,
Die wühlend strebt hernieder.

Der Schwarzrock glüht, ihm fiebert die Stirn,
Entfallen ist ihm sein Stecken.
Da traf ihm Wat Tylers Hammer das Hirn —
Tod sinkt er nach krampfigtem Recken.

Die Tochter läuft entsetzt hinaus,
Sie sehn sie mit fliegenden Haaren,
Und Murmeln und Murren wächst rings um's Haus,
Schon drängen sich Schaaren an Schaaren.

Sie dringen ein. Wat Tyler steht
Fest mit dem blutigen Hammer.
„Ihr lieben Nachbarn, laßt mich und geht!
Was wollt ihr in meiner Kammer?"

„Nein! du hast wohl und recht gethan,
Und kommen die lumpigten Schergen,
So sollen sie dich nimmer fahn,
Wir wollen dich schützen und bergen."

„Und sind wir hier nicht viel und stark?
Was wollen wir uns bedenken?
Der König saugt uns aus das Mark.
Auf, Wat! du sollst uns lenken."

2.

Vor London auf dem freien Feld,
Was für ein Volkeswogen!
Wohl fünfzigtausend stehn gesellt
Mit Aexten, Spießen und Bogen.

Gar wild und dräuend, Schwarm an Schwarm,
Für König und Lord ein Schrecken,
Am schrecklichsten, die bleich und arm
In schlechten Lumpen stecken.

Und vorne hält auf plumpem Gaul
Ein ungeschlachter Geselle.
'S ist Wat. Der donnert: „Seid ihr zu faul
Zu kommen, ich komm' schnelle."

Da kommt aus Londons festem Thor
Mit lächerlichem Prangen
Langsam ein langer Zug hervor
Und läßt die Köpfe hangen.

Voran eine Mißgeburt, reich geschmückt
Mit Kron' und Hermeline.
Wat Tyler ihm entgegenrückt
Und grüßt mit barscher Miene.

Die Mißgeburt thut auf den Mund
Und lächelt falsch und süßlich:
„Du lieber Wat, nun thu' uns kund,
Was macht unser Volk verdrüßlich?“

„Wiss'! unsres lieben Volkes Glück,
Sonst wollen wir nichts auf Erden.“ —
„Schon gut!“ spricht Wat, und Stück für Stück
Nennt er ihm die Beschwerden.

So gnädig hört ihn der König an,
Und neigt sich ihm so huldig:
„Ich stell' es ab, du wackrer Mann!
Erwartet's nur geduldig!“

„So Gott unsrer Seele gnädig sei,
Als wir unser Volk nur lieben.
Uns freut's, einmal zu hören frei,
Was ihm zu wünschen geblieben.“

„So stellt uns deß eine Urkund' aus,
Die Punkt für Punkt macht richtig,
Denn meine Leut' gehn nicht nach Haus
Ohn' Unterpfand gewichtig.“ —

„Bist du so eilig, wackrer Wat?
Vertraust uns gar so wenig!“ —
Gewinkt mit halbem Blicke hat
Herrn Walworth, dem Maire, der König.

Herr Walworth war ein Ritter gut,
Wußt' hinterrücks zu schleichen.
Gut trifft sein Dolch, es spritzte das Blut,
Vom Pferd sank eine Leichen.

O weh, Wat Tyler, o weh du Held!
Jetzt ist um's Volk mir bange.
Der König jagte heim vom Feld:
„Jetzt fehlt ein Kopf der Schlange.

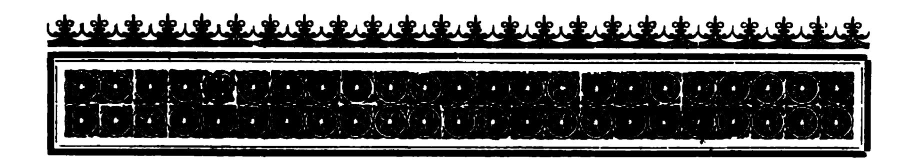
Und wer so klug, wie wir, sein will,
Wenn wir Versprechen geben,
Wer *sehn* will, statt zu *glauben* still,
Der darf und soll nicht leben!“





John Henry Mackay.

John Henry Mackay wurde am 6. Februar 1864 in Greenock in Schottland geboren, kam aber nach dem Tode seines Vaters schon in frühester Kindheit nach Deutschland, wo er erzogen wurde. Er wurde Buchhändler, widmete sich jedoch sehr bald auf den Universitäten zu Kiel, Leipzig und Berlin dem Studium der Kunst- und Litteraturgeschichte. Mackay machte in den 80 er Jahren zahlreiche Reisen nach Spanien, Italien, Amerika u. s. w. und lebt gegenwärtig in Schöneberg bei Berlin. Schon 1885 veröffentlichte er unter dem Titel „Kinder des Hochlands" eine Dichtung aus seiner schottischen Heimath, welcher in den späteren Jahren eine Anzahl weiterer Gedichtsammlungen folgte, wie „Sturm", „Dichtungen", „Das starke Jahr" u. s. w. In Arbeiterkreisen ist Mackay besonders auch durch seinen sozialen Roman „Die Anarchisten" bekannt geworden, in welchem er das Leben in den Londoner Arbeitervierteln schildert und zugleich die Ideen des Anarchismus propagiert. Seine sozialen Gedichte zeichnen sich durch Formschönheit und dichterischen Schwung aus und athmen warme Begeisterung für die Unterdrückten und tiefes Mitempfinden für deren Drang nach Luft und Licht. Treffend wird Makay von dem bekannten Dichter Karl Henckell gezeichnet, der sagt: „Neben dem Leuchtthurm auf dem festen Grunde der Vernunft, hart an dem rollenden Ozean der Phantasie steht ein Mann, dem der Sturm den weiten Mantel bläht. Er schaut hinaus und wandert wogenträumerisch in die Unendlichkeit, er wendet sich um und mustert menschenspäherisch Mienen und Herzen des Schiffervolkes dieser Welt. Was lächelst du eben so schroff und bitter, einsamer Freund deiner seltenen Freiheit? Ich sehe ja doch die Trähnen deiner Liebe durch das vornehme Visier deiner Kälte.



Das freie Wort.

Ihr könnt das Wort verbieten —
Ihr tödtet nicht den Geist,
Der über Eurer Lüge,
Ein kühner Adler, kreist!
Ihr könnt das Wort verbieten,
Doch rollen wird sein Schall
Hin über Eure Häupter
In dumpfem Widerhall!
So lange wird es rufen
Zur That die schlaffe Zeit,
Wie nach der trägen Mutter
Das Kind verlangend schreit,
Bis auf den höchsten Höhen,
Bis in dem tiefsten Schacht
Der Mensch zum letzten Kampfe
Sich aufrafft und erwacht.
Hei, wie die Steine fallen
Von Eurer festen Burg!
Durch die gestürzten Mauern
Glänzt schon das Frühlicht durch!
Und wenn auch Mancher sterbend
An Eurer Lüge sinkt,
Sich auf den leeren Posten
Ein neuer Kämpfer schwingt!
Ihr mögt sein Wort verbieten!
Ich sehe seinen Geist,
Wie er, ein kühner Adler,
Ob Eurer Schande kreist! —
Dann steigt auf todten Trümern
Die neue Zeit empor,
Und Allen leiht sie freundlich
Ihr immer offenes Ohr!
Dann werden die Tage kommen,
Wo nicht mehr fort und fort
Das Wort der bangen Sehnsucht
Auf durstigen Lippen dorrt;
Wo Keiner Frevel nennen
Die kühne Wahrheit darf,
Wenn sie den Fluch der Lüge
Beleuchtet grell und scharf!

Dann sind wir endlich Sieger!
Und Euch, Euch bleibt die Schmach,
Die auf dem Weg der Freiheit,
Ein trüber Schatten, lag! —
Noch ist in Euren Händen
Die rohe, dumpfe Macht,
Die jedes freien Wortes
In Hochmuthsdünkel lacht!
Noch könnt Ihr es verbieten:
Das Wort — doch schon sein Geist
Hoch über Eurer Lüge,
Ein freier Adler, kreist!

Grenzen?

Sie ziehen Grenzen, Grenzen überall,
Und schachteln Alles ein: jedwedes Leben,
Gefühle und Ideen, der Worte Schall,
Die Thaten, — ja das ungeborene Streben!

Des Einzelnen Geburt, Leben und Tod,
Und die Gesammtheit theilen sie und theilen.
O welchen, welchen Tages Morgenroth
Wird uns vom Fluche dieser Krämer heilen?!

Und nirgendwo sind Grenzen! — grenzenlos,
Was uns umgieb, die wir uns Menschheit nennen!
Wir möchten uns umfassen, stark und groß,
Allein sie — scheiden, richten, mäkeln, trennen! — —

Vaterland.

Nicht, wo der Zufall einst die Grenze zog,
Soll meine Liebe sterben und erstehen!
Ich will von freier Warte, weit und hoch,
Die Länder dieser Erde übersehen.

Und wo die Freiheit wohnt, dort will ich leben,
Und wo die Menschen wirklich Menschen sind,
Dort will ich wirken. Aber nimmer kleben
An einer Scholle, ein unmündig Kind,

Ein ganzes Leben. Und wenn immer frecher
Europa ihre freien Söhne bannt,
Dann rufe kühn: „Ich bin der Freiheit Sprecher.
Und gern vermisse ich mein ‚Vaterland‘!“

Vorkämpfer.

Und als die Ersten sind wir auserlesen,
Die ersten Blöcke aus dem Weg zu räumen.
Darum hinweg mit schwächlich-feigen Träumen.
Sie schwinden — und wir fühlen uns genesen!

Warum denn noch mit Winseln und mit Jammern
Uns an die Brust der müden Mutter klammern?
Warum nicht frisch und stark auf eigenen Wegen
Dem Ziel, das unsere Zeit uns stellt, entgegen?

Das ist das Wahre: seiner Zeit zu dienen
Und dennoch sie beherrschen! — Klaren Blickes
In Zukunft schaun mit eisenharten Mienen
Und schnell mit kühner Hand in des Geschickes

Verworrene Fäden greifen, ehe sich
Zum unlösbaren Knoten unser Leben
Verschlingen kann — wer rückwärts feige wich,
Der klage nicht — der hat sich selbst ergeben!



Gesetze.

Ihr seid die Diebe, die Ihr ohn' Erbarmen
Dem Unbeschützten stehlt sein heilig Recht!
Ihr seid die Elenden, die Ihr dem Armen
Sein letztes Brot zu nehmen Euch erfrecht!

Und Ihr seid Mörder, denn Ihr mordet ihn,
Der nicht, wie Ihr, in Glanz und Glück geboren,
Dem nicht, wie Euch, die rohe Macht verliehn!
Sprecht: Wer hat Euch zu Richtern je erkoren?!

Ihr wart es selbst! Um Euer kleines Leben,
Das bluterkaufte, länger noch zu retten,
Habt mit Gesetzen Ihr Euch dicht umgeben!
Gewalt heißt Euer Recht, und Kerker-Ketten!

Recht spreche Jedem einzig sein Gewissen,
Und wo es schweigt, ist nicht das Urtheil dein! —
Wenn der Gesetze letztes Blatt zerrissen
Wird ausgelöscht die letzte Sünde sein!

Atheismus.

Vielleicht, wenn einst die müden Augen brechen,
Wenn niedersinkt des Todes finstre Nacht,
Daß ein Gebet dann meine Lippen sprechen,
Das nie im Leben der Verstand gedacht.

Vielleicht, daß ich mit einer Lüge scheide
Von einem Sein, das Wahrheit nur gekannt,
Wenn ich des Lebens letzte Schmerzen leide
In Angst und Nacht und Irrsinn festgebannt.

Dann unterlag' mein Geist: dann brach mein Wille!
Dann floh Vernunft! — doch wenn ich es vermag,
Dann künde noch der letzte Schrei, der schrille,
Dann künde noch des Herzens letzter Schlag:

„Ich glaubte nie an einen Gott da droben,
Den Lügner oder Thoren nur uns geben,
Ich sterbe — und ich wüßte nichts zu loben —
Vielleicht nur Eins: daß wir nur einmal leben!"



Freie Liebe.

Frei sei die Liebe! — Keine Kette binde
Die Hände, die der freie Wille fügt!
Vielleicht, daß einst das Auge dir, das blinde,
Die Wahl des ersten, heißen Fühlens rügt.

Dann sollst du frei sein! — kommen soll und gehen
Der Mann zum Weibe, und das Weib zum Mann,
So frei wie droben frei die Winde wehen!
Frei sei die Liebe! — wahrlich dann erst, dann:

Dürft Ihr von Liebe sprechen, Sittenwächter,
Die Ihr uns unser Liebesglück nicht gönnt,
Und — echter Lebenslust arme Verächter —
Zu tadeln wagt, was nicht verstehn Ihr könnt

Hinweg mit Euch! gezählt sind Eure Tage.
Natur, die starke, ist in uns erwacht,
Und sie zermalmt mit einem Flügelschlage
Gesetze, Sitten, Euch und Eure Macht!

Weltbürgerthum.

Ja, größer ist das Herz, der Geist ist freier,
Der Sinn ist edler, und das Wort wiegt schwerer,
Das rings in aller Kleinheit roher Feier
Dasteht, der höchsten Freiheit kühner Lehrer!

Liebe die Erde! — Liebe nicht ein Land,
Weil dir ein Zufall dort die Pfade wies,
Ein Land ist niemals frei. Küßst du die Hand,
Die dich in Fesseln zwang? in Knechtschaft stieß?

Brich diese Ketten, die Beschränktheit schürzte.
Ein Frevler, der da sprach: Dies Land ist mein!
Fluch ihm, der dir und mir das Recht verkürzte,
Menschen und Bürger dieser Welt zu sein!

Gesang der Arbeiter: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrhunderte wir harrten,
Zaudern schon noch einen Tag;
Warten noch der rechten Stunde,
Um dann plötzlich in der Runde
Zu erstehn mit einem Schlag.
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Die Jahrtausende geknechtet,
Mit der Frechheit nicht gerechtet,
Stehn zum letzten Kampf bewehrt.
Schaut entlang nur unsere Reihen!
Bebt! Aus Eurer Saat gedeihen
Früchte, die Ihr nicht begehrt.
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Aus des Hungers fahlen Reichen,
Auf der Stirn der Knechtschaft Zeichen,
Kamen wir, die Ihr verbannt:
Unserer Weiber blutige Thränen,
Unserer Kinder scheues Sehnen,
Haben uns hinausgesandt
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Was das Elend uns gelassen:
Ein vom Schmerz genährtes Hassen
  Werfen in die Wage wir.
Glaubt es unsern bleichen Mienen
Es ist Ernst! Wenn einst erschienen
  Unser Tag, dann zittert Ihr!
    Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
    Seht Ihr unsern Blick erhellt?
    In den Becher noch einen Tropfen,
    Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Euer Hohn und Euer Lachen,
Unsern Zorn soll es entfachen
  Heißer, bis Ihr nicht mehr lacht!
Bis die Schande Eures Lebens
Euch zermalmt, und Ihr vergebens
  Euch verbergt im Schooß der Nacht!
    Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
    Seht Ihr unsern Blick erhellt?
    In den Becher noch einen Tropfen,
    Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrtausende wir harrten,
  Warten eine Stunde noch.
Doch die Stunde naht dem Ende . . .
Und mit einem Druck der Hände
  Werfen ab wir unser Joch!
    Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
    Seht Ihr unsern Blick erhellt?
    In den Becher noch einen Tropfen,
    Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!



Pantheismus.

In Zweifelsqualen habe den Weltraum ich durchforscht,
  Die Frage auf den Lippen: Sag' mir, bist du der Gott?"

Am Tage sprach des Lichtes urewig-reiner Strahl,
Bei Nacht das düstre Dunkel geheimnißvoll: „Ich bin's!"

Mir flüsterten die Bäume, der Vögel Sang es zu,
Mir duftete die Rose berauschend-hold: „Ich bin's!"

Mir dröhnte es der Donner gewaltig in das Ohr,
Aus dem Gesang der Wogen vernahm ich es: „Ich bin's!"

Die Kunst hat mir verkündet in Marmor, Erz und Bild,
Der Genius der Dichtung, er sprach zu mir: „Ich bin's!"

Aus der Geschichte Blättern, aus hoher Meister Wort,
Vernahm ich immer wieder, mich beugend es: „Ich bin's!“

In deiner Augen Tiefe stand es, ich las es klar,
Aus meiner eigenen Seele sprach es zu mir: „Ich bin's!“

Ich habe auf das Weltall den freien Blick gelenkt,
Und sieh, das ganze Weltall sprach Eines nur: „Ich bin's!

Ja, Gott, du bist das Weltall! Der Weltenall ist Gott!
Und was im All nur webet darf sprechen: „Ich bin Gott!“

Der Stern der Freiheit.

1.

Trüb hebt zu verlorenen Sternen
Sich noch unser Auge empor,
Eh' in unerreichbaren Fernen
Auch der letzte dem Blick sich verlor.

Wenn Glaube auf Glaube gesunken,
Wenn Hoffnung auf Hoffnung zersprengt,
Ein Licht ist's — vielleicht nur ein Funken —,
Um das unsere Sehnsucht sich drängt.

So vielen galt einst unser Lieben,
Und alle erloschen in Nacht! —
Nur ein Licht, das dem Glauben geblieben,
Uns es grüßt in verschwindender Pracht.

Noch hängt unser Blick an dem Funkeln
Des Lichtes der Freiheit mit Flehn,
Es darf in den Tagen, den dunklen,
Der Knechtschaft nicht auch uns vergehn!

Wie lange noch, daß in der Wolke
Der Zukunft es pfadlos zerstiebt?
O leuchte, du Hoffnung, dem Volke,
Denn am heißesten wirst du geliebt!

2.

Doch kann es auch plötzlich geschehen,
Bevor du uns völlig zerschellst,
Daß wir Alle geblendet dich sehen,
Wie du Erde und Himmel erhellst.

Wie befreit von der schattenden Wolke
Du segnend am Himmel stehst,
Voran dem aufjubelnden Volke
Als Leitstern und Sonne gehst!

Dann — nach tausendjährigem Schlafe,
In dem Elend und Schmach uns umengt,
Hat endlich entschlossen der Sklave
Die verhaßten Ketten zersprengt.

Dann dürfen von Neuem wir glauben,
Die wir lange zu glauben verlernt,
Denn die Hände, gestreckt schon zum Rauben,
Sie haben das Schlagen verlernt.

Die Geißel ist ihnen entwunden! —
Stern der Freiheit, der nie mehr zerstiebt,
Nicht umsonst bist in dunkleren Stunden
Von uns du am meisten geliebt!

Unschuldig verurtheilt.

Eine Studie.

Wie ich zum Sünder wurde? — Nun wohlan,
Weil ich just in der rechten Stimmung bin,
Will ich's Euch sagen, und Ihr werdet dann
Vielleicht ein wenig ändern Euren Sinn — —
Vielleicht auch nicht — was liegt denn mir daran,
Ob Ihr die Heuchlermienen frömmelnd legt
In strenge Falten, oder mitleidsvoll
Bedauernd Eure Schultern zuckt! — Bewegt,
Von allen denen, die mich angespien,
Wird wohl kein Einziger — ich weiß das wohl!
Ich will's auch nicht! — Ich hab' Euch nie verziehn,
Und vordere von Euch auch kein Verzeihn.
Den Haß, den glühenden, will ich behalten,
Und nie soll er in meiner Brust erkalten,
So lang ein Athemholen sie noch hebt,
So lange sie dem Tod entgegenbebt! — — —
Denn dieser Haß ist Alles, was noch mein!
Er ist die Nahrung mir, an der ich zehre,
Der Trank, den gierig ein die Lippe saugt —
Ihn zu vermehren ist, was ich begehre,
Er ist der Born, in den mein Wesen taucht,
Das Ziel, dem all mein Sein entgegenstarrt — —
Vernehmt, wie dieser Haß mein eigen ward.

Ja, ich war auch ein fromm-unschuldig Kind,
Und in mir trug ich seliges Vertrauen
Zu allen Menschen, o ich war so blind,
Daß ich in ihnen mich konnt' wiederschauen! —

So lebte lange Jahre ich dahin,
Da war ich das, was man „zufrieden“ nennt —
Ich aber jauchze, daß ich's nicht mehr bin,
Denn heute meine Seele alles kennt.
Alles: Den ganzen Zwiespalt jeden Seins,
Die jammervolle Hohlheit allen Scheins . . .
Ich bin nicht glücklich mehr, das ist vorbei!
Ein Tag schlug alles Glück in mir entzwei —
Das war ein grauen=schreckensvoller Tag,
An den nicht gerne ich mehr denken mag! — —
Wohl bin ich stark geworden: O ich wühle
In allen Tiefen der zerrissenen Brust
Mit Wollustqual; wohl bin ich stark: Ich kühle
Die Stirne heut' in fremdem Weh mit Lust!
Jedoch der Tag — der Tag, er war zu gräßlich,
Was er zerstörte, war zu unermeßlich . . .
Jedoch ich will erzählen. Zwanzig Jahr
War alt ich jugendfrisch und stark mein Muth,
In mir noch Kraft, die Erde zu durchstürmen
Und Fels auf Fels zum Himmel aufzuthürmen;
Voll Freude war mein Blick, noch braun mein Haar,
Noch floß mir in den Adern heißes Blut,
Und nach Genuß rief in mir Lebensglut . . .

Da griffen sie mich, schleppten zum Gericht
Mich hin — und klagten mich des Mordes an! —
Ich lachte, und vertheidigte mich nicht.
„Des Mordes mich, und keinem Kinde kann
Ein Haar ich krümmen! — Ein Versehen nur,
Wie bald — man kennt des rechten Mörders Spur!“ —
Man kerkerte mich ein — und immer noch
Hab' ich — verdrießlich halb gelacht. — Jedoch
Dann kam ein Tag, an dem ich nicht mehr lachte . . . .
Ein Tag, der alles nahm, und alles brachte!
Da ward es blutiger Ernst: in einen Saal
Ward ich geführt, und unter tausend Blicken,
In derer keinem leisestes Mitleid wohnte,
Ward von dem Manne, der dort oben thronte,
Ich ausgefragt — kein Ende nahm die Qual —
Man glaubte mir nicht. Hinter meinem Rücken
Ward ich verurtheilt — keiner glaubte mir — —
Ich aber mußte glauben, was ich nicht
Erfassen konnte, was ein Unding schier!
Ich ward verurtheilt: plötzlich ward mir Licht . . .
Ich sah vor mir in grauenhafter Klarheit
Alles — Alles — — und noch einmal die Wahrheit
Schrie wild mein Mund hinaus — es war vergebens!
„Verurtheilt zu Gefängniß — Zeit des Lebens!“ —

Da drang ein gellend Lachen mir vom Munde,
Das kam aus meines Innern tiefstem Grunde,
Und wie vom Schlag getroffen brach ich nieder . . .
Ich fand mich zwischen Kerkermauern wieder.

Ja, ich erwachte! — Wär' das nie geschehn! — —

Was soll ich von den nächsten Jahren sagen?
Es lebt kein Mensch, dem ich es könnte klagen,
Was ich erduldet, was in all' den Jahren, —
In zwanzig Jahren! — ich, durch Nichts verschuldet,
In meinem Innern Bittres hab' erfahren — —
Und wollt' ich's schildern, was ich da erduldet,
Es würde mich ja doch kein Mensch verstehn!
Wer würde ahnend nur verstehen auch,
Wie in mir langsam jeder leise Hauch
Der Menschlichkeit erstickt ward mehr und mehr? . . .

Erst war ich ruhig. „Bald wirst du befreit."
Der Glaube schwand gar bald. Die Einsamkeit
Begann mich zu ersticken — und dann rief
Ich ungehört hinaus, was in mir schlief.
Ich rief hinaus, was Edles in mir lag:
Rührender Schall, der an der Wand sich brach . . .
Ich schrie hinaus die Angst, den Zorn, die Kraft,
Bis mit den Worten jeder Nerv erschlafft . . .
Und sah in stummer Pein und dumpfem Sinnen
Die Stunden — Jahre mir — herunterrinnen!

Und dann — dann ward es in mir trostes=leer,
Nichts regte sich mehr im erstorbenen Herzen.
In mir war alles todt: todt alles Schmerzen,
Todt alle Hoffnung — alles, alles todt!
Ich lebte kaum mehr — nur mechanisch nahm
Ich hin die Speise, die der Wärter bot.
Fast ob der Schwachheit überkam mich Scham,
Jedoch der Körper forderte sein Recht,
Er war zu schwach, zu leugnen sein Geschlecht.
In mir war alles, alles todt — mir war
Gleichgiltig alles, doch ich lebte noch,
Nicht ließ mich ganz des Seins verfluchtes Joch! —

Da kam es langsam — —: der noch in mir lag,
Der letzte Funke Lebens, er gebar,
Was jetzt mich ganz erfüllt: glühendsten Haß!
Wie der an meinem Herzen fraß und fraß!
So wie im Frühling eine Knospe brach
Er in mir auf, aus Bitterkeit geboren,
Erst klein, dann wachsend, war er riesengroß.

Ich fühlte, alles hatt' ich nicht verloren,
Er ward Ersatz mir für mein grausig Loos.
Und jede Stunde noch vermehrte ihn,
Jedweden Augenblickes herbster Streit
Trug einen Stein zu meinem Hasse hin —
So ward ich langsam meinem Ziel geweiht!
Mein Mund ward stumm, ihm fehlte jetzt die Klage,
Mein Auge starr, es sprach nicht mehr beredt
In Worten, die ja doch kein Mensch verstand;
Mein Sinn, so wirr und schwankend, er ward stet
Und einzig hin nur auf mein Ziel gewandt.
Ich zwang den siechen Körper auszuhalten,
Und stärker ward er jetzt von Tag zu Tage;
Und in mir lebten wieder auf die alten,
Zu Grab getragenen Hoffnungen — ich wußte:
Ein Tag wird kommen, der dir Freiheit schenkt! —
Und mehr und mehr ward es mir eingesenkt,
Daß dieser Tag für mich — einst kommen mußte . . .

Es kam der Tag! — — Und ich war wieder frei,
Die zwanzigjährigen Fesseln fielen nieder,
Ein neuer Zufall schnitt sie jäh entzwei. —
Was einst ich war, ich sollt' es werden wieder:
Ein guter Mensch! — Ich aber ward es nicht!! — —
Dort hinter mir in Nacht — und Weh — und Gram,
Dort lag mein Leben, das nie wieder kam —
Vor mir lag nichts — nur einzig noch mein Ziel!
Nicht Freiheit! — Denn ich hatte längst verlernt,
Was frei sein heiß. — Nicht Sonnenlicht! — Das fiel
In meiner Seele Nacht vergebens. — Licht?! —
Man hatte zwanzig Jahre mir's entfernt,
Mir war es fremd geworden! — Nicht das Glück!
Das einst mir lachte in der Kindheit Tagen:
Ich wünschte seinen Schein mir nicht zurück!

Was vor mir lag?! — muß ich es Euch erst sagen? —
Die Nacht, an deren schaurig-kalter Brust
Ich zwanzig Jahre lang in Ketten lag . . .
Die Nacht, die in mir auch die kleinste Lust
Ertötete . . . und dann die ekle Schmach,
Die in mir alles Menschliche erstickt,
Und die mir folgt, so lang man mich erblickt . . .
Das war, was vor mir lag! Und ohne Zaudern
Trat ich zu meinem Ziele an den Gang —
Ich ging den Weg — und ging ihn ohne Schaudern,
Auf den mich ungerechte Willkühr zwang! — —
Ich war befreit . . . man bot mitleidige Grüße
Und Geld — es war nicht viel — ich aber nahm's,

Und warf es ihnen ruhig vor die Füße . . .
Wie der Verachtung Zorn mich überkam's!
Dann ging ich, und hinaus in's offene Leben,
Das sollte meinem Ziel Erfüllung geben!
Nun that ich Schlechtes — mir erschien es Gutes!
Durch Ströme schritt ich hin vergossenen Blutes,
Von mir vergossenen Bluts! — — So kalten Muthes,
Wie der Soldat ihn im gebotenen Kampf
Kühlt' ich die Stirn in frischen Blutes Dampf! —

Jedoch, wozu Euch alles das erzählen?! —
Ich könnte Eure zarten Nerven quälen!
Ich wollte Mitleid nicht. — Mitleid? — Ich lache!
Jedoch ich fordere Eins: So heiß entfache
Ich auch in Euch des Abscheus Grauen — schweigt!
Du — das mich einst verdammte — feig Geschlecht,
Schweige! — Denn das zu fordern ist mein Recht.
Steh stumm vor mir und schamerfüllt gebeugt —
Ich bin der Sünder größter wohl auf Erden, —
Ich bin's geworden, — weil ich's mußte werden! — —

Ich bin am Schluß: noch liegt vor mir mein Ziel,
Dem manches Lebensglück zum Opfer fiel —
Erst dann läßt mich sein grausam-grauser Bann,
Wenn ich's erreicht — dann, wenn ich sagen kann:
„Ich bin gerächt — es ist genug geschehn!“
Dann will ich lachend aus dem Leben gehn . . .

Herren und Knechte.

Ein Hund ist Der, der einen Herren kennt!
Doch wir sind Herren nicht und sind nicht Knechte!
Schamlose Frechheit wagt es noch und nennt
Knecht einen Andern, dem die gleichen Rechte

Wie im gelegt einst in des Lebens Wiege!
— Ein Jeder sehe, ob er gehen kann,
Doch keiner sei so hündisch, daß er biege
Sein Knie in Furcht vor einem andern Mann.

Gleich hoch sei jede Menschenstirn gehoben,
Ob sie nun arm sei oder schätzereich!
Ich will mein Recht, du magst das deine loben,
Für mich, für dich, für Alle ist es gleich . . .

Aus: Am Ausgang des Jahrhunderts.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir standen am Scheidepfahle, wo sich zwei Wege gewendet:
Der eine wies in die Ferne, der andere ist bald geendet;
Schon blicken Jene zurück und wissen nicht mehr wohin.
Wir schritten vorwärts und sahen durch Nacht schon die leuchtenden Weiten
Und reichten der Zukunft die Hand, hin über den Abgrund der Zeiten,
Stahlhart war unser Wille und klar und bewußt unser Sinn.

Sie müssen sich Allem entgegen, was wahr und frei sich nennt stemmen,
Sie müssen, Verzweiflung im Herzen, ein Meer versuchen zu dämmen,
Und fühlen es klarer von Tag zu Tag; sie gehen zu Grunde.
Schon sehn sie zurück und messen den Weg, auf welchem uns gehen
Mit freudig-pochenden Herzen und blitzenden Augen sie sehen.
Heil uns: die Zukunft ist unser! — Fluch ihnen: sei ihnen die Stunde!

Von Zweifeln zernagt, von Angst gejagt, gefoltert vom eignen Gewissen,
So sind vom erstohlenen Lager sie jäh in die murrenden Lüfte gerissen,
Und sie kämpfen den Kampf, denn sie wissen: der Kampf ist der letzte! —
Doch unser der Sieg: hinein in die Masse, die furchtdurchklaffte!
Wer ist unser Feind? — Nur eine zerrissene, lusterschlaffte,
Absterbende Kranke, die schon der Hauch der Verwesung zersetzte! —

So sieht im Spiegel die Zeit ihr angstzerfressenes Gesicht:
Der Vater erkennt sich wieder in dem eigenen Sohne nicht —
Recht nennt er, was jener fluchwürdigen Frevel nennt!
Unheiliges Wünschen die Sehnsucht, der schon die Erfüllung winkt!
Unersättlich und unrein die Lippe, die am Kelche der Zukunft trinkt!
Unlauter die heilige Flamme, die unsere Herzen durchbrennt!

Wohl wiegt er in Zweifel das Haupt, doch hat ihn der Strom nicht ergriffen,
Ihm hat seiner Wünsche Schneide noch die wirbelnde Zeit nicht geschliffen:
Er kann uns nimmer verstehen. Und wir — verstanden ihn nie!
Noch wähnt er, das Siegel des Knechts auf des Sohnes Stirne zu drücken,
Und sieht doch in machtlosem Zorn seines Wahnes Kränze zerpflücken
Die Hand, der ein höherer Gedanke, als Rücksicht, die Kraft verlieh!

Wir standen am Scheidepfahle. Wir gingen hinein in die Weite!
Uns giebt die Hoffnung auf hellere Tage — auf Tage des Glücks! — das Geleite!
Und mag über Leichen und Trümmer der Weg zum neuen Leben auch gehn:
Wir wollen, daß endlich zu Ende sich kämpft der ewige Kampf um das Rechte!
Wir wollen, daß endlich der Tag des Zorns aufleuchte diesem Geschlechte!
Und der Sonne der Zukunft — ihr wollen auch wir in die herrlichen Augen sehn!

* * *

Du warst, Erkenntniß der Natur, es, die den Schleier hob!
Vor der ‚der Traum des Ideals', der lügende, zerstob!
  Du hast, was ‚Glaube' hieß, vernichtet!
Du hast den Wahn, die Phantasie, die Hoffnung vor die Stufen
Der freien, echten Wissenschaft mit Zauberkraft gerufen
  Und hast die Thörichten gerichtet!

Du zeigtest uns, daß nichts wir sind als Glieder in den Ketten,
Daß keine Hand sich zu uns neigt, uns liebend zu erretten,
  Daß ‚Mitleid' nur ein Wort, ein lebenbares.
Daß ewig wir gezwungen sind, auf eigner Kraft zu stehen,
Statt mit umflortem Auge in die ewige Nacht zu sehen —
  Ein Bild des Lebens gabst du uns, ein klares!

Du zeigtest uns, daß Alle wir am Anfang noch der Bahn
Zu neuem Leben stehen! daß wir wenig noch gethan;
  Daß wir es sind, die erst beginnen sollen!
Doch zeigtest du uns auch, daß wir nicht aus den Himmelshöhen
Geschleudert auf die Erde sind; daß wir noch Ziele sehen,
  Die wir uns unterwerfen dürfen — wollen!

Und so hast du geboten uns — und auch die Kraft verliehen —:
Aus jeder Lebensfrage stark den letzten Schluß zu ziehen
  Und keinem ‚Gott' mehr zu vertrauen!
Und währeud noch um uns die Wuth der Todtgetroffenen gellt,
Sehn wir die Wahrheit, groß und ernst, hinschreiten durch die Welt,
  Die Zukunft langsam aufzubauen!

* * *

Dir, Volk, gehört des neunzehnten Jahrhunderts letztes Ende!
Erwache aus dem Schlummer denn, und hebe deine Hände
  Und nimm, was immer dein gewesen.
Auch dich durchpulste endlich das Bewußtsein deiner Würde;
Auch du hast in dem Lebensbuch, bevor dich ganz die Bürde
  Erstickt, ein menschlich Wort gelesen.

Und dieses eine Wort, du kannst es nie und nie vergessen . . .
Dein eignes Leben hast du kühn und stark an ihm gemessen,
  Und sahst: Dein Leben ist dein eigen.
Und du begannst zu hassen sie, die dir es frech entrissen.
Die meisterhaft verstanden es, ihr eigenes Gewissen
  Und deine Fragen todtzuschweigen.

Nun, wenn am Abend müde du von der Arbeit gehst,
Nun, wenn am Tage rastlos du an der Arbeit stehst,
  Tönt dieses Wort in deinen Ohren.
Es hat von Menschlichkeit, von Leben dir gesprochen.
Und an dein Herz fühlst du voll Ungestüm es pochen
  Und fühlst; Noch bist du nicht verloren!

Und fühlst: du, der geduldiger gewesen als der Sklave,
Fährst aus durchquälten Träumen auf nach tausendjährigem Schlafe,
Und wagst es endlich selbst zu denken.
Und Alles klafft dir plötzlich auf: du siehst all' ihre Lügen,
Mit denen sie umsponnen dich, siehst, wie sie dich betrügen,
Siehst, wie sie dich voll Falschheit lenken!

Da wallt es in dir grollend auf, und dich durchfrißt ein Zürnen,
Und Purpurgluth des Hasses flammt auf deinen Eisenstirnen,
Wie Sonne an der Tage Wende.
Und während sie in Winkeln sich voll Scham und Angst verstecken,
Wirst du nach dem verlorenen Recht die müden Hände strecken,
Und dein ist des Jahrhunderts Ende!

* * *

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, Revolution!
Heißt nicht Gerechtigkeit deine Schwester? Heißt nicht Recht dein mißachteter Sohn? —
Kehre wieder über die Höhen!
Lange standst du, das Antlitz gewendet,
Sahst nicht, wie deine Menschen geschändet,
Hast deine eigene Schmach nicht gesehen.

Kehre wieder über die Berge! dein ist die Rache! dein! nur dein!
Wende dein Antlitz, dein starres, hernieder, welches wie zuckender Wetterschein
Schon so oft auf die Frevler gefallen!
Reiche uns Allen die rettende Hand,
Laß deine Stimme von Land zu Land
Hoffnung kündend und grollend erschallen!

Kehre wieder über die Berge! — Ehe in Licht das dunkel vergeht,
Ueber den Häuptern der Schuldigen zermalmend dein gefürchteter Fuß schon steht,
Werden von Antlitz zu Antlitz dich schauen
Wir, die wir Alles und Alles verloren! —
Wir, die Verlorenen — zum Kampfe erkoren —
Rufen dich, Mutter, in heißem Vertrauen!

Härte die Herzen, die schwankend geworden, weil sie zu lange zu lang' schon gezaudert!
Kläre den Sinn des Knechts, der noch bangt und noch schaudert,
Zeige ihm, was seines Muthes Gewinn!
Stelle mit lockenden, leuchtenden Farben
Vor sein Auge geerntete Garben,
Vor seinen Wunsch die Erfüllung hin!

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, gesegnete du!
Lächle mit einem einzigen Blicke deinen schwankenden Kindern nur zu,
Und sie werden wie Eisen sein!

Zeige die Freiheit, die er verloren,
Und das Recht, zu dem er geboren,
Jedem Einzelnen — und er ist dein!

Ja, du kommst! Und wir grüßen dich tausend-,
Tausendmal, Mutter! — und dröhnend und brausend
Rollt unser Ruf zu des Erdballs Grenzen!
Aus den Kerkern, wo mir geschmachtet,
Ueber die Ruchlosen, die uns verachtet,
Sehn wir die Flammen der Freiheit schon glänzen!

Kehre wieder! es ruft dich die Menschheit heute am Abend des qualvollsten Tags!
Da ist kein Herz, das nicht höher schon klopfte heißauflodernden, froheren Schlags
Heute, wo eine Ahnung es streift,
Heute, wo deinem Nahen wir lauschen,
Das wie der Wipfel prophetisches Rauschen
Deiner Berge uns zwingend ergreift!

Heute in Qual wir, und morgen schon, morgen,
Morgen vielleicht schon in Freiheit geborgen
Unsere Kinder, die über die Leichen
Ihrer im Kampfe gefallenen Väter,
Jeder einzelne der Menschheit Vertreter,
Schweigend und ernst sich die Hände reichen!

Ja, du vernahmst unserer Sehnsucht Rufen!
Nieder der Zeiten zerfallene Stufen
Steigst du gewaltigen Schrittes schon,
Kehrst du wieder über die Berge,
Bist der Gerechtigkeit rächender Scherge,
Mutter der Freiheit, Revolution!

* * *

„Und wie waren jene Tage, da in Nacht die Menschen lagen?
Sage, werden jene heller werden, welche jetzt uns tagen?
Werden Hoffnung sie und Wünsche an den Strand der Zukunft tragen?
Wird der Sieg je unserer Zeit?
Waren jene Tage besser nicht, als unsere Tage sind,
Wo die Liebe ein Gespött nur, und der Vater flucht dem Kind?
Sage, waren jene Tage nicht von dieser Sünde rein?"

Vor dem Knechte der Begierde beugte der Begierde Meister,
Vor dem Söldling sich der Herrscher — und allmählich dreist und dreister
Lachten leise erst, dann lauter der Vernichtung Schattengeister.
Diese Saat: uns keimt sie auf.
So war jene Zeit des Friedens — eine Zeit der Knechtschaft war
Dies Jahrhundert, jeder Würde, jeder freien Würde bar.
Doch sie ist hinabgesunken. Hellerer Tag — er stieg herauf!

„Gerne möchten wir dir glauben; gerne Zweifelsqual beschwichtigen —
Aber sind nicht alle Wünsche Töchter nur des Tags, des nichtigen?
Trifft uns Schuld? — nein, wir sind schuldlos. Aber Euch und dich
bezichtigen
Wir der Sünde gegen Recht!
Was ist Recht, wenn nicht geheiligt durch der Zeiten Athemhauch?
Was uns unsere Väter lehrten, was ehrwürdig-heiliger Brauch,
Das ist Recht! — Recht, das zu stürzen von dem Thron Ihr Euch erfrecht!“

‚Recht‘ ist Euch, auf Brudernacken den geschirmten Fuß zu setzen!
‚Recht‘ ist Euch, am Blut der Schwachen Euren gierigen Mund zu letzen!
‚Recht‘ ist Euch, für Eure Lüste unser karges Glück zu schätzen —
Diesem ‚Rechte‘ dreimal Fluch!
Dieses ‚Recht‘, in dessen Namen unser Streben Ihr bekämpft,
Dieses ‚Recht‘, in dessen Schirm Ihr Eures Herzens Klopfen dämpft,
Heil der Hand, die in dies ‚Recht‘ die Fackel ihres Zornes trug!

„Das sind Worte! — Sind wir schuldig, wenn die Laster sie zerfressen?
Laßt sie ihre Pflicht erfüllen! Wer nicht schafft, soll auch nicht essen!
Und du wagst es, unser Leben ab an ihrem Wunsch zu messen?
Wir sind Träger der Kultur!
Doch was ist dein Volk, das rohe, das sich nie dem Schmutz enthebt,
Das dem Tag und seiner Lust nur stumpf und thierisch weiter lebt?
Komm zu uns! Bei uns erreichst du deines Strebens Ziele nur!“

Lügner! — Nie hat je so schamlos, nie ein Mund so frech gelogen!
Jenes Volk, das dich ernährt, das dich aus deiner Schmach gezogen,
Jenes Volk, das du um Alles: Leben, Glück und Licht betrogen,
Wagst du zu begeifern, Wicht!?
Nieder in den Staub! und beuge, beuge dankbar dich vor Jenen,
Deren Hunger, deren Jammer, deren Schande, deren Thränen
Dir es gaben, daß du wandeln darfst in des Jahrhunderts Licht!

Schweige! Nicht ein Wort mehr! furchtbar-fordernd wird es bald erstehen,
Dieses Volk, das du ‚verachtest‘, und in dein Auge sehen,
Und du wirst erblinden, zittern, flehen, sterben und vergehen —
Du, der sie mit Füßen trat!
Dann gedenke dieser Worte: heut noch blähst du dich in Schuld,
Aber morgen wird sie reißen — die erhabene Geduld
Dieses Volks, dem endlich, endlich auch der Tag des Glückes naht!

— — — — — — — — — — — — — — — —



Härten.

1.

Ich hasse diese wohlgenährten,
Zufrieden lächelnden Gesichter,
Das jeden seiner matten Schritte
Aengstlich abwägende Gelichter!

Und jene zimperlichen Herzen,
Die immer nur nach andern fragen,
Und kein Gefühl des eig'nen Werthes
In ihrem leeren Innern tragen!

Und jene gleißend-falschen Mienen,
Die immerdar im Staube kriechen,
Die niemals Zornesgluth verschönert,
Die fromm dem Tod entgegensiechen!

Und dann im Alter, höchst beschaulich,
Behaglich-schmunzelnd, ruhig-fröhlich,
Auf ein zufriedenes Leben schauen,
Und sprechen: „Wir — wir werden selig!“

Armselig seid Ihr! — Ob auch nimmer
Ich einen Euresgleichen fasse,
Ob weit sich unsere Wege scheiden,
So fühl' ich doch, daß ich Euch hasse!

2.

Und wenn wir nun einmal gestellt sind
Auf ewig in dies dunkle Thal,
Und nun einmal auf dieser Welt sind
Rings eingeengt in Angst und Qual,

Und glauben sollen, daß ein Haupt sei,
Dem dieser Jammer unterthan,
Dann fordre Eins ich: daß erlaubt sei
Zu rütteln an dem frechen Wahn!

3.

Es ist ein allzu langes Sinken,
Ein allzu qualvoll-herber Tod!
Wer gab es einst denn, das Gebot
Den Kelch so Zug um Zug zu trinken?

Und wenn nun mit der letzten Stärke
Der Mensch zum Widerstand sich hebt,
Wer muß, der mit auf Erden lebt,
Nicht Beifall spenden solchem Werke?

Nicht jeder ist zum Joch geschaffen,
Ein Lastthier, das geduldig trägt,
Nicht jeder schweigt dem, der ihn schlägt,
Und glaubt dem Lügenwort der Pfaffen!

Es giebt auch Solche, die zu Erben
Gesetzt, verschmähen ihren Theil,
Verachten alles Seelenheil
Und ihrem Schicksal fluchend sterben! —

Das Leben.

Ein Fragment.

Ich hasse das Leben,
Das furchtbare Leben,
Mit glühendem Haß!
— — — — — — — —
Ich kann nicht anders!
Wohin ich auch sehe,
Nur trostloses Elend,
Und siegloses Kämpfen,
Und wilde Verzweiflung,
— Und alles zersplitternd
Im besten Vollbringen,
Und alles erliegend
Auf halbem Weg! . . .
— Wie jammervoll Alles!
Und doch — wie titanisch-
Gesteigert die Kraft!
Sind das dieselben
Menschen, die sich in
Jahrtausendlangem
Entsetzlichen Kampfe
Von Stufe zu Stufe
Emporgerungen?
Empor vom Thiere
Zum denkenden Menschen,
Und immer empor,
Und weiter empor? !
Dieselben Menschen,
Die zitternd und furchtsam
Vor einem Phantome
Im Staube sich krümmen? !
Und aus derselben Hand
Ihr Heil erhoffen,
Derselben Hand,
Die einst, wie sie glauben,
Erschaffen sie hat?
Sind es dieselben? !
— — — — — — — —
Sie nennen ihn Gott!
Und beten ihn an,
Ihn — der so sie erschaffen!
Ich glaube nicht!
Denn der Gedanke,
Uns so zu schaffen,
Er wäre nicht göttlich,
Nein, teuflisch gewesen!
Und wenn man es hört:
Erst schuf er die Erde,
Und dann sandte er nieder
Den einzigen Sohn
Sie zu erlösen — —
Ist das nicht Hohn?
Der blutigste Hohn? !
Und an ihn glauben,
Und ihm noch dienen
In „kindlicher Demuth"
Das sollen wir?
— — — — — — — —
Was wollte er denn?
War es ein Spiel?
Ein furchtbar-grausames?
Ein Experiment,
Einmal zu versuchen,
Wie stark denn ein solches
Elendes Menschengeschöpf
Im Ertragen von Weh sei?
Was war es denn sonst?
Eine Laune? — —
Nein! nein! es kann nicht,
Es kann nicht so sein!
— — — — — — — —
Wenige nur fühlen
Den Schmerz um die Menschheit,
Den markdurchbebenden,
Der weher schmerzt
Als weheste Qual!
Und wenige haben
Den Muth zur Wahrheit
Den leuchtenden Muth
Der kraftvoll verkündet,
Das, was er muß!
Doch ist es nicht nutzlos?
Laß sie gehen!
Die Menge muß blindlings
Dem Wahne folgen,
Und schlagen wir heute
Den Götzen zu Trümmern,
Sicher ersteht
Schon morgen ein neuer,
An den sie sich klammert!
Nein, ich sage anders:

Unselige Wahrheit
Ist tausendmal besser
Als glückliche Lüge!
Und so sage ich denn:
„Und eh' du, Menschheit,
Die alten Fesseln,
Die alten Lügen,
Nicht von dir geworfen,
Denkst nimmer du frei!

— — — — — — —

Was ist das Leben? —
Schmerzen bereitend,
So trittst du hinein —
Schmerzen bereitend
Verläßt du es wieder.
Und was liegt dazwischen? . . .
Umlauert vom Tode,
Und zahlloser Krankheit,
Und nie endender Wirrniß,
Und der ekelsten Schmach —
Das ist die Spanne,
Die du Leben nennst.
Ich nenne es Sterben!
Denn das Sonnenleuchten,
Das dich umgaukelt
In heiteren Stunden,
Es zeigt dir nur herber
Die Schatten hernach!

— — — — — — —

Ich hasse das Leben!
Denn ich muß sehen,
Wie Tausend — und Aber=
Tausende mühen
Tagtäglich mit allen
Fasern der Kräfte
Qualvoll sich ab . . . .
Warum? — ja warum?
Um das elende Brot!
Das Stückchen Brot,
Daß der Körper noch länger
Dem Tode trotze!
Wir alle lügen,
Doch keiner lügt mehr,
Als der das sich selbst
Zu verhehlen noch sucht
In frecher Zufriedenheit!

— — — — — — —

Doch wer es erkannte —
In einer Stunde
Reißt oft der Vorhang
Dem Blicke entzwei —
Und dann sich sagte:
Es ist umsonst!
Wer dann so groß war,
Daß eigenes Elend
Er mannhaft vergaß,
Und ein letztes Erbarmen
Hinüber gerettet,
Und furchtlos hinging,
Die eigenen Kräfte
Der Menschheit zu weihen
In selbst auferlegter
Erhabener Pflicht,
Und der doch wußte,
Daß die Andern Alle
Ihn steinigen würden,
Bis er erlahmte —
An den — glaube ich!

— — — — — — —

Ihm ist ja ein Trost,
Ein letzter geblieben:
Einst kommt ein Tag,
Der das Ende bringt . . .
Das Ende — den Tod!
Den Tod — der das Glück!
Denn was ist süßer,
Als wenn der Gedanken
Wildwogendes Meer
Zur Ruhe sich sänftigt,
Und der matte Leib
Zum ewigen Schlafe
Befreit sich legt?
Nichts, Nichts ist süßer!
Zum ewigen Schlafe!
Zum traumlosen Schlafe . . . .
Wer ist wohl auf Erden,
Der müde gehetzt,
Nach ihm sich nicht sehnte
In glühendstem Wunsch?

— — — — — — —

Das selige Ende! . . .
Denn wäre der Tod
Noch nicht das Ende — —
Was dann? — was dann?

— — — — — — —

Freiheit.

1.

Sagt nicht, daß frei wir sind! — Noch wird das Wort,
Das wie ein Hauch die dumpfen Zelte lüftet,
In die sie sich verkriechen fort und fort,
Noch wird es unterdrückt! — und wie zerklüftet

Auch unser Fühlen, unser Denken sei:
Die bange Seele muß den Athem halten
Und darf hinaus nicht rufen stark und frei,
Was sie bedrängt! — Wie vor dem Schnee, dem kalten,

Der Frühling schaudert, schweigt ihr Wünschen sie
Und sucht es ängstlich, ängstlich zu verbergen . . .
Das ist nicht Freiheit! Täuscht Euch nicht! Noch nie
Sahn wir befreit uns von der Knechtschaft Schergen.

2.

Sagt nicht, daß wir frei sind! Als Frevel noch
Gilt jedes Wort den blinden, feigen Schaaren,
Das kühn zu sprengen sucht das Eisenjoch,
Das auf uns liegt seit so viel trüben Jahren.

Sie spritzen ihre Schmach auf uns, um dann
Mit frechem Finger auf uns hinzuzeigen:
„Seht ihr den Makel dort an jenem Mann?
Er geht in der Verworfenen blutigem Reigen!“

So nennt Ihr Haß, was einzig Liebe ist!
So scheltet Aufruhr Ihr, was nur Empörung!
Und streut ins Ohr der Lebenden mit List,
Wie immer, leere Worte der Bethörung!

3.

Jedoch Ihr fürchtet uns! Euch treibt das Grauen
Zu immer tolleren Wahnwitzsprüngen an!
Ihr könnt dem Freien nicht ins Antlitz schauen,
So werft Ihr ihn in dumpfer Kerker Bann.

Doch wähnet nie, die Freiheit aufzuhalten!
Armselige Thoren, lernet: daß der Fluch
Der Unterdrückten kreist ob Eurem Schalten.
Lernt es aus der Geschichte blutigem Buch!

Lernt es und zittert! — Ehe noch gesunken
Dieses Jahrhundert wieder in die Nacht,
Hat unsere Erde Euer Blut getrunken,
Ist sie vom Schlummer dräuend aufgewacht.

Eile, eile! neues Jahrhundert!

(1888)

Eile, eile, neues Jahrhundert! — Steige segenbringend herauf,
Eine Menschheit harrt dir entgegen, darum beflügele deinen Lauf!
Rette uns aus den ehernen Banden, die um uns alle der Zeitgeist schlingt,
Müde sind wir und jauchzen entgegen dir, das uns Licht und Befreiung bringt!

Licht statt knechtender Vorurtheile; Licht, das stürzet von seinem Thron
Einem Glauben, dem wir gehuldigt; das eine neue Religion
Ueber die Zeiten führet und Lande, welche heute ein Wahnbild zwingt,
Daß statt finst'rer Gesetze die Liebe ihr allmächtiges Scepter schwingt! — —

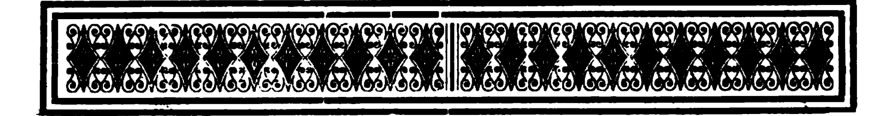
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Nimm zum Genossen den brausenden Wind,
Rüttle uns auf aus dem bleiernen Schlafe, in dem befangen noch immer wir sind,
Scheuche die Wolke, die über dem Haupte uns Vernichtung drohet und Tod,
Senke in unsre erschlafften Gemüther einen Funken, der himmelwärts loht! —
Siehe, schon suchet im Grabe das alte für enttäuschte Hoffnungen Ruh,
Eile, eile, neues Jahrhundert! — eine Menschheit jauchzet dir zu! — — —





Robert Seidel.

Robert Seidel, geb. am 23. November 1850 zu Kirchberg in Sachsen, besuchte die Volksschule seiner Vaterstadt mit großer Auszeichnung, mußte aber infolge Armuth seiner Eltern die Tuchmacherei erlernen und schon mit 15 Jahren seinen Unterhalt selbst bestreiten, sowie die Familie unterstützen. 1867 trat er in Crimmitschau (Sachsen) in die Arbeiterbewegung ein und stand bald an der Spitze des Arbeiterbildungsvereins, des Volksvereins, des Konsumvereins usw. Er war Mitbegründer des ersten sozialdemokratischen Tageblattes, des Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreundes. 1870 siedelte er nach der Schweiz über, wo er sich seither ununterbrochen durch Wort und Schrift an der Arbeiterbewegung hervorragend betheiligt hat. 1873 ging Seidel zur kaufmännischen Laufbahn über, leitete von 1877—79 die Geschäfte des alten Schweizerischen Arbeiterbundes, besuchte von 1879—80 als Auditor das Züricher Lehrerseminar und erwarb sich das Volksschullehrerpatent, wirkte ein Jahr als Volksschullehrer, besuchte von 1881—83 die Universität Zürich und war bis 1890 als Sekundarlehrer in den Kantonen Zürich und Glarus thätig. Von 1890—98 redigierte er das Hauptorgan des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes und der Sozialdemokratischen Partei, die „Arbeiterstimme" in Zürich, hierauf ein Jahr das „Volksrecht", sozialdemokrat. Tageblatt von Zürich. Jetzt wirkt er wieder als Sekundarlehrer in Zürich. Er ist Mitglied des Züricher Landtages und der Züricher Stadtverordnetenversammlung. Verfasser zahlreicher politischer und pädagogischer Schriften. Seine Gedichtsammlung „Aus Kampfgewühl und Einsamkeit" ist eine Fundgrube warmempfundener und formvollendeter Perlen der Arbeiterdichtung.



Ein Gesicht.

Veranlaßt durch das Chicagoer Bluturtheil 1887.*)

Ich stand am Meere heut' in dunkler Nacht
Und sah gen West hinaus in ferne Weiten;
Kein Sternlein hat ob meinem Haupt gelacht —
Nur schwer und bang hört ich den Zeitgeist schreiten;
Doch selbst das Sturmgebrüll ward übertönt
Von einem Aufschrei aus gequältem Herzen
Zertretner Menschlichkeit, die ächzt und stöhnt
Und windet sich in unheilschwangern Schmerzen.

Mein Haar hat sich bei diesem Schrei gesträubt,
Mein Herz wildpochend stellte ein sein Schlagen,
Mein ganzes Wesen war wie blitzbetäubt
Und willenlos nur meines Fußes Tragen;
Allein der Schrei war meiner Brüder Laut,
War Todesrufen in den höchsten Nöthen.
Das hat die Herzensstarre mir gethaut
Und hat geheilt der Sinne jäh Ertödten.

So hört' ich denn mit vorgebeugtem Rumpf,
Ich hörte es trotz Sturm und Wellensausen
Vernehmlich ganz, wenn auch nur hohl und dumpf:
Ans Kreuz, ans Kreuz! aus Pöbelhaufen brausen.
Ein Pöbelhaufe war's, feil, reich, gelehrt,
Ganz ähnlich dem, der an das Kreuz geschlagen
Mariens Sohn, den dann die Welt geehrt,
Weil er ein großes Herz für sie getragen.

Ans Kreuz, ans Kreuz! so schrie die Priesterschaar
Des Mammons laut, so riefen Molochs Knechte
Und Schergen der Gewalt mit strupp'gem Haar
Und glatte Herrn, Doktoren beider Rechte;
Selbst üpp'ge Dirnen schrieen frech darein:
Wir wollen ein ergötzlich Schauspiel haben,
Schleppt nur die sieben auf den Rabenstein
Laßt ihre Qualen unsre Sinne laben.

---

*) Am 4. Mai 1886 demonstrirten die Arbeiter Chicagos auf einem öffentlichen Platze für den Achtstundentag, wobei durch ein von der Polizei gedungenes Individuum eine Bombe unter die Demonstranten geworfen wurde und somit die Polizei erwünschte Gelegenheit zu einem Blutbad erhielt. Sieben der hervorragendsten Führer der dortigen Arbeiter wurden, obwohl völlig unschuldig, wegen Aufreizung usw. zum Tode verurtheilt und im November 1887 an fünf das Urteil vollzogen, während die andern zu vieljährigem Kerker „begnadigt" wurden.

Doch sah ich auch und sah es hell und klar —
Mein Aug' durchdrang der Nacht geheimste Falten —
Wie eine edle, muth'ge Männerschaar
Begann der Menschheit Fahne hoch zu halten.
Ein Häuflein war es anfangs, schwach und klein,
Bald aber schwoll es an zum starken Heere
Der Streiter, die in unzählbaren Reihn
Sich formten auf dem Feld der wahren Ehre.

Dem Feld der Ehre, wo der Freie wehrt
Der Sklaverei mit ihren tausend Krallen;
Dem Feld der Ehre, wo der Gute mehrt
Das Reich des Rechtes und der Freiheit Allen;
Dem Feld der Ehre, wo der Wahre kämpft
Für Licht und Luft mit Finsterniß und Schatten;
Dem Feld der Ehre, wo der Edle dämpft
Die blut'ge Gier der Reichen, Mächt'gen, Satten.

Auf diesem herrlich hohen, weiten Plan
Sah ich der Arbeitsmänner helle Haufen,
Von allen Seiten zogen sie heran —
Kein gleißend Gold konnt' sie dem Pöbel kaufen.
In allen Zungen scholl der Donnerruf:
Vergießt kein Blut! Gold hat das Recht geschändet!
Es darf nicht sein! Erhabenster Beruf
Des Menschenthums, nur dir sind wir verpfändet!

Ich sah und hörte, jeder Nerv gespannt,
Erhabnes Schauspiel dich in deiner Schöne,
Und in den Reih'n erblickt ich unerkannt
John Brown, den treuesten der Menschensöhne;
Auch Jefferson und Lincoln waren da,
Und Washington gab ruhig die Befehle:
Sieg oder Tod! dem Menschenrecht gilt's ja,
Dem ewig-alten; Keiner sich's verhehle!

Und schweigend vorwärts drang das heil'ge Heer;
Gemessen, ernst sah ich die Reihen schreiten,
Und über ihren Häuptern hoch und hehr
Die guten Geister froh den Weg bereiten.
Wie vor der Sonne flieht die tück'sche Nacht
Und ängstlich sich verkriecht in dunkle Klüfte,
So flohen wild, noch eh' es kam zur Schlacht,
Des Unrechts Rotten in des Mammons Grüfte.

Als nun erschien der Herr auf Golgatha,
Wo sieben Kreuze in die Lüfte ragten,
Und sieben Opfer, schon dem Tode nah
Durch Henkersqual, an Menschlichkeit verzagten,
Da quoll ein Jubelschrei aus jeder Brust —
Der Schande Pfähle fielen, Ketten sprangen —
Der Arbeit Söhne küßten sich voll Lust —
Der neuen Welt ein neues Reich war aufgegangen.

Vom freien Boden war getilgt die Schmach
Des Rechts- und Brudermordes sonder Gleichen,
Und aus dem thränenfeuchten Boden brach
Der Freiheit Saat, ein hoffnungsreiches Zeichen.
Die Mammonsburg, sie lag in Schutt und Staub,
Verachtet waren Molochs rohe Knechte,
Der Richter Ohr war Goldes Lockruf taub,
Und hochgeehrt die Kämpfer für das Rechte.

* * *

Dies mein Gesicht bei Nacht am Meeresstrand.
O daß es drüben Euch so offenbarte!
O daß der Arbeit Sohn im fernen Land
Sich frisch und froh den Sinn fürs Recht bewahrte!
O daß, was zuckt und weht durch jedes Herz
Vom edlen Drang nach allem Guten, Hehren,
Jetzt mög' erglühen in gerechtem Schmerz,
Um flammend schwarzes Unrecht zu verzehren!

Musterbürgers Lebensregeln.

Mein Sohn, zu deinem Vorwärtskommen
Geselle frühe dich den Frommen,
Denn ihnen hat's der Herr gegeben
Für ihr erbaulich, kluges Leben.

Begehrst im Amt du vorzurücken,
So lasse nur wie Teig dich drücken;
Die Obern lerne tüchtig loben,
Und trage nicht den Kopf nach oben.

Um Sinekuren zu erhalten,
Prophete sei des schlechten Alten,
Und streite nie fürs bessre Neue —
Unrecht ist alt — und lang die Reue.

Erlangen kannst du fette Posten
Um einen Hut — das trägt die Kosten
Entblöße dich vor jedem Laffen
Und grüße buckelnd selbst die Affen.

Soll jeder dein Benehmen loben,
So schnauz nach Unten, schmacht nach Oben:
Von Hungrigen sprich nie bei Satten, —
Das klinget schlecht bei vollen Platten.

Willst du als Mann von Bildung gelten,
So darfst du nie die Lumpen schelten,
Und ist ein Edler am Verderben,
So bete, bete für sein Sterben.

Gewinne kannst du leicht erhaschen
Beim Tauschen, Handeln, Wuchern, Paschen;
Du darfst in große Haufen greifen
Und selbst dabei das Zuchthaus streifen.

Willst großen Reichthum du erraffen,
So darfst du ja nicht selber schaffen —
Nein, Andre nimm in deine Frohne
Für lange Zeit bei kurzem Lohne.

Soll dir des Ruhmes Lorbeer blühen,
So lerne für die Plattheit glühen,
Und meide, Treffliches zu leisten,
Denn das ist frech und ziemt nur Dreisten.

Willst du ein guter Bürger heißen,
Und soll dich jede Zeitung preisen,
So spreche nie von Volkes Rechten
Und schweige tapfer zu dem Schlechten.

Soll jeder dich als Staatsmann loben,
So schwimme mit dem Haufen oben,
Verschmähe eigene Gedanken,
Und übe fleißig dich im Schwanken.

Befolgst du diese klugen Lehren,
So wird die Dummheit dich verehren,
Sie wird dich tragen auf den Händen,
Und dir dereinst ein Denkmal spenden.

Auch ich bin gläubig.

Auch ich bin gläubig, doch mein Glaube
Hat keinen Raum im Wunderschrein,
Er klebt an keiner Satzung Staube
Und keine Kirche schließt ihn ein;
Er wühlt nicht in dem Schutt der Zeiten
Und gräbt nicht in der Worte Sand,
Er kann durchs rothe Meer nicht schreiten
Und wandert in kein Fabelland.

Mein Glaube ist nicht eine Krücke,
Woran die Lahmheit sich bewegt;
Mein Glaube ist auch keine Brücke,
Worüber Einfalt Lasten trägt;
Mein Glaube ist kein Wegezeichen
Vom Erdenthal ins Himmelszelt,
Mein Glaube will kein Schlafgift reichen
Für Leiden einer Knechtewelt.

Mein Glaube schürt der Liebe Gluthen
Noch in der Ichsucht kaltem Haus,
Und sucht den Edelstein des Guten
Selbst aus den Menschentrümmern aus.
Mein Glaube ist ein kühner Ritter,
Der furchtlos mit dem Bösen ficht
Und mit der Wahrheit Sturmgewitter
Die stolzen Lügenburgen bricht.

Mein Glaube ist des Fortschritts Bote;
Er fliegt voran im guten Streit
Und pflanzt das Banner auf, das rothe,
Des Menschenthums der neuen Zeit;
Mein Glaube ist der Freiheit Leuchte,
Die grell der Knechtschaft Nacht erhellt
Und in die Kerker öd und feuchte,
Den Labetrunk der Hoffnung stellt.

Mein Glaube ruht auf Felsengrunde
Vielhundertjähr'ger Wissenschaft,
Und steht in treuem Bruderbunde
Mit Menschengeist und Weltenkraft.
Mein Glaube wnrzelt in der Erde
Und rankt sich um der Menschheit Baum
Und ist das fleischgewordene Werde
Der Gottheit vom Erkenntnißbaum.



Nicht Wünschen kann die Welt erlösen.

In diesen starren Wintertagen
Kommt warmes Wünschen recht in Fluß,
Es schmilzt manch eisiges Verzagen
Durch alter Liebe jungen Gruß;
Doch wem der Jammer nagt am Herzen
Um ein verlorenes Lebensglück,
Fließt reicher noch der Quell der Schmerzen,
Denkt heute er daran zurück.

Wem von des Sensenmannes Hieben
Ein liebes Wesen sank in Staub,
Wem keine Hoffnung mehr geblieben
Auf neuen Frühling, junges Laub:
Dem wünsche ich ein stolz' Entsagen
Und ein Vergessen endlos, tief,
Ein kraftvoll Dulden und Ertragen —
Des Seelenadels echten Brief.

Wem eines Jahres dunkles Walten
Nicht eine Aehre voll gereift,
Wem durch der Wolken dichte Falten
Kein Hoffnungsstrahl das Herz gestreift:
Dem wünsche ich noch Muth zum Hoffen,
Noch Kraft zu künft'ger Ernten Saat,
Noch liebreich Herz, noch Hände offen
Für Andrer Leid, zu guter That.

Wer sieglos für das Recht gestritten
Und für des Volkes Gut und Heil,
Wer für die Wahrheit hat gelitten
Der Lüge Gift, des Hasses Pfeil:
Dem wünsche Stärke ich im Glauben
An der Ideen Sieg und Macht,
Die Henker nicht und Daumenschrauben,
Nicht Lug und Trug zu Fall gebracht.

Und allem Volk, das seufzt in Ketten,
Das stöhnet unter Druck und Noth:
Wünsch' starkes Wollen ich, zu retten
Sich vor der Knechtschaft Schand' und Tod.
Nicht Wünschen kann die Welt erlösen —
Nein, Wollen nur und frische That;
Denn Wurzel alles mächtig Bösen
Ist feiger Wünsche faule Saat.

Ach könnt' ich doch der Teufel sein!

Ach könnt' ich doch der Teufel sein
Nur eine einz'ge Stunde!
Ich finge reiche Beute ein
Im weiten Erdenrunde.

Ich holte alle, die statt Herz
Nur einen Beutel haben
Und sich selbst an des Nächsten Schmerz
Voll Schadenfreude laben.

Der Drohnen wohlgenährte Schaar
Ließ ich im Fette schmoren,
Bis daß sie hätte, lind und gar,
Den Fäulnißduft verloren.

Das Wuchrer- und das Schinderpack,
Für das sich Fleiß'ge plagen,
Müßt' mir mit Handschuh und mit Frack
Das Pech zum Heizen tragen.

Die Gäuche, die um schnöden Sold
Das gute Recht verrathen,
Die würd' ich sorgsam, gelb wie Gold,
Im Höllenrachen braten.

Die Heuchler- und Verläumderbrut
Mit ihrem Gleißen, Zischen,
Müßt' unter meiner Knechte Hut
Den Schwefel tüchtig mischen.

Und jene Zungendrescher glatt,
Die stets von Freiheit schwatzen,
Wo Hunger setzt die Besten matt,
Macht' ich zu meinen Fratzen.

Das gäb' ein großes Gaudium
Im Himmel und auf Erden;
Doch, da viel arme Teufel dumm,
Wird wahr mein Wunsch nicht werden.

Der liebe Gott mit langem Sinn
Läßt alles hübsch beim Alten;
So kommt das Schlechte obenhin,
Das Gute muß erkalten.

Ach könnt' ich doch der Teufel sein
Nur eine einz'ge Stunde!
Ich finge reiche Beute ein
Im weiten Erdenrunde.

Acht Stunden — eine Ewigkeit.

Acht Stunden — eine Ewigkeit,
Wenn schrill im Saal die Spindel surrt,
Und Lenzes junge Herrlichkeit
Um alle Bäume kosend gurrt —
Acht Stunden in dem heißen Saal,
Wenn draußen frisch die Lüfte wehn —
Das ist der Hölle Schreck und Qual,
Wie Dante selbst sie nicht gesehn.

Acht Stunden — eine Ewigkeit
Im dunkeln Schacht bei dumpfer Luft,
Wenn in der sonn'gen Heiterkeit
Die Biene trinkt der Blüthen Duft —
Acht Stunden in der Erde Schooß,
Wo rings die schwarzen Särge stehn —
Das nenn ich der Verdammten Loos,
Wie Dante selbst es nicht gesehn.

Acht Stunden — eine Ewigkeit,
Wo Gluth und Qualm das Eisen kocht,
Und Dampf in blankem Stahlgeschmeid
Mit Riesenhämmern Panzer pocht —
Acht Stunden, wo bei jedem Tritt
Ein Arm sich hebt zum Todesstoß —
Da strauchelte selbst Dantes Schritt,
Der sicher ging zum Höllenschooß.

Acht Stunden — eine Ewigkeit,
Wenn Zwang die Peitsche sausend schwingt
Und Elends scharfe Bitterkeit
Wie spitzer Stahl das Herz durchdringt —
Acht Stunden in der Nothdurft Pflicht
Gefesselt liegen Jahr um Jahr —
Das ist der höchste Gipfel nicht
Zu dem sich schwingt der Zukunft Aar.

Nein, eine Sprosse ist es nur
Der Leiter einer Käfigwelt,
In der an starker, seidner Schnur,
Das Geld den Geist in Knechtschaft hält;
Wenn Muße erst das Volk gewann,
So schlägt den Käfig es zu Stück
Und schafft, ein freier Riese dann,
Sich mehr als solch „Achtstundenglück".



Wir glauben an der Freiheit Sieg.

Die Welt ist neu zum Licht erstanden
Aus tiefer, langer Winternacht,
Befreit ist aus des Eises Banden
Der Ströme stille Schöpfermacht;
Der Mai küßt alle Blumen munter
Und thauet alle Herzen auf,
Er schmücket alle Blumen bunter
Und streuet Gold in Fülle drauf.

Die Knechtschaft auch hat ihre Grenze
Im ehrnen Gange der Natur.
Und auferweckt vom jungen Lenze
Zieht Freiheit ihre Strahlenspur;
Sie leuchtet in das tiefste Dunkel
Der kleinsten Hütte hell hinein,
Und ruft, umwallt von Lichtgefunkel:
Das arme Volk soll fröhlich sein!

Am ersten Tag des jungen Maien
In Trümmer sinkt die alte Welt,
Die alte Welt, ein Feind der Freien,
Die alte Welt voll Sündengeld;
Ein Jubel geht durch alle Lande
Und schwingt sich über jedes Meer,
Und schlinget heil'ge Bruderbande
Um der Enterbten zahllos Heer.

Es schaaret sich in dichten Massen
Und ordnet freudig sich in Reih'n,
Und schreitet aus den dunklen Gassen
Ins helle Sonnenlicht hinein;
Ein Wort erschallt, dem Alle lauschen:
„Acht Stunden Arbeitsfrohne nur!"
Musik ertönt, die Banner rauschen,
Und dann erbraust der neue Schwur!

„Wir legen nun die Waffen nieder
Und heben hoch der Arbeit Stahl,
Wir regen gern die frischen Glieder,
Doch fluchen wir der Arbeit Qual;
Wir kämpfen für das Recht der Freien
Und für den Frieden, gegen Krieg,
Wir hoffen auf den Völkermaien,
Und glauben an der Freiheit Sieg."



Humane Zeit.

Humane Zeit, humane Sitten —
Gesetze schützen selbst das Vieh;
Ein jeder Hund ist wohlgelitten,
Ein ganzer Mensch dagegen nie.

Humaner Staat, humane Bürger —
Erlaubt sind höchstens sechs Prozent;
Doch edler Herr ist jeder Würger,
Der an der Börse raubt und brennt.

Humaner Sinn, humanes Streben —
Die Wissenschaft häuft Sieg auf Sieg;
Sie hält die Kranken lang am Leben
Und schlägt Gesunde todt im Krieg.

Humane Herrn, humane Damen —
Sie tanzen für der Armen Noth
Und ernten von der Arbeit Samen
Der Millionäre saures Brot.

Humanes Denken, Reden, Schreiben —
Du eitler Firniß einer Welt,
Wo höchste Kunst ist, Kurse treiben
Und höchste Tugend: Geld, viel Geld.



Kein Heiland ist noch je erschienen.

Kein Heiland' ist noch je erschienen
Aus fernen Himmels weitem Schooß,
Kein Heiland hat den Arbeitsbienen
Gelindert ihrer Knechtschaft Loos;
Kein Heiland wird herniedersteigen
Vom thränenlosen Sternensaal,
Um schmerzenskundig sich zu neigen
Erlösend aller Armen Qual.

Nur aus der Schmerzen heißen Gluthen
Auflohend aus des Volkes Schacht,
Entsteigen kann der Held des Guten,
Der Führer durch der Leiden Nacht;
Erlösung sproßt aus dunklen Tiefen,
Aus der Gedrückten Thränenborn,
Gleich Halmen, deren Keime schliefen
In feuchter Gruft als sterbend Korn.

Der Armen Heiland ist der Arme,
Der helfend theilt sein Stückchen Brot,
Und Ueberwinder jedem Harme
Die eine liebumfloss'ne Noth.
O hofft nicht mehr auf Heilands Kommen
Aus lichter Höh' von Gott gesandt! —
Das Volk allein allein muß ihm zu frommen
Sich Heiland sein in jedem Land.

Und wenn einst jedes Volk geworden
Erlöser sich aus Drang und Noth,
Erblüht ein einz'ger Bruderorden
Der Menschen all' im Morgeuroth,
Und Friedensengel werden winden
Den Oelzweig um des Kriegers Pfeil,
Und Jubellieder schallend künden:
Erschienen endlich ist das Heil.



Nachtwächter — aber Ordnung nicht.

Zensoren, Polizei, Soldaten —
Die plumpeste Dreifaltigkeit
Ist heute Fetisch aller Staaten,
Worin nach Brot die Arbeit schreit.

Zensoren für des Geistes Schwingen,
Zensoren für das freie Wort,
Zensoren für der Künstler Ringen,
Zensoren selbst an Grabes Bord.

Nachtwächter bei des Tages Helle,
Nachtwächter bei dem Bogenlicht,
Nachtwächter auf der Tempelschwelle
Des Mammons — aber Ordnung nicht.

Soldaten gegen Volkes Leiden,
Soldaten gegen Streiker roth,
Soldaten — Lehrer selbst der Heiden,
Soldaten gegen Hungersnoth.

Soldaten, Polizei, Zensoren —
O blödeste Einfaltigkeit!
Der Klugheit wachsen lange Ohren,
Seitdem nach Brot die Arbeit schreit.

Unsterblichkeit.

Wer für die Freiheit ist gestorben
Im Thatensturm, im Schlachtengraus,
Der hat Unsterblichkeit erworben,
Sein Geist durchschwebt der Schöpfung Haus;
In Millionen Menschenherzen,
Wo lebt und webt der freie Geist,
Ist seine Statt, so lang in Schmerzen
Und Lust noch noch diese Erde kreist.

Wer für die Wahrheit ist erlegen
Der Lüge giftigem Geschoß,
Der Niedertracht verschlungnen Wegen,
Der Feigheit mitleidlosem Troß:
Der lebt, ist auch sein Leib gekehret,
Zur Mutter Erde kühlem Schooß,
Noch fort, in jenen, die gemehret
Des Lichtes Reich mit hartem Loos.

Wer ruhmlos für das Recht gefallen,
Im Kampf mit Unrecht und Gewalt,
Geht ein in jene Ruhmeshallen,
Wo echter Helden Lob erschallt.
Und Alle, die geregt die Schwingen
Für höchster Güter froh Gedeihn,
Sie ziehen unter Sphärenklingen
Zum Tempel Unvergessner ein.



Weil Ihr die Armen seid.

Ich ward von Euch geschlagen,
Stand ich für Euch im Streit;
Uud doch will ich nicht klagen
Und will es von Euch tragen,
Weil Ihr die Armen seid —
Weil Ihr die Armen seid.

Ich ward von Euch voll Wunden,
Rang ich mit Eurer Noth;
Und doch bleib' ich verbunden
Euch treu zu allen Stunden,
Weil Euch gebricht das Brot —
Weil Euch gebricht das Brot.

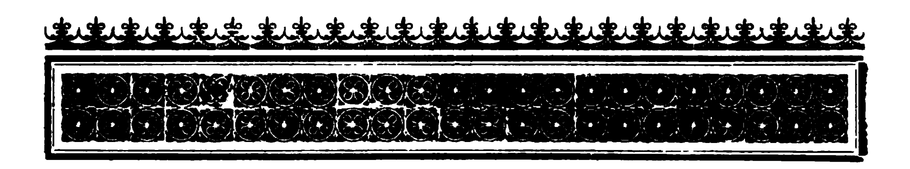
Ich ward vou Euch verlassen,
Kämpft' ich für Euer Recht;
Und doch will ich nicht hassen
Und will von Euch nicht lassen,
Weil Euch die Noth gibt Recht —
Weil Euch die Noth gibt Recht.



Adolf Lepp.

Adolf Lepp in Zwickau schildert seinen Lebensweg in nachstehender knapper Form:

„Ich bin am 21. Juli 1847 in Halberstadt, und zwar im „Sack", einer ausschließlich von Proletariern bewohnten Straße geboren. Bei der katholischen Taufe, bei welcher zwei heidnische Fräulein, Erata und Thalia, incognito Gevatter standen, erhielt ich die Vornamen: Adolph, Ernst, Ferdinand. Auch stand die Armuth bei mir Gevatter und ist dieselbe die treueste Begleiterin meines ganzen verfehlten Lebens geblieben. Meine Geburt fiel in das berüchtigte Hungerjahr und habe ich nie im Leben vergessen gelernt, was Noth und Sorgen bedeuten; es ist daher nur zu natürlich, daß die Drangsale der Armuth rhytischen Widerhall in meinem Herzen fanden und sich gewaltsam emporrangen in lyrischen Seufzern. Mein braver Vater war seines Zeichens Cigarrenarbeiter; dasselbe war auch ich und zwar mit blutendem Herzen. Im neunten Lebensjahre verlor ich den unersetzlichen Vater, und zwar an der Nervenkrankheit, an der die ganze Familie, selbst die mit dem fünften Kinde schwangere Mutter, darniederlag. Im 19. Lebensjahr ging ich auf die Wanderschaft. Im Jahre 1874 vermählte ich mich zum ersten Mal, sollte aber mein braves Weib bereits 1882 wieder verlieren, nachdem sie mir sechs Kinder geboren und Noth und Sorge ehrlich mit mir getheilt hatte. Um die Reste meiner zersprengten Familie wieder vereinigen zu können, vermählte ich mich im Jahre 1890 zum zweiten Male. Indeß trieb mich mein Geschäft in ganz Deutschland herum; ich hatte nämlich den Handel angefangen, nachdem mich die Fabrikanten von der Arbeit ausgeschlossen. Polizeiliche Verfolgungen, Prozesse und Strafhaft sind mir auch nicht erspart geblieben. Meine Muse äußerte sich anfänglich bei Familienfesten des Proletariats, in Hunderten von Stuben hängen meine Gelegenheitsgedichte. Auch verfaßte ich Prologe, Dialoge, Duetts und Couplets für Vereine und Sängerverbände. 1889 gab ich meine erste größere Liedersammlung, die „Wilden Blumen", heraus. Kurz darauf nahm mich J. H. W. Dietz in seine „Arbeiterdichtung" auf. Mein Beitrag zu den „Stimmen der Freiheit" wird nach menschlichem Ermessen meine letzte Leistung sein. Lebe wohl, lieber Leser, ich empfehle mich! —



Stimmen der Freiheit.

(Zwickau, 8. Okt. 1889.)

Ein Bergmann schlug sein Brod gar fein
Wohl in den „Wahren Jakob“ ein;
Dies sah ein Lump und bracht' es an,
Entlassen war der arme Mann —
„Stimmen der Freiheit“, Euch hör' ich gern!
Doch ist die Erlösung noch gar zu fern. —
Stimmen der Freiheit, erhebet euch laut,
Daß man die Vorhut nicht niederhaut! —

Ein Former las den „Vorwärts“ vor
Zur Vesper dem Gesellenchor;
Der Herr erfuhr's und sperrt ihn aus,
Er läuft umsonst von Haus zu Haus.
„Stimmen der Freiheit“, Ihr tönet hell,
Unstät und hilflos irrt der Gesell —
Stimmen der Freiheit, schützet die Wacht,
Daß man nicht schamlos sie niedermacht!

Der freie Sänger schuf sein Lied
Heraus aus innerstem Gemüth,
Und es entflammt die Herzen all',
Der Sänger büßt hinter'm Gefängnißwall. —
„Stimmen der Freiheit“, erhebt Euch zur Wehr,
Drücken die Ketten den Sänger zu sehr!
Stimmen der Freiheit, gebt es nicht zu,
Daß Euerm Schöpfer man Leides thu'! —

Ein muthiger Genosse trug
Wahlzettel aus mit gutem Fug;
Man nahm sie weg und nahm ihn mit,
D'rauf ward er seines Brodes quitt! —
„Stimmen der Freiheit“, Euch ruf' ich an:
Züchtigt den Hochmuth! schützet den Mann! —
Stimmen der Freiheit, Ihr seid ja stark,
Donnert der Knechtschaft den Schreck in das Mark! —

Es bat die Deputation
Für ihr Gewerk um bessern Lohn;
Die „schwarze Liste“ schlich herum,
Die Deputirten wurden stumm! —
„Stimmen der Freiheit“, schmettert darein,
Dringet den Drängern durch Mark und Gebein!
Stimmen der Freiheit, laßt in Verruf
Den nicht erklärt sein, der Werthe schuf! —

Ein Knabe, der im Arbeitssaal
„Die Blumenlese“ warm empfahl,
Flog an die Luft mit Vehemenz,
Das war die Antwort der „Intelligenz“!“ —
„Stimmen der Freiheit“, sendet den Strahl
Nieder in Mammons trostloses Thal!
Stimmen der Freiheit, stärkt die Idee,
So nur durchdringt sie unsre Armee! —

O überlaßt den armen Wicht
Den Ottern und den Nattern nicht!
Und ist die Rache noch so klein,
Das Opfer will verteidigt sein. —
„Stimmen der Freiheit“, schmettert ein Halt
In die Gefolgschaft schnöder Gewalt!
Stimmen der Freiheit, läutet zum Sturm,
Berstet der Zwingburg Bollwerk und Thurm! —

Ada Negri.

(Zwickau, 11. Okt. 1890.)

Du bist mir fern, Italiens Tochter, fern —
Wie konntest Du in meiner Seele lesen?
Wie konnt' ich Dich erkennen, als mein Wesen?
Bist Du vielleicht — der Zukunft Morgenstern?!

Ich weiß es kaum, wie mir zu Muthe ist —
Ich möchte mich der weichen Regung schämen;
Doch will Dein Lied mir jede Fassung nehmen.
Ich hab' geweint, und dann — Dein Lied geküßt.



Auf den Tod Jakob Audorfs.

(Zwickau, 28. Juli 1899.)

Das „Vaterland“ verstieß den braven Sohn,
Der eine Zierde war des Vaterlandes!
Nach seiner Lassallaise Donnerton
Marschirt das Heer des unterdrückten Standes.

Im kalten Rußland irrt' der Emigrant
Mit seinem Feuerherzen lange Jahre;
Das „Vaterland, das seinen Sohn verbannt,
Gewährt ihm nun die heimathliche Bahre.

Nun ruhe aus von Deiner Lebensflucht,
Du unentwegter Kämpfer der Erkenntniß.
Du landetest in stiller Friedensbucht —
Uns führt Dein Lied zum herrlichen Verständniß.

Es wird Dein Geist in unsrer Mitte sein,
Wenn wir das „Lied der Petroleure“ singen,
Es wird den Feinden in den Ohren Dein
„Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet“, klingen.

Ein Denkmal brauchst Du nicht. Das setzest Du
Dir selbst im Herzen aller Gleichgesinnten,
Du führest uns dem lichten Morgen zu
Und Deine Lieder werden weiter zünden.



Zweites Aufgebot.

(Zwickau, 24. Aug. 1899.)

Was träumt Ihr schon, der Frühling athme freier,
Derweil Ihr noch mit einem Auge schlaft?
Der Menschheit eine Hälfte steht im Feuer,
Indeß die andere trauert noch versklavt!
Noch herrscht der Mann, noch ist die Frau nicht frei,
Noch bilden die Geschlechter die Partei —
Solang die Frauen noch im Felde fehlen,
Wird wahre Freiheit nie die Welt beseelen!

Die Freiheit selbst ist ja ein Weib! gebären
Soll sie den Frieden, der das Glück verbürgt.
Was wir erstreben, wollen wir gewähren,
Damit kein Falke mehr die Taube würgt.
Gerechtigkeit! ertönt des Schwachen Schrei
Und eine halbe Wendung macht nicht frei —
Solang die Frauen noch im Felde fehlen,
Wird wahre Freiheit nie die Welt beseelen!

Erst sei das Weib erlöst, daß unsre Söhne
Geläutert werden von der Mutter Hand!
Erst fall' die Fessel, die das Hehre, Schöne
Zum Schaden der Entfaltung stets umwand!
Frei sei die Frau, die Lebensspenderin!
Dann zieht die Freiheit durch die Länder hin.
Solang die Frauen noch im Felde fehlen,
Wird wahre Freiheit nie die Welt beseelen.

Horch! die Leibeig'ne reckt bereits die Glieder
Und klirrt mit ihren Ketten zornerfüllt —
Zu Hilfe kommt den Schwestern, muth'ge Brüder:
Nicht halbe Arbeit, nur die ganze gilt!
Wenn erst das Weib zu seiner Geltung kam,
Peitscht es die Zaudernden empor zur Scham —
Wenn nicht die Frauen mehr im Felde fehlen,
Wird wahre Freiheit bald die Welt beseelen!



Sturm.

(Zwickau, 21. Sept 1899.)

Vorwärts Volk, mit voller Kraft!
Vorwärts mit gefällter Lanze!
Eine Bresche zeigt die Schanze
Und des Feindes Muth erschlafft.
Aus den Gräben, Pioniere!
Eu'r Geschäft ist abgethan!
Die Piqueure rasch voran!
Vorwärts! vorwärts, Musquetiere! —

Blößen gab sich längst der Feind,
Daß er stände, kein Gedanke!
Faßt ihn kräftig in der Flanke!
Vorwärts, aller Kraft vereint! —
Spiel', Musik, die Marseillaise!
Tambour, wirble auf zum Sturm!
Sprengt des Feindes Pulverthurm
Unter Audorf's Lassallaise!

Brüder, wendet Euch nicht um!
Groß und schwer sind die Verluste,
Manch ein Herz verröcheln mußte
Und so mancher Mund ward stumm —
Vorwärts, Brüder, nicht zurücke
Auf das Opfer, das da fiel,
Sondern auf das hehre Ziel
Wendet jetzt die muth'gen Blicke! —

Kinder, ha! Der Tag war heiß —
Uns're Feinde fochten zähe,
Mann an Mann, in Auges Nähe,
Was noch kommen mag, wer weiß! —
Vorwärts richtet Eu're Waffen,
Unser winkt ein Ideal:
Seht, die Freiheit steigt zu Thal
Für den Frieden Raum zu schaffen. —

Alarm.

(10. Okt. 1899.)

Der kleinste aller deutschen Chansoniere
Tritt vor Dich, Volk und spricht Dich also an:
Hast Du noch nicht genug an der Misere,
Die Dich entnervt, die schleichend Dich umspann?!
Willst Du dir noch das Zuchthaus öffnen seh'n?!
Und ist dies Joch noch länger auszusteh'n?! —
Empor, o Volk, und wahre Deine Ehre,
Bevor's um Deiner Freiheit Rest gescheh'n! —

Wär' ich ein Simson, könnt' ich Säulen stürzen!
Wär' ich ein Herwegh oder Freiligrath,
Ich wollte kühn den Kampf der Knechte kürzen
Mit Donnerton, mit rascher Männerthat! —
Ström' aus, mein Lied und ruf' die Streiter wach!
Die Flamme glüht, bist Du auch klein und schwach!
Zersprengʼ der Schlinge Knoten, den sie schürzen! —
Empor, o Volk! allüberall Verrath!

Die großen Männer.

(30. Aug. 1899.)

Lassalle, sagt man, hatte Schwächen,
Wer möchte dem wohl widersprechen!
Die hatte Meister Göthe auch!
Denn schwach zu sein, ist Menschen Brauch.

Wie dürft Ihr drumm den Einen tadeln
Und wiederum den Andern adeln!
Der Mensch bleibt Mensch, und menschlich sein,
Büßt nichts an Geistesgröße ein.

Abendseufzer.

(Waldheim, 24. Jan. 1874.)

Stille — stille! —
Ruhe Dich geliebtes Weib, nun aus
Von des Leben Ekel, Harm und Sorgen!
Zieh' mir nicht die Stirn verdrossen kraus!
Bist in meiner treuen Hut geborgen!
Stille!

Leise — leise! —
Leise, Töne, daß sie nicht erwacht! —
Störet nicht der Müdgehetzten Schlummer!
Freud' und Frieden schlürft sie in der Nacht,
Und am Tage teilt sie meinen Kummer. —
Leise! —

Lächle! — lächle! —
Es betrüge Dich ein schöner Traum!
Eine Täuschung birgt das ganze Leben!
Gieb' der Zuversicht vermehrten Raum
Und des Herzens Kränkung sei vergeben!
Lächle! —

Träume! träume! —
Traum ist Glück und Wirklichkeit ist Noth,
Deine Jugend durftest Du verscherzen?
Und du birgst — noch ist für drei nicht Brod!
Uns'rer Liebe Kleinod unter'm Herzen! —
Träume! —

Stille! stille! —
Laß es kommen, laß es leben auf!
Mögen mich die Sorgen d'rum bestürmen!
Will erringen, was ich für Euch brauch',
Diese Arme werden Euch beschirmen! —
Stille! —

Das Buchverbot.

Zwei Büchermacher — ein Poet
Und Einer, der sonst nichts versteht,
Als kraß zu schildern Mord und Brand —
Die reichten einstmals sich die Hand.

„Nun?" frug der Dichter ganz betrübt,
„Hast Du Dich in Geduld geübt?
Wie geht's mit Deinem Schundroman,
Der zieht wohl schwer die Käufer an?"

„Oho!“ lacht da der Andere auf!
„Mein Schundroman ist längst im Lauf!
Ab geht er wie das liebe Brot,
Das macht das — Polizeiverbot!“

Der Dichter schleicht sich still davon
Und spricht zu sich im dumpfen Ton:
„Es geht mit meinem Buche schief —“
Dann setzt er sich und schreibt den Brief.

„Verehrtester Herr Staatsanwalt!
Verbieten Sie mein Buch recht bald!
Es mag nicht zieh'n, das Publikum
Sucht Contreband' — ich bitt' darum!“



Anno 1848.

(Verfolgungswahn.)

Finanzminister in Audienz.
„Was bringen mir Eure Excellenz?“
„Majestät! Der neuen Prägung Proben!
Ihre Eleganz ist sehr zu loben.“ —

„So weisen Sie den Goldfuchs her?!
Klebt er denn an den Fingern so sehr?
Sie möchten wohl gleich das Spielding behalten?
Sieh' da! nun können Wir wieder schalten.“ —

„Die Prägung entspricht der Neuzeit Bedarf:
Die Inschrift ist zierlich und lesbar scharf:
Ihr Bildniß, Sire, ist wohlgetroffen:
Hübsch länglich das Ohr, der Mund halb offen.“

(Da griff nach dem Halse sich der Monarch.“
„Verdammt! Die Täuschung ist gar zu arg —
Ich muß an Ludwig den Sechszehnten denken
Und mich in seine Geschichte versenken.

„Das ist ja mein höchsteigener Kopf,
Vom Rumpfe so schön geschnitten am Kropf!
Soll ich das nehmen als Vorbedeutung,
Daß Mein Prozeß schon in Vorbereitung? —

„Meine Unterthanen hassen Mich sehr —
Polizei! Pastoren! Soldaten her!
Schon rütteln die Murrenden an den Thoren —
Hilf' Himmel, Mein Kopf! Ich bin verloren —!“

Resolution.

(22. Aug. 1898.)

Für die Armen und Enterbten brech' ich
Meine Lanze unentwegt im Streit;
Für die Wahrheit denke, dichte, sprech' ich,
Ist ihr Kelch auch voller Bitterkeit. —

Auch die Sklaven haben ihre Götzen,
Die man ungestraft nicht reizen darf!
Wie der Armen Zoten mich verletzen,
Mir das Herz zerdolchen, spitz und scharf!

Für die Freiheit werd' ich ewig kämpfen,
Bis die Götzendämmerung zerrinnt. —
Soll ich meine Nächstenliebe dämpfen,
Weil die Menschen blöde Tröpfe sind?!

Mögen drum die Sklaven den Befreier
Auch verkennen in der Kerkernacht,
Ihnen schlägt mein Herz nur um so treuer,
Als der Fieberwahn sie elend macht.

Und sie werden von dem Alperwachen,
Folgen ihres Rufers kühner Bahn!
Und ich werde ihres Frevels lachen,
Hab' ich meine Schuldigkeit gethan. —

Wenn sie ihres Geistes Schwingen regen,
Ihre Fesseln sprengen voller Muth,
Werd' ich mich befriedigt schlafen legen,
Weiß ich sie in selbsterstarkter Hut.

Kraft und Schwäche.

(3. Sept. 1899.)

Ein Fürst, ein Staat, ein Institut,
Der — das auf fester Basis ruht,
Fällt nicht von einem Tadel um
Und revanchirt sich gar nicht d'rum.

Wenn eine Größe Rache übt,
Sich seiner Blöße schwach ergiebt,
Zu seinem Schutz den Büttel rief,
Das ist kein gutes Creditiv.



Gewitterwolken.

(28. Aug. 1899.)

Wie ist die Luft gewitterschwer,
Als wollte sie explodiren!
Der Donner grollt von ferne her,
Als käm's vom Kanoniren!
Der Himmel leis ein Thränchen weint,
Dieweil die Sonne trüb erscheint,
Die Blitze zucken grell und wild —
Das, Seele, ist Dein Spiegelbild. —

Was mir im Leben froh gelacht,
Ich hab' es früh verloren,
Als wär' ich von dem Gott der Nacht
Zum Härmen auserkoren.
Auf lauter Gräbern wandl' ich hier,
Es faßt mich an mit Sterbegier —
In's müde Herz ein Stückchen Blei,
Dann wär's mit einem Mal vorbei! —

Was ich geliebt in dieser Welt,
Das Fatum hat's zerbrochen.
Der Rest zerbröckelt und zerfällt,
Das Urtheil ist gesprochen.
Ich steh' daneben, seh's mit an —
O! daß ich nicht entrinnen kann —
In's wehe Herz ein Endchen Stahl,
Dann wär's vorbei mit einem mal. —

Doch darf ich denn im Eigennutz
Das Uebel noch verschlimmern?
Der Unselbständ'gen einz'gen Schutz
Und Zufluchtsort zertrümmern?! —
Denn wenn ich selbst der Qual entrann,
Was wird aus meinen Waisen dann? —
Mich hält gebieterisch die Pflicht,
Ich stürbe gern und darf es nicht. —

Enttäuschung.

28. Febr. 1890.

Was träumst Du noch von Brudertreu?
'S ist alles Spiegelfechterei!
Was klagst Du noch um schäbig Recht?
Und auch das Gold ist selten echt.
Und willst den Besten Werth verleih'n?
Das sind ja Schatten! ist nur Schein!

Und pochst Du noch auf Männerwort,
Es führt den Schall die Welle fort —
Und hoffst auf Duldung Du und Schutz?
Die Quintessenz heißt Eigennutz.
Und Gleichheit suchest in der Welt
Du, den man ewig niederhält?

Du bettelst um der Liebe Lohn,
Du Thor! Die Liebe ist ja Hohn!
Und auf die Freundschaft willst Du baun?
Und Täuschung nimmst Du für Vertrau'n!
Und an der Wahrheit hältst Du fest,
Die Dich zum Lügner werden läßt!

Und von der Freiheit träumst Du noch,
Die Dich auf's Neue spannt in's Joch?
Dir ward er offenbar der Trug,
Und zweifelst noch und wirst nicht klug,
Und klammerst Dich an's Ideal,
Das vom Idol geborgt den Strahl?

Du Thor! befangen noch im Traum!
Dein Hirngespinnst zerrinnt zu Schaum;
Und alles, was Du Dir erdacht,
Erstarrt zu Reif in einer Nacht —
Durch's Fenster dringt der Sonnenschein,
Ernücht're Dich! Du bist allein. —

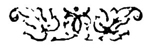
Zur Reimkunst.

13. Sept. 1899.

Kollege Reimschmied, Du wirst mich versteh'n!
Nur Stümper sind wir zwei Beide!
Wir sollten zum Heine in die Schule mal geh'n,
Du hättest d'ran Deine Freude! —

Du leimst keusch auf deutsch — das reimt sich ja nicht!
Wir Deutschen sind scheinkeusch, das merke!
Und was sich nicht deckt, das giebt kein Gedicht:
Der Einklang verleiht uns die Stärke.

Mein Heinrich Heine war weit uns voraus,
Er wußte den Reim auf uns Deutsche!
Er sah das Nationalzuchthaus voraus
Und — die gemeinsame Peitsche.



Armer Leute Lust.

7. März 1894.

Arme Leute sollen lieben,
Liebe ist ihr einzig Glück;
Ohne sie wär' unser Leben
Eine öde Wüste eben,
Aussichtslos für unsern Blick. —

Eine freundliche Oase
Schließt sich in der Liebe auf;
Heimisch fühlt sich da der Flüchtling
Und sie bietet selbst dem Züchtling
Ein Asyl im Lebenslauf.

Ford're nicht, daß der Enterbte
Sich des letzten Glücks entschlägt!
Zur Verzweiflung fast getrieben,
Ist ihm noch ein Sporn geblieben,
Daß er seine Bürde trägt! —

Reiche Menschen mögen hassen,
Mögen unempfindlich sein.
Doch die Sympathie der Seelen
Armen Leuten wegzustehlen,
Ist ein Raub am Sonnenschein.

Nehmt dem Armen seine Sonne,
Und sein Herz versinkt in Nacht.
In der Nacht wetzt die Hyäne
Des Verbrechens ihre Zähne
Und der Sarkophag erkracht. —

Die schwarze Liste.

2. Okt. 1898.

Sie haben mich in schwarzen Listen stehen,
Weil ich von Herzen frei heraus gesprochen, —
Darf ich mir die Gesellschaft drin besehen
Und fragen, was jedweder drum verbrochen!?

Was treff' ich da in dem Verzeichniß an?!
Das sind ja lauter unbescholt'ne Namen,
Geachtet und geehrt von Jedermann,
Darunter einige verdiente Damen! —

Mit solchen Leuten gleichgestellt zu sein,
Das kann ich mir ja nur zur Ehre schätzen!
Geschieht es auch aus Bosheit, bitte, setzen
Sie mich ein zweites Mal hinein! —

Der beste Schild.

9. Sept. 1899.

Der König starb, der Prinz bestieg den Thron.
Ein Mißvergnügter machte seine Glossen;
Der Staatsanwalt erhob darob verdrossen
Den Strafantrag — ein feiner Anfang schon! —

Der Fürst gebot sofort, als er's erfuhr,
Den finstern Strafantrag zurückzuziehen;
Er wünsche, daß die Bürger all gediehen,
Und das geschähe in der Freiheit nur!

Die Liebediener sagten es voraus:
Will sich der Herr so ungekränkt geberden,
Wird er geflissentlich beleidigt werden,
Seine Großmuth fordert ja den Spott heraus!" —

Nur, freilich, kam's ganz anders hinterher!
Der König hatte, weil so hoch gesonnen,
Im Sturm die Herzen Aller sich gewonnen,
Und es beleidigte ihn Niemand mehr.



Der Augenblick.

13. Aug. 1899.

Zeitgenossen, uns're Zeit
Ist elektrisch zündbar,
Sie enteilt mit Schnelligkeit,
Ungehemmt, unkündbar.

Flüchtig ist der Augenblick,
Kostbar sein Geheimniß,
Keine Macht führt ihn zurück,
Fiel er der Versäumniß.

Kurz ist die Sekunde zwar,
Zuckt empor so plötzlich,
Wie der Blitz, verhängnißklar,
Scheidend unersetzlich.

Birgt sie doch in ihrem Schooß,
Dramen und Tragödien,
Birgt so manches Menschen Loos,
Laßt sie zu Euch pred'gen! —

Eine Gottes-Legende.

11. Dez. 1898.

Zum Himmelsfenster spähte Gott heraus:
„Was bauen da die Menschen auf der Erde?“
Sankt Michel sprach: „Für Dich ein neues Haus.“
„Und wissen sie, ob ich's bewohnen werde?“ —

Sankt Michel sprach: „O Herr, die Wohnungsnoth
Wird drunten nachgerade unerträglich!
Kein Obdach für die Armen und kein Brod!
Der Winter naht, drum leiden sie unsäglich.“ —

„Und haben sie nicht Felder für die Saat?
Und Steine, um sich Häuser zu errichten! —
Das dumme Menschenvolk, zu faul zur That!
Wenn sie nichts schaffen, mögen sie verzichten.“

Sankt Michel sprach: „Aus Steinen sie erbau'n
Paläste für die Erdengötzen Speicher,
Darinnen das Getreide aufzustau'n —
Der Volk verarmt, die Reichen werden reicher.“

„Und schweigt das Volk und nimmt die Kränkung hin,
Anstatt die Aergernisse zu entfernen?!“
„O, Herr, man unterjocht den freien Sinn
In Kirchen, Kerkern und Kasernen!“—

„Sie bauen Kirchen immer mehr und mehr,
Darinnen Dich um's täglich Brod zu bitten,
Als ob die Erde minder furchtbar wär',
Weil Millionen an Enterbung litten!

„Kasernen bauen sie für die Armee,
Dem Volke anzulegen Zaum und Zügel,
Bäumt es empor in zorngemuthem Weh,
Beschwichtigt man's mit schonungslosem Prügel.

„Und Kerker baut man für den Widerstand,
Der hin und wieder schreitet in die Schranken,
Und wer die Füssilade überstand,
Den knebelt man und stutzet ihm die Pranken.“

„Weshalb zerstört das Volk die Schanzen nicht,
Die seine Millionen unterjochen?
Weshalb vertreibt es seine Schranzen nicht,
Warum hat es die Ketten nicht zerbrochen?“ —

Sankt Michel lächelt. „Herr, sie rennen blind
In ihr Verderben, schmieden selbst die Ketten,
Mit denen sie nachher gefesselt sind!
Herr, gieb sie auf! Wir können sie nicht retten.

„Die Kerker, die Kasernen bauen sie
Sich selbst zum Trotz, auf Ordre ihrer Dränger,
Und jedem Schmeichelwort vertrauen sie,
Wird auch das Regiment tagtäglich strenger.

„Das Heer, das jenes Volk im Zaume hält,
Es rekrutirt sich aus des Volkes Söhnen,
Und wenn durch Sohnes Hand der Vater fällt,
So hört er sterbend noch die Dränger höhnen!"

Als Michel schwieg, trat eine Pause ein.
Dann sprach der Herr nachdenklich: „Diese Thoren!
Sie sollten auf der Welt zu Hause sein,
Und haben nun das Fundament verloren!

„Ich pflanzte Liebe in ihr Herz, doch Haß
Schoß d'rin empor in unfruchtbaren Garben,
Ich seg'ne ihre Flur ohn' Unterlaß,
Sie plündern sich und pfänden sich und — darben.

Wenn ihre Herzen keusch geblieben, ja,
In reinen Menschenherzen möcht ich wohnen!
Mit ihren finstern Kirchen hie und da,
Sie sollen endlich mich damit verschonen!"

Die Standesehre.

28. Juli 1899.

Der „Gold'nen Jugend" wird zur Pflicht
Die Paukerei: sie schießt und sticht;
Der Paukkonvent erklärt für feig
Den, der nicht reagirt sogleich
Ein Schimpfwort fordert schon heraus,
Den Nichtpaukisten stößt man aus,
Denn, er verletzt die Standesehre! —

Wenn sich der Arbeitsmann vergißt,
Und rüpelhaft und rüdig ist,
Gleich ist zur Hand die Polizei
Und paddelt den Erregten bei.
Und wer da schießt und sticht, der kann
Sich gratuliren! — Armer Mann,
Du hast ja keine Standesehre! —

Die reichen Aerzte fordern gar
Ein stark erhöhtes Honorar;
Sie machen Streik, und in der That
Verlangt's von ihnen der Senat.
Die Staats-Raison den Streikern fröhnt,
Der „Arbeitswillige“ wird verpönt.
Denn — er verletzt die Standesehre! —

Wenn wir bei niederm Arbeitslohn
Erschlaffen in der langen Frohn
Und machen Streik und fordern mehr,
Winkt Polizei und Militär.
Mit Zuchthaus droht man uns, sobald
Verruf erfolgt und Hinterhalt. —
Wir haben ja keine — Standesehre! —

Wenn wir ein muthig Wort gewagt,
Das den Bedrückern nicht behagt,
So sperrt man uns auf lange Zeit
Zur Buße in das Sträflingskleid.
Zu schmaler Kost und hartem Zwang
Ertönt des Wärters rauher Klang. —
Wir haben ja keine Standesehre! —

Wenn aber einer jener Schaar,
Die zwar stets klein, doch mächtig war,
Mal stolpert gar zu töbelhaft,
So ist für ihn die Festungshaft.
Die holde Seele nimmt den Schwung
Entgegen der Begnadigung,
Vonwegen der großen Standesehre! —



Opfer-Rauch.

8. Okt. 1899.

Hoch ragt der Schlot und d'raus hervor
Quillt schwarzer Rauch und qualmt empor,
So kerzengrad', wie Abels Rauch —
Gefällt dies Opfer droben auch? —

Schrill ruft ein Pfiff zur Mittagsrast.
Die Fröhner sammeln sich in Hast
Im Hof und senden in's Comptor,
Zu tragen ihr Begehren vor.

Kaum hat der Chef sie angehört,
Springt er vom Sessel auf empört.
„Ihr seid entlassen! Geht und sagt:
Wer aufbegehrt, wird fortgejagt!“ —

Bestürzt vernimmt die düst're Schaar
Die schroffe Botschaft, klipp und klar
Ein Murren ging durch ihre Reih'n:
„So stellen wir die Arbeit ein!“ —

Doch eh' sie noch Beschluß gefaßt,
Ertönt ein Schrei — die Schaar erblaßt,
Und drängt zurück zum Arbeitssaal,
D'rin windet sich ein Weib in Qual.

Ein junges, schönes, blasses Weib,
Zerfetzt mit blutbeflecktem Leib,
Das sich geopfert in der Frohn,
Für hartes Brod und kargen Lohn.

In Furcht vor dem Verlauf, sie war
Zurückgeblieben von der Schaar,
War zögernd im Betrieb verweilt,
Und rasch von dem Geschick ereilt.

So jung und schön und voller Kraft,
Und schon vom Tod dahingerafft!
Wie man sich auch um sie bemüht,
Es ist umsonst — das Leben flieht.

Und um das Opferlamm herum,
Steh'n die Gefährten, starr und stumm,
So äußert sich Gewitterruh' —
Und eben tritt — der Chef herzu.

Und spricht: „Durch eig'ne Schuld! wer hieß
Sie bleiben, als man sie entließ?!
Nun beuten es die Wiegler aus
Und bringen in Verruf das Haus!“

Ein Murren durch die Räume rollt,
Und grollt, wie ferner Donner grollt —
Dann wieder ward es bänglich stumm,
Als schlich ein böser Geist herum.

So wandeln sorglos ihre Bahn,
Die Reichen über den Vulkan,
Seh'n nicht, wie's drinnen glüht und glimmt,
Bis es ein schmählich Ende nimmt.

Hoch ragt der Schlot und d'raus empor
Aufwirbelt's, wie im Trauerflor;
Ein Menschenopfer war gebracht
Dem Götzen, der uns elend macht. —

Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'.

Von garst'gen Sprüchen in der Welt
So sehr kein einz'ger mir mißfällt,
Als der mit seinem Wortgekling':
Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'.

Denn frecher stimmt so leicht kein Spruch,
Als dieser da für Lug und Trug,
Für Vormundschaft und Nasenring —
Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'.

Wer ihn als Losung sich erkor,
Verschloß der Wahrheit Thür und Thor;
Er knüpft das Recht an den Beding:
Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'.

In feigem Knechtessinne muß
Er opfern Lust und Liebeskuß,
Muß schätzen Weib und Kind gering —
Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'.

Ihm glühet nicht der Sonne Gold;
Kein silbern Sternlein dünkt ihm hold;
Er rechnet bei des Mond's Geblink:
Weß' Brot ich eß', deß Lied ich sing'.

Wer dieses Wort im Ernste sagt,
Hat feiger Selbstsucht sich verklagt;
Wir schätzen ihn mit Recht gering —
Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'.

Nimmermehr!

Hör ich's grollen?
Das ist der Lawine Rollen!
Leis' vom Firne stäubt es los,
Um im Fallen
Sich zu ballen,
Und so wird es rund und groß.
Niederwärts, von fern erflimmernd,
Rast das Unheil, nur zertrümmernd,
Schreckerregend, braust's einher!
Giebt es ein Dawiderstemmen?
Läßt sich das Verderben hemmen?
Nimmermehr!

Wie die Quelle
Wirft von oben Well' auf Welle
Aus dem Felsen in die Schlucht,
Unaufhaltsam
Sturzgewaltsam
Schleudernd sich in steter Flucht —
So die Flüsse thalwärts fließen,
Ströme sich in's Meer ergießen,
Aufzugehn im Weltenmeer;
Scheint die Woge gleich gehoben,
Lenkt sie das Gebot noch oben
Nimmermehr!

Wenn am Himmel
Die Gewalten ihr Getümmel
Hüllen in des Schreckens Nacht,
Knatternd, brausend,
Niedersausend
Der Empörung grause Pracht.
Jähe Blitze leuchtend züngeln,
Feur'ge Schlangen niederringeln,
Und der Donner brüllt einher. —
Kannst Du den Naturgesetzen
Eine feste Schranke setzen?
Nimmermehr!

Mag es blitzen!
Hier zertrümmern, dorten nützen!
Ohne Opfer keine Schlacht.
Ob zum Leben
Fug gegeben,
Du nur zeigst es, wilde Jagd.
Wird am Weg ein Wurm zertreten,
Drüber hin, ohn' Schamerröthen!
O, der Würmer gibt's ein Heer!
Nach des Halberwürgten Klage,
Um gekränkte Rechte frage
Nimmermehr!

Wenn die Kleinen
Krümmen sich zu dürfen meinen,
Achte, Großer, nicht darauf!
Diese Leben
Sind gegeben,
Daß Du regelst ihren Lauf!

Soll ich in die Kleinen, Schwachen
Zürnend meine Donner krachen?!
Oder soll ich – mein Gewehr
Von mir werfend — weiterjagen,
Statt den Widerspruch zu wagen?!
Nimmermehr!

Auf der Stelle!
Vorwärts! Wider Sturm und Welle!
Des Gedankens Schwert gezückt!
Halt, ihr Knechte!
Raum dem Rechte,
Das ihr eisern eingestrickt!
Kämpfend will ich unterliegen!
Noch im Sterben will ich siegen!
Wer erfordert Gegenwehr!
Unrecht dulden, und zu schweigen,
Für den Fußtritt mich verneigen! —
Nimmermehr!

Lied der Liberalen.

Und was wir im tollsten Jahre erstrebten,
Ein einiges Deutschland, wir haben es nun!
Heil uns, die die goldene Aera erlebten!
Wir können auf unseren Lorbeeren ruhn.
Wir haben Bismarck als Schirm und Schild!
Wie hat sich doch Alles so herrlich erfüllt!

Gedankenfreiheit und zollfreie Rede
Ist freilich nur Freunden der Ordnung erlaubt!
Der Pöbel, verharrend in ewiger Fehde,
Man gibt ihm den Maulkorb und schlägt ihn auf's Haupt.
Uns aber wird jedes Begehren gestillt —
Wie hat sich doch Alles so herrlich erfüllt!

Die läst'ge Zensur ist gänzlich verschwunden,
Die reichstreu Presse versteht ihren Ton!
Zwar hat man auf's Neue wohl Ruthen gebunden,
Doch nur für die Presse der Opposition.
Wir sind nicht die Gegner zu schützen gewillt —
Wie hat sich doch Alles — so herrlich erfüllt!

Das Ruder handhaben wir Vaterlandsfreunde
Und unser sind Würden und Orden und Amt!
Doch Zügel und Zaun für des Vaterlands Feinde!
Die seien zu Knebel und Kerker verdammt!
Die sind kaum zu bänd'gen, geberden sich wild —
Wie hat sich doch Alles — so herrlich erfüllt!

Wir sind das Volk der Zucht und Sitte!
Wir werfen zu Boden die große Nation!
Doch friedlich marschiren mit eisernem Schritte
Wir an der Spitze der Zivilisation.
Drum haben ein herrliches Heer wir gedrillt —
Wie hat sich doch Alles — so herrlich erfüllt!

Zwar um unser Deutschland zusammenzuhalten,
Da brauchen wir Geld und abermals Geld!
Denn wenn sich die sträubenden Kräfte zerspalten
So sind wir betrogen, so sind wir geprellt,
Das Volk ist die Opfer zu spenden gewillt —
Wie hat sich doch Alles — so herrlich erfüllt!

Drum Steuern und Zölle und wiederum Steuern,
Wir haben zu schrauben und pressen den Muth!
Und ob wir das Brot auch beständig vertheuern,
Das Volk ist gefällig, geduldig und gut
Und hungert der Pöbel, der Reichsetat schwillt —
Wie hat sich doch Alles — so herrlich erfüllt!

Schablone.

„Wer nur was Tücht'ges leisten thut,
Dem geht es schon auf Erden gut" —
Singt Jemand mir zum Hohne.
Ich aber sing': Es ist nicht wahr!
Den Ausschlag gibt — und das ist klar:
Schablone!

Was gut und tüchtig ist allein,
Kann heut'gen Tages nicht gedeihn,
Ihm wird die Dornenkrone!
Denn der Erfolg klebt an der Form —
Und Unterwerfung heißt die Norm —
Schablone!

Die edle Dichtkunst schreitet auch,
Die Brust heraus! herein den Bauch!
Im Schritt der Bataillone;
Es patscht die edle Malerei
Durch Sklavenblut und Bratwurstbrei —
Schablone!

Es ist ein Zeichen unf'rer Zeit:
Die Lüge sich der Gunst erfreut
Und steht in hohem Lohne;

Die Wahrheit gilt als Antichrist,
Weil sie aus Fürstenhand nicht frißt —
Schablone!

Ein Alligator „Freiheit“ kreischt,
Ja, Freiheit, die Gewalt erheischt,
Humanem Recht zum Hohne;
Die Krokodile nicken stumm
Und sehen sich nach Opfer um —
Schablone!

Am Besten auf der schönen Welt
Dem Tagediebe es gefällt,
Am Rhein und an der Rhone;
Die Früchte reifen ihm zum Schmaus,
Und giebt er die Parole aus —
Schablone!

Ob ich mit meinem Morgenlied
Mich nicht um den Verlag bemüht?
Du fragst im Lauertone —
O ja, der frei'sten Druckerei
War meine Muse noch zu frei —
Schablone!

Das vaterlandslose Gesindel.

13. Juli 1898.

Die Patrioten schelten
Und sind aus Rand und Band —
Wem soll die Rache gelten?
Dem Feind im Vaterland!
D'rum schnür' getrost dein Bündel,
Du vaterlandsloses Gesindel! —

Doch zahlet seine Steuern,
Ob zwar im finstern Trotz,
Und hilft die Feste feiern,
Die anberaumt der Protz —
Und drehet Spul' und Spindel
Das vaterlandslose Gesindel.

Es bauet die Gebäude
Für Fürst und Patriot
Und geht im rauhen Kleide
Durch seine herbe Noth,
Das stets folgsame Kindel,
Das vaterlandslose Gesindel.

Es schlägt der Fürsten Schlachten
Und schirmt das Vaterland,
Und läßt sich drum verachten
Und wird vom Tisch verbannt,
Als läg's noch in der Windel,
Das vaterlandslose Gesindel.

Doch nein! Aus Märchenträumen
Der Kindheit schreckt's empor
Und schreitet ohne Säumen
An's Tageslicht hervor —
Es hat durchschaut den Schwindel
Das vaterlandslose Gesindel.

Stiefvaterland entwöhntes,
Es fordert dich zurück,
Und dein vom Mob verpöntes
Kind kämpft um sein Geschick.
Sein Erbe will das Mündel,
Das vaterlandslose Gesindel.



Der Pastor.

„O bete! o bete mit mir, mein Sohn!
In Demuth und Wehmuth vor Gottes Thron!
Gott gebe dir Glauben und Frömmigkeit
Und himmlisches Glück für irdisches Leid!“ —

„„Ich will aber nichts vom himmlischen Glück!
Erobern will ich die Erde zurück!
Herr Pastor! Herr Pastor! es thut mir leid:
Ich habe zum Beten keine Zeit!““ —

„O danke, o danke dem Geber dort
Für sein zu Fleisch gewordenes Wort!
Er hat dich von allem Uebel erlöst,
Den heiligen Geist dir eingeflößt.“ —

„„Von allem Uebel? Das seh' ich nicht ein!
Es herrscht der Hunger mit zwiefacher Pein!
Herr Pastor! Herr Pastor! fürs karge Brot
Zu danken, das hat keine Noth.““—

„Knie nieder, knie nieder, ich zwinge dich!
Der Herr ist zugegen und schlägt dich durch mich!
Du bist verblendet, du wardst verführt,
Erleide die Strafe, die dir gebührt!“ —

„„Ich denke: wir seien erlöst von der Sünd'?
Ich laß mich nicht schrecken und bin kein Kind!
Herr Pastor! Herr Pastor! Das fehlte mir just!
Ich habe zum Knieen keine Lust."" —

„Verloren! verloren! Die Seele dein!
Du wirst, wenn du stirbst, in der Hölle sein!
Es schleicht ein brüllender Löwe herum
Und raubt die Lämmer dem Christenthum." —

„„Der brüllende Löwe, der bist Du!
Laß mich mit Deinem Geschwätz in Ruh'!
Herr Pastor! Herr Pastor! ich sage Dir:
Die Hölle ist schon auf Erden hier!"" —



Der Bauer.

Der Bauer, ja dem Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Dem Bauer, der das Feld
Für's ganze Volk bestellt.

Des Morgens erste Röthe
Trifft ihn am Rübenbeete;
Des Tages letztes Roth
Bescheint sein Abendbrot.

Und jeder neue Morgen
Weckt ihn mit neuen Sorgen;
Der Schutzzoll schützt ihn nicht,
Wenn er zusammenbricht.

Doch rüstig kämpft er wieder
Die Nahrungssorgen nieder
Und heimst die Ernte ein
Und denkt: die Frucht sei sein.

Doch ist sein Feld verschuldet
Und keinen Aufschub duldet
Der gräßliche Termin,
Sobald die Weizen blühn.

Wohl predigt der Herr Paster
Den alten Duldungsknaster,
Der Nachbar Gutsherr lacht
Bei Hypothek und Pacht.

Ein Acker nach dem andern
Muß nach dem Gute wandern;
Der Bauer wird zum Knecht,
Das ist dem Reichen recht.

Halloh, wach auf, Du Bauer,
Aus Deiner dumpfen Trauer.
Du schaffst uns Allen Brot
Und leidest selber Noth.

Was kauerst Du Dich nieder
Im Rücken Deiner Brüder?
Wir reichen Dir die Hand:
Schlag ein, o Bauernstand!

Zur Nothwehr zu gebrechlich,
Zur Abwehr, ach! zu schwächlich,
Du mußt verloren sein,
Bleibst Du für Dich allein.

Doch alle Mann für Einen!
So müssen wir erscheinen
Im Selbsterhaltungskrieg, —
Und unser ist der Sieg.



Veränderter Kurs.

16. Aug. 1899.

Wenn sich die Männer wie Rinder geberden,
Zum Gaudium der „Gönner“ zu Kindern werden,
In bunten Schärpen einherstolziren
Und wunderliche Embleme führen,
Soldatchen spielen und Feuerwehr,
Und stolz sich fühlen als Militär,
Festreden reden und Hurrah brüllen,
Den doppelten Durst mit Begeisterung stillen,
Mit Orden, Borden und Schleifen tändeln
Und mit dem stillen Denker anbändeln —
Dann lächeln die Herrchen gar stillvergnügt,
Froh, daß sich das Närrchen freiwillig fügt. — —

Wenn aber die Männer sich muthig recken,
Gerathen die „Gönner“ in Wuth und Schrecken,
Wenn wir uns verständ'gen und stark vereinen,
Das Vorrecht der Reichen mit Nachdruck verneinen,
Wenn wir mit uns'rer gesammelten Kraft
Respekt uns'rem Freiheitsbegehren verschafft,
Und wenn wir unser Urtheil fällen,
Forderungen an die Gewalthaber stellen,
Und wenn wir Ideale verfechten
Und uns're Frauen und Kinder entknechten —
Dann lächeln die Protzen durchaus nicht mehr,
„Das Volk will uns trotzen?! Das Zuchthaus her!“ —





Ludwig Pfau.

Karl Ludwig Pfau wurde am 25. August 1821 als Sohn eines Gärtners zu Heilbronn geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, ging er nach Paris, wo er als Gärtner arbeitete und sich zugleich mit dem Studium der französischen Litteratur beschäftigte. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, besuchte er die Universität Tübingen und gründete im Jahre 1848 in Stuttgart das Witzblatt „Eulenspiegel". Pfau wurde während der Revolutionsstürme in den Landesausschuß gewählt, bald darauf in einen Hochverrathsprozeß verwickelt und entzog sich der drohenden Verurtheilung durch Flucht in die Schweiz. 1852 ging er wieder nach Paris und von da nach Brüssel und Antwerpen. 1866 redigirte er in Stuttgart den demokratischen „Stuttgarter Beobachter". Er starb am 12. April 1894 in Stuttgart und wurde in Heidelberg durch Feuer bestattet. Pfau ist Lyriker von fast erschöpfender Vielseitigkeit der angeschlagenen Töne. Aus seinen volksliederartigen Gedichten blicken Schalkhaftigkeit, vermischt mit Herzenswärme, Humor und Sinnigkeit. Seine politischen und sozialen Gedichte sind wichtige Keulenschläge gegen alles Knechtische und Kleinliche. Die politischen Gedichte Pfau's beschränken sich auf den Zeitabschnitt der Revolutions- und Reaktionsperiode der vierziger und fünfziger Jahre und bekunden oft eine den Emanzipationsbestrebungen des vierten Standes verwandte Tendenz. Dies bringt er beispielsweise recht schön in dem sechsten seiner Flüchtlingssonette zum Ausdruck, wo er Gott die Worte in den Mund legt:

Euch alle wird der Rache Feuer fressen,
Die ihr verschweigt die Fülle meines Bornes,
Die ihr verzehrt den Segen meines Kornes,
Das ich der ganzen Menschheit zugemessen.



Weihnachtslied.

Den deutschen Arbeitern in Paris zum Bescherungsfest.
1859.

Im Kreise froher Weihnachtsgäste
Sei uns gegrüßt, o Lichterbaum!
Verheißung strahlten deine Aeste
Manch' kindlichem Erlösungstraum.
Doch was wir mild Beschertes fanden,
Wie stolz das Halleluja klingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Wohl folgten, Lieder auf den Lippen,
Die Weisen Bethleh'ms Leuchte gern;
Wohl lag das Kindlein in der Krippen,
Doch war sein Stern ein Wandelstern.
Die heitern Strahlen flohn und schwanden,
Wo schwarzer Wahn die Schleier schlingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Umsonst mit seines Purpurs Falten
Bedeckt der Gott das Büßerkleid:
Die Gnade mag im Himmel walten,
Die Erde braucht Gerechtigkeit.
Die Liebe zwingt mit neuen Banden,
Ob auch die alte Fessel springt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Kein Jenseits kann den Helfer senden,
Den Christ säugt jede Mutter groß;
Die Menschheit muß mit eignen Händen
Erkämpfen sich ihr irdisch Loos.
Er kommt in rußigen Gewanden,
Der Retter, der die Hölle zwingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Erkenntniß heißt die Bundeslade,
Die Wahrheit giebt und Tugend schafft;
Und Arbeit heißt die Wirkungsgnade,
Die uns erlöst — durch unsre Kraft.
Wann wir den Erbfluch überwanden,
Der Hand und Hirn der Noth verdingt —
Dann ist der Heiland auferstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Schon pflanzt der Geist, der Ueberwinder,
Der Arbeit großen Weihnachtsbaum,
Um den die Völker einst, wie Kinder,
Sich scharen unter'm Himmelsraum.
O Weihtag! wann der ob den Landen
Die ries'gen Lichteräste schwingt —
Dann ist in jeder Brust erstanden
Der Heiland, der die Freiheit bringt.



Schützenlied.

1847.

Der beste Schütze, den man weiß,
Das ist der Wilhelm Tell:
Das Aug' so scharf! das Herz so heiß!
Die Hand so stet und schnell!

In hoher Luft der Weih im Flug,
Das war ihm Kinderspiel;
Doch seinem Pfeile bald genug
Fand er ein höher Ziel.

Als schwer bedrängt sein Vaterland,
Ging er auf andrer Spur:
Zum Himmel hob er seine Hand,
That einen heil'gen Schwur.

Wer knechtet uns, der nicht von Erz?
Vogt, edles Wild, herbei!
Hei, wackrer Schütz, den Pfeil ins Herz!
Das Vaterland ist frei!

Wie glüh'n die Alpen stolz im Kreis,
Von ew'ger Freiheit hell!
Der beste Schütze, den man weiß,
Das ist der Wilhelm Tell.

König Humbug.

1847.

Ich bin ein Fürst, das ist mir klar,
Warum? das ist mir dunkel:
Sie pflanzten ins gesalbte Haar
Mir halt der Krone Funkel.
Nun werd' ich, wo ich geh' und steh',
Mit Majestät beladen,
Und bin vom Wirbel bis zur Zeh',
Von lauter Gottesgnaden.

Den Tag fang' ich mit Gähnen an,
Doch schwitz' ich im Theater;
Drum heißt der treue Unterthan
Mich auch den Landesvater.
Die Braven sä'n und schanzen baß,
Wir ernten, wo sie ackern;
Ein König ist ein theurer Spaß,
Den zahlen sich die Wackern.

Sie gönnen mir das warme Nest,
Gefügig meinen Winken,
Laß ich sie nur bei Lied und Fest
Für Recht und Freiheit trinken.
Zum „Denken" geb' ich ihnen Zeit
Im Schank bis nachts um zwölfe:
Was thut's? — ein Schaf wird nie gescheit,
Das ist der Trost der Wölfe.

Des Sängers Heer.

„Henker!" schreit der König wild,
„Greifet mir den Sänger!
Schänden meine Krone blank
Soll sein Mund nicht länger.
Morgen bist du zahm und stumm,
Alter Rattenfänger!
Rufst nicht mehr im Land herum:
Freiheit! Freiheit!"

Stolz im Tode steht der Greis,
Und mit Lächeln spricht er:
„Wer das Wort nicht töten kann,
Tötet nicht den Dichter.
Heil euch, ew'ge Lebensluft,
Ew'ge Himmelslichter!
Schreien werd ich aus der Gruft:
Freiheit! Freiheit!

Wogend Volk! mein Rachelied
Will ich dir vererben:
Wort ist Kraft und Kraft ist That —
Schlag den Thron in Scherben!
Wenn die Freiheit leben soll,
Muß der König sterben —
Weh ihm! wenn der Ruf erscholl:
Freiheit! Freiheit!"

Und der König steht und lauscht —
Ferne Wetter zanken;
Dumpfes Murren in der Luft,
Und die Wipfel schwanken.
Näher, näher braust der Chor
Stürmender Gedanken;
Donnernd schlägt es an sein Ohr:
„Freiheit! Freiheit!"

„Weh! das Schreckenswort findet mich
Selbst im Kreise der Zecher;
Höhnend trinkt des Sängers Lied
Mit mir aus dem Becher.
Nachts wenn ich zu Bette geh',
Ruft es frech und frecher —
Morgens wenn ich früh aufsteh':
Freiheit! Freiheit!"

Durch Gemach und Halle streicht
Klingendes Verderben;
Millionen Stimmen schon
Sind des Sängers Erben —"
„Wenn die Freiheit leben soll,
Muß der König sterben;
Weh dir, weh! dein Maß ist voll:
Freiheit! Freiheit!

Helf mir Gott! in Fleisch und Blut
Nah'n des Alten Lieder;
Tausendfüßig jeder Vers
Reckt die eh'rnen Glieder."
Von des Sängers Lied gefällt,
Stürzt der König nieder;
Ob dem Toten jauchzt die Welt:
„Freiheit! Freiheit!"



Die letzte Kuh.

1848.

Nicht länger kann ich dir's verbergen,
Mein krankes Weib, so weh mir's thut:
Heut kommt der Weibel mit den Schergen
Und pfändet unser Hab und Gut.
Verfallen ist seit lang die Steuer,
Der Presser sprach schon dreimal zu;
Leer ist der Keller, leer die Scheuer —
Jetzt geht es an die letzte Kuh.

Ihr Futter hab' ich aufgetrieben,
Am Waldsaum nachts beim Mondenschein;
Der Jäger hat mich aufgeschrieben,
Die Strafe kommt noch hinterdrein.
Vergebens hab' ich wie ein Knabe
Geflennt beim Amtmann heute fruh:
Die Milch war deine einz'ge Labe —
Und das ist uns're letzte Kuh.

Horch! Schritte kommen durch die Gassen,
O Gott! man tritt in unser Haus.
Soll ich es still geschehen lassen?
Nein! nein! ich werfe sie hinaus.
Doch wär's vergeblich, mich zu wehren —
Man gönnte mir im Thurme Ruh':
Die Obrigkeit, die sollst du ehren —
Und nimmt sie dir die letzte Kuh.

Horch! Horch! die Stallthür ist gegangen,
Nun treten sie zur Krippe her;
Schon ist die Kette losgehangen,
Sie rasselt auf dem Boden schwer.
Das thun sie in des Königs Namen,
Da wage einer sich herzu!
So möge denn die Hand erlahmen —
Die fortführt uns're letzte Kuh.

Ja, ja! bei Hof sind hohe Gäste,
Ein Lager schlugen sie im Feld;
Da giebt es Bälle, Spiele, Feste,
Drum braucht der König auch sein Geld.
Da schwelgen sie vergnügt im Freien,
Das Volk kommt ohne Strumpf und Schuh'
Den Herren „Vivat hoch!“ zu schreien —
Und uns holt man die letzte Kuh.

Fort zieht man sie dort an der Kette,
Wie's treue Thier so kläglich schreit!
Weib, weine nicht in deinem Bette,
Es ist ja uns're Schuldigkeit:
Der König will sich lustig machen,
Drum, armes Weib, verschmachte du!
Die Herren Prinzen wollen lachen —
Und kostet's uns're letzte Kuh.



Der Leineweber.

1847.

Der bleiche Weber sitzt am Stuhl,
Er wirft mit matter Hand die Spul' —
Knick, knack! —
Er hebt den müden Fuß zum Treten: —
„Herr Gott! Jetzt kann ich nimmer beten —
Knick, knack! —
Du Linnentuch, du Linnentuch!
Ein jeder Faden sei ein Fluch!"

Es webt und webt sein morscher Leib,
Am Boden liegt sein sterbend Weib —
Knick, knack! —
Die Noth sitzt bei ihr, sie zu pflegen,
Der Hunger giebt ihr noch den Segen —
Knick, knack! —
Du Linnentuch, du Linnentnch!
Ein jeder Faden sei ein Fluch!

Der erste Fluch für unsern Herrn!
Hussa! Da springt mein Schifflein gern —
Knick, knack! —
Er darf am vollen Tische lungern,
Wenn wir am Webestuhl verhungern —
Knick, knack! —
Du Linnentuch, du Linnentuch!
Ein jeder Faden sei ein Fluch!

Und einer für den Pfaffen gleich,
Der uns verspricht das Himmelreich —
Knick, knack! —
Wir sollen sterben und verderben,
Das heißt die Seligkeit erwerben —
Knick, knack! —
Du Linnentuch, du Linnentuch!
Ein jeder Faden sei ein Fluch!

Der Faden hier sei dem verehrt,
Der Kugeln uns statt Brot beschert —
    Knick, knack! —
Dem hohen Herrn von Gottes Gnaden:
O werd' ein Strick, du schwacher Faden! —
    Knick, knack! —
Du Linnentuch, du Linnentuch!
Ein jeder Faden sei ein Fluch!

Die Lampe, wie sie plötzlich loht!
Gottlob, mein Weib, nun bist du tot —
    Knick, knack! —
Das ist der Tod in uns'rem Leben,
Daß wir das Bahrtuch selber weben —
    Knick, knack! —
O könnt' ich weben, Fluch um Fluch,
Der ganzen Welt ein Leichentuch!"

Lied vom Drohnenkönig.

1849.

Es war in einem Bienenstaat
    Ein edler Drohnenkönig,
Der leckte Honig früh und spat,
Hatt' Helfer gar nicht wenig.
Er nippt' herum, er tippt' herum,
Er machte nichts als Summ und Brumm —
Der König, der war gar nicht dumm,
Der feiste Drohnenkönig.

Da wurden auch die Bienen klug
Und sprachen: „Drohnenkönig!
Du frißt zwar Honig grad genug,
Doch schafft du viel zu wenig.
Wir summen dir auf dein Gebrumm,
Wir pfeifen auf dein Gaudium —
Wir Völker sind nicht mehr so dumm,
Du fauler Drohnenkönig!"

Die Bienen spießten kurz und gut
Den edlen Drohnenkönig,
Verzehrten ihren Zuckerhut
Und hatten nicht zu wenig.
Sie brachten all' die Sippschaft um,
Da half kein Summ, da half kein Brumm —
Die hatten halt kein Christenthum,
Du armer Drohnenkönig.

Zur Schreckenszeit von 1849.

Ihr Herrn auf Euren goldnen Stühlen,
Die ihr gesät habt blut'ge Saat,
Schreckt ihr nicht auf, wenn euern Pfühlen
So mancher bleiche Schemen naht?
Wie wird euch, wenn sich mitternächtig
Der neue Tag vom alten trennt,
Und wenn die Zukunft wetterträchtig
Empor am Morgenhimmel brennt?

Ihr wagtet es, der treuen Erde
Viel wackre Herzen zu vertraun,
Und bebt nicht, daß er keimen werde,
Der rothe Samen, euch zum Graun?
Ha! schaffen wird sie allgewaltig,
Die Erde jetzt, mit uns im Bund,
Bis daß die Erde tausendfaltig
Heraufbricht aus dem blut'gen Grund.

Die Bäume finden's in den Schollen,
Was ihr verscharrt habt unter'm Rain:
Nun braust das Rachelied mit Grollen,
Das Lied der Toten, durch den Hain.
Die Vögel haben's nachgesungen,
Die Wind' und Wellen rauschen's nach;
Die Welt erzählt mit tausend Zungen
Von ihrem Ruhm und eurer Schmach.

Wohl ruhn sie stumm auf ihren Wällen —
So wird verstummen euer Hohn,
Wenn aus den Gräbern der Rebellen
Emporwächst die Rebellion.
Weh euch! ein schwarzes Blut wird fließen,
Um diese königliche Saat
Mit würd'gem Taue zu begießen,
Wenn jener rothe Frühling naht.

Erbebt auf euern goldnen Stühlen,
Die Gräber selbst verschwören sich,
Die Toten selbst in ihrer kühlen
Behausung, sie empören sich.
Ha! scharrt sie nur, in blut'gen Boden
Und ohne Sarg, in Wall und Hag —
Die wollen ruh'n in freiem Boden
Und warten nicht zum jüngsten Tag.

Kirche.

Es webt und rauscht ein uralt heil'ger Hain,
Die Kräfte steigen schaffend auf und nieder,
Die ew'gen Wasser stürzen aus dem Stein,
Und aus den Lüften tönen Frühlingslieder.

Die Blumen sprießen schön und farbenrein,
Die Wipfel breiten aus ihr Laubgefieder —
Doch immer dringt der Priester Rotte ein
Und fällt das freie Gottesleben nieder.

Sie fügen aus den Bäumen sich ein Haus
Und jagen Liebe, Lenz und Licht hinaus:
Hier muß der Gott nach ihrem Willen leben!

Dem Geist, der sich sein Wohnhaus selber schafft,
Erbauen sie die enge Kerkerschaft —
Ein Totenhaus, dem Leben Raum zu geben!

Priester.

Wer sind die Priester, so die Welt veredeln?
Sind's die Geschornen, die den Segen geben,
Die Hände fromm, die Augen frömmer heben
Und wie entmannt, in Weiberröcken wedeln?

Sind's die Gescheitelten mit Muckenschädeln,
Die Demuth pred'gen nnd in Hochmuth leben? —
Wenn das die Priester sind, so kann man eben
Auch ein Kameel in eine Nadel fädeln.

Nein! die getrunken vom Erlösungstranke,
Am Quell der Freiheit, die, ein Sterngedanke,
Hell durch der Völker dunkeln Himmel zieh'n.

Sie gehn verlassen und verfolgt durchs Leben,
Das ew'ge Licht der blinden Schaar zu geben,
Und Menschheit heißt der Tempel, drin sie knie'n.



Glaube.

Du Glaube wohnest nicht in Kirchenhallen,
Und an Altären bist du nie gediehen;
Du schüchtern Kind willst dem Gedräng entfliehen
Und unbelauscht dein einsam Sprüchlein lallen.

Du suchst die Wälder, wo die Wasser fallen,
Du liebst den Himmel, wo die Sterne ziehen;
Die Brust nur, der des Zweifels Kraft verliehen.
Magst du, ein stiller Friedenshauch, durchwallen.

Wo Priester drohn und Gift und Galle sprühen,
Da stehst du traurig an des Tempels Pforte;
Da nahst du nicht, wo feige Knechte beben.

Wo freie Seelen für die Wahrheit glühen,
Schwebst du daher und sagst mit festem Worte:
Wer Ew'gem lebt, der wird auch ewig leben.



Das Lied von der deutschen Treue.

1849.

Es klingt ein Lied wie Orgelton,
Das rühmen alle Kenner;
Das krähn im Mutterleibe schon
Die deutschen Biedermänner;
Und wo ein Dichter Verse schmied't,
Da singt man stets aufs neue
Das alte Lied, das schöne Lied,
Das Lied von der deutschen Treue.

O deutsche Treu' und Redlichkeit!
Familienkrug der Fürsten,
Draus thun dem Volke sie Bescheid,
Wenn sie sein Gut verbürsten.
Aus unserm Honig ihren Met,
Den brau'n sie ohne Scheue;
Wir singen dann der Majestät
Das Lied von der deutschen Treue.

Gerathen wir einmal in Wuth
Und rütteln an der Kette,
Läßt unser Herr uns etwas Blut,
Sanft, mit dem Bajonette.

Geheilt sind wir vom Fieber schon,
Wir dankens ihm voll Reue
Und singen dann in höherm Ton
Das Lied von der deutschen Treue.

Der König winkt, wir sind bereit
Und waschen uns die Köpfe,
Und fressen voller Biederkeit
Uns auf bis auf die Zöpfe.
Die Wedel lassen wir zurück,
Als wie die beiden Leue:
Die wedeln noch den Takt, o Glück!
Zum Lied von der deutschen Treue.

Der König lehrt uns Politik
Ganz gnädig mit dem Kantschu,
Wir beugen selig das Genick
Und küssen ihm den Handschuh.
O gieb uns einen Tritt dazu!
Daß unser Herz sich freue:
Solch' schöne Strophe füge du
Zum Lied von der deutschen Treue.

Das treueste Vieh ist doch der Hund,
Man lenkt ihn ohne Zügel;
Und schlägt man ihm den Rücken wund,
So leckt er ab die Prügel.
Zuweilen wird er freilich wild,
Doch kriecht er stets aufs neue:
O Hund! du prächtig Titelbild
Zum Lied von der deutschen Treue.

Huß.

Als der Huß, der brave Böhme, mußt zum Scheiterhaufen gehen,
Liefen alle guten Christen, wollten ihn verbrennen sehen;
Alle frommen Pfaffen liefen, quälten ihn auf letztem Gange —
Aber Huß bestieg die Scheiter festen Schrittes mit Gesange.

Noch einmal der großen, klaren Welt sah er ins Angesichte,
Labte noch die kerkermüden Augen an dem heil'gen Lichte.
Als er sah ins Ewighelle, schon umzuckt vom rothen Strahle,
Brach aus ihm des Strebens Flamme also noch zum letzten Male!

„Muß dies Herz in Asche sinken, trieb es tausend junge Ranken;
Mag dies Hirn im Wind verlodern, nicht verbrennen die Gedanken!
Wenn ihr das Gefäß zerschlagen, wird der Geist von dannen sausen,
Fessellos auf Flammenzungen durch die Welt im Sturme brausen.

Meines Glaubens Asche in den Wind gestreut nach allen Enden,
Wird, ein Saatkorn, niederfallen, tausendfältig Keime senden.
Mögt ihr blinden Blender meine Lehre nur mit Feuer taufen!
Neuverjüngt, ein Phönix, steigt die Wahrheit aus dem Scheiterhaufen.

Eine Gans wohl mögt ihr braten, die Euch heut' ins Netz gegangen,
Doch ein Schwan in hundert Jahren kommt, den werdet Ihr nicht fangen.
Der wird in gewalt'gen Tönen euer Schwanenlied euch singen;
Und kein Kaiser wird es wagen, ihm zu rupfen seine Schwingen."

Als die hundert Jahr verflossen, kommt die Zeit mit mächt'gem Pralle,
Kommt der Schwan und beißt den Pfaffen kecklich ab die eine Kralle;
Hat die Welt schon halb gewonnen — wenn die Vögel sich besinnen,
Wird, woll's Gott! ein Strauß jetzt kommen und uns noch den Rest gewinnen.



Freiheit, die ich meine.

1848.

Die Freiheit ist kein Königsweib
Mit goldgekrönter Stirne;
In Lumpen hüllt sie noch den Leib,
Die vielverstoß'ne Dirne
Sie sitzet nicht im hohen Rath,
Der Worte macht statt Thaten:
Die Freiheit schleicht auf ödem Pfad
Verlassen und verrathen.

Sie ist auch keine Herrenmaid
Mit Rosen in dem Haare;
Die Freiheit ist zum Kampf bereit,
Am Arm der Proletare.
Sie duldet keinen Heil'genschein,
Und mögt ihr sie auch tadeln:
Sie ist gemein und bleibt gemein
Und läßt sich immer adeln.

Nur seit es stets im Westen tagt,
Will sie französisch lernen;
Obwohl dies vornehm ist, behagt
Es nicht den Herrn mit Sternen
Doch sie trägt hoch den schönen Kopf
Und ruft mit stolzem Blicke:
„Ein Unterthan, das ist ein Tropf —
Vive, vive la république!"



Zum 18. März.

1848.

Vor dem Berliner Schlosse
Ertönt ein Trauerlied:
Da liegen viel hundert Tote,
Sie liegen in Reih und Glied.
Und Leich' um Leiche tragen
Die Bürger stumm heran,
Als wollten sie sagen: König!
Da sieh, was Du gethan!

Da liegen sie, Mann und Knabe,
Starr mit zerfetzten Leib;
Da kommen sie weinend und klagend,
Braut, Schwester, Bruder, Weib.
Da schauen Väter und Mütter
Die toten Söhne an —:
Herrgott! und das hat ein König,
Ein deutscher König gethan!

Viel tausend Stimmen drohen:
Der König muß herab;
Er salutirt die Toten
Und nimmt die Mütze ab.
Da bluten all aufs neue
Bei ihres Mörders Nahn,
Als sprachen sie: Das hat ein König,
Ein deutscher König gethan!

Und viele werden's sprechen,
Viel tausend fern und nah;
Die Völker werden rächen
Den Frevel, der geschah.
Auf Sturmesflügeln bricht sich
Durch Land und Länder Bahn
Der Zornschrei: Das hat ein König,
Ein deutscher König gethan!

Weh! Volk, vom eig'nen Blute
Sind deine Hände roth;
Der Bruder schlug den Bruder,
Weil es ein Fürst gebot.
Ein großes Grab soll alle
In seinen Schoß empfah'n;
Drauf schreibet: Das hat ein König,
Ein deutscher König gethan!

Dies Grab, es wird zum Grabe
Der königlichen Macht;
Die Blut gesäet haben,
Die ernten eine Schlacht.
Im Blute wird ersticken
Der alten Treue Wahn!
Gottlob! und das hat ein König,
Ein deutscher König gethan!

Die neuen Crispine.

Die alten Pfaffen, die laß' ich in Ruh',
Die stehlen doch noch den Reichen das Leder
Und flickten den Armen damit die Schuh'.
Doch mit den heut'gen bleibt mir zu Haus;
Ob auf der Kanzel, ob auf dem Katheder,
Ein umgekehrter Crispin ist ein jeder:
Zwar haben sie nicht verlernt das Gemaus —
Doch stehlen sie jetzt den Armen das Leder
Und machen den Reichen Stiefel daraus.

Selbsthilfe.

1850.

Wenn nichts mehr hilft, wenn gar nichts mehr
Errettet und verfängt,
Hat uns der Herr die blanke Wehr
Als Rechtsbrief umgehängt.
Er gab der Rose ihren Dorn
Und Galle jedem Blut,
Er gab dem Mann den heil'gen Zorn
Und die gerechte Wuth.

Wohlan! ihr Schergen groß und klein,
Es giebt ein neues Spiel:
Nun sperrt einmal die Sonne ein,
Den Mund jagt ins Exil;
Blast aus am Himmel Stern und Stern —
Solang das Licht noch wacht,
Wird's immer wieder Tag, ihr Herrn,
Auch nach der schönsten Nacht.

Laßt seh'n, ob ihr im Wetter dann
Vor unserm Zorn besteht —
Den Dorn für euch! wenn's wieder an
Ein Rosenbrechen geht.
Mit stahlnen Federn schreiben wir
Den Freibrief, daß euch's graut,
Mit rother Tint', statt auf Papier,
Auf eure Eselshaut.



Frau Moral.

Die Moral ist eine wackre Madam,
Schert alles über einen Kamm;
Macht's wie der Dorfbarbier fürwahr:
Wenn der den Bauern schneid't das Haar,
Nimmt er ein holzen Schüsselein,
Das setzt er jedem auf den Kopf,
Sei nun sein Schädel groß oder klein,
Und was hervorguckt von dem Schopf,
Das schert er ab wie nach der Schnur;
Das nennt er dann eine Haarfrisur.



Herr Biedermeier.

Mitglied der „besitzenden und gebildeten Klasse“.

1846.

Schau', dort spaziert Herr Biedermeier
Und seine Frau, den Sohn am Arm;
Sein Tritt ist sachte wie auf Eier,
Sein Wahlspruch: Weder kalt noch warm.
Das ist ein Bürger hochgeachtet,
Der geistlich spricht und weltlich trachtet;
Er wohnt in jenem schönen Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Gemäßigt stimmt er bei den Wahlen,
Denn er mißbilligt allen Streit:
Obwohl kein Freund vom Steuerzahlen,
Verehrt er sehr die Obrigkeit
Aufs Rathaus und vor Amt gerufen,
Zieht er den Hut schon auf den Stufen;
Dann aber geht er stolz nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Am Sonntag in der Kirche fehlen,
Das wäre gegen Christenpflicht!
Da holt er Labung seiner Seelen —
Und schlummert, wenn der Pfarrer spricht
Das führt ihn lieblich bis zum Segen,
Den nimmt der Wackre fromm entgegen.
Dann geht er ganz erbaut nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Ach! Wandrer, die gen Westen streben!
Wie rühret ihre Noth sein Herz!
Wohl sieht er sammeln, doch zu geben
Vergißt er ganz in seinem Schmerz.
„Ihr Schicksal ruht in Gottes Händen!“
Spricht er — dann geht er auszupfänden,
Nimmt einem Schulder Hof und Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Den einz'gen, hoffnungsvollen Sprossen —
Denn mehr, das wäre Ueberfluß —
Den hält er klösterlich verschlossen:
Die Sünde stammt ja vom Genuß.
Die Mutter führt ihr Küchlein sittig
Wie eine Henne unter'm Fittig;
Sie sorgt für strenge Zucht im Haus
Und — leiht ihr Geld auf Wucher aus.

O edles Haus! o feine Sitten!
Wo jedes Gift im Keim erstickt;
Wo nur gepflegt wird und gelitten
Was gern sich duckt und wohl sich schickt
O wahre Bildung ohne Spitzen!
Nur der Besitz kann dich besitzen —
Anstand muß sein in Staat und Haus,
Sonst — geht dem Geld der Wucher aus.



Philister.

Philister sind scharmante Leute,
Immer die gleichen gestern wie heute.
Immer dieselben, heute wie morgen,
Die für ihren Nachwuchs sorgen;
Die vor fremden Thüren kehren,
Und im Schmutz die eignen lassen,
Andern einen Trunk verwehren
Und am offnen Spundloch prassen,
Flecken zählen an den Andern,
Aber selbst im Schlamme wandern;
Die Unendlichs mit Ellen messen,
So sie die Brille nicht vergessen,
Wenn Bastillen stürzen sollen,
Mit dem Stocke stützen wollen,
Wenn man einen Kraftgedanken
Ihnen schenkt, wie Trunkne wanken,
Vor der Wahrheit hellen Scheinen
Hinterm Sonnenschirme greinen,
Wo Begeistrungsflammen brennen,
Mit der Feuerspritze rennen;
Die mit ihrer Dummheit prahlen —
Aber bar bezahlen.



Erbsünde.

Freigeist nennst du mich, Freund? du weißt nicht, wie vieles ich glaube,
Die Erbsünde sogar ist mir historisch gewiß;
Weitergezeugt von Geschlecht zu Geschlecht, das schlimmste der Uebel,
Drückt sie darnieder den Sohn wie sie den Vater erdrückt;
Hilft kein Gebet und hilft kein Gebuß, denn die Ursünde Dummheit
Ist fatal wie der Tod: wächst doch für beide kein Kraut.



Flüchtlingssonette vom Jahre 1849.

I.

Ich kenne eine Königin, eine hohe,
Der Krone goldne Flamme ist entfacht
Auf ihrem Haupt, um ihrer Schultern Pracht,
Da schlägt des Purpurmantels stolze Lohe.

So schreitet sie dahin, die Opferfrohe,
Wie Lenzwind rauscht ihr Schleppkleid durch die Nacht,
Und Könige halten unter Schrecken Wacht,
Ob sie mit ihrem nackten Schwerte drohe.

Denn kommt sie, gilt kein altverjährter Raub,
Wie künstlich sich der Räuber auch entschuld'ge,
Und Kronen fallen ab wie welkes Laub.

Zum Löwen macht das Lamm sie, das geduld'ge,
Und Throne sinken vor ihr in den Staub —
Sie ist die einz'ge Fürstin, der ich huld'ge.

II.

Wann weder Mond noch Stern am Himmel scheint,
Schleicht die verbannte Freiheit durch die Lande
Und setzt, verhüllten Hauptes, im Leidgewande
Auf ihrer Kämpfer Hügel sich und weint.

„Ihr Helden, in der Kühle eingeschreint,
Daß Euer Schlummer leicht sei unterm Sande,
Bis ich euch wecke mit dem Feuerbrande
Des Kampfes, der euch den Lebenden vereint.

Zu Bannerträgern hab' ich euch erkoren,
Einst grünen eure Kränze neu belaubt:
Wer für die Freiheit starb, ging nicht verloren.

Geschenkt seid ihr dem Volke, nicht geraubt:
Ihr zieht im Kampf gleich blut'gen Meteoren
Ob deren Häuptern, die euch tot geglaubt."

III.

Die Freiheit sprach: „Mich schickt ihr in den Tod,
Und meine Laken sind des Volkes Rechte;
So schlaf' ich, doch dem menschlichen Geschlechte
Bleibt meine Mutter, die euch schwer bedroht.

Umsonst färbt ihr mit Blut die Feder roth:
Die geht aus dem verlorenen Gefechte
Als Siegerin, haucht Muth ins Herz dem Knechte
Und gibt dem Hunger Waffen anstatt Brot.

Zu euren Festen singt sie Schauerweisen;
Schaut euch nicht um, den wie das Weib des Lot
Erstarrt ihr ob dem Schlangenhaupt, dem greisen.

Die Schreckliche, sie kennet kein Gebot;
Die bricht euch, Goldene, denn sie bricht Eisen:
Kennt ihr mein Mütterlein? Ihr Name ist die Noth."

IV.

So sprach der Herr: „Der Ofen meines Zornes
Ist schon geschürt, er glüht gleich einer Essen;
Euch alle wird der Rache Feuer fressen,
Die ihr verschwelgt die Füllen meines Bornes;

Die ihr verzehrt den Segen meines Kornes,
Das ich der ganzen Menschheit zugemessen;
Die ihr mit Gold und Lust euch krönt, indessen
Dem Volk auf's Haupt ihr drückt den Kranz des Dornes.

Ihr seid das Unkraut unter meinen Garben;
Doch schärf' ich schon die Sichel meinen Schnittern,
Und schon erglänzt mein Saatfeld erntefarben

Weh euch! fahre ich hernieder in Gewittern,
Dann segn' ich alle Herzen, die da darben,
Bei euch jedoch wird Heulen sein und Zittern."

V.

„Der ich den schnöden Karl von England schon
Um den gekrönten Kopf gemacht hab' kleiner;
Der ich dem Ludwig dann, dem falschen Greiner,
Als Treppe ans Schaffot gestellt den Thron;

Der ich gefället den Napoleon,
Der frech war und gewaltig wie nicht einer;
Der ich den Thoren Karl, und dem, der feiner
Als alle war, dem Philipp, gab den Lohn:

Glaubt ihr, mein Zornesarm sei worden schwächer,
Ihr Fürstlein, daß ihr also haust und tobt?
Euch quetsch ich überm Haupt die goldnen Dächer.

Je höher ihr auf Leichen euch erhebt,
Je näher seid ihr dem gerechten Rächer."
So sprach der Herr; sein Wille sei gelobt.

VI.

„Gezählt hab' ich die Thränen meiner Lieben,
Und all' die Seufzer meiner Menschenherzen,
Und all' die Hungerqualen, Kerkerschmerzen,
Und all' den Blutschweiß, den ihr ausgetrieben.

Das alles hab' ich in mein Buch geschrieben,
Und bin bereitet nun, euch auszumerzen;
Ihr würdet sehen, und wäret ihr auch erzen,
Vom Drucke eurer Sündenlast zerrieben.

Glaubt ihr die Völkerherden, die verirrten,
Hätt ich euch anvertraut, mit ihren Vliesen
Und ihrem Blut euch Schwelger zu bewirthen?

Ihr habt als Ungetreue euch erwiesen,
Drum fresse jetzt das Lamm den schlechten Hirten!"
So sprach der Herr; sein Name sei gepriesen.

Der Proletar.

1849.

Was blühst du, Baum! was prangst du so?
Mein Weib liegt unterm grünen Klei.
Du Nachtigall! was schlägst du froh?
Mein süßes Kind liegt auch dabei.
Sie darbten, darbten mit Geduld,
Bis sie zuletzt gestorben sind;
Der Hunger hat sie eingelullt,
Barmherz'ger als ein Menschenkind.

Mein Vater zog nach Westen fort,
Verjagt von der Besiegten Schar;
Zum Sterben fand er einen Ort,
Der alte, müde Proletar.
Mein Mütterlein, das arme Weib,
Das brauchte keine Grube mehr;
Sie senkten ihren morschen Leib
Zur ew'gen Ruh ins tiefe Meer.

Wohl flüstert noch der Lindenbaum
Von Lenz und Luft ob meinem Haupt
Die Glocken singen wie im Traum
Die Lieder, die ich einst geglaubt.
O Glaube! der da „selig macht"!
Du köstlich, tröstlich Angebind!
Wie hast du uns so reich bedacht —
Wenn wir einmal gestorben sind.

Mein Weib liegt unterm grünem Klei,
Gesegnet sei die Ruhestätt'!
Mein süßes Kind liegt auch dabei,
Sie lagen stets in einem Bett.
Mein Vater zog, zu sterben, fort,
Mein' Mutter ward des Meeres Raub —
Ich schüttle bald im fernen Port
Von meinem Fuß deu deutschen Staub.

O unglückselig Vaterland!
Dein Morgenlicht ist Abendroth;
Am Werkstuhl dort die fleiß'ge Hand,
Des treuste Herze bricht die Noth.
Des Kummers Thräne ist dein Thau,
Dein Trost, das ist die Neue Welt,
Das Elend reift auf deiner Au,
Drum ist das Grab dein bestes Feld.

Du gleichst der Mutter, die ihr Gut
Mit frechen Buhlen schnöd verpraßt
Und betteln schickt ihr eigen Blut,
Vor fremde Thüren jagt zu Gast.
Gleiß nur und grüne wie ein Grab,
Bedeck mit Blumen deine Schand';
Gieb her mein Erb', den Bettelstab,
Du unglückselig Vaterland!





Eduard Fuchs.

Eduard Fuchs wurde am 31. Januar 1870 in Göppingen (Württemberg) als Sohn eines Maschinenfabrikanten geboren, verbrachte seine Jugend in Stuttgart, woselbst er die Realschule und das Gymnasium besuchte, um sich dann dem kaufmännischen Berufe zu widmen. In den Jahren 1891, 1893 und 1895 machte Fuchs größere Fußreisen durch Deutschland, Tirol, Schweiz, Italien und die Balkanstaaten. Der Arbeiterbewegung schloß er sich im Jahre 1886 an; 1888 erfolgte seine erste Verurtheilung (5 Monate) wegen Majestätsbeleidigung, begangen durch ein Flugblatt; 1889 wurde er wegen Verbreitung verbotener Schriften wieder zu fünf Monaten verurtheilt. Im Jahre 1892 übernahm Fuchs die Redaktion des „Süddeutschen Postillon" in München, welcher er heute noch vorsteht. 1893 erfolgte sein Austritt aus der Landeskirche. Bekannt ist seine Verurtheilung zu 10 Monaten Gefängniß im Jahre 1898 wegen Majestätsbeleidigung. Fuchs ist Verfasser verschiedener historischer Arbeiten, speziell auf dem Gebiete der politischen Karrikatur. Fuchs' dichterischen Arbeiten sind im „Südd. Postillon", meist aber in separaten Heftchen zum Abbdruck gelangt, außerdem in der Sammlung: „Aus dem Klassenkampf". Seine Dichtungen sind außerordentlich gedankenreich und von hervorragendem dichterischen Schwung. In der nächsten Zeit wird E. Fuchs ein neues Epos unter dem Titel „Die Noth" in Separatabdruck erscheinen lassen, dessen ersten Gesang (siehe Seite 270) er uns freundlichst zum Vorabdruck zur Verfügung stellte.

An die Bourgeoisie.

Es giebt ein Muß in der Geschichte,
Das niemand hemmt in seinem Drang,
Und dieses Muß mit seinem Stahlgesichte
Ist der Entwicklung steter Gang.
Es zeigt den Jetztzeitsprometheiten,
Ob sie mit Hand, mit Kopf sich mühten,
Wie rücksichtslos und unerbittlich heute
Das Alte mit der Neuzeit schwanger geht,
Wie dies vor keiner Konsequenz sich scheute,
Wie es des Alten Schutt verweht.
Und wir, die wir den Feuerschein begreifen,
Der jäh aufflammt am Horizont,
Die wir das Brüllen hör'n, das Pfeifen,
Das nicht den Singsang uns'rer Zelten schont;
Uns gilt er als der Heroldsruf,
Der Neuzeit Meldung,
Der Wellenschlag der Zukunftsbrandung —

. . . .

. . . .

Ob ihr auch sorglos auf den Kissen schnarchet,
Mit geiler Brunst die Dirn umschlingt,
Ob ihr mit frechen Lügenmäulern
Ein hohes Lied von eurer Ordnung singt,
Ob ihr zelotisch das begeifert,
Was eurem Geistessumpf entflieht,
Ob in den Koth von eurem Denken
Ihr alles Edle niederzieht;
Ob ihr, wie's eurer Klasse würdig,
Versucht das Neue todtzuschweigen,
Es zu bedrücken, zu belachen —
Es kommt — und in dem hellen Zukunftsreigen
Wird jede Schranke, Fessel krachen. —
Und wir, wir rufen trotzig euch entgegen,
Hohnlachend eurer tollen Wuth:
„Sie siegt und bringt den Armen ihren Segen,
Und sichern Untergang der Vampyr-Brut!"

Aus: Die Noth.

Ich bin die Noth!
Gleich wie der Nachtfrost Blumenleichen erntet,
So ernt' ich Menschenleichen,
Und einem Bahrtuch gleich sind meine Schwingen. —

Dem blühenden Knaben an der Mutter Brust
Hauch ich des Siechthums gift'gen Odem ein;
Der holden Jungfrau, die zum Weib erblüht,
Flecht ich ins Haar mit unsichtbarer Hand
Die Grabesrosen mit des Brautschmucks Zier,
Und statt des Lorbeers auf des Kämpfers Haupt,
Leg' auf den Scheitel ich die glühe Hand —
Mein Segen wird zum Fluch. Die trotzige Kraft,
Die jedem Unrecht kühn die Spitze bot,
Zum dumpfen Knirschen ist herabgedämpft.
Und wer zu schreiten wähnt', steifnackig stets
Grad aus und festen Blick's, entgegen einem Ziel,
Das stolze Jugendkraft gesteckt, dem brech'
Das steife Rückgrat ich entzwei, zermürb'
Die Knochen ihm, ich knet ihn durch wie Wachs
Und form ihn um zur feigen Schlangenkreatur.
Ich preß den Dichter mit dem Flammenherzen
An meine eisig kalte Brust
Und jene Flammen, die begeisternd lohten
Wie Sonnwendfeuer einer neuen Zeit —
Ich lösch sie aus. Zu Schutt und Asche
Wandl ich Herd und Tempel
Darin nach einem Funken Trost
Umsonst die bange Hoffnung schürt.
Und auf die Stirn, darauf in tiefen Furchen
Des Hochsinnes herrliche Gedanken horsten
Gleich Sonnenadlern, die gewohnt,
Im goldenen Lichte sich zu baden,
Breit meine Schatten ich — und niederstürzt,
Die mächtigen Schwingen jäh geknickt,
In öden Stumpfsinn und in thierische Nacht
Der Genius, der im stolzen Flug
Zur heißen Sonnenhöhe zog. — —

Ich bin der Jäger, dem kein Wild entgeht,
Das meinen Weg einmal gekreuzt;
Wahnsinn, Verzweiflung, meine flinke Meute
Sie hetz' ich jedem an die Spur,
Daß sie, wenn Phantasie ein schimmernd Trugbild webt
Zerreißen es mit flinken Zähnen.

Und wenn der Schlummer mild Vergessen bringt
Von all' dem Großen, das er angestrebt:
Daß er zusammenbrach, eh' er erklomm
Nur eine Stufe von dem stolzen Bau,
Der seines Geistes kühnes Sehnen war,
Auf dessen Höh' er hissen wollt'
Des Sieges Banner, daß es rauschend künd'
Was er gewollt und daß er es vollbracht —
Dann kau'r ich brütend mich zu ihm ans Lager
Und misch ihm wirre Träume in den Schlaf,
Daß er, wenn ihn der Schlummer kaum umfängt,
Aufschreckt, und weitersinnt mit müdem Hirn
Bis meiner Rüden grimmigem Gebiß
Er unentrinnbar endlich doch zum Opfer fällt.



Die Lumpenkäthe.

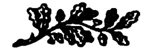
Es war nur eine alte Vettel,
Ein längst ergrautes Lotterweib,
Sie lebte nur von Straßenbettel
Und war des Elends Zeitvertreib.

Die meiste Zeit von ihrem Leben
War hinter Schloß und Riegel sie,
Es war auch dies ihr höchstes Streben:
Da brauchte sie zu betteln nie.

Dort fand man sie an einem Morgen
Am Eisengitter aufgehängt,
Zur ew'gen Ruh half aus den Sorgen
Ein Leintuchstreifen, festgesträngt.

Kein Priester murmelte Gebete,
Es tönet keiner Glocke Klang
Und für die alte Lumpenkäthe
War Schlüsselrasseln Grabgesang.

Es war nur eine alte Vettel,
Ein längst ergrautes Lotterweib
Sie lebte nur vom Straßenbettel
Und war des Elends Zeitvertreib.



Skepticismus.

Die Fata morgana vom Himmelreichsglück
Zerflossen ist vor meinen Augen,
In der Erkenntniß hell leuchtendem Licht
Die Götter mir längst nichts mehr taugen.

Vor denen ich einst auf den Knieen gerutscht,
Sie liegen in Scherben am Boden,
Mit rüstigem Denken erricht ich mir nun
Jetzt neue an Stelle der todten.

Und schau ich die neuen Göttergestalten,
Der Alten hell lachende Erben:
„Wie lange?“ zieht höhnend es durch mein Gehirn,
Und auch sie, sie liegen in Scherben.

Verbrechen.

Die einen zetern von Unmoral,
Die andern von schwerer Vererbung,
So konstruiren beide genial
Im Nu eine Thatsachenfärbung.

Daß man die Statistik in's Auge faßt,
Das hat es ja gar nicht nöthig,
Wenn's nur in das richtige Schema paßt,
Ist jeder zum Schwindel erbötig.

Aus diesem Grund ist die Quintessenz:
Hier Fatalismus, dort Bibel —
Das ABC der Rettungsessenz
Für jedes Gesellschaftsübel.

Ermahnung.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Im Dienst des Kapitals,
Ob du auch selbst zu Grunde gehst
Im Hungerjoch des Baals.
Des Deutschen Pflicht: Knechtseligkeit,
Treib bis ans kühle Grab,
Dann gehst du einst zum Himmel ein
Als deutscher Musterknab.

Fasching.

Die Arbeitslosen müd gehetzt
Hungertyphus müssen kosten
Frierend an die Luft gesetzt
Lechzen sie nach Arbeitsposten,
Aber alles ist besetzt — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Hochgeschürzte Kammerkätzchen
Ordnen Masken schöngebügelt,
Tochter übt in Liebesmätzchen,
Söhnchen lächelt glattgeschniegelt.
Der Vater auf den Schenkel knallt,
Die Mutter vor Vergnügen lallt.

* * *

Auf blanker Diehle hingestreckt
Hat ein armes Weib geboren,
Kind und Mutter sind verreckt,
Leichenschauende Doktoren
Haben stumm den Hals gereckt —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Hochgeschnürte Busen quellen,
Straffgespannte Näthe platzen,
Laut ertönen Narrenschellen
Geldsack schneidet fade Fratzen,
Der Walzer auf dem Armenball
Vermählet sich mit Pfropfenknall.

* * *

Im Chausseegraben schneeverweht,
Ist ein Stromer hingesunken,
Kurz tönt noch ein Stoßgebet,
Und zurück auf einen Strunken
Schlägt sein Kopf vom Tod gemäht.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Goldgezierte Chaisen jagen
Eisgeflockt sind Pferdenüster,
Kutscher schwere Pelze tragen,
Im Koupe tönt Liebgeflüster.
Der Geldsackjüngling gierumdampft
Luststöhnend die Maitress' umkrampft.

Ein Nichtglaubens-Bekenntniß.

Gebrochen und zerrissen sind die Bande
Moralität und Heuchelei;
Was einst mein ganzes Ich umspannte,
Gestorben ist es — ich bin frei! —
Ja frei, o welch' ein Hohn
Gen alles Hergebrachte
Durchzieht die Brust, wenn aus des Hirnes Schachte
Dogmat'scher Firlefanz entfloh'n.
Ich lach' der altersgrauen Sitten,
Einst hoch und heilig, jetzt zum Spott;
Ich kenn' kein flehentliches Bitten
Zum Christen- oder Geldsacksgott.
Es sind die grauen Nervenstränge
Jetzt Leiter anderer Ideen
Und seit abwegs der großen Menge
Erlernet erst mein Geist das Gehen.
Ich fülle nicht mit „Idealen",
Den Kopf mit utopist'scher Schwärmerei,
Und ob auch tausend sie empfahlen,
Erbarmungslos reiß sie entzwei.
Es taucht mein Geist in der Erkenntniß Labyrinthe
Als Pionier der neuen Zeit,
Und was ich schreib', schreib ich mit Herzblut's Tinte
Bis wir vom Zwang des Alten sind befreit.
Und ihr, ihr faden, seichten Schwätzer
Nennt ihr mich wüthend einen Hetzer,
So spott ich euer.
Nennt ihr mein Denken unmoralisch,
Mein Thun und Treiben kannibalisch,
Dann brech ich aus in eine Lache
Und stimme an ein Lied der Rache.

Kleinbürgerlicher Sozialist.

Dröhnende Phrase
Demonstration,
Bierbankbegeistert,
Revolution.

Predigt wie nöthig
Großproduktion,
Einzige Hülfe
Expropriation.

Kommt aber er in
Gant und Auktion,
Zetert und schimpft er
Auf Veitel und Cohn.

Sozialismus — Prometheus.

Ich, der erkennenden Sohn,
In des Elends Tiefen geboren,
Steige empor und bringe der Menschheit
Freudeschaffendes,
Segenspendendes,
Himmlisches Licht. —

Meiner Flamme heil'ger Funke
Weck' den Schöpferdrang des Genius,
Sprühe auf im Hirn des Denkers,
Zünde in der Brust des Dichters —
Das Gemeine zu besiegen,
Großes, Edles zu vollbringen. —
Hellauflodernde Geistesblitze,
Der Erkenntniß Strahlenpfeile,
Heißen Wollens Gluthgedanken
Zucken durch die bangen Nächte,
— Angefacht zu mächt'gen Bränden
Scheuchen sie der Nacht Dämonen.

Tag ist es!
Fluthend strömt die Lichterfülle
Ueber die befreite Welt.
Aus Millionen Kehlen schallt
Jubelgruß dem Licht entgegen,
Donnernd bricht das Echo sich
Tausendfach und weiter rollt's
Jauchzend durch des Weltalls Räume.
— — — — — — — — — — — —
So form ich zu Göttern euch um!

Göttin Elektra.

Gleichwie der elektrische Funken
Hellsiegend die Erde umzieht,
Daß ringsum die Nacht ist verschwunden
Und Hochlicht strahlend erglüht,
So ziehe das freie Forschen
Hin über der Erde Rund,
Es stürze der Lüge Throne,
Thu' Wahrheit den Menschen kund.
Zum Sieg denn, Göttin Elektra.

Radler-Lieder.

I.

Morgenritt.

Im Sattel rasch mit kühnem Satz,
Pedale flink getreten;
Ein Holdrio, ein Juchheschrei,
Das ist mein Morgenbeten.

Wohl trug ein Rad nie bess're Last,
Als meines hat getragen.
Die „Staatsanzeiger“ *) wohl verpackt
Vorn auf der Lenkstang lagen.

Der Satteltasche Handwerkszeug,
Es klappert auf den Steinen —
Der Schutzmann blickt, die Helmspitz nickt
Im Morgensonnenscheinen.

II.

Mein Lieb.

Es ist mein Lieb mein blitzblank Rad,
Mein Bräutchen wohlgebauet,
Hab seinem Hohlstahlgliederbau
Manch wichtiges vertrauet.

Wurd' einst verrathen, denunziert,
Als Rothwild voll Finessen —
Haussuchung kam, sechs Fahnder stark,
Und sucht nach Deckadressen.

Die Wache knirscht nach Spürhund Art,
Als sie findt' kein Verstecke —
Mein Liebchen lachet nickelblank
Und schelmisch aus der Ecke.

III.

Auf Vorposten.

Wollt einst die heil'ge Hermandad
Kühn gegen uns strategen,
Vor allererst dem Freunde mein
Wollt sie das Handwerk legen.

*) Spitznamen für den s. Zt. verbotenen „Sozialdemokrat.“

Da roch ich es mit Fuchsesnas',
Bestieg mein Rad geschwinde,
Ich bracht' die Kund' im Renntempo,
Es pfiffen scharf die Winde.

Die Fahndung kam, das Nest war leer,
Der Vogel ausgeflogen,
Mein Freund war noch in selb'ger Nacht
In's Schweizerland gezogen.

Das Erwachen einer Welt.

Wie Brandung, die am Felsen zerschellt,
Wie Nothruf, der durch die Lüfte gellt,
Wie Sturmwind, der im Urwald tollt.
Wie Donner, der über Häupter rollt —
So tönt es hin durch weite Nacht,
Daß jäh der Schläfer vom Schlummer erwacht.
Und als in die Nacht er fragend lauscht,
Ein himmlischer Ton ihm entgegen rauscht,
Wie aus der Glocke ehernem Munde
Ertönet ihm hell die erlösende Kunde:
„Ob du im Felde beim Sonnenbrand
Keuchend bebauest das Ackerland,
Ob du beim Stöhnen der Dampfmaschinen
Rackerst dich ab mit hungrigen Mienen,
Ob du des Geistes lodernde Kraft,
Ob du den Genius, der in dir schafft,
Bändigen mußt, und stetig beschwören,
Nur um dein Weib und Kind zu ernähren;
Ob du des Südlands Boden entsprossen,
Ob dich des Nordens Ströme umflossen,
Ob deine Wieg' in der Pusta gestanden,
Ob wo des Bergstromes Wellen branden,
Ob dir die Lieb die Wange geküßt,
Ob dir Entbehrung die Jugend „versüßt":—
Raffe dich auf! Erkenn' deine Macht!
Schaue die Welt in herrlicher Pracht —
Alles kannst du dein eigen nennen,
Wirst du endlich als Recht erkennen:
Daß, wer rackert das ganze Jahr,
Wer seines Zeichens ein Proletar,
Niederreiße die hemmenden Schranken,
Bahne den Weg dem einen Gedanken:
„Brüder seien sich alle die,
Die da hungern bei schwerer Müh!"

Und mächtig hat er sich aufgerüttelt,
Da fühlt er, daß halb er schon abgeschüttelt
Die Kette, die jüngstens ihn noch umfloß,
Sie knechtet völlig nur seinen Genoß,
Das Weib, das von schweren Fesseln umstrickt.
Es ahnet noch nicht, was die Welt beglückt.
— — — — — — — — — — — — —
Und fort rollt der Ton, hin über die Welt,
Vernichtend den, der dagegen sich stellt,
Er wecket die Schläfer, er reißt sie empor,
Zerstreuet den Nebel, den hemmenden Flor —
Und das Frühlicht, es kündet, daß dieser Nacht
Ein sonniger Morgen entgegen lacht.

Antisemitismus.

Ja, die „Juden“ sind zu hassen,
Doch die Schreibweis' aufgepaßt:
„Juden“ zwischen Gänsefüßchen,
Alle die zusammenfaßt,
Die in offener Geldgierwuth
Von dem Mark des Volkes zehren,
Die in Heuchlerfrömmigkeit
Sich von „Nächstenlieb“ ernähren,
Die auf ganz legalem Weg
Jedermann den Rechtsstrick drehen,
Deren einzige Arbeit ist:
Ernten das, was andere säen. —
— Einerlei, ob „wahre Christen“,
Ob vom Stamm der Judaisten
— Das sind „Juden“ unbestritten:
Hier ist die Moral beschnitten.



Aus: Ein königliches Mahl.

Der Balalaika*) wehmuthsvoller Ton,
Des Volkes schmerzdurchströmtes Lied,
Hat's jemals schon dein königliches Ohr gestreift?
Schlich dir der dumpfverhaltne Groll,
Der brütend bang durch die Gemüter zieht,
Jemals um deine diademgeschmückte Stirn?
Hat schon der Fluch, der Fluch des hungermüden Volks,
Der gellend, gleich der Windsbraut vor dem Wetter,

*) Russisches Musikinstrument in Guitarreform.

Toddrohend, unheilkündend durch die Lüfte fährt,
Schon einmal aus dem Schlaf dich aufgeschreckt?
Hast du die Qualen einmal nur ermessen,
Die eines solchen Tones Vater sind?
Hast du die Noth empfangen und gelindert,
Die deine Lande knechtet und entnervt?
O nein! denn hinter sammtverhangene Portièren
Dringt nicht des Elends grimmer Schmerzensschrei,
Und jener Groll, der schwül und dumpf
Auf dem Gemüthe deines Volkes liegt,
Der mischt sich nicht in deines Hofstaats Prunk.
Und Flüche, die gen Himmel gellen,
Entsendet aus gequälter Menschenbrust,
Sie prallen ab an deines Schlosses Marmorquadern,
Zerstäuben in die Lüfte ungehört. —
Beim Pfropfenknall, bei deinen Festen,
Beim Sporenklang, wenn Seide rauscht,
Da fühlst du nicht der Völker Schmerzen,
Dort grüßt dich einzig der Genuß:
Hier ist's der kräftig dralle Reiz der Frauenform,
Der sich im Schnitt des Kleides prägt,
Da ist's der elegant beschuhte Fuß,
Der zarte Gliederfülle ahnen läßt,
Dort ist's der schmiegsam graziöse Wuchs,
Der plastisch jede Regung wiedergiebt;
Hier ist's die sanftgeschwellte, nackte Brust,
Die wonnewogend jeden Mann bestrickt;
Und dort der weiche, volle Arm,
Der Lust und Rast verheißt am feuchten Leib;
Da sind's die Mienen deiner Schranzen,
Hier jugendfrisch, dort schlaff blasirt, —
Doch alle lechzend nach Genuß.
Wohl legt sich schwül um eines jeden Stirn
Ein alles Denken raubendes Gefühl,
Doch ist es nicht der Groll und nicht der Fluch,
Die draußen gellen durch die Luft, —
O nein, es ist der süß berauschende Geruch,
Der wonnevoll dem nackten Weiberfleisch entströmt. —
Du thronst Selbstherrscher aller Reußen,
Dem sich ein jeder von den Großen Deines Reichs
Nur unterwürfig-knechtisch naht,
Und nur die überschwänglichen Tiraden
Des Schmeichlertrosses dringen an Dein Ohr.
Du bist der Gott, für dessen Machtspruch
Es niemals eine Schranke gab,
Du bist der Gott, für dessen Thaten
Du selbst der einz'ge Richter bist.
Du kannst errichten, kannst zermalmen

Und niemand wagt dir einen Widerspruch. —
Ein Zucken deiner Wimpern schon genügt,
Daß rings der ganze Hofstaat jäh erbleicht;
Ein Wink von deiner Hand und Jeder,
Der noch soeben stolz den Nacken trug,
Er liegt jetzt Gnade winselnd feig vor dir im Staub.
Ein Wort von dir und viele tausend,
Der heute noch der Heimath Kreis umschloß —
Sie schreiten morgen schon, zu Paaren festgeschmiedet
Nach Ostsibiriens ödem Schneegefild.
Nur des Befehls bedarf es, deiner Laune,
Daß sich der Osten auf den Westen wirft,
Und tausend Regimenter stampfen nieder,
Was mühevoll ein jahrelanger Fleiß erbaut.
Die Luft ertönt vom Krachen der Kanonen,
In das der Sterbenden Geheul sich mischt,
Rings flammen Städte auf und winden
Um deine Krone grell ein Flammendiadem —
Du weißt — — — Ein Wort von dir
Und ganz Europa bebt.

Und trotzdem zuckst du manchmal jäh zusammen,
Ein Frösteln zieht durch deinen Leib,
Denn die Geschichte hat mit ehrnem Griffel
In blutigfarbner Flammenschrift
Ein mene tekel dir gemeißelt,
Soferne du nicht Halt gebietest
Dem zügellosen Roß der Despotie! —
Ob du im Taumelrausche wilder Wollust,
Bei dem bachantisch-tollen Zechgelag,
Ob du im Schooß der Mutter Kirche,
Betäubung suchst — — — Es ist umsonst.
Du siehst's im Feuerblick der schlanken Polin,
Wenn heiß verlangend sie auf weichem Pfühl
Die luftgeschwellten Glieder an dich preßt,
Dir spricht's der Rosenmund der goldgelockten Russin,
Wenn ihres Leibes üppigschöne Pracht,
Reizvoll enthüllt auf deinem Purpurbette,
Einladet dich zu wonnig süßer Rast.
Du siehst es wiederspiegeln im Champagner,
Bei dessen Schäumen du Vergessen suchst,
Du siehst's im Antlitz deiner Zechgenossen,
Wenn grellauflachend du in toller Wuth
Zu Boden schleuderst den krystallnen Kelch.
Es flammt dir auf im Heiligenbilde
Vor dem du Hilfe suchend dich gebeugt
Es grinst dich an aus allen Orten,
Wenn dich der Eilzug durch die Lande trägt.

Und jenes blutigfarbne Flammenzeichen,
Das deiner Seele niemals Ruhe gönnt,
Das unbefriedigt stets und doch aufstachelnd
Dich vom Genusse zum Genusse hetzt,
Das unheilsprühend hier, dort kalt und steinern
Aus jedem Dinge dir entgegenstarrt,
Das all dein Denken füllt mit schwerem Bangen
Das dich bedroht, erbarmungslos verfolgt,
Das sagt mit unzweideutig klarer Stimme,
So laut, als wär es gestern erst geschehen:
Daß einst des Volkes hellentflammter Zorn
Den Vater dir zerschmettert —

„Von Gottes Gnaden“ heißt der Hermelin,
Den des Geschickes Hand gelegt
Um deine Schultern — von Geburtes wegen.
Und Gottes Priester sind es, Deine Priester,
Die Tag für Tag in Gottes Kirchen
Lobpreisen deiner Herrschaft Ruhm.
Und während sie den Segen deiner Herrschaft
In schönen Worten preisen laut dem Volk,
Schleicht Hungersnoth durch deine Lande
Und tückisch folgt ihr nach die Cholera.



Zeitbild.

Die Proletarierin.

Mit 40 Pfennig Tag für Tag
Fürwahr ein elend Leben,
Was Wunder, daß sie sich nun jetzt
Der Unzucht hat ergeben?
Das ist gemein!

Die höhere Tochter.

Wurd' einem Schwachkopf angetraut,
Als Mitgift hohe Renten,
Sie tauschte ein die „Exzellenz“,
Dafür läßt sie sich schänden.
Das ist modern!



Der Prometheus unserer Zeit.

An der Arbeit Felsenküste festgeschmiedet durch die Noth,
In der Sorgenmeereswüste stets vom Untergange bedroht,
Von der Leber seines Geistes zehrt im Adler Tyrannei;
Seine Lebensfreuden alle ihm vernichtend ohne Reu'.
Nerven, Hirn und Kraft zerstörend, wirkt der Knechtschaft Sonnenglut,
Sturm und Wetter ihm umtoben, auf ihn stürzt der Willkür Flut.

—. Er auch hatte frech verachtet eines Gottes Machtgebot,
Trotzigkühn gen Himmel stürmend, sich erhebend aus dem Koth.
Alle Fesseln von sich werfend, die der Glaube hängte an,
Ehrfurchtslos und geisteswuchtig schafft er sich die neue Bahn.
Und dabei sich kühn vermessend, rüttelnd eines Gottes Thron —
Mit dem stärksten selbst zu kämpfen, wagt er es, des Geistes Sohn.
Mit dem mächtigsten der Götter, mit dem Gotte Kapital,
Dem Naturgesetze dienen, Muskelkraft in Fleisch und Stahl.
Doch als Kind der freien Forschung, fleischgeword'ner Wahrheitsdrang,
Fragt er nichts nach Menschenordnung, spottet dem gewohnten Gang.
Bittend nicht ist seine Sprache vor des Gottes Weltenmacht,
Titangleich sind seine Worte von des Rechtes Gluth durchfacht:
„Nimmer soll zu Nutz der Gottheit herrschen Lüg' und Glaube nur,
„Schwinden soll im Hirn das Dogma, diese seelische Tortur!
„Hungern sollen nicht die einen, wo des Brots in Fülle ist!
„Prassen niemals mehr die andern, wo der Bruder hungrig ist!
„Nimmer soll im Kampf ums Leben brechen jedes Menschen Glück,
„Frei soll jede Stirn sich heben, Freude künden jeder Blick."

. . . .

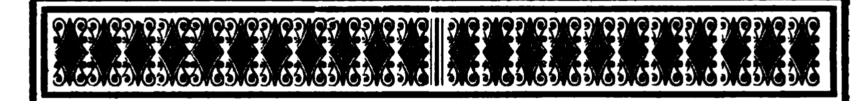
Wenn der Frucht die Schal' zu enge, sprenget sie der Mutter Schooß.
Höhnend reißen sich Ideen von den alten Formeln los.
Immer kämpfte mit dem alten überkomm'nen Vorurtheil
Die Erkenntniß und will formen sich die Welt zu ihrem Heil.
Niemals hat sich frei ergeben die Gewalt dem Menschenrecht,
Stets nur durch den Tod des Alten kam zum Sieg ein neu Geschlecht.
Er setzt der Gewalt entgegen seines Wissens scharfen Pfeil,
Mit der Logik wucht'gem Hammer treibt in alles er den Keil,
Ewigen Gesetzen folgend, muß er siegen in dem Streit,
Und so wird sich selbst befreien der Prometheus uns'er Zeit!





Hoffmann von Fallersleben.

August Heinrich Hoffmann, nach seinem Geburtsort gewöhnlich **Hoffmann von Fallersleben** genannt, wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben im Hannoverschen geboren, bezog 1816 die Universität Göttingen um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald der Philosophie und Kunstgeschichte zu. In Bonn erschien 1821 seine erste Arbeit auf germanistischem Gebiete, eine Ausgabe der Bonner Bruchstücke des Otfried. Später in Berlin, dann Breslau, wurde er 1830 außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor der deutschen Philologie an der Universität Breslau. 1840 legte er die Eindrücke einer Reise in seinen „Unpolitischen Liedern" nieder. Diese Gedichte erregten in höheren Kreisen derart Anstoß, daß Hoffmann in Untersuchung gezogen und 1842 seines Amtes entsetzt wurde. Nun folgte ein unstätes Wanderleben. 1854 folgte er einer Einladung des Hofes nach Weimar, wo er mit O. Schade das „Weimar. Jahrbuch" herausgab. 1860 machte ihn der Herzog von Ratibor zum Bibliothekar in Korvey. Hier starb er am 20. Januar 1874. — Hoffmann war als Germanist außerordentlich fruchtbar und verfaßte eine große Anzahl hochbedeutender Werke über ältere deutsche Litteratur. Auch als Dichter war er außerordentlich vielseitig. Hoffmann's Gedichte lehnen sich meist an das Volkslied an, dem er von jeher besondere Liebe zugewandt hatte und dessen Ton er so gut zu treffen wußte, daß seine zum Theil in fremden Dialekten (alemannisch und niederländisch) gedichteten Lieder vielfach für alte Volkslieder gehalten werden.



Polizei, Geld und Wetter.

Freier Mensch mit göttlichen Entwürfen,
Voll von hohen himmlischen Ideen,
Aus dem Born der Schöpfung kannst du schlürfen,
Und ins Angesicht der Gottheit sehen.
Aber ohne Paß, da bist du kaum ein Thier,
Freier Mensch, es tauscht kein Hund mit dir.

Freier Mensch voll hoher Gottesgaben,
Kannst du alles hören, alles sehen,
Kannst genießen alles, alles haben,
Darfst nicht unbefriedigt weiter gehen.
Aber ohne Geld, du giebst es selber zu,
Freier Mensch, ein Schaf ist mehr als du.

Freier Mensch, setz' auf die Pudelmütze,
Daß dich Kopfweh nicht und Zahnschmerz plagt;
Nimm den Schirm, er ist dir heute nütze,
Weil das Wetter doch nach dir nicht fragt;
Denn das Wetter ist wie Geld und Polizei,
Freier Mensch, leb wohl! und werd' erst — frei!



Was ist denn zollfrei.

Besteuert ist die ganze Welt
Und alles drum und dran:
Gewerbe, Handel, Gut und Geld,
Weg, Wasser, Weib und Mann.
Wem wäre nicht das Leben theuer,
Wofür man zahlt so manche Steuer?

Besteuert ist der Bissen Brot,
Den man im Schweiß gewinnt;
Besteuert ist sogar der Tod,
Weil wir am Ziele sind.
Nur zu erzeugen unsers Gleichen
Ist frei den Armen und den Reichen.

Entwicklung auf historischem Wege.

O lasset doch den Geist der Zeiten!
Ihn hemmt kein Wehr, kein Damm, kein Band;
Er wird tagtäglich vorwärts schreiten
Frei wie der Fluß durch's ganze Land.

Er strömet nicht aus einer Quelle,
Aus einer Lebensader nur;
Ihn nährt und speist an jeder Stelle
Die ganze lebende Natur.

Ihr seht nur eine Quelle springen,
Und diese stopft ihr zu im Nu
Und denkt, es wird uns jetzt gelingen,
Wir stopfen ja die Quelle zu.

Ihr hohen Herrn und Herrendiener!
So wollt ihr schützen Kirch' und Staat?
Ihr macht's ja grade wie der Wiener,
Der auf die Donauquelle trat.

Er sprach mit stillem Wohlbehagen:
Die Quelle hab' ich nun bekleibt!
Was werden wohl die Wiener sagen,
Wenn jetzt die Donau außen bleibt? —

Drum lasset doch den Geist der Zeiten!
Ihn hemmt kein Wehr, kein Damm, kein Band;
Er wird tagtäglich vorwärts schreiten
Frei wie der Fluß durch's ganze Land.



Dies irae, dies illa.

(Der Tag des Zornes)

Es kommt der Tag der Rache,
Fürwahr, er kommt einmal,
Für die gerechte Sache,
Für uns're Noth und Qual.

Dann giebt die Wahrheit Kunde,
Wer für und mit uns war,
Und alle Lumpenhunde
Die werden offenbar.

Dann haben wir gelitten
Umsonst für Freiheit nicht,
Und nicht umsonst gestritten,
Den Kampf für Recht und Licht.

Es kommt der Tag der Rache,
Fürwahr, er kommt einmal,
Für die gerechte Sache,
Für uns're Noth und Qual.

Der christliche Staat.

Seht, wie schwer die Aehren schaukeln,
Wie am Baum die Aepfel gaukeln!
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Vieh auf Weiden, Wild in Wäldern,
Korn und Futter auf den Feldern.
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Reben an der Berge Rücken,
Gerst' und Hopfen zum Entzücken.
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Fisch' in Teichen, Vögel in Lüften,
Gold und Silber in den Klüften.
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Wenigen gehört das Beste —
Ach, wir andern sind nur Gäste.
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Nicht ein Halm, nicht eine Blume
Ward uns hier zum Eigenthume.
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Wird denn unser Tag nicht nahen,
Wo wir unser Theil empfahen?
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Sind die Hohen und die Reichen
Sind nicht alle unsers Gleichen?
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.

Sollen denn die Güter werden
Nie gemeinsam hier auf Erden?
'S wächst so viel auf dieser Erde,
Doch für unser einen nicht.



Aus Ovids Metamorphosen.

Es flickt ein Schneider ein Gewand
Für eine Majestät,
Und wie er's hält in seiner Hand
Und in den Falten späht:
O Wunder, Wunder? was schaut heraus?
Eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus.

Der Schneider hüpft vor Freud' empor
Sieht sie mit Wollust an,
Und holt sein Messer flugs hervor,
Und ach! Was macht er dann?
O Wunder, Wunder! er spaltet sie,
Spaltet sie, spaltet sie, dieses königliche Vieh.

„Die eine Hälfte bleibet mir
Von dieser Königslaus,
Es stecket so viel Blut in ihr
Ein Fürst wohl wird noch draus."
O Wunder, Wunder! er speist sie geschwind,
Und er wird, und er wird, wird ein fürnehm Fürstenkind.

Da fragen die Gesellen ihn:
„Was aber kriegen wir?"
„Die andre Hälft' ist euch verliehn,
Das ist genug für vier,
O Wunder, Wunder! aus der halben Laus
Kommen noch, kommen noch fünfthalb Grafen wohl heraus."

Der Lehrling sah sich alles an:
„Herr Meister sagt mir jetzt,
Hier seh' ich kriegt ja Jedermann,
Was krieg' ich denn zuletzt?"
„O lecke, lecke das Messer rein,
Und du wirst, und du wirst 'n schlechter Edelmann noch sein!"

Chinesisches Loblied.

Stehende Heere müssen wir haben,
Stehende Heer' im himmlischen Reich.
Wär' es nicht wahrlich Jammer und Schade,
Wenn wir nicht hätten manchmal Parade,
Wenn wir nicht hörten den Zapfenstreich?
Stehende Heere müssen wir haben,
Stehende Heere im himmlischen Reich.

Stehende Heere müssen wir haben,
Weil sie in Umlauf bringen das Geld:
Wo die Soldaten zechen und zehren
Muß sich der Handel und Wandel vermehren,
Und es verdient dann alle Welt.
Stehende Heere müssen wir haben,
Weil sie in Umlauf bringen das Geld.

Stehende Heere müssen wir haben;
Wo sie bestehen, bestehen auch wir.
Wenn wir die stehenden Heere nicht wollten,
Wüßten die Junker nicht was sie sollten,
Ach! und die meisten verschmachteten schier.
Stehende Heere müssen wir haben,
Wo sie bestehen, bestehen auch wir.

Der gute Wille.

Gern will ich sein ein Rather
Verlangt nur keine That —
Ich bin Familienvater
Und auch Geheimerrath.

Ja freilich, beides bin ich,
Das macht mir viele Pein —
Ich bin gewiß freisinnig,
Wie's einer nur kann sein.

Hätt' ich nicht Frau und Kinder,
Da wär's mir einerlei,
Vorsichtig wär' ich minder,
Spräch' auch noch mal so frei.

Doch ein Familienvater,
Der Punkt ist delikat,
Und noch viel delikater
Ist ein Geheimerrath.



Knüppel aus dem Sack.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte mir bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wie ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh'
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt ich selbst recht lustig sein,
So ließ ich tanzen Groß und Klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß,
Frisch: Knüppel aus dem Sack
Auf's Lumpenpack!
Auf's Hundepack!

Aus dem Grabe eines Selbstmörders.

Ich habe treu mein Amt versehen,
Und mein Gewissen fühlt sich rein.
Was aber hatt' ich auszustehen,
O welche Qual und welche Pein!
Ich weiß was Schuld an Allem ist:
Ich war ein deutscher Polizist.

Wohin ich irgend mich begeben —
Verwundert sah sich alles um,
Gleich war vorbei das muntre Leben
Und die Gesellschaft wurde stumm.
Ich weiß was Schuld an Allem ist:
Ich war ein deutscher Polizist.

In Schwermuth bin ich dann gerathen,
In eine lange düstre Nacht
O daß man hat zum Heil der Staaten
Ein solch' verfluchtes Amt erdacht.
Ich weiß was Schuld an Allem ist:
Ich war ein deutscher Polizist.

Ich fühl' um Alles mich betrogen,
Dem Schimpf und Spotte bloßgestellt.
Drum stürzte ich mich in die Wogen
Um zu versöhnen noch die Welt.
Ich weiß was Schuld an Allem ist:
Ich war ein deutscher Polizist.

Jetzt hab' ich alles abgewaschen,
Was euch als Makel einst erschien.
Nun gönnt den Frieden meiner Aschen
Den mir das Schicksal hat verliehn.
Ich weiß was Schuld an Allem ist —
Gottlob, ich **war** ein Polizist.

Herbstlied eines Chinesen.

Wir sind nicht reif?
Das ist das Lied, das sie gesungen haben
Jahrhunderte lang uns armen Waisenknaben,
Womit sie uns noch immer beschwichten,
Des Volkes Hoffen immer vernichten,
Den Sinn der Bessern immer bethören
Und unsre Zukunft immer zerstören.

Wir sind nicht reif?
Reif sind wir immer, reif zum Glück auf Erden,
Wir sollen glücklicher und besser werden.
Reif sind wir, unsre Leiden zu klagen,
Reif sind wir, euch nicht mehr zu ertragen,
Reif, für die Freiheit Alles zu wagen.



Bienenloos.

Wir geben und der König nimmt,
Wir sind zum Geben nur bestimmt,
Wir sind nichts weiter als die Bienen,
Arbeiten müssen wir und dienen,

Und statt des Stachels gab Natur
Uns eine stumpfe Zunge nur;
Die dürfen wir nie unsertwegen
Und nur im Dienst des Königs regen.



Dort wie hier.

Ich wollt', es wäre Schlafenszeit
Und alles schon vorbei.
Wir werden von der Frohnarbeit
Doch nun und nimmer frei.
Zur Arbeit sind wir hier allein,
Dort wird es auch nicht anders sein.

Der Pfarrer hört's und tröstet sie:
„Ihr lieben Kinder mein,
So etwas giebt's im Himmel nie,
Da wird nur Freude sein.
In unsers Herren Himmelreich
Ist einer nur dem andern gleich."

Herr Pfarrer, was ihr vom Himmel sprecht,
Wenn ihr's gewiß auch wißt,
Ganz gleich, das glaub ich doch nicht recht,
Ich weiß schon, wie es ist:
Die andern trinken Wein und Bier,
Und unterdessen donnern wir.



Wiegenlied.

So schlaf in Ruh,
Mein Söhnlein du!
Dein Vater sprach ein freies Wort,
Da führten ihn die Schergen fort
In einen Kerker weit von hier,
Weit weg von mir, weit weg von dir.

So schlaf in Ruh,
Mein Söhnlein du!
Dein Vater leidet Schmach und Noth,
Dein Vater ist lebendig todt,
Und seine Freunde bleiben fern
Und sehn auch dich und mich nicht gern.

So schlaf in Ruh,
Mein Söhnlein du!
Dein Vater ist ein Biedermann —
Heil jedem, wer so denken kann!
Heil dir, wenn du dereinst auch bist,
Was dein gefang'ner Vater ist.

So schlaf in Ruh,
Mein Söhnlein du!
Verschlaf des Vaterlandes Nacht,
Den Knechtssinn, die Despotenmacht;
Verschlaf, was uns noch drückt und plagt,
Schlaf, bis der bessere Morgen tagt!



Wie ist doch die Zeitung so interessant.

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen —
Bald werden sie alle zusammenkommen —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden
Ein Portepéefähnrich ist Leutnant geworden —
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!



Das Lied vom deutschen Philister.

Der deutsche Philister, das bleibet ein Mann,
Auf den die Regierung vertrauen noch kann,
Der passet zu ihren Beglückungsideen,
Der läßt mit sich Alles gutwillig gescheh'n.
:,: Ju vivallera, ju vivallera, ju vivalleralleralleral! :,:

Befohlener Maßen ist stets er bereit,
Zu stören, zu hemmen den Fortschritt der Zeit,
Zu hassen ein jegliches freie Gemüth
Und alles, was lebet und grünet und blüht.
:,: Ju vivallera 2c. :,:

Sprich, deutsche Geschichte, bericht' es der Welt,
Wer war doch dein größter berühmtester Held?
Der deutsche Philister, der deutscheste Mann,
Der alles verdirbt, was man Gutes begann.
:,: Ju vivallera 2c. :,:

Was schön und erhaben, was wahr ist und recht,
Das kann er nicht leiden, das findet er schlecht.

So ganz, wie er selbst ist, so kläglich, gemein,
Hausbacken und ledern soll Alles auch sein!
:,: Ju vivallera 2c. :,:

So lang der Philister regieret das Land,
Ist jeglicher Fortschritt daraus wie verbannt;
Denn dieses erbärmliche feige Geschlecht,
Das kennet nicht Ehre, nicht Tugend und Recht.
:,: Ju vivallera 2c. :,:

Du Sklav' der Gewohnheit, du Knecht der Gewalt,
O käme dein Simson, o käm er doch bald!
Du deutscher Philister, du gräßlichste Qual,
O holte der Teufel dich endlich einmal!
:,: Ju vivallera 2c. :,:

Doch leider hat Belzebub keinen Geschmack
An unsern Philistern, dem lumpigen Pack,
Und wollten sie selber hinein in sein Haus,
So schmiß er die Kerle zum Tempel hinaus.
:,: Ju vivallera 2c. :,:



Flora Germania.

Es grünt und blüht im Vaterlande
Zum Heil und Segen jedem Stande:
Denn jedem Deutschen bringt fürwahr
Der Frühling eine Gabe dar.

Der Frühling kommt, uns zu belohnen
Mit Königskerzen, Kaiserkronen,
Mit Pfaffenhütlein, Rittersporn,
Mit Bauernsenf und Edelkorn.

Doch läßt er uns am meisten schauen
In allen Wäldern, allen Auen,
Daß Gott erbarm! Jahr aus, Jahr ein
Das deutsche Hungerblümelein.





Anton Behr.

Anton Behr wurde als Sohn eines Tuchmachermeisters in dem Städtchen Oberlautensdorf in Böhmen geboren, verlebte aber die meiste Zeit seines Lebens in Reichenberg in Böhmen, dem „Neisse-Manchester", wohin seine Eltern bald nach seiner Geburt übersiedelten. Er besuchte die dortige Hauptschule durch kaum sechs Jahre und mußte schon als zehnjähriger Junge sein Brod durch Anknüpfen (in der Tuchmacherei) verdienen. Später erlernte er das Tuchmacherhandwerk. Schon mit achtzehn Jahren trat er in die sozialdemokratische Bewegung ein. Von 1873 bis 1875 bereiste er als Handwerksbursche Deutschland und arbeitete in Crimmitschau, Braunschweig, Großenhain, Forst und Kamenz, überall agitatorische Thätigkeit entfaltend. Natürlich machte er infolgedessen auch zeitig Bekanntschaft mit dem Gefängniß. Im Jahre 1878 sehen wir ihn als Mitglied der Parteileitung in Reichenberg und im folgenden Jahre als Sekretär der österreichischen Arbeiterpartei und Redakteur des „Sozialist" in Wien und später des „Volksfreund" in Reichenberg. 1882 wurde er in einen Geheimbundsprozeß verwickelt, saß im Prager Landesgerichtsgefängnisse ungefähr 8 Monate, nach deren Verbüßung er im Verein mit Josef Schiller ein Blatt, „Der Radikale", herausgab. 1884 wurden beide abermals wegen Geheimbündelei verhaftet und brachten inkl. Untersuchungshaft ziemlich ein Jahr im Gefängnisse zu. Behr wurde sodann, nachdem man ihn im Prager Polizeigefängnisse photographirt, aus Prag und Reichenberg ausgewiesen, worauf er sich nach Crimmitschau in Sachsen wandte. Nach halbjährigem Aufenthalte erfolgte auch seine Ausweisung aus Sachsen. Nach Gera übersiedelt, trat er anfangs weniger an die Oeffentlichkeit uud arbeitete über drei Jahre in einer Weberei, bis er dort gemaßregelt wurde. 1891 wurde ihm die Redaktion der „Reußischen Tribüne" übertragen. 1892 aus Reuß j. L. ausgewiesen, wandte er sich nach Aussig in Böhmen und später nach Saaz, woselbst er die populärwissenschaftliche Monatsschrift „Die Zeitschwingen" herausgiebt. Seine Dichtungen sind in den letzten Jahren in der Sammlung „Nordböhmische Klänge" erschienen.

Das Begräbniß.

Ein schwarzer Kasten, dran zwei alte Mähren,
Zwei Männer schleppen einen Sarg daher.
Neugierig gafft die Menge rings umher,
In keinem Auge seh' ich Trauerzähren.

Die Bürde ist nicht schwer, nur dürre Knochen
Enthält das einfach-rohe Bretterhaus.
Verbrechergleich führt man ihn dann hinaus,
O sagt mir doch, was hat der Mann verbrochen?

Ich denke noch an jene Zeit zurücke,
Wo er an Rändern mühsam schlich umher
Wie ein Skelett, die Glieder matt und schwer,
Das Auge trüb' mit wehmutsvollem Blicke.

Und trotzdem mußte er noch immer schaffen,
Es trieb den Armen ja die bitt're Noth,
Sich zu verdienen noch sein hartes Brot,
Als er vermochte kaum sich aufzuraffen.

Ich seh' ihn noch auf seiner Sterbestätte,
Ein Loch, wohin kein reines Lüftchen dringt.
Ich seh', wie mühsam er nach Athem ringt,
Verfaultes Stroh, das war sein Ruhebette.

Er mußte frühe aus dem Leben scheiden,
Der vielgeprüfte arme Proletar,
Kaum, daß er zählte an die vierzig Jahr,
Als ihn der Tod erlöst von seinem Leiden.

In der Fabrik schon als ein zarter Knabe,
Bei schlechter Nahrung und bei schlechter Luft,
Da sog er ein den gift'gen Moderduft,
Das war der Keim zu seinem frühen Grabe.

Fabrikenluft, die reift den Menschen frühe,
Ein bleicher Jüngling noch von schwachem Leib.
Nahm er ein schwächlich Mädchen sich zum Weib,
Bald brachten Kinder Sorge, Noth und Mühe.

Da galt's noch mehr zu schanzen und zu schwitzen,
Vermehrte Arbeit und vermindert Brod,
Und dennoch' konnt er immer nicht vor Noth
Sein Weib und seine armen Kinder schützen.

Von seinem Lager wich der süße Schlummer,
Er hat die Nächte sorgenvoll durchwacht.
Kein Wunder, wenn auf's Krankenbett gebracht,
In Ueberarbeit, Sorge, Noth und Kummer.

Das Weib muß den Ernährer nun erhalten,
Zu drückend wird die schwere Bürde fast,
Wie bald sieht sie in ihm nur eine Last,
Das Elend macht die Liebe bald erkalten.

Was kann ein solches Dasein weiter frommen?
Ein Glück, wer dann so rasch als möglich stirbt.
Wer so im Elend und in Noth verdirbt,
Dem ist der Tod als lieber Freund willkommen.

Drum als er starb, da flossen keine Zähren,
Es fällt sein Scheiden keinem Menschen schwer,
Neugier'ge Gaffer stehen nur umher
Beim schwarzen Kasten, dran zwei alte Mähren.



Stolz und kühn.

Felsen im Meer,
Tosende Brandung rings umher,
Wüthend benagen die Wellen den Saum,
Spritzen ins Antlitz dir Geifer und Schaum.
Stolz und verächtlich doch blickst du umher,
Felsen im Meer.

Tanne im Forst,
Hoch auf dem Wipfel des Adlers Horst,
Trotze so standhaft und wacker dem Sturm,
Ob auch am Marke dir naget der Wurm,
Ob auch vom Blitze die Rinde dir borst,
Tanne im Forst.

Männer der Zeit,
Stets für die Wahrheit zum Kampfe bereit,
Ob euch die Lüge mit Netzen umstrickt,
Ob die Gewalt schier zu Boden euch drückt,
Immer erhoben die Waffe zum Streit,
Männer der Zeit.

Der Lenz erwacht.

Der Lenz erwacht? Laulinde Lüfte wehen,
Schon schmolz der Schnee im Thal und auf den Hügeln,
Nur selten hörst du noch den Schrei der Krähen,
Ein Sängervolk erscheint auf leichten Flügeln,
Aus frischem Grün die kleinen Blümchen spähen,
Froh springt der Bach, frei von des Eises Zügeln,
Durch düstre Wolken hell die Sonne lacht,
Und froh ertönt es rings: Der Lenz erwacht!

Der Lenz erwacht! Das ist ein Jubiliren,
Die Vögel singen herrlich in den Lüften;
Steh', wie die gold'nen Käferchen sich rühren
Und summend steigen aus der Erde Grüften,
Das kleinste Blümlein will die Aue zieren,
Die Luft erfüllen mit den feinsten Düften,
Und alles freut sich rings des Frühlings Pracht,
Das klingt und singt und schwirrt: Der Lenz erwacht!

Der Lenz erwacht! Was sinnst du, Mensch, so trübe?
Warum so düster deiner Augen Blicke?
Fühlst du den seel'gen Pulsschlag nicht der Liebe,
Daß er, dein Herz erwärmend, dich beglücke?
Sind schon erstorben deine Lebenstriebe,
Daß nicht das Herrliche auch dich entzücke?
Wach' auf aus deines Brütens düstrer Nacht
Und stimme fröhlich ein: Der Lenz erwacht!

Der Lenz erwacht! Hörst du die Lerche schmettern?
Das freie Lied ertönet allen Orten,
Die Sonne kündet schon in ehr'nen Lettern
Der Lüge Untergang mit glüh'nden Worten;
Dort ballen Wolken sich zu mächtigen Wettern,
Vernichtung dräu'nd der Tyrannei Kohorten.
Allüberall ist schon der Kampf entfacht,
Ihr letzten Schläfer auf! Der Lenz erwacht!

Der Lenz erwacht! Wohl hörst du noch das Schreien
Der Krähen, dieser düsteren Gesellen,
Doch mächtiger ertönt das Lied der Freien,
Das Licht wird doch die Finsterniß erhellen;
Ich hör' von ferne liebliche Schalmeien,
Es keimen schon der Zukunft Imortellen,
Der Völkerfrühling naht, eh' du's gedacht,
Die Knechtschaft wankt und stürzt: Der Lenz erwacht!



Der Rekrut.

I.

Kaum, daß ich zwanzig Jahre zähle,
Beruft man mich zur Stellung ein,
Droht mit Bestrafung obendrein,
Wenn zur bestimmten Zeit ich fehle.

Man brauchet wiederum Soldaten
Zum Schutze für das Vaterland,
Drum für ein buntscheckig Gewand
Tauscht mancher Jüngling Pflug und Spaten.

Das ist seit Jahren so der Brauch,
Drum fügt sich ohne Murren auch
Ein jeder, ob's gleich schwer ihm falle.

Es hält auch mich in seiner Kralle
Ein durch Gewalt erworbnes Recht,
Und knirschend füget sich der Knecht.

II.

Was schwatzt ihr da vom Vaterlande,
Das wieder zu vertheid'gen wär?
Was von Lorbeeren, Ruhm und Ehr?
Geht mir vom Hals mit eurem Tande.

Nicht hinter euren Grenzespfählen
Hab irgendwo ich einen Feind,
Ja, von so manchem lieben Freund,
Den ich dort fand, könnt' ich erzählen.

Es führt vielleicht zum selben Glück
Dort einen Freund sein Mißgeschick,
Und für sein „Vaterland zu streiten.

Soll ich dem Freund den Tod bereiten,
Weil eines Herrschers Uebermuth
Verlangt nach warmen Menschenblut?

III.

Es wächst das Elend bei dem Volke,
Die Herren häufen Gut auf Gut,
Schon glüht manch Aug' in düstrer Gluth,
Auf finstrer Stirn droht Wetterwolke.

Es will das Elend nimmer tragen
Das Volk und rüttelt an dem Joch,
Nun kommt der Tag am Ende doch,
Wo es den schweren Kampf will wagen.

Doch wozu hat man Militär?
Soldaten her! Soldaten her!
Speist dieses Pack mit blauen Bohnen.

Nicht darf den eignen Bruder schonen,
Wer in dem Dienste der Gewalt,
Da heißt es: morden blind und kalt.

IV.

So malt mein Geist mit düstren Zügen
Der Zukunft grausig Schreckensbild,
Es ballen sich die Fäuste wild,
Doch muß ich der Gewalt mich fügen.

Ihr könnt mich in Kasernen stecken,
Und zwingen, statt gewohntem Schritt
Nach eurem steifen Gockeltritt
Die trotz'gen Glieder nun zu recken.

Und unter eure Disziplin
Könnt beugen ihr den freien Sinn,
Ihr könnt mich auch in Fesseln schließen:

Doch auf das arme Volk zu schießen,
Das bis zum Wahnsinn ihr gequält,
Das zwingt mich keine Macht der Welt.

Die Herbstnacht.

Horch! wie so schaurig bläst der Wind,
Wie er die morschen Bäume rüttelt
Und an den dürren Blättern schüttelt,
Die, machtlos, seine Beute sind.

Es deckt mit rabenschwarzen Schwingen
Die Nacht die Mutter Erde zu,
Doch mochte die ersehnte Ruh'
Dem Proletar sie heut' nicht bringen.

Es hat die finstre Sturmesnacht
In seinem Hirne angefacht
Gar traurig-düstere Gedanken.

Und aus der Brust, der müden, kranken,
Manch schwerer, tiefer Seufzer steigt,
Wie er so sinnend sitzt und schweigt.

Er starrt in Nacht und Graus hinaus,
Kein einz'ger Stern, nur wildes Toben,
Und wie am Firmamente droben,
Ist's auch im Hirne Nacht und Graus.

Die letzten Hoffnungssterne schwanden,
Denn wie er auch gesorgt, geschafft,
Geschafft mit der Verzweiflung Kraft,
Er blieb doch in des Elends Banden.

Nun ist der Winter vor der Thür,
Und ach! wie bald aus dem Quartier
Wird man den armen Teufel jagen.

Das ist der Lohn für seine Plagen,
Daß man ihm noch das Plätzchen raubt,
Wo sonst geruht sein müdes Haupt.

Ha! wie er an die Scheiben drückt
Die glühend-fieberheiße Stirne,
Toll der Gedanken Jagd im Hirne,
Und wild hinaus ins Dunkel blickt.

Was soll mir dieses ekle Leben,
Das doch nur Elend bringt und Qual?
Soll ich in diesem Jammerthal
Für ewig denn am Staube kleben?

Was hat für den, der stets entbehrt,
Das Leben noch für einen Werth?
Ist's besser nicht, ich mach' ein Ende?

Er starrt hinaus und ringt die Hände
Und sinnt verzweifelnd sich den Plan,
Der enden soll des Lebens Bahn.

Zum Schlimmsten ist er schon gefaßt,
Die Qual noch heute zu beenden,
Nur einen Blick noch will er wenden
Den Seinen zu in kurzer Hast.

Sie liegen da in süßem Schlummer,
Es scheucht die Sorgen wohl ein Traum,
Man sieht's an ihren Mienen kaum,
Daß sie gewöhnt an Noth und Kummer.

Da rieselt's seltsam durch sein Blut.
Soll, die vertrauen seinem Muth,
Er nun dem Elend überlassen.

Nein, mag ich auch das Leben hassen,
Für Weib und Kind sei unverzagt
Nochmals der schwere Kampf gewagt.

Noch heulet draußen durch die Nacht
Der Wind und rüttelt an den Bäumen,
Da ist er, wie aus schweren Träumen,
Erschreckt und plötzlich aufgewacht.

Dann murmelt er mit leiser Stimme:
Was man für eigne Grillen fängt,
Wenn man so recht ans Elend denkt.
Und lauter fährt er fort mit Grimme:

Wir trugen schon zu lang die Last,
Die uns erdrückt, erstickt fast.
Geduld! Bald naht der Tag der Sühne!

Dann treten wir auf die Tribüne
Dem Volke kündend, daß es frei
Und allen Elends ledig sei.



Maigedächtniß.

Ein starrer Hauch lag auf Europa's Fluren
Und Kirchhofsruhe brütet rings umher
Kaum hie und da noch freien Lebensspuren;
Denn auf dem Volke lastet eisern, schwer
Die Faust der Reaktion. Fast schien's auf immer
Sei nun erloschen jeder Hoffnungsschimmer.

Stumpf und verzweifelnd zog am schweren Karren
Das abgehetzte Proletariat.
Kaum mochte auf Erlösung es noch harren,
Ihm fehlt Muth und Kraft zu einer That,
Kaum wagt' in seine Zukunft es zu schauen
Die vor ihm lag in Nacht und Todesgrauen.

Da plötzlich schallt ein Ruf durch alle Lande:
Ihr Proletarier vereinigt euch!
Zerreißt die Ketten, sprenget eure Bande!
Erwache Volk! Du sollst ein neues Reich
Durch deine Einigkeit auf Erden gründen,
Gerechtigkeit und Freiheit endlich finden.

Am 1. Mai, du Volk der Arbeit, zeige
Daß es dir ernst um deine Rechte ist
Und jeder Haß und jede Zwietracht schweige
Damit du stark und unangreifbar bist.
Du kannst beseitigen nur deinen Jammer
Schmiedst Du zusammen Dich zu einem Hammer.

Und sieh'! Das Volk der Arbeit, es erwachte
Und kam hervor aus Werkstatt und Fabrik,
Es stieg heraus aus tiefem, dunklem Schachte
Um zu erkämpfen selber sich sein Glück.
Verwundert sah die Welt die Riesenmassen
Und wußte sich vor Staunen kaum zu fassen.

Und Jahr um Jahr an diesem Feiertage
Versammelt sich das Volk der ganzen Welt
Und es erhebt den Riesenschrei der Plage,
Daß es den Drängern in den Ohren gellt.
Gelobt zu reichen sich die schwiel'gen Hände
Bis alle Noth und Knechtschaft ist zu Ende.

Und mächtiger mit jedem Jahre mehren
Die Streiter sich für Freiheit und für Recht.
Des Volkes Stimme muß man endlich hören,
Beseitigen was faul und morsch und schlecht.
Nur Muth! Der Sieg muß endlich uns doch werden,
Damit Gerechtigkeit regiert auf Erden.

Das Paradies.

Noch immer narrt man dich mit blöden Sagen,
Und füttert dich mit schnöden Lügen groß,
Es tröstet noch der schwarze Heuchlertroß
Dich mit des Jenseits schönen, gold'nen Tagen,
Da dir schon unerträglich wird die schwere Last,
Die du jahrein, jahraus zu tragen hast.

Man faselt dir dann vor von einem Paradiese,
Wo du entschädigt wirst für alles Leid,
Und wo das Herrlichste für den bereit,
Der hier auf Erden brav sich schinden ließe.
Drum dulde nur auf dieser Welt die größte Pein,
Dann wird der Himmel dir stets offen sein.

Nie in Verlegenheit, um Mittel zu erfinden,
Dir zu erhalten immer die Geduld,
Wächst täglich ihre riesenmäß'ge Schuld

Und du, du läßt dich ruhig weiter schinden,
Dieweil sie herrlich leben und in Saus und Braus
Und dir das Fell noch zieh'n womöglich aus.

O reibe endlich dir den Schlaf aus deinen Augen,
Damit du siehst der Schurken frevelnd Spiel.
Setz' ihrem Treiben endlich du ein Ziel,
Laß nimmer sie von deinem Marke saugen,
Auf Erden schaffe lieber dir ein Paradies,
Dann ist der Lohn für deine Müh' gewiß.

Die Handwerksburschen.

Es zogen drei Burschen die Straße entlang
Mit bleichen Gesichtern und schlotterndem Gang.

Der eisige Nordwind die Fläche durchtost,
Den Wandernden klappern die Zähne vor Frost.

Es packt sie der Hunger, sie haben kein Brod,
Drum zwingt sie zu betteln die bittere Noth.

Da kommt just des Weges ein Büttel daher:
„Und frieret und hungert euch Dreie so sehr,

So will ich euch schaffen ein freies Quartier,
Nicht duldet das Betteln und Fechten man hier.

Da hilft euch kein Sträuben, da hilft euch kein Flehn,
Ihr müßt auf drei Tage ins Hungerloch gehn."

Sie saßen drei Tage im düsteren Haus,
Dann führte der Büttel zur Stadt sie hinaus.

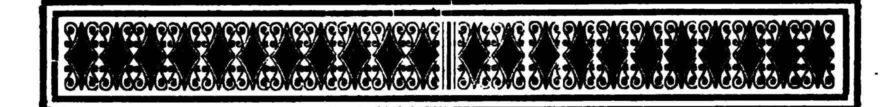
Und draußen der älteste Bursche hub an:
„Glaubt, daß ich vor Hunger nicht weiter mehr kann.

Zu betteln erlaubt man uns Armen ja nicht,
Zu stehlen verbietet uns unsere Pflicht.

Eh' Eltern und Brüdern wir Schande gebracht,
Sei lieber dem Leben ein Ende gemacht.

Und wenn, liebe Brüder, ihr eins mit mir seid,
So enden wir heute noch Jammer und Leid." —

* * *



Die Versuchung.

Vom Garten her die Kleine kam,
Die Fischermaid, die sorgenlose.
Zu ihres Mieders Schmucke nahm
Sie eine duftend rothe Rose.
Nun schaut auf's Meer sie träumend hin,
Der Wind umspielt die frische Wange;
Da naht sich die Verführerin,
Da naht sich lockend ihr die Schlange.

„Die Rose wählst Du Dir zur Zier?
Du armes Kind bis nicht zu neiden!
Ich habe prächt'ge Sachen hier,
Die würden wunderschön dich kleiden.
Ein reicher Fremder ist dir hold,
Er giebt dir gern den Schmuck zu eigen —
Die Perlen hier, das echte Gold!
Nur mußt du ihm dich freundlich zeigen."

„Komm heute, wenn die Sonne sinkt,
Herauf, mein Häuschen ist verschwiegen;
Dort siehst du ihn, und Lust dir winkt,
Und Schätze dir zu Füßen liegen."
Die Kleine sinnt, die Kleine denkt:
„Was mag der fremde Mann doch wollen,
Daß er ein armes Kind beschenkt?
Soll ich ihm danken oder grollen?"

Und bei der Perlen buntem Schein
Befällt sie leis ein banges Ahnen:
„Mein liebes todtes Mütterlein,
Du würdest warnen jetzt und mahnen.
Du sprachst, man soll durch gleißend Gold
Sich nicht beglückt, beseligt wähnen . . . .
Ha, fort! Jetzt weiß ich, was ihr wollt!
Die Perlen, sie bedeuten Thränen!"

Beim Pfandleiher.

Das Ringlein mit dem Edelsteine,
Es war der Liebe erstes Pfand,
Das sie empfing, die Holde, Reine,
Aus des geliebten Mannes Hand.

Sie trug es auch am Hochzeitsmorgen,
Sie hielt's für einen Talisman,
Und lange noch in Leid und Sorgen
Erfreute sich ihr Herz daran.

Doch nun — der theure Mann verschieden
Nach langer Krankheit schwerer Pein,
Von Gut entblößt, vom Glück gemieden,
Steht mit den Kindern sie allein.

Es wurden kahl der Hütte Wände;
Was einst das traute Heim geziert,
Kam in der Geldverleiher Hände
Und ward von Trödlern fortgeführt.

Nun hat sie Alles hingegeben,
Und der Ertrag — wie rasch er schwand!
Nun nimmt mit heißem Widerstreben
Dies Ringlein sie — das letzte Pfand.

Wohl, dieses Kleinod zu erhalten,
Ertrug' sie selber gern die Noth,
Ertrug' des finstern Elends Walten,
Indeß — die Kinder brauchen Brot!

Da faßt sie den Entschluß, den schweren,
Da bändigt sie den stolzen Sinn,
Zerdrückt im Aug' die bittern Zähren,
Und trägt's zum Geldverleiher hin.

Der schätzt das Pfand mit kalten Blicken —
„Der Stein nicht rar — das Gold ist schwach —“
Doch um sie leer nicht fortzuschicken,
Zahlt er geringen Geldbetrag.

Wie sollt' er höher es belehnen?
Er weiß nicht, wie es kostbar ist,
Und wie viel Glück und wie viel Thränen
Er nun in seinen Schrein verschließt.

Licht.

Wie hat sich die ringende Menschheit
Mit siegender Geistesmacht
Die flammende Leuchte erstritten
Im Kampf mit der ewigen Nacht!

Einst leuchteten Fackel und Kienspahn
Mit flackernden Lichtern nur,
Verrathend im Chaos der Wildniß
Der darbenden Menschen Spur.

Dann glänzte in traulicher Hütte
Mild leuchtend der Lampe Schein,
Es führte auf Schlössern und Burgen
Die strahlende Kerze sich ein.

Mit blendender Flamme des Gaslichts
Die Neuzeit die Schatten durchbricht —
Ihm folget in sonnigem Glanze
Taghell das elektrische Licht.

Und doch — hört den Armen ihr seufzen
Im düsteren Kämmerlein?
Ihm leuchtet nicht Gas und nicht Kerze,
Nicht funkelnder Glühlichter Schein.

Die Lampe auch ist ihm erloschen,
Kein Oel konnt' er kaufen mehr,
Drum richtet beim flackernden Kienspahn
Er traurig sein Lager her.

Sommerabend in Italien.

Vom Berg hinab hab' ich den Blick gesandt
Auf Wälder rings, auf üppig grüne Auen.
Im Süden an des blauen Meeres Strand
War eine reiche, große Stadt zu schauen.
Sanft in der Abendröthe Gluth getaucht,
Sah' ich die Thürme, Kuppeln und Paläste,
Und von des Abends Nebeln schon umhaucht,
Erhob sich des Kastelles trotz'ge Veste.

Den Hafen schmückte bunter Flaggen Zier,
Und einen Wald von Masten sah ich ragen.
Die Schätze ferner Zonen wurden hier
Mit rüst'gem Fleiße an das Land getragen.

Das regte sich gleich einem Bienenschwarm,
Die Arbeit ist ja ewig unverdrossen,
Sie schuf das Bett mit ihrem starken Arm,
Darein der Strom des Reichthums sich ergossen.

Ich schritt hinab durch's grüne Weingeländ;
Da seh' ich plötzlich hagere Gestalten,
Die ängstlich bittend ihre Knochenhänd'
Dem frohen Wanderer entgegen halten.
„Wir haben Hunger!“ stöhnt's aus hohler Brust,
„Wir haben Hunger!“ spricht's aus starren Augen,
Und aus dem Bild des Glückes und der Lust
Seh ich empor des Volkes Elend tauchen.

Sie haben Hunger! Ringsum edler Wein
Und Brot und Frucht in reichem Ueberflusse!
Sie haben Hunger! Uepp'ge Gasterei'n
In den Palästen winken zum Genusse!
„Doch nicht für uns; wir sind in Leid und Harm
Auf allzu karge Löhnung angewiesen;
Was rings auch blüht und reift — wir sind zu arm,
Der schönen Heimath Früchte zu genießen.“

O, ihr Gestalten, abgehärmt und bleich,
In den Gewändern schmutzig und zerrissen —
Ihr wäret arm? Wie thöricht; ihr seid reich,
Und habt das Unglück nur, es nicht zu wissen!
Seht der Paläste stolze Marmorpracht,
In den Bazaren seht des Luxus Spenden —
Die Welt, die dort sich schmückt, genießt und lacht,
Empfing ja alles nur aus euren Händen.

Ihr pflügt und erntet, segelt über's Meer,
Ihr bauet Städte, wirket in Fabriken,
Ihr bildet und ernährt ein Kriegerheer —
Wie kann für euch der Armuth Kleid sich schicken!
Ihr häufet Schätze — nehmt sie auch in Hut;
Durch Wohlstand sei des Wirkens Kraft gestählet,
Was Arbeit schaffet, sei der Arbeit Gut,
Und arm nur sei, wer Müssiggang erwählet!



Im Kreislauf des Jahres.

Wenn in die heimathlichen Gauen
Der Frühling siegreich einmarschiert,
Da pflegt der Himmel nicht zu blauen
Und keine Lerche jubilirt.

In Wettern kommt er hergeschritten,
Sturmfluthen künden seinen Lauf!
Erst wenn das Land er sich erstritten,
Pflanzt er sein Sonnenbanner auf.
Dann erst erfüllt er Flur und Haine
Mit seinem holden Blüthenduft,
Dann erst im gold'nen Morgenscheine
Schwingt sich die Lerche in die Luft.

Und wenn des Sommers sanftes Glühen
Uns träumerisch umschlungen hält,
Wenn Falter gaukeln, Rosen blühen —
Nur scheinbar ruhend liegt die Welt.
Das ist ein Drängen, ist ein Reifen
Vom Erdenschoos herauf zum Licht,
Bis wir zu Sens' und Sichel greifen,
Zu mäh'n der Garben Vollgewicht.
Dann ist des Sommers Kampf zu Ende,
Dann hat auch er sein Ziel erreicht;
Es kündet uns die Sonnenwende,
Daß zögernd er von hinnen weicht.

Nun kommt der Herbst — es geht ein Zittern
Durch's buntgefärbte Buchenlaub.
Des Herbstes rauhen Ungewittern
Fällt nun der Erde Schmuck zum Raub.
Er fegt hinweg mit keckem Zorne,
Was abgedörrt und welk und alt,
Doch in des Weines edlem Borne
Reift er der Trauben Goldgehalt.
Das Echte, Edle läßt er gelten,
Nur Ueberlebtes ficht er an —
So stellt, gleich einem Freiheitshelden,
Der Herbst als Kämpfer seinen Mann.

Der Winter naht mit wildem Toben,
Legt in Erstarrung Hain und Flur —
Er lehrt uns uns're Kraft erproben,
Er ist der Vater der Kultur.
Dem Menschen zeigt er seine Schrecken,
Bis ihm der Mensch als Gegner stand,
Bis er den eisumstarrten Recken
Im mächt'gen Ringen überwand. —
So zeigt das Jahr zu allen Zeiten
Uns nur des Kampfes Wechselspiel:
Dem Menschen gleich im Vorwärtsschreiten,
Der kämpfend nur gelangt an's Ziel.

Zeitenwechsel.

Auf ragendem Felsen am strömenden Rhein
Stand einst eine trotzige Veste,
Der rothe Dietrich von Schreckenstein,
Der hauste in diesem Neste.

Das war ein verwegener Rittersmann,
Geübt im Gebrauche der Waffen —
Der sagte dem Teufel die Fehde an,
Und trotzte sogar den Pfaffen.

Er zahlte dem Landgrafen keinen Tribut,
Zog nicht für den Kaiser zu Felde,
Die Mönche der Klöster im Uebermuth
Um Sporteln und Zehnten er prellte.

Er liebte des Rheinweines perlendes Gold,
Er zechte ganz kanonisch,
Auch war er den schönen Mägdelein hold,
Und liebte nicht platonisch.

Und als der Papst ihn that in Bann,
Das stimmte ihn mächtig heiter,
Er zapfte ein neues Stückfaß an,
Und zechte lustig weiter.

So hat er vertrunken gar manches Jahr
Des Lebens Leid und Jammer,
Doch als das Pulver erfunden war,
Da folgte der Katzenjammer.

Da sprach er: „Ich seh' das Verhängniß droh'n,
Das unabwendbare, herbe,
Die Bertholo Schwarzische Großproduktion
Zerstört unser Kleingewerbe."

Und wirklich, bald stürzten die Mauern ein,
Indessen, in Trauer versunken,
Der rothe Dietrich von Schreckenstein
Den letzten Schoppen getrunken.

* * *

Der alte, trotzige Thurm nur stand,
Ein Denkmal vergangener Tage,
Und drunten im Thale am Rheinesstrand
Da ging eine dunkle Sage:

Wenn wieder sich ändert der Völker Loos,
Wenn wieder das Alte muß fallen
Wird über dem alten Rebellenschloß
Ein sturmfrohes Banner wallen.

Das wird man als weckendes Kampfsignal,
Als Banner der Freiheit erkennen —
Dann werden die Feinde zum letzten Mal
Die alte Burg berennen.

Der Sage Wort schien inhaltsleer,
Jahrhunderte schwanden von hinnen,
Und nimmer wehte ein Banner mehr
Von jenes Thurmes Zinnen.

Doch endlich — jüngst, im holden Mai,
Im frühen Morgengrauen,
War droben, wallend stolz und frei,
Eine rothe Fahne zu schauen.

Rings strömte alles Volk herbei,
Sah jubelnd nach dem Thurme,
Und zornerfüllt die Polizei
Die rüstete sich zum Sturme.

Entrollt in der sonnigen Morgenluft
Der Zukunft Siegeszeichen —
Nun mögen hinab in die Ahnengruft
Der Gegenwart Raubritter steigen.



Die Arbeit.

Wenn einen Teppich grüner Saaten
Der Frühling breitet über's Land,
Da ruft er auch zu neuen Thaten
Der Arbeit nimmermüde Hand.
Denn was uns keimt im Schooß der Erde —
Die Arbeit bringt es an das Licht,
Die Arbeit ist ein zweites „Werde!"
Das stolz der Mensch zur Schöpfung spricht.
Doch während sie im fleiß'gen Ringen
Die Egge und den Spaten führt,
Entflieht der Lenz auf leichten Schwingen,
Bevor sie seinen Hauch gespürt.

Und statt des Sommers Glück zu kosten,
Das in der Wälder Schatten ruht,
Da ist die Arbeit auf dem Posten
In Sonnenbrand, in Regenfluth.
Sie mäht und bindet ihre Garben,
Die Sense blinkt im Abendroth —
Muß auch die Arbeit oftmals darben,
Für Andre schafft sie reichlich Brot.
Ihr selbst verdunkeln Müh' und Kummer
Des Sommers lichten Farbenglanz,
Und es umgaukeln ihren Schlummer
Nicht Rosenduft und Elfentanz.

Der Sommer flieht! im Berggelände
Gereift schon ist der Traube Blut,
Wie regen da sich fleiß'ge Hände,
Zu bergen uns dies edle Gut.
Es ist des Herbstes beste Gabe,
Die nun im vollen Römer blinkt,
Daß sich der Reiche dran erlabe,
Indeß die Arbeit Wasser trinkt.
Sie, die sich nicht im Frühlingsstrahle,
Nicht an des Sommers Glanz erfreut,
Sie fehlt auch bei dem reichen Mahle,
Das jetzt der Herbst den Menschen beut.

Und wenn in kalten, dunklen Tagen,
Der Winter dann sein Scepter schwingt —
Am schwersten muß die Arbeit tragen
Die Leiden, die er mit sich bringt.
Es ließ in ihrer Hütte Raume
Des Jahres Reichthum keine Spur,
Das Kerzenlicht vom Weihnachtsbaume
Beleuchtet ihre Armuth nur.
So nimmt sie stark auf ihren Rücken
Die ganze, schwere Last der Zeit:
Sie eilt, die Menschheit zu beglücken,
Und wartet auf Gerechtigkeit.



Wahlspruch.

Willst für die Freiheit du tapfer dich schlagen,
Zuerst dann mit kleinlichem Vorurtheil brich;
Frage nicht viel, was die Gegner sagen,
Und wenn sie dich loben, dann schäme dich!

Der Künstler.

War ein schönheitstrunkner Maler,
Der die Alltagswelt, die rauhe,
Ganz und gar vergessen hatte:
Dem ihr hastendes Getöse
Nur wie fernes Meeresbrausen
In das Ohr drang — dessen Auge
Sich verlor in weite Fernen,
Suchend nach dem Ideale,
Dem die heiße Künstlerseele
Ihres Strebens Preis geweiht.
Mit dem Gluthhauch seiner Träume
Rief er längst versunkne Welten
Aus den Trümmern grauer Vorzeit
Wieder auf zu tollem Leben;
Rief die alten Götter wieder,
Jene schönen, stolzen Götter,
Die in Hellas grünen Hainen
Andachtsvoll das Volk verehrte,
Weil sie Wein und Liebe schützten,
Weil zu freudigem Genusse
Sie die ganze Menschheit luden
An die Tafel der Natur.

Und der kühne Maler wählte
Aus der Götter lichtem Kreise
Die Erhabenste von Allen:
Aphrodite, die der Schönheit
Und der Liebe holde Göttin,
Mit dem Auge, sinnverwirrend,
Mit den üppig schönen Gliedern,
Wie sie aus dem Schaum des Meeres
Einst zum Sonnenlicht emporstieg.
Schaffensfreudig trat der Maler
Mit dem Pinsel, der Palette
Vor die Leinwand, und was träumend
Seine Künstlerseele schaute,
Kam zu herrlicher Gestaltung:
Aphrodite, sonnig lächelnd,
Trat in voller, nackter Schöne
Ans Gestade unsrer Welt.

Viel bewundert war das Kunstwerk,
Als das Publikum sich drängte
In den Hallen, wo der Künstler,
Nach des Ruhmes Lorbeer strebend,
Seine Schätze auf den Markt wirft.
Die Kritik war meistens lobend,
Und wär' Aphroditens Schöpfer
Mit der Clique Freund gewesen,
Hätt' die goldene Medaille
Sicherlich sein Werk gekrönt.
Aber ach, kein Käufer nahte
Mit dem schweren, schnöden Mammon,
Der dem Künstler sehr vonnöthen,
Denn mit leeren Taschen darbt' er,
Und die Gläub'ger wurden mürrisch.
Endlich ein Gerichtsvollzieher
Legte eine blaue Marke
An den breiten goldnen Rahmen,
Der Alt-Hellas' holde Göttin
Schön umschloß mit sanftem Glanze.
Aphrodite, sonnig lächelnd,
Spottete des strengen Mannes,
Doch der Maler mußte hungern.

Eine düstre Trauerstimmung
Zog nun ein in seine Seele,
Des Olympos heitre Götter
Floh'n aus seinen Künstlerträumen,
Dumpf, wie Orgelton, vibrirten
Des Gemüths verstimmte Saiten,
Schwer, wie Weihrauchwolken, wälzten
Sorgen sich in seinem Hirne,
Und umglänzt vom Kerzenlichte
Trat ein süßes Frauen-Antlitz
Tröstend vor des Künstlers Auge —
Und er malte die Madonna,
Wie sie einer Welt voll Leiden
Bringt entgegen den Erlöser.

Eine güt'ge Himmelsfürstin,
Mild umhaucht von sanfter Trauer,
Trat sie jedem menschlich nahe,
Der zu ihr erhob sein Auge. —
Und man rühmte laut den Künstler,
Die Kritik fand nichts zu tadeln,
Aber wieder kam kein Käufer,
Denn solch' weihevolles Bildniß
Mag wohl nur der Kirche frommen,
Und der Kirche war der Meister
Lange, lang' schon fern geblieben.

Weiter darben, weiter hungern,
Dieses ist das Loos des Künstlers . .
Aber steh', schon schafft er wieder,
Schafft mit gramgefurchter Stirne,
Aber doch mit regem Fleiße,
Denn heut' — hat er einen Auf-
trag,
Was ihm niemals sonst geschehn.
Das kam so: der Herr von Schulze,
Millionär und Seifensieder,
Hatt' ein neues, exquisites
Fabrikat von duft'ger Seife
In Verkehr gebracht, das alle
Anderen, profanen Seifen
Siegreich aus dem Feld soll schlagen.
Und an einen echten Künstler
Wandt' er sich, um der Reklame
Einen höhern Schwung zu geben.
Dieser soll im Bilde zeigen
Die Gewalt der neuen Seife
Ueber allen Schmutz des Lebens,
Genial und überwält'gend,
Alle Konkurrenten mordend,
Und es soll des Goldes Fülle
Lohnen solche Künstlerthat.
Und der Künstler stieg hernieder
Von des Ruhmes Sonnenhöhen,
Denn der Hunger, allgewaltig,
Hatte seinen Stolz gebändigt,
Und er malt das Lob der Seife
Für den reichen Herrn von Schulze.
Bald an allen Straßenecken,
Bald aus allen Krämerläden
Leuchtet ihm sein Werk entgegen;
Populärer ist's wie alle
Aphroditen und Madonnen,
Die er je noch könnte malen,
Hochgerühmt und unverkäuflich
Wie die beiden Götterweiber,
Die in seinem Atelier noch
Schweigend ihm Gesellschaft leisten.

Aphrodite sonnig lächelnd,
Spottet der fatalen Wandlung,
Die Madonna mild verzeihet,
Und der Künstler — tief im
Herzen
Seufzt er, und er ißt sich satt.



Frühlingsblüthen.

Es treibt im März der Fliederbaum
Schon hoffnungsvolle Triebe.
Es keimt so mancher Freiheitstraum
Und manche Jugendliebe.

Es drängt aus dunkler Erde Schooß
Sich auf zum Sonnenlichte.
Aus vollem Herzen ringt sich's los,
Sich kündend im Gedichte.

Es ist der alte Schöpfungstrieb,
Das alte Freiheitssehnen,
Die ewig junge Jugendlieb'
Mit Glück und Glanz und Thränen.

Doch mancher Sturm weht drüber hin
Mit nächtlich kalten Schauern.
Was heut dir wurde zum Gewinn,
Mußt morgen du betrauern.

Und mancher junge Keim verdirbt,
Vom Todeshauch getroffen,
Und manche junge Liebe stirbt,
Und manches Freiheitshoffen.



Weihnacht.

Klingt nicht froh die alte Sage,
Proletar, dir in die Ohren,
Von dem Kindlein in der Krippe,
Dem die Könige sich beugten,
Dem die Hirten Huld'gung brachten?
Das empor aus Nacht und Armuth
Sich erhob, um zu vernichten
Die Gewalt'gen seiner Zeit?

Hörst du nicht die Weihnachtsglocken?
Schaust du nicht den Glanz der Kerzen?
Siehst du nicht das bunte Treiben
Einer froh bewegten Menge?
Wirft die allgemeine Freude
Keinen lichten Sonnenschimmer
In das Dunkel deiner Seele,
Die mit Welt und Menschen hadert?

Aber mit gefurchter Stirne
Schüttelt ernst sein Haupt der alte
Knorrig stolze Proletarier.
Seinen Mund umhaucht kein Lächeln,
Seinen Blick durchglimmt kein Hoffen,
Und mit müder Stimme murrt er:

„Laßt mir Ruh' mit Euren Festen! —
Heute feiern sie die Weihnacht,
Morgen jauchzen sie im Fasching,
Darauf folgt die Ostertrauer,
Dann des Pfingstens wirrer Jubel—

Und dazwischen geht die ew'ge
Unabänderliche Knechtschaft
Weiter ihren ehr'nen Gang.
All' die weichen Glockenklänge
Brechen nicht das Eis des Winters,
All' die Millionen Kerzen
Scheuchen nicht die Nacht von hinnen,
Die uns kalt und schwarz umlagert,
Und der Rausch der heitern Feste
Scheucht die Sorge nicht, die grimme,
Die auf unsers Lebens Pfaden
Allorts uns entgegenstarrt — —
Laßt mir Ruh' mit Euren Festen."

Wohl — so kehr' dem Fest den Rücken.
Laß' die Stadt, die buntbelebte,
Ihren Weihnachtsreigen tanzen,
Laß' die Klänge und die Lichter
Ferner in die Nacht verwehen —
Schreite mit mir durch die Fluren,
Nach dem dunkeln, dichten Walde,
Wo die Tannen ihre Schneelast
Aechzend tragen, wo gleich Seufzern
Raben um die Wipfel kreisen.
Nacht und Tod im stillen Forste,
Sternlos düster wölbt der Himmel

Wie ein Leichentuch sich drüber
Und du siehst allhier den Spiegel
Deiner hoffnungslosen Seele.

Doch verweile noch am Orte;
Laß' des Geistes Blick durchdringen
Diese Nacht und dieses Grauen,
Und es wird dir die Erkenntniß
Bald ein andres Bild enthüllen,
Sonnig strahlend, Licht entflammend,
Wie der Hoffnung Morgenschimmer
Nach des Leidens langer Nacht.
Sieh, die Winter-Sonnenwende
Hat soeben sich vollzogen,
Und es ist zum Licht gewendet
Wiederum der Lauf der Tage;
In des Winters tiefster Oede
Ward der Frühling neu geboren,
Denn Natur, die güt'ge Mutter
Wandelt ihre ew'gen Bahnen
Und erlöst zu rechter Stunde
Ihre zagenden Geschöpfe
Aus des Winters Tyrannei.

Doch die Menschheit auch ist ewig,
Und sie stirbt nicht unter'm Drucke
Einer Zeit, die schwer und düster
Sie umschattet und bedräuet.
In der Völker trübsten Tagen
Wird die Freiheit neu geboren
Und sie wecket schon die Geister,
Und sie flammt schon in den Herzen,
Wenn sich ihrer Allmacht rühmet
Thöricht noch die Reaktion.

Darum fort das bange Zagen,
Fort die Wolken von der Stirne!
Darum auf, dem Licht entgegen,
Neuem Frühling, neuem Leben!
Und so freu' dich auch der Weihnacht,
Proletarier, stark und trutzig.
Denn sie soll die Kunde bringen,
Daß vorbei die Sonnenwende,
Und die Völker wieder schreiten
Vorwärts auf des Lichtes Bahn.

Die Armuth — sonst und jetzt.

Früher lag sie an der Straße,
Wo vorbei die Reichen schritten,
Unter Winseln, unter Klagen
Eine Gabe zu erbitten.
Früher stand sie vor Palästen,
Drängte sich an Kirchenthüren,
Durch die Spuren ihrer Leiden
Edler Geber Herz zu rühren.

Früher, wenn ein Fest der Großen
Prunk und Pracht dem Volk enthüllte,
Stand die Armuth vivatschreiend,
Scheue Ehrfurcht sie erfüllte,
Und sie dankte für den Fußtritt,
Wenn ihm folgte eine Spende,
Und dem gütigen Tyrannen
Küßte sie Gewand und Hände.

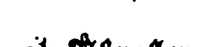
So gefiel sie ihren Herren,
Denn der Glanz der Erdengröße
Strahlte heller, wenn daneben
Bettler zeigten ihre Blöße.

Jetzt — die Zeit hat sich geändert,
Hat vermehrt die Schaar der Armen,
Aber nicht als Bettlerhorte
Flehn sie heute um Erbarmen.

Heute steht die Armuth schweigend,
Steht mit sinnend ernsten Mienen
In der Werkstatt des Jahrhunderts,
An den sausenden Maschinen.
Sucht sich Raum mit starkem Arme
In des Tages Kampf zu schaffen,
Schmiedet mit Gedankenschärfe
Ihrer Zukunft Geisteswaffen.

Heute nicht in Demuth harrt sie
Auf des frommen Mitleids Früchte,
Heut mit ernster Ford'rung steht sie
Vor dem Forum der Geschichte.
Will, daß ihrer Arbeit Segen
Andern in den Schooß nicht falle,
Will kein Sklavenleben führen,
Will Gerechtigkeit für Alle.

Will nicht vor den Thüren wimmern;
Durch die Hallen will sie schreiten,
Um der Freiheit und der Gleichheit
Eine Stätte zu bereiten.
Und die Armuth ist die Mehrheit,
Daraus wächst ihr Macht und Stärke,
Bis sie einstens welterobernd
Schreitet zum Befreiungswerke.



Pfingsten.

(1878).

Das Pfingstfest kam in voller Pracht,
Die Glocken klangen hell und klar,
Da hab' ich d'rüber nachgedacht,
Wie's wohl am ersten Pfingstfest war.

So war's. Die Nacht der Reaktion
Lag auf Judäas Gauen schwer.
Ermordet war der Meistersohn,
Zerstreut der Jünger kleines Heer.
Ermordet war der Meister, — ja,
Durch einen feilen Richterspruch.

Ob Niemand seine Schuld auch sah,
Er brachte Licht, das war genug.
An Gründen fehlts dem Wolfe nicht,
Lechzt nach des Lammes Blute er;
Man log mit ernstem Angesicht:
„Den Staat zerstört die neue Lehr',
Der will der Juden König sein!
Den Aufruhr trägt er in das Land!
Wir müssen ihn dem Tode weih'n,
Bevor entfacht der Weltenbrand.“

Und Jesus sprach: „Nicht im Gefecht,
Nur durch die Wahrheit, durch die Lieb'
Wollt ich befreien dies Geschlecht.“
Doch taub das Ohr der Henker blieb.

Die Wahrheit — unbequemes Ding!
Die Menschenlieb' — gefährlich Wort!
Das Volk die Lehre froh empfing,
Darum vollzogen ward der Mord.
Es ward des Volkes heil'ges Recht
Ertränkt in seines Führers Blut,
Nun blähte sich der Lanzenknecht,
Nun jubelte die Pfaffenbrut,
Nun ward sie frech, die Reaktion,
Nun trat sie schamlos an den Tag,
Und die erschreckten Jünger flohn
In ein verborgenes Gemach.

Das Volk da draußen dumpf und still,
Die Führer wie das Wild gehetzt —
Wer ist es, der nicht meinen will,
Todt sei die neue Lehre jetzt?

Und war sie todt, als dies geschah?
Erlag sie all dem Leid und Weh?
Ein Mensch verschied auf Golgatha,
Aus seinem Grab stieg die Idee!
Sie spottete der Reaktion,
Unsichtbar schritt sie durch das Land,
Ermuthigend die Jünger schon
In ihrem heimlichen Verband.
Und immer heller ward die Gluth,
Und immer weiter ward es kund,
Und immer größer ward der Muth,
Und immer fester ward der Bund —
Bis flammende Begeisterung
Das ahnungsvolle Schweigen brach,
Und Worte der Verkündigung
Zu allen Völkern zündend sprach.

Da hielt kein Schwert die Masse auf,
Kein Priesterfluch trieb sie vom Ort.
Es schaarte sich das Volk zu Hauf,
Und lauschte der Apostel Wort.
Die Lehre, unverfälscht und rein,
Das Evangelium der Zeit,
Sie drang in alle Herzen ein,
Sich Kämpfer werbend für den Streit.

So kam es, trotz der Reaktion,
Die auf Judäas Gauen lag,
Der Geist des Fortschritts sprach ihr Hohn, —
Das war am ersten Pfingstfesttag.

Noch manche Marterwoche ging
Am Volk dahin seit jener Zeit,
Und manchmal noch am Kreuze hing
Die Unschuld und die Ehrlichkeit.
Doch die Erfahrung immer blieb:
Ein Morgen folgt nach jeder Nacht,
Und jedem Ostern bang und trüb,
Folgt eines Pfingstens lichte Pracht.



Märzklänge.

(1889.)

Das braust und klingt im Frühlingswehen!
Es ist der laute Gruß des März!
Könnt ihr die Klänge noch verstehen?
Klopft euch nicht stürmisch noch das Herz?

Es tönt in diesen Klängen wieder
Die Zeit voll Leben, Sturm nnd Drang,
Die alten kühnen Freiheitslieder,
Die einst das Volk im Märze sang.

Das war ein kampfesfrohes Singen
Bei' Trommelschlag und Fahnenwehn!
Das war ein Hoffen, Werben, Ringen,
Das war ein Frühling reich und schön!

Ein Ringen nach den höchsten Zielen,
Dem er die Schwerterweihe gab,
Bis seine weißen Blüthen fielen
Auf der gefallnen Kämpfer Grab.

Und sind schon längst verweht die Klänge,
Der junge März erneut sie doch;
Und hört sie nicht das Ohr der Menge,
Der Freund der Freiheit hört sie noch.

Wohl ist es nur ein leises Mahnen
Und nicht ein heller Weckruf mehr,
Wohl zieht auf dieses Frühlings Bahnen
Die junge Freiheit nicht daher.

Doch wenn der Klang dein Ohr getroffen,
Des Märzes siegesfroher Klang,
Erwacht mit frischer Gluth dein Hoffen:
Einst tönt auch neu der Freiheit Sang.



Wilhelm Hasenclever's Tod.

(3. Juli 1889.)

„Schließt die Reihen!“ dies Kommando,
Ach, wie oft schon mußt' es schallen,
Weil ein theurer Kampfgenosse,
Weil ein Freund uns war gefallen!
Aber nie in größerm Schmerze
Trübten Thränen unsre Blicke,
Wie am Tag, wo du verfallen
Deinem tragischen Geschicke.

Lange, lange Jahre strittest
Tapfer du an unsrer Spitze,
Donner waren deine Worte,
Deine Feder sandte Blitze.
Dennoch nährtest du im Herzen
Nicht des Hasses wilde Triebe;
Nur der Freiheit galt dein Streben,
Nur dem Sieg der Menschenliebe.

In des Volkes Masse fandest
Du dein Wirken, treu und bieder.
Viele Tausend Proletarier
Drückten dir die Hand als Brüder.
Denn der Hoffart schnöder Dünkel,
Ferne blieb er deinen Pfaden —
Warst ein echter Freund den Freunden,
Kamerad den Kameraden.

Als du fielest, trauernd klagten
All' die Schaaren der Getreuen —
Der Erinnerung grüne Kränze
Wollen heute sie erneuern,
Denn der Tod, der düstre, grimme,
Dir erschien er als Befreier.
Friede nach des Unglücks Schrecken
Kündet ernst die Trauerfeier.

Lebend warst du uns gestorben,
Doch gestorben, wirst du leben!
Deine kühne Kämpferseele
Wird um unsre Fahnen schweben.
Und dein Manneswort, das warme,
Das gewohnt, ins Herz zu dringen,
Immer wird es, liebreich mahnend
Uns im Herzen wiederklingen.

Was du sätest, froh gedeih' es!
Was du lehrtest, nie verhall' es!
Schlafe wohl, du müder Streiter,
Treuer Schildgenoss' Lassalle's!
Wenn dereinst der Lorbeer grünet
An der Freiheit rauhen Bahnen,
Werden wir die ersten Zweige
Treulich weihen deinen Manen.

Die letzte Zelle.

Holdig lacht der Frühlings-
morgen.
Weiche Blüthendüfte schweben
Um das junge Grün der Bäume,
Alles athmet Licht und Leben.
In des Tau's Demantentropfen
Spiegelt sich die Sonne wieder,
Auf den Blüthenzweigen schaukeln
Vögel singend auf und nieder.

Nur ein einz'ger Strahl der Sonne
Sieht ersterben all' sein Feuer,
Denn er irrt auf einem düstern
Festgefügten Steingemäuer.
Endlich fällt durch Eisenstäbe
Er hinab in eine Zelle —
Dort entfliehen nächt'ge Schatten
Vor des Strahles Zauberhelle.

Doch es ist ein Bild des Todes,
Das sich zeigt dem Sonnenlichte —
Ach, es spielt auf einem blassen,
Kalten Männer-Angesichte.
Ist ein Mann in Sträflingskleidern,
Aufgebahrt auf harter Truhe,
Den erdrückt des Lebens Bürde,
Dem nun winkt des Grabes Ruhe.

In den tief gefurchten Zügen
Steht sein Leidensgang geschrieben
Mit des Elends harten Rinnen —
Nichts von Hoffen, nichts von
Lieben.
Und auch ihn hat doch der Frühling
Einst mit lichtem Glanz umsponnen,
Ihn auch hat er einst geladen
Zu des Lebens Glanz und Wonnen.

Arm zwar, aber jugendfreudig,
Schritt er nicht den Pfad des
Rechtes,
Heilig war ihm alles Edle,
Fremd war ihm Gemeines,
Schlechtes.
Doch des Unglücks böse Geister
Standen an des Weges Wende —
Einer schlimmen That bezichtigt,
Fiel er in der Häscher Hände.

Ach, kein Schwören, kein Betheuern,
Ach, kein Zürnen konnt' ihn retten,
Gegen ihn war Schein und Zeugniß,
Sicher waren ihm die Ketten.
Zwar — die klugen Richter irrten,
Als sein Urtheil sie gesprochen,
Doch was half ihm seine Unschuld,
Da sein Ehrenschild zerbrochen?

Als er aus des Kerkers Dunkel
Kam zurück — ein irrer Wandrer,
War die Welt nicht mehr dieselbe,
Und er selber war ein Andrer;
Irrte an des Stromes Ufer,
Doch zertrümmert lag die Brücke.
Fremder Hochmuth, eignes Grollen
Trieb ihn in die Nacht zurücke.

Wohl versucht' er's, zu verkünden,
Wie so unrecht ihm geschehn,
Doch mit kaltem Spotteslächeln
Ließ man den Bestraften stehen.
Dieses Lächeln, wiederkehrend
Auf den Lippen aller Guten,
Jagte Grimm in seine Seele,
Ließ sein bess'res Ich verbluten.

Niemand wollte Brot ihm geben;
Endlich ward er ungeduldig,
Half sich selbst — und ward ergriffen;
Diesmal war er wirklich schuldig.
Und den Rückfall streng zu strafen,
Dies gebeut Gesetz und Sitte . . .
Nach der Kerkerzelle wieder
Lenkt er jammernd seine Schritte.

„Menschheit, Menschheit! Ungeheuer!“
Klagt er mit ersticktem Weinen.
„Warum willst du mich zerfleischen,
Bin ja einer von den Deinen!“
Dann versiechten seine Thränen.
Jahre kamen, Jahre schwanden.
In die Seele des Gefang'nen
Andre Bilder Eingang fanden.

Aus der Rohheit der Genossen
Schöpft' er manche böse Lehre.
„O, ich wollt es klüger machen,
Wenn ich wieder draußen wäre!“
Als die Strafzeit sich erfüllte —
Der Befreiung froh gewärtig,
Lag er lauernd, Gier im Auge;
Jetzt war der Verbrecher fertig!

„Ha! noch einen Sprung ins Freie!
Stehlen, rauben! Gut erjagen,
Und die Menschen, diese Bestien,
Wenn sie's hindern, niederschlagen!
Und er ging . . bald kam er wieder —
Schwer belastet. Rasch vergänglich
War der letzte Rausch der Sünde,
Und die Strafe — lebenslänglich.

Diesmal kannt' er keine Klage,
Ließ sich schelten, ließ sich treten,
Beugte stumm in's Joch den Rücken,
Lernte heucheln, lernte beten.
That im Stumpfsinn seine Arbeit,
Tag für Tag das ewig Gleiche,
Lange war sein Geist gestorben,
Eh' sein Körper eine Leiche.

Heute ist sein Lauf vollendet.
Aus des Lenzes Sonnenhelle
Senkt man ihn in's Grab hinunter —
Des Gefangenen letzte Zelle.
Die Beamten kommandiren,
Daß die Arbeit rasch erledigt,
Sträflingsgruppen steh'n im Kreise
Und der Pfarrer hält die Predigt.

„Seht mit Abscheu diesen Todten!
Wendet Euch vom Pfad des Schlechten!“
Kehrt als fromme Büßer wieder
Zur Gemeinschaft der Gerechten!“
Wohl gesprochen, kluger Pfarrer;
Aber sagt den Makellosen,
Daß sie nicht den armen Büßer
Roh zurück ins Elend stoßen.



Bergmanns Loos.

Erloschen ist der Sonne Strahl
Und draußen starrt und tobt der Winter.
Der Bergmann küßt zum letzten Mal
Sein braves Weib und seine Kinder.
Dann greift nach seinem Werkzeug er,
„Die Stunde ruft, ich muß von hinnen.“
— Es scheint, der Abschied wird ihm schwer —
„Schlaft süß, ich muß die Schicht beginnen.“

Hinaus dann in die kalte Nacht.
Es knirscht der Schnee bei seinem Tritte,
Und doch, er lenkt, schon nah dem Schacht,
Noch einen Blick zurück zur Hütte
„Schlaft süß! — Mir ist ums Herz so bang! —
Laßt euch nicht böse Träume schrecken. —
Es währt die Nachtschicht ja nicht lang,
Ich hoff' euch morgen sanft zu wecken!

Und nun hinab, es drängt die Noth!
Nur schaffen! Alles sonst vergessen,
Damit nicht von der Meinen Brot
Die Lohnabzüge gierig fressen.“ — —
Doch wird das Athmen ihm so schwer,
Es wird ihm fast die Brust zu enge — —
Das ist der alte Schacht nicht mehr!
Unheimlich schleicht es durch die Gänge!

Der Bergmann kennt dies Nachtgespenst, —
Er weiß, der Tod ist angefahren!
„Auf Kamerad, wenn du es kennst,
So flieh, dein Leben dir zu wahren!“
Ja, fliehe. — Zu spät! — Es bebt der Schacht!
Der Donner rollt, die Wetter blitzen!
„O Weib und Kinder, — gute Nacht — —
Mein Arm wird nimmer euch beschützen!“

Zwar wirft er sich zu Boden schnell, —
Doch hat er nimmer sich erhoben.
Als wieder schien die Sonne hell,
Führt seine Leiche man nach oben.
Und seine Lieben harrten bang,
Noch glaubend nicht an das Verderben —
„Es währt die Nachtschicht heut' so lang — —“
Das ist des Proletariers Sterben.

Sozialisten-Marsch.

Auf Sozialisten schließt die Reihen,
Die Trommel ruft, die Banner weh'n.
Es gilt, die Arbeit zu befreien,
Es gilt der Freiheit Aufersteh'n!
Der Erde Glück, der Sonne Pracht,
Des Geistes Licht, des Wissens Macht,
Dem ganzen Volke sei's gegeben!
Das ist das Ziel, das wir erstreben!
Das ist der Arbeit heil'ger Krieg!
Mit uns das Volk! Mit uns der Sieg!

Ihr ungezählten Millionen,
In Schacht und Feld, in Stadt und Land,
Die Ihr um kargen Lohn müßt frohnen
Und schaffen treu mit fleiß'ger Hand:
Noch seufzt Ihr in des Elends Bann!
Vernehmt den Weckruf! Schließt Euch an!
Aus Qual und Leid Euch zu erheben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben!
Das ist der Arbeit heil'ger Krieg!
Mit uns das Volk! Mit uns der Sieg!

Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren,
Mit Flint' und Speer nicht kämpfen wir.
Es führt zum Sieg der Freiheit Schaaren
Des Geistes Schwert, des Rechts Panier.
Daß Friede waltet, Wohlstand blüht,
Daß Freud' und Hoffnung hell durchglüht
Der Arbeit Heim, der Arbeit Leben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben!
Das ist der Arbeit heil'ger Krieg!
Mit uns das Volk! Mit uns der Sieg!



Im Streik.

„Es kann nicht sein!“ so spricht der Mann mit finstrer Stirn und festem Blick.
„Noch ist beendet nicht der Streik. Verräther nur geh'n zur Fabrik.“

* * *

Und schmeichelnd schmiegt sein blasses Weib an seine breite Brust sich an:
„Wie eisenhart ist heut' dein Herz, du sonst so lieber guter Mann!

Du hast für uns so treu gesorgt, für mich und für die Kinderlein,
Du gönntest nie dir Rast noch Ruh' vom Morgen bis zum Sternenschein,
Ja selbst den Sonntag gabst du hin, zur Arbeit lenkend deinen Gang,
Für dich im Tosen des Betriebs erstarb der Glocken Feierklang.
Und nun — es ruht dein starker Arm, obgleich es nicht an Arbeit fehlt,
Denn der Genossen trotz'ger Schaar hast du beim Streik dich zugezählt.
Die Noth, die unser Haus schon lang umschlichen, einer Wölfin gleich,
Nun brach sie ein! Nun wüthet sie! Du siehst der Kinder Wangen bleich,
Du hörst den bangen Schrei nach Brot — o, wende deinen harten Sinn!
Man harret dein und lohnt dir's gut, auf! geh' zur Arbeit wieder hin!
Was kümmern dich die Andern all? ist groß genug nicht unsre Noth?
Sie mögen selbst sich helfen auch, schaff' du nur deinen Kindern Brot!"

* * *

Er hört und blickt ins Auge ihr, ins Auge, das in Trübsalsnacht
Ihm oft geleuchtet als ein Stern, der Hoffnung mild und Trost gebracht.
Doch heut' fast feindlich deucht es ihm, wie eines Irrlichts falscher Schein,
Und zürnend stößt er sie zurück, er ballt die Faust und donnert „Nein!"
„Wohl hab' ich" — und er athmet schwer, dumpf grollet seiner Stimme Ton —
„Geschafft vom Frühroth bis zur Nacht, doch sage, Weib, um welchen Lohn?
Wohl gab ich auch den Sonntag hin im Mühen ohne Ruh und Rast,
Doch kehrte Wohlstand bei uns ein? Ward leichter unsre Sorgenlast?
Sie ward es nicht! Du weißt es gut. Die Andern teilen unser Loos.
Nun war die Nahrung theuer gar, die Sorgen wuchsen riesengroß.
So baten wir um bessern Lohn; wir haben Worte nicht gespart,
Doch immer wies man uns zurück mit mancher schönen Redensart.
Da galt es, fest zusammensteh'n — zum Streik! ich lieb ihn nicht, fürwahr!
's eine schwache Waffe, — doch die einz'ge ist's dem Proletar.
So stehen wir, so kämpfen wir, und setzen unser Alles ein,
Für Weib und Kinder — ja, für euch! und ich soll der Verräther sein?"

* * *

Es seufzt die blonde blasse Frau, doch klagend tönt's vom Tische her:
„O bitte, Vater, gieb uns Brot! mich hungert heute, ach, so sehr."
Der Vater hört's verzweiflungsvoll. Im Schluchzen wird das Wort erstickt.
Die Mutter, statt zu trösten, nur auf ihn mit stillem Vorwurf blickt.

* * *

Der Hunger ist der stärkste Feind, dem Menschenkraft nicht widersteht,
Der Streiter beste sinken hin, wo seine schwarze Fahne weht.
Und dieser Feind, er zog in's Feld, im Bunde mit dem Kapital.
„Soll ich mich unterwerfen ihm? — Nein!" grollt der Brave noch einmal.
„Ha, ihr, die ihr als „faul" und „frech" die Streiker schmäht mit feilem Hohn,
Die ihr des Uebermuths uns zeiht und uns mit Strafen möchtet drohn,

Ha, wenn ihr wüßtet, welchen Kampf und welches Leid und welchen Schmerz
Wir hier durchringen! wie er tobt durch unser Haus, durch unser Herz!
Ihr würdet feiern solchen Muth, vor dem der Helden Ruhm verbleicht,
Ihr würdet beben vor der Kraft, die hier sich eint! die hier nicht weicht!.."

* * *

Und stiller wird es im Gemach, das trüb der Lampe Licht bescheint.
Die Kinder haben nach und nach sich leise in den Schlaf geweint.
Doch horch! das Jüngste spricht im Traum: „O, Vater, sieh die Früchte hier!
Wie schön, wie saftig sind sie doch! mich hungert, Vater gieb sie mir."
So lallt das Kind, vom Traum geäfft — der Vater faßt sich an die Stirn,
Wie pochen ihm die Schläfen wild, als rase Wahnsinn im Gehirn
Der Märtyrer am Marterpfahl, gefoltert von des Henkers Hand,
Ob er in größeren Schmerzen wohl, als dieses Vaters Herz sich wand?
Und doch — wird er zum Abfall auch gedrängt durch hundertfache Pein —
Aus seinem Aug', von Thränen feucht, blitzt noch das alte trotz'ge „Nein!"

* * *

Da lärmt es von der Straße her .. ein frohes Rufen dringt ins Haus:
„Halloh, Kam'rad! Vernimm, der Sieg ist unser und der Streik ist aus!
Bewilligt ist, was wir verlangt; die Unternehmer gaben nach,
Weil fest geeint blieb unser Bund. Zur Arbeit ruft der künft'ge Tag!"

* * *

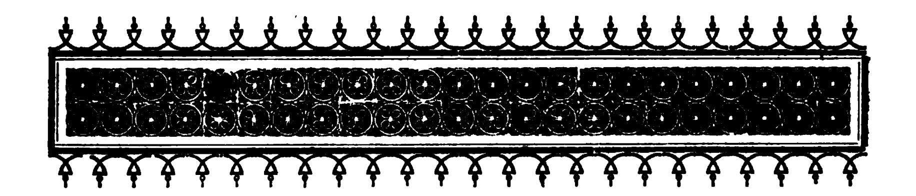
Er hört's, wie trunken fährt er auf. „Ha — Sieg!... doch war's die höchste Zeit!"
Stark ist des Hungers finst're Macht, doch stärker Treu' und Einigkeit.





Georg Herwegh.

Georg Herwegh wurde am 31. Mai 1817 als Sohn eines Kochs zu Stuttgart geboren. Da er schon frühzeitig außerordentliche Begabung zeigte, wurde er nach Tübingen gebracht, woselbst er Theologie studirte. Während seiner Militärzeit bekam Herwegh mit einem Offizier Streit und floh nach der Schweiz, woselbst er seine „Gedichte eines Lebendigen" erscheinen ließ, die großes Aufsehen erregten und viele Auflagen erlebten. 1842 verließ er die Schweiz und ging nach Paris. Er wollte eine Zeitschrift herausgeben und machte, um sich Mitarbeiter zu suchen, im Herbst 1842 eine Reise durch Deutschland, die sich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltete. In Leipzig, Dresden, Weimar und Jena wurde der junge Freiheitsdichter von den Liberalen, die sehr revolutionär thaten, begeistert aufgenommen. In Berlin hatte er eine Audienz beim König, der ihn mit den Worten empfing: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition!" Wenige Wochen später wurde er wegen eines offenen Briefes an den König aus Preußen ausgewiesen. Im April 1848 fiel er an der Spitze von 800 Arbeitern von Paris aus in Baden ein. Bei Schopfheim geschlagen, floh er nach Zürich. 1861 wurde seine Anstellung als Professor in Neapel durch Einspruch der preußischen und französischen Regierung hintertrieben. Mit dem Erwachen der deutschen Arbeiterbewegung trat er auch sofort in deren Reihen ein und lieferte für die Arbeiterblätter zahlreiche journalistische Beiträge. Herwegh war 1875 nach Lichtenthal bei Baden-Baden übergesiedelt, wo er am 7. April 1875 starb. Er wurde seinem Wunsche gemäß in schweizerischer Erde begraben und zwar in Liestal bei Basel, woselbst man ihm ein bescheidenes Denkmal gesetzt hat. — Herwegh war neben Freiligrath der bedeutendste Verherrlicher der Revolution. Alle gepreßten und bekümmerten Herzen athmeten auf bei seinem siegestrunkenen Freiheitsevangelium. Begeistert jubelten Hunderttausende seinen herrlichen Versen zu, in denen alle jene Zeit bewegenden Gefühle und Gedanken, Tyrannenhaß und Freiheitsliebe, Weltschmerz und Lebenslust, Hoffnung und Verzweiflung zu einem gewaltigen Akkord zusammenflossen, der den Mächtigen und Unterdrückern jener Tage wie der Posaunenton von Jericho an die Ohren schlug.



Der schlimmste Feind.

Februar 1871.

Dies Volk, das seine Bäume wieder
Bis in den Himmel wachsen sieht
Und auf der Erde platt und bieder
Am Knechtschaftskarren weiter zieht;

Dies Volk, das auf die Weisheit dessen
Vertraut, der Roß und Reiter hält,
Und mit Ergebenheitsadressen
Frisch, fromm und fröhlich rückt ins Feld;

Dies Volk, das einst aus Cäsars Schüssel
Und Becher sich so gern erfrischt
Und sich, wie Mommsen, seinen Rüssel
An Cäsars Tischtuch abgewischt;

Dies Volk, das gegen Blut und Eisen
Jungfräulich schüchtern sich geziert,
Und schließlich den Erfolg zu preisen,
Womit man Straßburg bombardirt.

Dies Volk, das im gemeinen Kitzel
Der Macht das neue Heil erblickt
Und als „Erzieher“ seine Spitzel
Den unterjochten „Brüdern“ schickt.

Die Alten, Lieben, Wohlbekannten
Von anno Sechsundsechzig her,
Schaffot- und Bundesbeil-Votanten,
Sie schüfen Deutschland? — Nimmermehr!

Sie werden mit verschmitzten Händen
Entreißen Euch des Sieges Frucht;
Sie werden Euren Lorbeer schänden,
Daß Euch die ganze Welt verflucht!

Frankreichs gekrönter Possenreißer
Wird nach Paris zurückgebracht;
Euch holt man einen Heldenkaiser
Aus mittelalterlicher Nacht.

Das Blut von Wörth, das Blut von Spichern,
Von Mars-la-Tour und Gravelotte,
Einheit und Freiheit sollt' es sichern —
Einheit und Freiheit? Großer Gott!

Ein Ambos unter Einem Hammer,
Geeinigt wird Altdeutschland stehn;
Dem Rausche folgt ein Katzenjammer,
Daß Euch die Augen übergehn.

Mit patriotischem Ergötzen
Habt ihr Viktoria geknallt;
Der Rest ist Schweigen oder Lötzen,
Kriegsidiotenthum, Gewalt.

Es wird die Fuchtel mit der Knute
Die heil'ge Allianz erneun:
Europa kann am Uebermuthe
Siegreicher Junker sich erfreun.

Gleich Kindern laßt ihr euch betrügen,
Bis Ihr zu spät erkennt, o weh! —
Die Wacht am Rhein wird nicht genügen,
Der schlimmste Feind steht an der Spree.

Immer mehr!

April 1866.

Allüberall Geschrei nach Brot,
Vom Atlas bis Archangel!
In halb Europa Hungersnoth,
Im halben bittrer Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten!

Geld her für Pulver und für Blei!
Für Reiter und für Rosse!
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld! dem Papste Geld!
Nur immer frisch von hinten
Geladen! Denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten.

O wag' es doch nur einen Tag!

Januar 1845.

Frisch auf, mein Volk, mit Trommelschlag
  Im Zorneswetterschein!
O wag es doch, nur einen Tag,
  Nur einen, frei zu sein!
Und ob der Sieg vor Sternenlicht
  Dem Feinde schon gehört —
Nur einen Tag! es rechnet nicht
  Ein Herz, das sich empört.

O wart in deiner tiefen Noth
  Auf keinen Ehebund;
Wer liebt, der gehet in den Tod
  Für eine Schäferstund:
Und wer die Ketten knirschend trug,
  Dem ist das Sterben Lust
Für einen freien Athemzug
  Aus unterdrückter Brust.

Mag düst're Weisheit fort und fort
  Nur Tod und Schrecken sehn,
Dem Volk soll vor Prophetenwort
  Der Ruf der Ehre gehn.
Horch auf, der letzte Würfel fällt,
  Dein Abend, er ist nah,
Noch einmal stehe vor der Welt
  In deiner Größe da!

O tilg nur einen Augenblick
  Aus deiner Sklaverei,
Und zeig dem grollenden Geschick,
  Daß sie nicht ewig sei:
Erwach aus deinem bösen Traum:
  Reif ist, die du gesucht,
Und schüttle nicht zu spät vom Baum,
  Wenn sie gefault, die Frucht.

Wach auf! wach auf! die Morgenluft
  Schlägt mahnend an dein Ohr —
Aus deiner tausendjähr'gen Gruft
  Empor, mein Volk, empor!
Laß kommen, was da kommen mag:
  Blitz' auf, ein Wetterschein!
Und wag's, und wär's nur einen Tag,
  Ein freies Volk zu sein!

Zukunftslied.

Sommer 1841.

Uebermüth'ge Triumphirer,
  Weh Euch, wenn Ihr's noch nicht fühlt,
Wie der treffliche Minirer
  Schon den Boden unterwühlt,
Daß Ihr in der Geisterstunde
  Kläffend unser Ohr zerreißt! —
Doch wir wissen, Ihr seid Hunde
  Und Ihr glaubt an keinen Geist.

Aber kommen wird ein Pfingsten
  Donnernd über Euer Haupt,
Und ein Festtag der Geringsten,
  Der des Hochmuth's Stamm entlaubt.
Der sich lange selbst vergessen,
  Ist am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Mensch, der sie durchmessen,
  Kommt beim Menschen endlich an.

Fort mit Eurer Ahnenbilder
  Uebernächtigem Gesicht!
Geht und pflanzt in Eure Schilder,
  Ritter, ein Vergißmeinnicht!
Nur ein Ritter ohne Tadel,
  Nur ein Priester soll noch sein:
Für die ganze Welt den Adel!
  Für die Menschheit Brot und Wein!

Keine Steuern, keine Zölle,
  Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
  Keinen Gott im Himmel mehr!
Nieder mit dem Blutpokale,
  Drin der Kirche Wahnwitz kreist!
Ein Columb zerbricht die Schale,
  Wenn er eine Welt beweist.

Einmal noch uns aufzuraffen
  Zu des Lebens Maienlust,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
  Aus der Menschheit wunder Brust!
Zwischen Jägern und Gehetzten
  Sei entbrannt die wilde Schlacht,
Bis man Frieden auf dem letzten
  Eingestürzten Tempel macht.

Zittert, zittert, blöde Thoren,
Vor der Zukunft ehr'nem Tritt —
Ja, die Zeit ist neugeboren,
Ja, und ohne Kaiserschnitt;
Und erobert wird das Leben,
Und wir jubeln gloria:
Alle Schulden sind vergeben,
Denn kein Gläubiger ist da.

Durch die Wolken seh' ich's tagen,
Und die Nebel, sie verwehn;
Mit dem Pegasus am Wagen
Muß es endlich vorwärts gehn.
Eine Phalanx laßt uns schlingen,
Die kein Henker brechen kann,
Und wie jene Römer singen:
Nur: die Waffen und den Mann!

Ungestüm in tausend Gliedern,
Tausend Adern glüht der Streit,
Und ein Arsenal von Liedern
Liegt in Deutschland kampfbereit.
Denn wir wissen, die Erhörung
Wird kein Flehender empfahn:
Drum die Fahne zur Empörung
Trag die Poesie voran!

Huldigung.

(August 1848, anläßlich der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser.)

Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Zion, öffne deine Thore!
Israel zieh' Ihm entgegen, bring Ihm Palm' und Trikolore,
Dem Messias der Monarchen; thu' die frohe Botschaft kund
Dem Messias der Propheten — — aus dem alten deutschen Bund!

Gnädigst hat er angenommen eines goldnen Scepters Bürde;
Angenommen die Entsagung uns'rer eignen Manneswürde.
Legt Euch, ihr empörten Wellen! Platz, du Volkesocean,
Platz dem kaiserlichen Steuer auf der stolzen Siegesbahn!

Schweigen wird der Herr gebieten dieser Zeit bewegtem Meere,
Retten in den deutschen Hafen Oestreichs scheiternde Galeere;
Bändiger der Elemente, der den Frieden uns verheißt:
Eine Schöpfung ohne Leben und ein Chaos ohne Geist.

Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Aller Segen komm' von oben.
Blast, ihr Dichter, die Posaunen! denn die Prinzen soll man loben.
Zweifel, nüchterner Geselle, schau die Menge hochgestimmt,
Wie sie trunken den Johannes schon für den Erlöser nimmt!

In der kaiserlichen Hofburg jubiliren sie und zechen
An des Wahnsinns düstrer Stätte, in dem Hause der Verbrechen;
Und die vielbelobte Treue (daß der Himmel sie verdamm'!)
Schlingt die buhlerischen Arme um den alten Sündenstamm.

Freude herrscht in Troja's Hallen — die Minister sind gerathen!
All' die glühenden Apostel wandeln sich in Apostaten;
Wie ergiebig ist die Ernte, und die Schnitter, wie behend!
Und wir dreschen ruhig weiter leeres Stroh im Parlament.

Aber tückisch im Verstecke lauert Austria, die Spinne,
Lauert, wie sie das Vertrauen dummer Fliegen sich gewinne;
Und an ihren Spinnefaden reih'n wir zu der Einheit Kranz
Vier und dreißig schöne Perlen uns'res deutschen Vaterlands.

Und was bringt Er dir zum Danke? Edelstein aus allen Kronen,
Bringt als schönste Morgengabe dir den Fluch der Nationen;
Habsburg — Lothringen! Der Herrschaft unerbittliches Gesetz
Erbt von Metternich, dem Henker, auf den Schlächter Windischgrätz.

Wehe ruft im Todeskampfe, Wehe das zertret'ne Böhmen:
Ewig wie die Fluth der Weichsel wird des Polen Klage strömen;
Eine neue Trauerbotschaft kündet uns der Flammenschein:
Die Barbaren ziehen heute in den Dom von Mailand ein.

— Dich vergiften deine Aerzte, die den Samen der Verwesung
In die Adern dir geträufelt; hoffe nicht mehr auf Genesung,
Krankes Deutschland, nur im Fieber sprachst du von der neuen Welt;
Denn der Acker der Geschichte bleibt von Knechteshand bestellt,

Schau, wie sie am Wege stehen, hunderttausend Domestiken,
Bettelnd einen Strahl der Gnade sich aus des Tirolers Blicken:
Feiger Pöbel, laß sie schallen, deiner Stimme Donnerkraft!
Alles treibst du mit Behagen, doch du dienst mit Leidenschaft.

Gestern war es, daß sie riefen: Barrikaden! Barrikaden!
Und im Bußhemd vor dem Volke stand der Gott von Gottes Gnaden
Unnütz in den Staub zerronnen ist das letzte Heldenblut,
Schneckensaft der Rest — zum Färben eines Purpurmantels gut.

Die Cäsaren kommen wieder nach den Idus dieses Märzen,
Noch einmal sind wir belogen, und der Himmel wollte scherzen;
Schließt Euch, schließt euch, Hoffnungsblüthen, denn Ihr seid zu früh erwacht.
Und Europa deckt noch immer kalt und stumm die alte Nacht.

Opfern wir dem neuen Götzen, daß in einer Weihrauchwolke
Sich verhülle und vergrabe diese Schmach dem deutschen Volke!
Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Schmeichle, schmeichle feiles Erz!
Geht ein jeder Schuß doch mitten durch der jungen Freiheit Herz.

Bundeslied.

Für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein.

April 1864.

You are many, they are few.
(Euer sind Viele, ihrer sind Wenige.)

Bet' und arbeit'! ruft die Welt,
Bete kurz! denn Zeit ist Geld.
An die Thüre pocht die Noth —
Bete kurz! denn Zeit ist Brot.

Und du ackerst und du säst,
Und du nietest und du nähst,
Und du hämmerst und du spinnst —
Sag, o Volk, was du gewinnst!

Wirkst am Webstuhl Tag und Nacht,
Schürfst im Erz- und Kohlenschacht,
Füllst des Ueberflusses Horn,
Füllst es hoch mit Wein und Korn.

Doch wo ist dein Mahl bereit?
Doch wo ist dein Feierkleid?
Doch wo ist dein warmer Herd
Doch wo ist dein scharfes Schwert?

Alles ist dein Werk! o sprich,
Alles, aber Nichts für dich!
Und von Allem nur allein,
Die du schmiedst, die Kette, dein?

Kette, die den Leib umstrickt,
Die dem Geist die Flügel knickt,
Die am Fuß des Kindes schon
Klirrt — o Volk, das ist dein Lohn.

Was Ihr hebt ans Sonnenlicht,
Schätze sind es für den Wicht;
Was Ihr webt, es ist der Fluch
Für Euch selbst — ins bunte Tuch.

Was Ihr baut, kein schützend Dach
Hat's für Euch und kein Gemach;
Was Ihr kleidet und beschuht,
Tritt auf Euch voll Uebermuth.

Menschenbienen, die Natur
Gab sie Euch den Honig nur?
Seht die Drohnen um Euch her!
Habt Ihr keinen Stachel mehr?

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Deiner Dränger Schaar erblaßt,
Wenn du, müde deiner Last,
In die Ecke lehnst den Pflug,
Wenn du rufst: es ist genug!

Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Noth der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Noth!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!



Die Arbeiter an ihre Brüder.

Frei nach dem Türkischen.

1866.

Wir schüren in den Essen
Die Feuer Tag und Nacht,
Am Webstuhl, an den Pressen
Steht unsre Friedenswacht.

Wir schürfen in dem Qualme
Der Gruben nach Metall,
Den Segen goldner Halme
Dankt uns der Erdenball.

Doch wenn das Korn gedroschen,
Dann heißt es: Stroh als Lohn,
Dann heißt's: für uns den Groschen,
Den Thaler dem Patron.

Dann heißt's: für uns den Schragen,
Das weiche Bett dem Gauch!
Dann heißt's: nichts in den Magen,
Und Kugeln in den Bauch!

Vergebens aus der Tiefe
Steigt der beraubten Chor,
Mit seinem Vollmachtsbriefe
Ans Glück, zum Licht empor.

Was hilft es, daß wir trotzen,
So lang noch mordbereit,
Ihr gegen uns den Protzen
Die starken Arme leiht?

O weh, daß Ihr, im Bunde,
Mit ihnen, uns verließt,
Und daß Ihr uns wie Hunde
Auf ihr Geheiß erschießt!

Ach, wenn sie Euch nicht hätten,
Wär' Alles wohlbestellt;
Auf Euren Bajonetten
Ruht die verkehrte Welt.

An Euren Bajonetten
Klebt aller Zeiten Fluch;
Wir trügen keine Ketten,
Trügt Ihr kein buntes Tuch;

Wir brauchten nicht zu frohnen
Für Sultan und Vezier,
Nicht länger für die Drohnen
Zu darben brauchten wir.

Wir hätten nicht zu beben
Vor Pascha oder Scheik
Und könnten bald erleben
Den großen Fürstenstreik.

Durch Euch sind wir verrathen,
Durch Euch verkauft allein:
Wann stellt Ihr, o Soldaten,
Die Arbeit endlich ein?

Die Kreigenthümerin.

Herbst 1870.

Bei Wörth die ersten Prügel schon
Erhalten hatte Mac Mahon;
Geschlagen war am Sauerbach
Die Schlacht, und Berthold Auerbach,
Die Seelengröße der Geschütze
Bewundernd in der Preußenmütze,
Mit seinem Astronomenchor
Drang stammverwandt nach Straßburg vor.
Versunken saß ich in Gedanken;
Mir war, als hört' ich lautes Zanken;
Altdeutschland rief: Nun kann ich holen,
Was mir die Wälschen einst gestohlen!
Gemach, Ihr Kelten, schrie'n die Finnen,
Ihr stahlt es uns, trollt Euch von hinnen!
Was habt Ihr Finnen hier zu schaffen?
Das Land war unser, schrie'n die Affen.
Wir waren vor den Affen hier,
Brummt Fisch und Sauriergethier.
Und wir, entgegneten die Schnecken,
Wir hatten hier im Meeresbecken
Schon vor Aeonen manches Haus;
Hinaus, Eindringlinge, hinaus! —
So ging's entlang die Stufenleiter
Der Wesen ad absurdum weiter.
Die Sonne nahm zuletzt das Wort:
„O, Ihr Gorillentsproßnen dort!" —
Begann sie — „die Ihr Euch erfrecht,
Zu pochen auf historisch Recht,
Und Euch dafür, zum Spaß der Kronen,
Bekriegt mit Flinten und Kanonen;
Ihr Träger herrlichster Kultur,
Die Ihr in Schillern wohl und Goethen
Als höchste Kunst die Kunst, zu tödten,
Erlernt habt; Eins vergaßt Ihr nur,
Daß dieser ganze Erdenbettel
Erst mein war, Einschlag so wie Zettel,
Und wieder mein wird, wenn's gelegen
Dem unbekannten Weltstrategen.
In meiner Sonnenseele leid
Thut mir's, daß Ihr so thöricht seid,
Die plumpsten Götzen anzubeten,
Die Eisen- und die Blutpropheten —
O dürft ich Eueren Planeten
Mir annexieren vor der Zeit,
Dem Mordgebrüll, den Siegesmärschen

Ein Ende machen und dem närr'schen
Weltherrschaftsdünkel in Berlin,
Das ich von je nicht gern beschien!
Der Aufschub hat mich oft verdrossen —"
Hier wacht ich auf — ich glaub', ein Kreuz
Wart von den frommen Söhnen Teut's
Am Münster just entzwei geschossen:
Die Sonne hatte zornerfüllt
Am Himmel droben sich verhüllt.

Golgatha.

Januar 1873.

An dem einen Kreuz die Liebe,
Ihr zur Seiten in Gestalt
Zweier Mörder oder Diebe —
Kleiner Diebe — die Gewalt!

Wenn ich so in unsren Tagen
Mir betrachte dieses Bild,
Muß ich mich im Stillen fragen.
Wem der Menschen Inbrunst gilt.

Ob nicht manchmal sich beim Beten
Unsrer Fommen Blick verirrt,
Und ein Strolch statt des Propheten
Gegenstand der Andacht wird.

Auf der Höhe thront im Leben
Und erringt sich Ruhm und Preis,
Wer das Kreuz des Schächers neben
Christi Kreuz zu ehren weiß;

Wer vor einem gnadenreichen
Heiland niederkniet im Staub,
Aber Leichen thürmt auf Leichen,
Um zu sichern seinen Raub.

Schade, daß ich nie begriffen,
Schwarz und weiß zugleich zu sein!
Hat mich drum auch ausgepfiffen
Mancher Preuße, groß und klein.



Zum neunzehnten Mai.

(Eröffnungstag der neuen preußischen Volkskammern.)

1862.

Ich sah, wie sie gleich einem Hund
Den Trützschler*) feig erschossen
Und Dortü's Blut auf Freiburgs Grund
Am frühen Tagen vergossen.

Ich sah, wie sich in wilder Lust
Die Knechte drauf besoffen,
Als hätt' mich selber in die Brust
Ihr Standrechtsblei getroffen.

Ich sah, von Zorn und Scham bewegt,
Wie diese frommen Beter
Durch ihre Häscher ausgefegt
Den Saal der Volksvertreter.

*) W. A. v. Trützschler wurde am 14. Aug. u. Max Dortu am 31. Juli 1849 in Baden standrechtlich erschossen.

Ich sah sie — niemals im Gefecht,
Doch immer in Kamaschen,
Bereit, zu greifen in das Recht
Und in des Volkes Taschen.

Ich sah, wie neulich ein Profos
Sein Scepter nahm vom Nagel.
O, dieser Augenblick war groß —
Für Junker und Janhagel!

Ich sah' und hört' — wie sie gelobt
Den Herrn mit Harf' und Psalter,
Und wie zu Roß und Fuß gelobt
Das ganze Mittelalter.

Wie lang noch? rief ich endlich aus,
Will keine Hand sich rühren?
Ich wanderte von Haus zu Haus
Und klopfte an die Thüren:

Heraus! Ihr Männer meiner Wahl,
Heran, zu meiner Urne!
Hinschreit' ich durch den weißen Saal
Auf ehernem Kothurne;

Hinschreit' ich wieder durch die Welt,
Zerbroch'ne Herrscherstäbe
Und Kronen schmücken mein Gezelt;
Ich leb', ich leb', ich lebe!

Ich lebe, und ich winde schon
Den Kranz für meine Streiter:
Ich bin die Revolution!
Nur weiter, Kinder, weiter!

Eine Antwort.

April 1873.

„Und läßt du immer noch den Lauf
Dem alten Groll, du Preußenhasser?
Geht Preußen nicht in Deutschland auf?“
Ja wohl, so wie der Schwamm im Wasser,
Der, wenn er voller sich und voller
Gesogen wie ein Hohenzoller,
Sich ebenfalls könnt' unterfangen
Und sprechen: Guckt, Ihr Tröpfchen, guckt,
Wie ich so prächtig aufgegangen
In Euch, indem ich Euch verschluckt!

Den Siegestrunknen.

Frühjahr 1871.

Vorüber ist der harte Strauß,
Der welsche Drache liegt bezwungen,
Und Bismarck-Siegfried kehrt nach Haus
Mit seinem Schatz der Nibelungen;
Stolz blickt auf ihrer Kinder Schaar
Germania, die Heldenmutter;
Stolz blickt das Denkervolk sogar
Auf Döllinger, den Afterluther.

Ihr habt ein neues deutsches Reich,
Von Junkerhänden aufgerichtet.
Redwitz besingt den Schwabenstreich
Und hat ein dickes Buch gedichtet;
Ihr habt ein neues Oberhaupt,
Ihr Elsaß-Lothringen-Verspeiser;
Den Papst, an den Ihr nicht mehr glaubt,
Ersetzt ein infallibler Kaiser.

Ihr wähnt Euch einig, weil die Pest
Der Knechtschaft sich verallgemeinert,
Weil täglich noch der kleine Rest
Lebend'ger Seelen sich verkleinert;
Ihr wähnt Euch einig, weil ein Mann
Darf über Krieg und Frieden schalten
Und Euch zur Schlachtbank führen kann
Mit der Parol': das Maul gehalten!

Ach, Einheit ist ein leerer Schall,
Wenn sie nicht Einheit ist im Guten,
Wenn ihr korinthisches Metall
Uns mahnt an Mord und Städtegluthen;
Ach, Einheit ist ein tönend Erz,
Wenn sie nnr pochend auf Kanonen
Zu reden weiß an unser Herz —
Und klingt es anders von den Thronen? —

Einheit des Rechtes ist kein Schild,
Der uns bewahrt vor Unterdrückung;
Nur wo als Recht das Rechte gilt,
Wird sie zum Segen, zur Beglückung.
Nur diese war's, die wir erstrebt,
Die Einheit, die man auf den Namen
Der Freiheit aus der Taufe hebt;
Doch Eure stammt vom Teufel: Amen!

Altes und Neues aus dem deutschen Reiche.

1866.

Der Alte hieß der Vierte,
Gott schütze seinen Schlummer.
Als er die Welt quittirte,
Kam eine neue Nummer

Grad oder ungerade?
Ich weiß nicht, meiner Treuen!
Der Alte starb, wie schade!
Wir hofften auf den Neuen.

Der Alte hat für Gänse
Creirt den Schwanenorden,
Und dem Verdienst sind Kränze
Aus seiner Hand geworden.

Der Neue hat für Musen
Und solches Pack kein Faible,
Im ritterlichen Busen
Schwärmt er nur für den Säbel.

Der Alte war ein Mucker,
Man konnt' ihm das erlauben:
Der Neue thut auch keinen Zucker
In seinen Christenglauben.

Der Alte ließ in Gnaden
Den Kopf vom Rumpfe trennen,
Der Neue war in Baden —
„Man soll ihn nicht verkennen.“

Der Alte hat versprochen,
Versprochen und verheißen;
Der Alte hat's gebrochen,
Der Neue wird's Euch — halten.

Der Alte soff zum Platzen,
Herrisch, unerschrocken;
Wir hatten den Jammer der Katzen:
Der Neue ist sehr trocken.

Der Alte machte Witze,
Der Neue birgt bescheiden
Sein Pfund — dem alten Fritze
Gleicht Keiner von den Beiden.



Dem Censor.

Unseliger Eunuche du,
Der uns'res Geistes Hauch bewacht,
Und sich für seines Sultans Ruh',
Zum gottverfluchten Knechte macht!

Du hast mein bloßes Wort verdammt,
Weil's nicht in Eure Küche paßt: —
Hat minder drum dies Herz geflammt
Und minder Dich und Ihn gehaßt?

O glaub' den Geist nicht unterjocht,
Wenn du vom Leib ein Glied getrennt!
Du Sklave putzest nur den Docht,
Damit das Licht noch heller brennt.



Vom armen Jakob und von der kranken Liese.

— — — Weh' dem Geschlecht
Der Zwerglein, die sich brüsten und die thronen!
Im Finstern wimmelt's ohne Brot und Recht
Von Millionen.

Fr. Sallet.

Der arme Jakob.

Der alte Jakob starb heut Nacht —
Da haben sie am frühen Morgen
Sechs Brettchen ihm zurecht gemacht
Und drin den Schatz geborgen.

Ein schmucklos Haus! Man giebt in's Grab
Dem Feldherrn doch den Feldherrndegen —
Warum nicht auch den Bettelstab
Auf diese Bahre legen?

Den Degen, den er treu geführt,
Der in die Scheide nie gekommen.
Bis ihn der letzte Schlag gerührt
Und von der Welt genommen.

Er war der Welt, sie seiner satt —
Zu zwölfen in der engen Stube! —
Weh' ihm ein überflüssig Blatt,
O Lenz, in seine Grube!

Als hätt' er Großes nie gethan,
Ist rasch der Glückliche vergessen,
Kein Dichter stimmt ihm Psalmen an,
Kein Pfaffe liest ihm Messen.

Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus schimmernden Karossen,
Sind Alles, was vom Vaterland
Der arme Mann genossen.

Just die vom Himmel ihm geprahlt
Sah'n die Erde zwiefach gerne;
So wird die Schuld an's Volk bezahlt
Mit Wechseln auf die Sterne.

Und kaum ist uns genug am Joch
Der Armuth auf gekrümmten Rücken:
Man will der Knechtschaft Stempel noch
Ihr auf die Stirne drücken.

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,
Drin sie dich ohne Hemd begraben:
Es wird kein Fürst am jüngsten Tag
Noch reine Wäsche haben!

* * *

Die kranke Liese.

Weihnacht! die kranke Liese schreitet
Durch's Faubourg hin in banger Flucht,
Sie hat zu Haus kein Bett bereitet
Für ihres Leibes erste Frucht.
Wohl manches prunkt im Fürstensaale,
Den stolzer Kerzen Glanz erhellt —
Marsch, Liese, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Mein armer Weber mag nur zetteln,
Sein Fleiß und Schweiß — was helfen sie?
Das Volk muß Sarg und Wiege betteln;
Allons, enfant de la patrie!
Kind, dem sie unter meinem Herzen
Die Lust am Leben schon vergällt,
Geduld, bis wir im Haus der Schmerzen!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Sie feiern heut dem Gott der Armen,
Die reichen Herrn, ein Freudenfest:
Doch glaubt nicht, daß sich das Erbarmen
An ihrem Tische sehen läßt,
Daß je in ihre Festpokale
Der Schimmer einer Thräne fällt —
Marsch, Liese, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Du machst mir wahrlich viel Beschwerden,
Der Liebe Kind, ich dacht' es nie;
Das wird ein wilder Junge werden:
Allons, enfant de la patrie!
Für eurer Prinzen zarte Nerven
Ist Daun' auf Daune hoch geschwellt:
Ich muß in einer Grube werfen —
So kommt das Volk zur Welt.

„Kläng' noch die Trommel unserm Ohre
Und wär' noch eine Fahne rein:
Der Lappen einer Tricolore,
Er sollte deine Windel sein;
Du wärst getauft, eh' seine Schaale
Ein Pfaffe dir zu Häupten hält —
Marsch, Liese, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Wer wird so ungestüm sich melden?
Mein kleines Herz, was suchst du hie?
Nur noch zum Grabe dieser Helden!
Allons, enfant de la patrie!
Dort seh' ich in des Frühroth's Helle
Die Julisäule aufgestellt —“
Und nieder sank sie auf der Schwelle; —
So kommt das Volk zur Welt!



Achtzehnter März.

März 1873.

Achtzehnhundertvierzig und acht,
Als im Lenze das Eis gekracht,
Tage des Februar, Tage des März,
Waren es nicht Proletarierherzen,
Die voll Hoffnung zuerst erwacht
Achtzehnhundertvierzig und acht?

Achtzehnhundertvierzig und acht,
Als du dich lange genug bedacht,
Mutter Germania, glücklich verpreußte,
Waren es nicht Proletarierfäuste,
Die sich ans Werk der Befreiung gemacht
Achtzehnhundertvierzig und acht?

Achtzehnhundertvierzig und acht,
Als du geruht von der nächtlichen Schlacht,
Waren es nicht Proletarierleichen,
Die du, Berlin, vor den zitternden, bleichen
Barhaupt grüßenden Cäsar gebracht
Achtzehnhundertvierzig und acht?

Achtzehnhundertsiebzig und drei,
Reich der Reichen, da stehst du, juchhei!
Aber wir Armen, verkauft und verrathen,
Denken der Proletarierthaten —
Noch sind nicht alle Märze vorbei,
Achtzehnhundertsiebzig und drei.

Der letzte Krieg.

1841.

Wer seine Hände falten kann,
Bet' um ein gutes Schwert,
Um einen Helden, einen Mann,
Den Gottes Zorn bewehrt!
Ein Kampf muß uns noch werden,
Und drin der schönste Sieg,
Der letzte Kampf auf Erden,
Der letzte heilige Krieg!

Herbei, herbei, ihr Völker all',
Um Euer Schlachtpanier!
Die Freiheit ist jetzt Feldmarschall,
Und vorwärts heißen wir.
Der Zeiger weist die Stunde,
O flieg', mein Polen, flieg',
Mit jedem Stern im Bunde,
Voran zum heiligen Krieg!

Ja! vorwärts, bis der Morgen blinkt,
Ja! vorwärts, frisch und froh!
Vorwärts, bis hinter uns versinkt,
Die Brut des Pharao!
Er wird auch für uns sprechen,
Der Herr, der für uns schwieg,
Und unsere Ketten brechen
Im letzten heiligen Krieg.

O walle hin, du Opferbrand,
Hin über Land und Meer,
Und schling' ein einig Feuerband
Um alle Völker her;
So wird er uns beschieden,
Der große, große Sieg,
Der ewige Völker-Frieden —
Frisch auf, zum heiligen Krieg!

Die Ruthe.

Kaum geht im deutschen Land ein Riegel,
Ein Schloß und eine Kette los:
So steckt man hinter unsres Rheines Spiegel,
Geschwind als Ruthe den Franzos!

Und du, mein Volk, du glaubst den Mären
Und dein Verstand ergreift die Flucht,
Du rupfst den Hahn, und denkst nicht an den Bären,
Den man dir aufzubinden sucht!

Du rupfst den Hahn, indeß der Geier,
Dir tief in deine Leber frißt:
Du träumst von Einheit, und du glaubst dich freier,
Wenn dein Gefängniß größer ist.

Du nähst dir an die weiße Mütze
Die Schellen der Philosophie
Und folgst dem Irrlicht, klingelnd in die Pfütze
Der Obskuranten-Kompagnie!

O „Eckstein aller Nationen!"
Drum . . . . dich an —
O göttlich Volk von 40 Millionen,
Das 30 Menschen unterthan!

Das Lied vom Hasse.

1841.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß,
Dem Morgenroth entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen giebt,
Die laßt uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsre Glut zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!"

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als unsre Liebe, werden.
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!



Schlechter Trost.

1840.

Du wirst ein schöner Leben schauen,
Und ewig, ewig bleibt es dein;
Man wird dir goldne Schlösser bauen,
Nur — mußt du erst gestorben sein!

Du wirst bis zu den Sternen dringen,
Und stellen dich in ihre Reih'n,
Von Welten dich zu Welten schwingen,
Nur — mußt du erst gestorben sein.

Du wirst, ein freier Brutus, wallen,
Mit Brutussen noch im Verein,
All' deine Ketten werden fallen,
Nur — mußt du erst gestorben sein.

Wenn Sünder in der Hölle braten,
So gehest du zum Himmel ein;
Du wirst geküßt und nicht verrathen,
Nur — mußt du erst gestorben sein.

Ob ihm der Ost die Segel blähe,
Was hilft's dem morschen, lecken Kahn?
Was hilft dem Fink die Sonnennähe,
Den tot ein Adler trägt hinan?

Der Gang um Mitternacht.

1840.

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . . Nun träumt man wieder
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegeskranz um's Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin das Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause auf der Bank von Stein
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

An die deutsche Jugend.

Bei Gelegenheit der Verbannung von Robert Prutz.

Ihr spottet unser, stolze Würdenträger?
Baut nicht zu viel auf Euer Ahnenschild!
Vielleicht noch einen Tag die wilden Jäger,
Vielleicht schon morgen das gejagte Wild!
Mit manchem Worte wollt' Er Euch bedeuten,
Mit manchem Wort zu Frommen Euch und Nutz:
Ihr aber zwangt den Dichter, Sturm zu läuten —
Nimm, deutsche Jugend, nimm sein Lied in Schutz!

Ich spielte freilich nur auf einer Seite,
Die Euch, erlauchte Herren, stets mißfällt:
Doch rief nicht ich, bei Gott! nicht ich zum Streite,
Zum Streite ruft der neue Geist der Welt!
Und jauchzt das Volk und schwingt es seine Mützen,
Wollt Ihr den Leiermann drum ächten? Thut's!
Der Adler weiß die Nachtigall zu schützen —
Nimm, deutsche Jugend, unser Lied in Schutz!

Leicht können wir der Fürsten Gunst entbehren
Für eines Bettlers Herz, das wir gerührt!
Sie soll mich auch in Zukunft singen lehren,
Die mir die Hand zum ersten Lied geführt.
All' meine Schätze leg' ich ihr zu Füßen:
Die Freiheit ist ein Weib und liebt den Putz.
Ja wohl! ich werd' ihr Sklave bleiben müssen —
Nimm, deutsche Jugend, nimm mein Lied in Schutz!

Sie, die kein Wetter aus dem Schlafe rüttelt,
Die Treibhauspflanzen, die ein Mädchen hegt,
Indeß der Sturm die Brüder draußen schüttelt:
Die Dichter haben nie dein Herz bewegt;
Du lächelst ob der Demuth unsrer Alten,
Und willst nur Zorn und kühner Worte Trutz;
Zwar hinkt mein Vers, doch ist er ohne Falten, —
Nimm, deutsche Jugend, nimm mein Lied in Schutz!

Gleich wie die Lerche grüßt den ersten Funken,
Der aus dem Aug' des jungen Tages bricht:
So macht ein Strahl von Hoffnung schon mich trunken,
Ich brauch die Sonne der Erfüllung nicht.
„Es muß gescheh'n, und darum wird's gescheh'n!"
Schriebst du nicht also, mein geliebter Prutz?
Kein Korn der Freiheit darf verloren gehen —
Nimm, deutsche Jugend, unser Lied in Schutz!



Amnestie.

Sie lächeln! — doch ihr Lächeln ist verloren,
Vergebens ihrer Blicke Sonnenschein;
Wie ich für Fürstendonner keine Ohren,
Hab' ich kein Herz für ihre Schmeichelei'n.
O seht Euch vor, es ist ein falsches Treiben!
Und diese Gnade — unser jüngst Gericht!
Wir wollen, Brüder, auf dem Wahlplatz bleiben
Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!

In Rosen gilt's die Freiheit zu erdrücken,
Die sich in Ketten nicht erdrosseln läßt:
O gönnt dem Volk, dem Pöbel sein Entzücken,
Dies falsche, heuchlerische Freudenfest!
Ihn hungert wohl, er geht nach seinem Brode,
Das man ihm fürder reichlicher verspricht.
Uns dürstet. Drum: dies Glas dem freien Tode!
Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!

Ei schaut, der Käfig wird nun aufgeschlossen,
Da längst der Vogel nicht mehr fliegen kann.
So mancher unsrer alten Kampfgenossen
Ist nun ein müder, ein gebrochner Mann!
Hübsch sind die Blumen, drin ihr sprecht; nur schade,
Daß draus der Dorn des Despotismus sticht.
Das Recht vor Gott braucht keines Königs Gnade:
Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!

Geschäftig drängt das Volk von nah' und ferne,
Des Fürsten Hände küssend, sich heran:
Es sei — wir folgen unserm eignen Sterne,
Des Thrones Himmel ist nicht seine Bahn.
Mag sich die Welt im Strahl der Gnade sonnen,
Ich kenn' ein Fähnlein doch, das weiter ficht;
Frisch, meine Jugend, frisch den Kampf begonnen!
Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!

Was war denn zu vergessen und vergeben,
Und welche Todessünde zu verzeihn?
Nach mancher Krone pflegten wir zu streben;
Doch sagt, schenkt man in Euern Kronen Wein?
Wir wollten uns so gern mit Euch versöhnen!
Gebt Raum der Freiheit, wie dem Tageslicht!
Ihr zaudert? — Gut, so laßt den Schlachtruf tönen:
Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!

So will's die Zeit; sie heischet Feuerzungen,
Ihr Sturm verweht der Liebe sanften Hauch;
Doch was wir für die Freiheit einst errungen,
Errangen wir für unsre Liebsten auch.
Wenn Alle jubelnd in die Hände schlagen,
Weil 'mal ein Gnadenstrom aus Felsen bricht —
Dann können unsre braven Mädchen sagen:
Mein Liebster starb, doch er ergab sich nicht!



Die Partei.

An Ferdinand Freiligrath.

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt:
Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Ferdinand Freiligrath
(in seinem Gedicht auf den Tod von Diego Leon.)

Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wieder?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Sieh' hin! dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Das Gestern ist wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als ein Zeichen in ein Buch —
Begrabt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme
Und webt nicht länger an dem Leichentuch!
Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu singen,
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei:
Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit, auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angst so mancher Seele schaut;
Es ist das Bangen vor dem Hochzeittage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten sich die Erben
An's Krankenlager unsrer Zeit herbei;
Laßt, Dichter, laßt auch ihr den Kranken sterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Ludwig Feuerbach.

Wie muß des Denkers scharfes Schwert
In Eure Hasenseelen fahren!
Hört doch: „Das Beste ich nicht werth,
In Ewigkeit es aufzusparen;
Was einmal die Natur erschuf,
Kann sie auch noch einmal erschaffen."
Allein vergebens ist Sein Ruf
An Kinder und an Laffen.
Es stellt vergebens ihr Symbol
Der kühne Adler an den Pranger:
Jedwede Puppe, noch so hohl,
Fühlt sich mit einem Falter schwanger.
Vergeblich läuft der Genius Sturm,
Die Burg des Unsinns zu bezwingen:
Es wills nun einmal jeder Wurm
Zum Schmetterlinge bringen.

Xenien.

Hundscourage.

Winken nur leise die Herren einmal mit dem drohenden Finger:
Puh! wie wächst dann im Nu ihren Lakaien das Herz.

Entpuppung.

Deserteur? — „Mit Stolz. Ich habe des Königs Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht."

Heidenlied.

„Der verfluchte Faffe weiß selbst nicht, was er will; hol ihn der Deuffel!"
Friedrich der Große.

Wie lebten doch die Heiden
So herrlich und so froh!
Das war ein Volk von Seiden,
Wir sind ein Volk von Stroh;
Entführt ein Ochs ein schönes Kind
Zuweilen auch — doch glaubet mir:
Die Heiden waren nicht so blind,
Nicht halb so blind als wir.

Die Heiden, 's ist doch schade
Um solch ingenium;
Sie heißen Vier gerade
Und nahmen Fünf für krumm;
Auch hat' die Jungferschaft ein End',
Sobald die Magd ein Kind gebar,
Dieweil das neue Testament
Noch nicht erfunden war.

Sie thaten, was sie mochten,
Die Frechheit war enorm;
Sie siegten, wenn sie fochten,
Auch ohne Uniform;
Sie hatten keine Polizei
Und tranken lieber Wein, als Bier,
Wie waren doch die Heiden frei,
Die Heiden! — aber Ihr?

Und von Achill und Hektor,
Wie's im Homerus steht,
Bis zu dem letzten Rektor
Die Universität,
Da gab's kein Buch in ganz Athen —
O schreckliche Verworfenheit!
Man wurde vom Spazierengeh'n
Und von der Luft gescheidt.

Wie wußten sie die Tatzen
Den Pfaffen abzuhau'n!
Die durften nur nach Spatzen,
Nicht nach den Weibern schau'n;
Den Prinzen gar erging es schlecht,
Die fanden kaum ein Nachtquartier;
Wie hatten doch die Heiden Recht,
Die Heiden! — aber Ihr?

Die Heiden, ach! die Heiden,
Die keine Christen sind,
Sie spinnen doch die Seiden
Für manch' ein Christenkind;
Drum lebe hoch das Heidenpack
Und jeder ächte Heidenstrick,
Homerus mit dem Bettelsack
Und ihre Republick!

Leicht Gepäck.

1840.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft.
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär' nicht leer davongeeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein;
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all' der Mondenschein!
Färbt sich mein Leben herbstlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich selber;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Gern sing' ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen spiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl ersteigen,
Paläste komm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern,
Sein golden Loos sich mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Rosenblättern;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

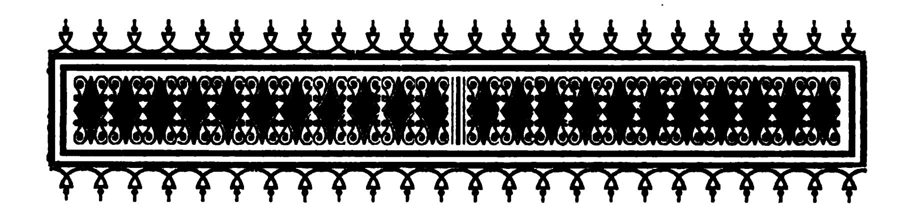
Nach dir, nach dir steht mein Verlangen,
O schönes Kind, o wärst du mein!
Doch du willst Bänder, du willst Spangen,
Und ich soll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied
Laß ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum sei mein Lied.





Karl Kaiser.

Karl Kaiser wurde in Straßburg im Jahre 1868 als Sohn eines armen Schlossers geboren. Die Eltern stammten aus Württemberg und wandten sich, da sie Straßburg bei der Belagerung im deutsch-französischen Kriege verlassen mußten, nach Zürich. Dortselbst besuchte Karl Kaiser die Volksschule. Als Ende der siebziger Jahre seine Eltern nach Stuttgart übersiedelten, mußte der Junge als Klaviermechaniker lernen. Noth und Sorge waren seine treuen Begleiterinnen. Karl Kaiser lebt gegenwärtig in München in Ausübung seines Berufes. Er ist ein außerordentlich kritisch und grüblerisch veranlagter Geist, liebt die Einsamkeit und ist, was man in Schwaben einen „Eigenbrödler" nennt. Der Drang nach Einsamkeit treibt ihn jeden Sonn- und Feiertag hinaus in Wald und Feld. Auf einem dieser regelmäßigen Ausflüge stürzte Kaiser am Himmelfahrtstag 1899 Nachts in einem 21 Meter tiefen Steinbruch, wo ihn andern Tages Arbeiter fanden. Verschiedene Brüche und Verrenkungen waren die Folge des unglücklichen Absturzes. Erst im Oktober konnte er das Krankenhaus wieder verlassen. Er steht seit 1889 in der Arbeiterbewegung und damals entstanden auch seine ersten Gedichte. Kaiser ist ständiger Mitarbeiter des „Süddeutschen Postillon", auch ist eine größere Anzahl seiner Dichtungen in der empfehlenswerthen Sammlung „Aus dem Klassenkampf" erschienen. Seine dichterischen Schöpfungen durchweht ein warmer Hauch von Natürlichkeit und Einfachheit, der so recht erkennen läßt, daß er in denselben sich selbst gibt.



„Einerseits und Anderseits".

Eine Professorenstudie.

Mit „einerseits" und „anderseits",
Wie's Kätzchen um den heißen Brei,
So schleicht der deutsche Professor
An jedem heiklen Punkt vorbei. —

Mit stolzem Satze „einerseits"
Schwingt er auf's hohe Roß sich keck,
Um sofort wieder „anderseits"
Hinabzurutschen in den Dreck!

Heut: „Darwin hoch!" und morgen: „Hoch
Die heil'ge Ueberlieferung!" —
So „einerseits" und „anderseits"
Gelingt ihm jeder Katzensprung.

Als echter Pfaff der Wissenschaft
Ist er im Spiegelfechten groß:
Sucht „einerseits" den „letzten Grund",
Lügt „anderseits" ganz bodenlos! . .

Solang der Staat nicht in Gefahr
Läßt er den Dingen ihren Lauf,
Doch geht es schief — dann „hebt" er flink
„Die Klassengegensätze auf!!!"

„Lieb Arbeit" und „lieb Kapital"
Möcht er „versöhnen" gar nicht faul,
Doch leider kriegt er stets zum Schluß
Als Dank von beiden ein's auf's — Maul!"

Jedoch als ledernes Kameel
Bleibt er auch ferner wie zuvor:
Ein „Einerseits" und „Anderseits", —
Ein echter deutscher Professor!

Fabriklerlied.

Landsknechte sind wir! Landsknechte
Im Dienste der Bourgeosie;
Wir schlagen für sie die großen
Schlachten der Industrie!

Landsknechte sind wir! Landsknechte
Mit immer verkaufter Haut,
Aus allen Nationen und Ländern
Buntscheckig zusammengebraut!

Landsknechte sind wir! Landsknechte
Verlangen stets blanken Sold,
Drum wer uns an meisten kann zahlen,
Dem sind wir am meisten hold!

Landsknechte sind wir! Landsknechte!
Wir haben kein Vaterland;
„Vaterlandsloses Gesindel"
Werden wir d'rum auch genannt!

Landsknechte sind wir! Landsknechte,
Verehrliches Publikum.
D i e schmeißen dir noch eines Tages
Die ganze Herrlichkeit um!



Der Schmuggler.

Auf hoher See in seinen Bart,
Da brummt er manchen Kernfluch —
Jedoch zu Haus, gewohnter Art,
Da brummt er im Gebetbuch.

Ist dann der Kirchgang fromm erfüllt,
So geht's zur Kontrebande,
Ob Heil'genbild an Heil'genbild
Auch decken rings die Wände —

Die „Gottespest"*) wird wohl verschalt
Packetweis auf den Tischen;
Die Heil'gen grinsen blaubemalt
Und dottergelb dazwischen.



*) Eine unter dem Sozialistengesetz verbotene anarchistische Broschüre von J. Most.

Seine Lieblinge.

Die eisernen Gehilfen,
Die haben keine Frauen,
Die haben keine Kinder
Und machen keinen „Blauen“.

Darum an's Herz gewachsen
Sind sie auch sehr dem Alten;
Sie streiken nie, noch schreiben:
„Streng Zuzug fernzuhalten!“

Sie träumen nie von „Umsturz“
Auch nie von „Barrikaden“,
Sie lassen ruhig sich treiben
Für ihn, den Schlotmagnaten.

Sie sägen und sie hobeln,
Daß rings die Spähne fliegen,
Und machen nur Spektakel
Wenn sie kein Schmieröl kriegen.

Mit solchen Arbeitskräften,
Da kann's Geschäft noch blühen,
Die keinen Aufschlag heischen
Und doch sich redlich mühen.

Ach! könnten sie doch Alles!
An unsre Plätze stellen
Würd' er mit Wohlbehagen
Flug's — eiserne Gesellen.



Illustrationen.

I.

Menschengeburt.

Der Arzt und die Hebamm'; per Chaisʼ und zu Fuß
Ist das Pärchen in Eile gekommen;
Zu der kleinen Mansarde vier Treppen hoch
Sind keuchend sie beide geklommen.

Dann dumpfes Murmeln — Stöhnen — ein Schrei . . .
Ruhe. — Der Akt war vorüber. —
Die Stube roch stark nach Blut und Karbol,
Die Wöchnerin lag im Fieber.

Das Kindchen schrie, der Vater, der starrt
In den nächtlichen Regenschauer,
An's Fenster drückt er die heiße Stirn
Und knöchelt den „alten Dessauer“.

„Doktor, Hebamm' und Apothek'
Die haben mich kahl gefressen,
Ein glücklicher Vater, beim Teufel ja!
Kaum kann ich mein Glück ermessen.

„Die Arbeit, sie stockt, sie wollen den Lohn,
Den Hungerlohn noch reduzieren,
Da soll ich mein „Glück“ noch fröhlich beschau'n?!
Ich kann es fürwahr nur bestieren!“

II.

Thiergeburt.

Vom Schulzenbauer eskortirt
Und seiner dicken Alten,
Marschiert der Thierarzt nach dem Stall
Um seines Amt's zu walten.

Dort visitirt die schwang're Kuh
Der Kund'ge ohn' Erbarmen,
Er drückt, er zieht und endlich bringt
Das Kalb er auf den Armen.

Da guckt der Bauer breitgespreizt
Und schmatzt an seinem Kloben,
Er lacht und grinst, daß sich sein Maul
Könnt mit dem Ohr verloben.

Der Bäuerin könnts nicht wohler sein
Im seel'gen Paradiese;
Der Thierarzt säubert sich am Trog
Und nimmt 'ne Doppelprise.

Gut denn.

Sie haben mit feinen Nasen gemerkt
Den Kern seiner Klassenkampftheorie!
Sie nannten den alten Diktator Marx
Mit Recht den „Vater der Energie"!
Sie sind nicht in Allem stockhageldumm,
Die Compromißler und Diplomatler!
Sie merken gar wohl den kommenden Tag,
Der welterobernden rothen Adler.
Den Sturmtag, der mit Posaunenschall
Verschlingt die letzten Friedensschalmeien,
Die Rebellion aus dem Boden stampft —
Und in den Boden der Gegner Reihen;
Den sturmschrittstampfenden, heißen Tag,
Wo sich umkrallen Legionen,
Der über den „Zukunftsstaat" diskutirt —
Mit Bajonetten und mit Kanonen! — — —
„Karl Marx ist todt!" Doch sie wissen gar gut,
Daß er ein Testament hinterlassen —
Sein „Kapital", seine „Energie" —
Den trotzigen Proletariermassen!



Sultan Mahmud.

In dem heil'gen Hain von Sumnat,
In dem Tempel der Brahminen,
Glotzt das Götzenbild verwundert
Mit den Augen von Rubinen.

Lanzen blitzen in der Halle,
Schwerter klirren auf den Steinen;
Vor dem Götzen steht als Sieger
Sultan Mahmud mit den Seinen.

Die Brahminen sind geflohen
Mit dem Heer von Bajaderen;
Grimmig lehnt der tapf're Sultan
Auf der Streitaxt, auf der schweren.

Und er lacht und streicht den Bart sich;
„Bei dem Barte des Propheten!
„Schone unsern Gott!" so haben
Die Brahminen mich gebeten!

Ries'ge Schätze boten sie mir,
Für den Kerl dort mit dem Bauche.
Streitaxt, zeige! daß ich keine
Götzendienerschätze brauche!"

Allsogleich den Bauch des Götzen
Spaltet er mit einem Schlage —
„Allah!" schrie'n erstaunt die Krieger,
„Welches Wunder tritt zu Tage!"

Aus der Wunde blitzend springen
Perlen, Schmuck und Edelsteine,
Märchenhafter Reichthum fluthet
Funkelnd um die Türkenbeine,

— Wieder lacht und streicht den Bart sich
Der Besieger der Brahminen:
„Ha! bei dem alleinigen Gotte,
Welchem alle Geister dienen!

Nicht umsonst war dieser Holzklotz
Dem Brahminenpack so wichtig,
Dieser Dickbauch, dem zweitausend
Indierdörfer steuerpflichtig!

Nicht umsonst war'n sie von seinem —
Inner'n Werth so tief durchdrungen!"
Auf, ihr Krieger, packt die Bissen,
Die der Götze hat verschlungen!"

— Mahmud rief's — und seine Krieger
Stürzten jauchzend auf die Beute;
Geld kam damals reichlich unter
Die bedürft'gen Türkenleute! — . . . .

Mahmud war ein *braver* Sultan:
Für das Volk riß er die todten
Schätze aus dem Bauch des Götzen,
Plünderte er die Pagoden.

In dem Jahr Eintausend-dreißig
Schied Held Mahmud aus dem Leben,
Heute noch nennt Indiens Klerus
Seinen Namen nur mit Beben.

Mahmud war ein großer Sultan —
Und noch größerer Pfaffenfresser,
Doch das Säkularisiren,
Das verstanden andre besser.

Denket nur an jene deutschen
Fürsten, jene Glaubenshelden,
Die sich in den Dienst der reinen
Reformirten Leben stellten.

Nach der Kirche Bauch zwar sah man
Gleichfalls sie zum Schlag ausholen,
Doch den Inhalt weislich haben
Sie dann stets *für sich* — säkularisirt!

Antagonismus.

So lang sich die Menschen glauben
Von einem Gotte „gemacht“,
Werden sie meucheln und rauben
In thierischer Geistesnacht.

Erst wenn die Erkenntniß Funken
Zu Flammen bläst, darwinhell,
Werden sie göttlich und prunken
Nicht länger im thierischen Fell. —

Zwei Hirnhalbkugeln uns lenken,
Gemeinsam — und doch getrennt —
Kein Wunder, wenn solchem Denken
Der Widerspruch imanent.



Herr Commerzienrath Eigennutz.

Sein unersetzlich theures „Ich“
Pflegt er bei Tag und Nacht;
Wie's Andern geht, darüber hat
Er niemals nachgedacht.

Sein ganzes Sinnen, Trachten dreht
Sich nur um „Mein und Dein“;
Der Geldschrank ist sein Himmelreich
Voll goldner Engelein.

Und diese goldnen Engelein,
Sie sind ihm gleichfalls hold,
Sie eben alle Wege ihm
Und pflastern sie mit Gold.

Mit goldnen Besen kehren sie
Fort seiner Tritte Schmutz;
Mit goldnen Kelchen singen sie
„Hoch leb Herr Eigennutz!“

Seht hier den Stolz der Bürgerschaft!
Ein Deutscher voll und ganz!
Aus Reichsbanknoten winden wir
Ihm seinen Lorbeerkranz.

Hoch leb' der Herr Commerzienrath!
Er hat die schönste Frau,
Den besten Koch, den feinsten Wein,
Und wohnt im Prinzenbau!

Er ehrt die Kunst, die Wissenschaft
(Sofern sie sich bezahlt!)
Der erste Porträtist der Stadt
Hat ihn in Oel gemalt!

Er ist dem Fortschritt herzlich hold,
(Jedoch mit Maß und Ziel!)
Dagegen haßt er grenzenlos
Der Hetzer freyles Spiel.

Drum naht euch wieder eine Wahl,
Dem Lumpenpack zum Trutz:
Wählt ihn, den Herrn Commerzienrath,
Den Bürger Eigennutz!

So singen sie. Die halbe Stadt
Lauscht dem Sirenensang;
Und möcht ein Bürger-Redakteur
Mal schlagen übern Strang,

Und setzt er schon die Feder an:
„Das ist denn doch zu bunt ...“
Flugs kommt ein goldnes Engelein
Und stopft ihm seinen Mund!

Die goldnen Englein ebnen gut
Und pflastern Alles glatt;
Und was der Redakteur nicht will —
Das steht auch nicht im Blatt.

Drum ruhig lebt Herr Eigennutz,
Und schlummert er einst ein,
Bau'n auf sein Grab ein Monument
Die goldnen Engelein.

Und darauf steht, Staketen rings
Umgeben es zum Schutz:
„Hier ruht von treuer Arbeit aus,
In Gott, Herr Eigennutz.“ —

Das moderne Raubnest.

Holla! Thorwacht! Feind im Nacken!
Rasseln läßt der Pfaff die Brück' —
Und der Junker mit der Beute
Zieht sich hinter „Gott“ zurück! —

Wahrheitsdrang.

Erkläret mir doch jenen Strahl,
Der aus den Augen leuchtet,
Bald hoffnungsreich, bald düster, fahl,
Bald schmerzensvoll befeuchtet.

Ein Strahl ist es voll Lust und Pein,
Wie soll ich ihn verstehn?
Das ist der Glanz und Wiederschein
Rebellischer Ideen.

Auf mancher bleichen Menschenstirn'
Aufflammet ihre Fährte,
Sie machen sich jed' grübelnd' Hirn
Zu ihrem Feuerherde.

Erkenntniß brennet lichterloh —
Die frommen Glaubenskrücken,
Aufflackern sie wie trock'nes Stroh
Vor den erstaunten Blicken.

Dem Ohr verhallt der Kirchgesang,
Der frommen Mutter Lehren,
In's Herz hinein zieht Wahrheitsdrang,
Und läßt sich nicht beschwören.

Er möchte folgen jeder Spur —
Und sieht in Nacht sie schwinden,
Er möcht' ergründen die Natur —
Und zweifelt an den Gründen.

Wen diese inn're Gluth erfaßt,
Der ist nicht zu beneiden
Tief hassend und auch tief gehaßt
Wird er durch's Leben schreiten.

Er sieht ringsum die Unvernunft
Sich spreizen und sich wiegen,
Ausrotten möchte er die Zunft
Althergebrachter Lügen.

Allein sein Wissen ist noch schwach,
Er selbst nicht frei vom Schwanken,
Und unter jedem Schädeldach
Sind andere Gedanken.

Muß oft sich fragen herzbeklemmt:
Was hilft dein Stirnerunzeln,
So lang sich dir entgegenstemmt
Dies fromm zufried'ne Schmunzeln.

So lang man noch den Zweifel flieht
Und wahre Geistespflege,
So lang man noch das Kind erzieht
Zum Glauben und durch Schläge?

Dann wird es ihm so trüb und schwer —
Und, kaum kann er's recht fassen —
Kommt's über ihn — als müßte er
Die ganze Menschheit hassen.

Aus dem Jahrmarkt des Lebens.

Wie sie vor dem Volk sich spreizen,
Die „gelehrten" Herrn mit Fräcken,
Und mit beiden Händen „Gründe"
Ziehen aus den Hosensäcken.

Ganz erstaunlich viele „Gründe"
Bergen sie in ihren Taschen,
Um die Einfalt einzuseifen,
Und den Mohren weiß zu waschen.

Kenn' die immer „neuen" Sächlein,
Die sie zaubern aus den Spalten,
Denn es sind ja stets die gleichen,
Und die Kniffe — sind die alten.

Wie sie glitzern! „Recht des Stärkern
In dem Spiel der freien Kräfte."
Die Vererbung höherer Rasse,
Kranker und gesunder Säfte. —

Saubere Entschuldigungen
Zu des Geldsacks-Ehrenrettung.
Ekelhaft und mißgestaltet
Bleiben sie trotz aller Knetung.

Kenne die „Gesellschaftsretter",
Kenne sie gedruckt und mündlich.
Ihre Taschen, ihre „Gründe" —
Unersättlich — unergründlich.

Und an einem schönen Tage,
Kühl geworden, immer kühler,
Wird sie auch das Volk durchschauen
Die geriebenen Taschenspieler. —

Die Epigonen.

Sie fühlten das Bedürfniß,
Ich glaub' es ihnen gern,
Die Religion zu schirmen,
Die frommen, schwarzen Herrn.
Sie möchten einen Kreuzzug
Für „Sitte, Religion!"
Sie hetzen auf die Ketzer,
Wie einst ihr Schutzpatron:
Bernhard, Abt von Clairvaux!*)

— Ein Lachen überkommt mich,
Seh' ich die Knirpse an,
Die Gánshirnschwadroneure
In ihrem Größenwahn;
Es juckt mir in den Fingern,
Mit meinem Zauberstab
Ihr Vorbild zu beschwören,
Heraus aus deinem Grab:
Bernhard, Abt von Clairvaux!

Steig auf! du Pfaffenriese
Im Glauben und Gebet
So stark wie im Verdammen,
Weißhaariger Asket,
Stahlfels des Fanatismus,
Genie der Glaubensgluth —
Betrachte deine Erben,
Die allerjüngste Brut, —
Bernhard, Abt von Clairvaux!

Betracht die runden Bäuchlein
Der Herrn, geschniegelt fein!
Sieh'! diese Räusperer wollen
Des „Kreuzzugs" Führer sein! —
Dein Rath galt dem Befehl gleich
Einst manchem Herrscherhaus,
Sieh'! diese, sie katzbuckeln
Sich fast den Rücken aus —
Bernhard, Abt von Clairvaux!

Das sind die „Gottesstreiter",
Ihr Schutzpatron bist du?
O Mönch, ich bin barmherzig:
Geh' wieder ein zur Ruh'!
Du warst kein freier Geist —
Doch auch kein Charlatan:
Tortur für dich wär's, säh'st du
Dir diesen „Kreuzzug" an,
Bernhard, Abt von Clairvaux!

Auch dann nicht!

Für die feigen Sklavenseelen
Mag ein Gott am Platze sein,
Daß sie ihre frommen Kehlen
Bettelnd können heiser schreien.

Aber wer in stolzen, freien
Anschauungen eingelebt
Wird nicht nach dem Himmel schreien
Selbst wenn ihn der Tod umschwebt.

Lebenslust wird jäh erwachen,
Niederringen wird er sie —
Stöhnen wird er oder lachen,
Aber beten wird er nie.



*) Ketzerverfolger und Veranlasser des 2. Kreuzzuges (1147-49).

Proletarier-Pfingsten.

Ob wir länderweit geschieden,
Fremde Dialekte sprechen:
Gleich ist unser Hoffnungsbrüten,
Daß die Ketten endlich brechen!
Ob auch lautverschieden schallen
Uns're Worte, uns're Lieder;
Wo sich schwiel'ge Fäuste ballen
Wissen alle Arbeitsbrüder,
Wissen alle Arbeitsbienen,
Die da hungern, die da keuchen,
Wem es gilt. Und auf den Mienen
Flammt der Satz: Es sind die Reichen!
Ueberall die Augen sprühen,
Funken jedem Hirn entstieben:
„Will kein Herrgott sich bemühen —
Schützen wir uns selbst vor Dieben!"
Ueberall die Lippen beben,
Wo die Marseillais', das barsche
Freiheitslied mit stolzem Schweben
Zieht einher im Sturmschrittmarsche. —
Ob die Sprachen auch verschieden,
O! wir haben Zeichendeuter!
Ob Franzosen, Deutsche, Briten —
Alle sind wir Hungerleider!
Alle, ob wir mit dem Magen
Oder mit dem Kopfe darben,
Gleiche Sorgen, gleiche Klagen,
Internationale Farben! —
Ohne Wunder volapüken
Wir die Armen und Geringsten;
Ohne Wunder überbrücken
Jede Sprache uns're Pfingsten!

Das Lied der Noth.

Im halben Fieber, schlummerlos
Lauscht' ich dem Uhrgetick,
Da trat ein hohes Weib zu mir
Mit schwarzem, tiefen Blick.

Hell wurde mein Mansardenloch,
Mein winklig Schlafgemach;
Stumm stand das Weib — und dennoch konnt'
Ich hören, daß sie sprach.

Jedoch nicht durch die Ohren schlich
Der Rede Wortgewell,
Verbindungslos in meinem Hirn
Erklang es, brausend schnell:

Ich bin die Noth, die Leyrerin,
Ich spiele ohne End'
Wild bis die letzte Saite springt
Auf dir, mein Instrument!

Du bist mein menschlich Instrument,
Bist auf den Ton gestimmt
Von mir, der Noth, der Leyrerin,
Die dich als Leyer nimmt!

Stumm wärst du ohne mich, der Noth!
All deine Melodie,
Die in dir steckt, erweck' ich erst
Zur schroffen Poesie!

Ich spiele Tag und Nacht auf dir,
Die Noth kennt keine Ruh'!
Und sing mit pfeifend schriller Stimm'
Den Text, den Text dazu!

— Vier Saiten hat mein Instrument:
Furcht, Schmerz, Entsagung, Haß.
Ich laß sie schwirren durcheinand'
Schrill ohne Unterlaß!

Dann ächzt der Schmerz, dann stöhnt die Furcht,
Dann knirscht der Haß und droht,
Und die Entsagung wimmert dumpf,
Das ist das Lied der Noth! —

Wo Frohsinn jauchzt, da trete ich
Zur Tafel hinterrücks,
Greif' in die Saiten rücksichtslos
Und spreng das Fest des Glücks!

Das lange Lied, das düstre Lied
Sing ich, von Arm und Reich!
Wie wird der Rosengeisterschwarm
Auf einmal da so bleich!

„Fort mit der Friedensstörerin!"
Auf schreien sie voll Wuth!
Ich aber jauchze den Refrain
Des Lieds in wildem Muth:

„Ich bin die Noth! Ist erst formirt
Mein letztes Bataillon,
Dann, freches Glück, reißt meine Faust
Herab dich von dem Thron!“

Federzeichnung.

Erstens ist er Hausbesitzer;
Zweitens Krieger-Veteran;
Drittens auch Fabrikarbeiter
Viertens braver Unterthan. —

Trotzdem er's nicht nöthig hätte,
Schanzt er doch voll Demuth gern
Jeden Tag für 3 Mark 50,
Und katzbuckelt vor dem Herrn.

Drückt und bückt sich vor dem „Alten“,
Just als ob's der Hergott wär',
Während er kaum grüßt uns „Lumpen“ —
Eigenthumshundsordinär. —

Wetterleuchten.

Leise klirrt die Fensterscheibe;
Wie elektrisch zuckt der Boden;
Im Maschinehsaal die Riemen
Summen Lieder ohne Noten.

Stumm steh' ich an meinem Platze
Und bediene die Maschine,
Rastlos lasse ich den Supoir
Gleiten auf der glatten Schiene.

Doch im Hirn setz' ich. die Sätze
Meiner Zeitung aneinander.
Man durchhaut den gordischen Knoten
„Noth“ ein zweiter Alexander?

Tag für Tag die alte Leier.
Takt vom Prinzipal geschlagen.
An der Urne — „große Siege“.
In der Bude — Niederlagen.

Tag für Tag im Spinngewebe
Zappelnd vor der giftgeblähten
Spinne Kapital, die immer
Dichter uns umspinnt mit Fäden.

Heute „festlich“ paradirend
Mit Gesang und rothen Nelken,
Morgen vielleicht schon bei andern
Ausgesog'nen Fliegenbälgen. —

Könnt' ich doch den Tag erleben
Der Befreiung und der Ehre,
Wo ein Donnerwetter spaltet
Die verdumpfte Atmosphäre.

Gut gebrüllt! Doch keine Lösung.
Großer Worte schönes Klingen.
Vielleicht statt zum Uebermenschen,
Werden wir's zum Kuli bringen.

Dunkel ist's im Saal geworden;
Auf fahr' ich bei Gaslichtsflackern.
„Ohne Lösung heißt die Losung —
Bis auf Weiteres — Weiterrackern.“

Das Sauglück, das so mancher hat,
Gutmüthige Esel mögens loben.
Doch auch vor dem bescheidenen Glück
Fühl ich mich jeder Pflicht enthoben.

Mir ist's, als müßt mein Geist ein Schwert
Ingrimmig reißen aus der Scheide.
Wenn auf dem Boden zuckt die Noth,
Und auf ihr tanzt die freche Freude.

Dann preß ich mir die Stirne wund,
Und die Gedanken hör' ich tosen,
Ein Heer, das seinen Feldherrn grüßt.
Ein Hoch dem Schmerz, dem namenlosen.

Der Zweifel.

Zweifel ist ein tückisch Windchen
Sachte fängt es an zu säuseln,
Daß sich kaum die Gräser regen,
Daß sich kaum die Wellen kräuseln.

Doch das Windchen wird zum Sturme,
Und der Sturm wird zum Orkane,
Und erschüttert grimm die Erde
Und wühlt auf die Oceane.



Federzeichnungen.

Ein Aussichtsthurm stand droben
Stolz auf des Berges Stirn,
Im Thale der Fabrikschlot
War Räthsel seinem Hirn.

„He-du“ schrie er hinunter,
„Bist du auch Aussichtsthurm?
Dann dauerst du mich wirklich,
Du ziegelrother Wurm.“

Da lachte der Fabrikschlot:
„Du Esel von Granit,
Die allerschönste Aussicht
Ist meine — auf Profit.“ —

* * *

Väterlich besorgt und gütig
Uns're Fabrikanten sind.
Unsern „knappen“ Taglohn wandeln
Um sie in Akkord geschwind.

Um uns etwas „aufzubessern.“ —
Hilft es nichts — dann „hilfsbereit“
Wie sie einmal sind! „Empfehlen“
Sie die Ueberzeitarbeit.

Sag noch Einer, daß sie keine
Herzen hätten für die Noth,
„Ihre Hände“ — ihre „Güte“
Drückt uns ja buchstäblich todt.

* * *

Netter Kerl, der Maienkäfer,
Aber sehr Naturalist,
Weil er das Begehrenswerthe
Nicht nur mit den Augen frißt.

Die Manier des braven Ritters
Toggenburg begreift er nicht.
Denn kein Pfaff' schreckt ihn mit einem
Maienkäfer-Weltgericht.

Nicht mal' an die Dauer glaubt er
Seiner Seele. Ohne Scheu.
Summt er drumm frivol: „Nur einmal
Blüht im Lenz der Mai. Juchhei.“ —

* * *

Gießt ihr Oel auf Wasserwellen,
Seht, sie glätten sich im Nu,
Aber gießt ihr Oel in's Feuer,
Wild schlägt es dem Himmel zu.

Ja mit den Beruhigungsmitteln
Ist es wunderbar bestellt.
Wassergeister könnt ihr glätten,
Doch der Feuergeist rebellt.

Nahrung gebt ihr seinen Flammen,
Doppelt wild empört er sich,
Und durch eure schlaue Rechnung
Macht er einen dicken Strich.

Die Indifferenten.

Ihren schläfrig-dummen Augen
Ist kein Wuthblitz zu entlocken,
Hunde sind sie und zufrieden
Mit den zugeworf'nen Brocken.

Woch' um Woche seh' ich ruhig
Stillvergnügt sie weiterschanzen —
Und wenn's der Fabrikherr wollte,
Trügen sie ihn Buckelranzen.

Läßt er sie nur existiren,
Nebenbei noch Kinder machen,
Werden sie nie rebelliren,
Braucht er sie nie zu bewachen.

Sein und Schein.

Das Leben ist ein grimmer Kampf,
Trotz Vogelzwitschern, Blumenduft
Muß jeder unbarmherzig sich .
Erkämpfen jeden Schnapper Luft.

Das Leben ist ein grimmer Kampf;
Ein jeder kämpft für sich allein
Und bis aufs Messer, rücksichtslos —
Trotz Quellenmurmeln, Sonnenschein.

Das Leben ist ein grimmer Kampf,
Und macht uns gegen Mitleid stumpf.
Trotz Orgelton und Friedenswort
Bleibt „vae victis“ immer Trumpf.



Der Besitz.

„Dieser Köter soll mir frommen
Gegen alle Umsturzwitze!“
Sprachs — und von der Wurst den Zipfel
Steckt er auf des Schwertes Spitze.

„Lumpen!“ ruft er und sie laufen!
Vorwärts alle Hände fliegen,
Achtend nicht des Schwertes Schärfe
Jeder möcht den Zipfel kriegen!

Grinsend schaut der Schwertbesitzer
Nieder auf die Spottgestalten,
Herr ist er so lang die Faust noch
Kann den Griff des Schwertes halten!





Ernst Klaar.

Ernst Klaar wurde am 25. Dezember 1861 als Kind armer Eltern in der Chemnitzer Vorstadt St. Nicolai geboren. Ende 1865 siedelten seine Eltern auf das benachbarte Dorf Kappel über, wo Klaar die allgemeine Dorfschule besuchte und seine Jugend verlebte. Kurz nach der Uebersiedelung starb sein Vater, so daß die Mutter nun die Kinder durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußte. Wenn sie auch nicht gerade hungern mußten, so ist doch oft genug Schmalhans Küchenmeister gewesen. Während der Lehrzeit hat sich Klaar in der Fortbildungsschule des Chemnitzer Handwerkervereins nach Möglichkeit weiterauszubilden gesucht. Bei der Presse hat er sozusagen von der Pike auf gedient, denn schon in seinen beiden letzten Schuljahren diente er als Zeitungsausträger bei der „Chemnitzer Freien Presse." 1876 trat er als Schriftsetzerlehrling bei dem hochkonservativen „Chemnitzer Tageblatt" ein und ist auch später als Setzer vorzugsweise in Zeitungen thätig gewesen, bis er dann Redakteur und Mitarbeiter verschiedener sozialistischer Blätter wurde. Im Frühjahr 1881 ging Klaar auf die Wanderschaft und durchkreuzte in den folgenden Jahren nicht nur Deutschland nach allen Himmelsrichtungen, sondern durchwanderte auch die Schweiz, Oberitalien, Oesterreich, Luxemburg und Dänemark. Im März 1884 setzte er sich in Dresden fest und ist seitdem hier geblieben. Später gab er dann seinen Beruf als Schriftsetzer auf, um sich ganz journalistischer und litterarischer Thätigkeit zu widmen. Fühlung mit der Sozialdemokratie fand er schon als Schuljunge durch seine Thätigkeit in der „Chemn. Freien Presse", wirklichen Anschluß allerdings erst 1884 in Dresden, als die ersten Stürme des Sozialistengesetzes vorüber und seine Wanderjahre beendet waren; der Buchdrucker-Gewerkschaft hat er bereits seit Beendigung seiner Lehrzeit angehört. Nach Eintritt in die Partei hat er die Drangsalirungen derselben unter dem Sozialistengesetz redlich mitgetragen und namentlich der Dresdner Arbeiterpresse seine Kräfte zur Verfügung gestellt. 1888 trat Klaar in den Mitarbeiterstab des „Süddeutschen Postillon" ein, welchem Blatte noch heute seine Hauptthätigkeit gilt. Sein Lebenslauf ist somit die Geschichte eines armen Proletariers, der zäh und unermüdlich sich aus seinem armseligen dürftigen Verhältnissen herausgearbeitet hat, um sein Wissen und Können wieder in den Dienst des Proletariats zu stellen. Dieses lassen auch seine Dichtungen erkennen, die mit Wärme die Rechte der Enterbten vertheidigen.

Vorstadt-Idylle.

Durch das wogende Halmenmeer
Leise rauschten die Winde,
Wohlgerüche streute umher
Eine blühende Linde,
Traumhaft flatterten durch die Luft
Fledermäuse so stille,
Blutigroth ging auf der Mond
Ueber der Vorstadt-Idylle.

Niedere Hütten in langer Reih'
Durch die Felder sich schlangen,
Kleine Gärtchen waren dabei
Hinter Zäunen und Stangen,
Aus den Ställen verschlafen klang
Einer Ziege Gemecker,
Bellend ein kleiner Köter sprang
Durch die Kartoffeläcker.

Halbverborgen vom Halmenwald
Standen die niederen Hütten,
Bleiche Schimmer vom Mondenglanz
Ueber die Landschaft glitten,
Hier und da noch ein spärlich Licht
Blitzte in's Dunkel verstohlen —
Alles Ruhe, und Glanz, und Duft —
Schlummerndes Athemholen.

Frieden athmete jeder Zweig,
Frieden das Halmengewimmel,
Frieden lächelte mild und reich
Mond hernieder vom Himmel,
Friede guckt aus jedem Stall
Jeglicher stillen Klause,
Und das Glück, das flüchtige Glück —
Hier, da schien es zu Hause.

Und ich bin durch die lange Zeil
All der friedlichen Hütten
Zögernden Fußes und ohne Eil
Sehnenden Herzens geschritten,
Wollte schauen das flüchtige Glück
Bei den Enterbten und Armen,
Wollte an seinem milden Blick
Selbst das Herz mir erwarmen.

Doch ich sah nur die bleiche Noth,
Die ich lange schon kannte,
Sah den gleichen Kampf um's Brod,
Nur in and'rem Gewande,
Menschen, gebeugt von der Arbeitslast,
Todtenähnlich im Schlummer,
Hinter der spärlichen Lampe Glast
Saß bei der Nadel der Kummer.

Windschief die Hütten und morsch das Gebälk,
Oede die niederen Stuben,
Weiber und Mädels verblaßt und welk
Und verwildert die Buben,
Fröhner der Großstadt hausen hier,
Fern an des Weichbilds Grenzen,
Hausen hier elend wie ein Thier
Unter blühenden Lenzen.

Mond, du Lügner, du Schalksgesell',
Willst das Elend verdecken,
Breitest glänzenden Schimmer hell
Ueber Hütten und Hecken,
Aber umsonst ist all dein Müh'n,
Jäh deine Zauber zerreißt es —
Durch den Glimmer und Flimmer kühn,
Drohend die Lappen weist es.

Um ein Wort.

Der Maimond kam mit seinem Prangen,
Mit seinem Duft und milden Schein,
Da führten sie ihn fort gefangen
Und zwängten ihn in Mauern ein.

Sie rissen aus der Freunde Mitten,
Ihn aus dem Arm des Weibes fort,
Sie rührte nicht der Kinder Bitten —
Und Alles — Alles um ein Wort!

Ein Wort nur, das er ausgesprochen,
Ein Wörtlein, leicht und unbedacht,
Sie aber haben's schwer gerochen
Und setzten ihn in Kerkers Nacht.

Sie fanden ihn der Strafe schuldig,
Weil er mit diesem Wort geschmäht,
Halb zürnend und halb ungeduldig,
Den Erdengott — die Majestät.

Dem Herrscher bracht dies Wort nicht Trauern,
Auch hat's dem Staat geschadet nicht —
Er aber sitzt in dumpfen Mauern,
Der Freiheit fern, und fern dem Licht.

Ihm duftet Flieder nicht und Rose,
Ihm lacht es nicht, des Himmels Blau,
Ihn laden nicht zur Rast die Moose,
Zum Wandern nicht die grüne Au.

Ihn grüßen nicht der Berge Zinnen,
Nicht ihre grüne Waldesnacht,
Nicht Quellen, die zu Thale rinnen,
Nicht goldener Felder Aehrenpracht.

Stumm sind ihm Wachtel, Lerch' und Drossel
Ihn freut nicht Fink und Nachtigall —
In seiner Burg ist ihm verschlossen
Die Welt mit ihrem Duft und Schall.

Mit Wollezupfen, Dütenkleben,
Mit Strümpfestricken, Säckenäh'n
Sieht er ein Stück von seinem Leben
Versinken und verloren gehn.

Am Grabe Grillenbergers.

An deinem Grab nicht Trommwirbel schallen,
Nicht grüßen scheidend dich die Mordgewehre,
Wie andre Kämpfer, die vor'm Feind gefallen,
Die jäh erblichen auf dem Feld der Ehre.
Und doch „vor'm Feind gefallen“ bist auch du,
Ein „Feld der Ehre“ hat auch dich verschlungen,
Ein Schlachtenfeld, auf dem du ohne Ruh
Ein Leben lang — bis in den Tod — gerungen.
Ein Kämpfer warst du, treu und ohne Wanken,
Ein Held in ungezählten heißen Schlachten,
Als Waffen schwankst du blitzende Gedanken
Und deine Worte wilde Gluth entfachten.
Kühn schautest du dem Feind ins Angesicht
Und bebtest nicht vor seinen feigen Schlichen,
Denn über Alles hoch stand dir die Pflicht,
Und nie bist du von ihrer Bahn gewichen.
Uns, die wir nackt und blos durch's Dasein wandeln,
Uns Armen, die wir Noth und Trübsal leiden,
Uns, die die Herrn wie einen Hund behandeln —
Uns galt dein Ringen und dein heißes Streiten.
Du warst, wie wir, von gleichem Fleisch und Blut,
Du hast, wie wir, gehungert und geduldet,
Drum loderte in dir die gleiche Gluth,
Zu sühnen, was die Welt an uns verschuldet.
Es war in dir der Geist der Zukunft mächtig,
Die Freiheit faßte dich mit wildem Wehen
Und ließ gen Alles, was da niederträchtig,
In dir ein flammend Werkzeug uns erstehen.
Wie haßte dich der fromme Heuchlerhauf',
Wie tobten wider dich die Mammonsknechte!
Wir aber schauten leuchtend zu dir auf,
Zu dir, der stets der Echte und der Rechte.
Nun bist du stumm. Verloschen sind die Flammen
Die heiß und jäh in deiner Brust gelodert,
Es brach dein Leib in raschem Sturz zusammen —
Ein großes Opfer hat der Tod gefodert!
Wir weinen nicht an dieser neuen Gruft,
Wir stürmen weiter, allem Feind zum Aerger,
Doch wenn das Volk die besten Namen ruft,
Nennt es auch deinen, wackrer Grillenberger.



Oben und Unten.

Die Fürstin von Karfunkelstein
Soll nächstens in die Wochen kommen,
Drum beten rings im ganzen Land
Andächtig alle wahren Frommen.

Und daß ihr nicht die Niederkunft
Etwa mach' allzuviel zu schaffen,
Wird Sonntags von den Kanzeln gar
Gebetet von den feisten Pfaffen.

Wenn eine Fürstin abortirt,
Wird außer Pfaff und Mediziner
Der Herrgott selbst mobil gemacht,
Als der Durchlaucht ergebner Diener.

Doch kommt ein Proletar zur Welt,
Und liegt ein armes Weib in Wehen,
Da schweigt der Mucker und der Pfaff,
Da pflegt kein Hahn darnach zu krähen.

Und wenn am Straßenrain verdirbt
Die Mutter im zerlumpten Kleide,
Da schimpft man auf das „Bettelweib“
Und geht verächtlich auf die Seite.

Dem Andenken der Kommune.

Es gährt und brodelt in Paris
Gleich einem Hexenkessel,
Zertrümmert ist das Kaiserreich,
Zersprengt des Cäsars Fessel,
Es geht das Volk von Banden frei
Und wirft sich selbst die Loose,
Errichtet ist die Republik,
Die langersehnte, große.

Doch wieder hat das Bürgerthum
Den Proletar betrogen,
Und wieder seinen Vortheil nur
Aus all' der Noth gezogen.
Umsonst der Jammer dieses Kriegs,
Umsonst des Hungers Wehe —
Das arme Proletariat,
Das Lastthier blieb's wie ehe.

Da bricht hervor des Volkes Zorn
Wie Sturm aus Felsenschlünden,
Aufsteht vor ihm die Junischlacht
Mit all' den alten Sünden,
Zum dritten Mal die Republik
Sieht es entehrt, verrathen,
Und plötzlich wachsen aus dem Grund
Empor die Barrikaden.

Es weicht die Protzenrepublik
Dem ersten Sturm der Masse
Und Herr ist plötzlich in Paris
Das arme Volk der Gasse.
Vom Stadthaus flattert keck im Wind
Und rings von allen Wällen
Der Freiheit rothes Schlachtpanier,
Das Banner der Rebellen.

Hei, wie das durch die Lande ging,
Wie wildes Wetterbrausen!
Hei, wie das durch die Lüfte zog
Wie Frühlingsstürmesausen,
Aufdämmerte ein Völkerlenz
Und höher schlugen die Herzen,
Und neue Hoffnung ging durch's Volk
Am Achtzehnten des Märzen.

Doch war die Knechtschaft noch zu stark,
Noch war sie allzumächtig,
Sie brach das junge, grüne Reis,
Das aufging frühlingsprächtig,
Sie hat zerstampft mit rauhem Fuß
Die ersten zarten Blüthen,
Und hätt' am liebsten gar den Lenz
Zermalmt in ihrem Wüthen.

Aufbäumte sich in wilder Wuth,
Bedroht in dem Besitze,
Das Bürgerthum – und bestiengleich
Sprang es von seinem Sitze;
Es lieh der Schergen feile Brut
Vom Landesfeind im Norden
Und hetzte sie auf's eig'ne Volk
Zum tollen Massenmorden.

Kein Mitleid galt, und kein Pardon,
Kein menschlich edles Fühlen —
Nur Blut und immer wieder Blut,
Die Rache d'rin zu kühlen.
Nicht der Gefangene ward geschont,
Selbst Kinder nicht und Weiber —
Die Ordnungsbestie wollte Blut
Und wollte zuckende Leiber.

Wohl schlug das Volk sich heldenhaft
Von Feinden rings umschlossen,
Wohl hat es für die Sache sein
Das Herzblut kühn vergossen,
Wohl deckte es die Republik
Mit seiner Leichen Walle —
Umsonst! Verrath und Uebermacht,
Sie brachten es zu Falle.

Es kam das grause Trauerspiel
Der blut'gen Maienwoche.
Die größte Schandthat aller Zeit,
Das Brandmal der Epoche,
Der schaudervollste Massenmord
Im Dienst der Staatenlenker,
Die Schmach, die keine Sühne tilgt
Vom Haupte dieser Henker.

Und doch umsonst das Wüthen all,
Umsonst die Füsiladen,
Der Siegeslorbeer ist verdorrt,
Gepflückt auf Barrikaden,
Es schwankt der Boden unter euch,
Trotz Fluchen und trotz Beten —
Getreten habt ihr wohl das Volk,
Doch nimmermehr zertreten.

Viel tausend Heldenleiber still
In dumpfen Gräbern modern,
Doch längst erstanden ist ihr Geist,
Vergeltung keck zu fodern.
Es steht das Volk in neuer Kraft
Und rüttelt an den Ketten,
Und nimmer wird ein Blutbad euch
Vor seinem Siege retten.



Das Lied der Freiheit.

Freiheit, dir möcht' ein Lied ich singen,
Ein zornig Lied wie Donnerton,
Daß scheu zusammenduckt die Schwingen
Das Nachtgespenst der Reaktion.
Daß rings im Land die Schergen zittern,
Daß den Verräthern bangt und graust
Und hoffend an den Eisengittern
Des Kerkers rüttelt jede Faust.

Freiheit, dir möcht' ein Lied ich singen,
Ein brausend Lied wie Sturmesweh'n,
Das im Gebirg zu wildem Ringen
Erwecket den gewalt'gen Föhn,
Losreißen soll er die Lawine,
Daß sie zermalmend stürzt in's Thal,
Daß sie die Schmach der Knechtschaft sühne
Und ende der Bedrückten Qual.

Freiheit, dir möcht' ein Lied ich singen,
Ein flammend Lied wie Blitzesschein,
Daß es ein Schreck den Finsterlingen,
Ein Trost der Armen möge sein.
Des Geistes Zwingburg soll's zerschmettern,
Kein Stein soll auf dem andern steh'n,
Erleuchten soll's in grellen Wettern
Der neuen Zeit gewaltig Weh'n.

Freiheit, dir möcht' ein Leid ich singen,
Ein gellend Lied wie Hörnerruf,
Daß dröhnend soll der Boden klingen
Wie von gewalt'ger Rosse Huf;
Aufziehen soll in breiten Schwaden,
Was für die Freiheit litt und stritt,
Und zittern sollen rings die Staaten
Von Proletariers Massenschritt.

Freiheit, dir möcht' ein Lied ich singen,
Ein blitzend Lied wie Schwerterschlag,
Daß es Befreiung möge bringen,
Wer je in Knechtschaftsbanden lag,
Die Ketten alle soll es lösen,
Die Schergen soll's wie Spreu zerstreu'n
Und frei vom Alten, Morschen, Bösen
Die Welt verjüngen und erneu'n.

Freiheit, dir möcht' ein Lied ich singen,
Ein jauchzend Lied wie Lerchensang,
Und neue Hoffnung soll es bringen
Den Herzen, die von Sorge bang.
Der März stürmt jauchzend durch die Lande
Und bricht des Winters Tyrannei —
So geht auch einst von Schmach und Schande
Die ganze, ganze Menschheit frei!



„Gott segne den Zaren!“

Auf der Steppe, bedeckt mit Schnee,
Hallt unsägliches Menschenweh,
Und ein Schrei der Rache schrillt
Durch das schimmernde Eisgefild. — —

Kommen zwei Männer still daher,
Tragen eine Last gar schwer,
Einen vom Leben verlass'nen Leib,
Mutter dem Einen, dem Andern Weib.

Eine Grube mit müder Hand
Hauen sie in's gefror'ne Land,
Legen den theuren Leichnam hinein
Ohne Blumen und Todtenschrei'n.

Spricht der Alte mit müder Stimm':
„Erde, in deinen Schoß sie nimm!
Ledig ist sie nun aller Pein —
Bald auch hüllst du mich selber ein.“

Spricht der Junge zornentflammt:
„Ewig sei der Zar verdammt,
Der in dieses Schreckensland
Dich und sie und mich verbannt!“

Spricht der Alte: „Sie war mir treu,
Stets war ihre Liebe neu;
Als mich traf der Rache Strahl,
Folgte sie mir aus eigner Wahl,“

Drauf der Junge: „Was thaten wir,
Daß wir weilen in Elend hier?
Keiner von uns trägt Schmach und Schuld —
Hole der Teufel die Schafsgeduld!“

Spricht der Alte: „Du dauerst mich.
Ungeboren noch trug sie dich,
Als sie mir folgte mit Klagelaut —
Nimmer hast du die Freiheit geschaut.“

Spricht der Junge: „Wann kommt der Tag,
Da zerschmettert des Zornes Schlag
Unsres Landes Otterngezücht,
Daß es sterbend zusammenbricht?“

Manches noch sprachen diese Zwei
Ueber die Noth der Tyrannei,

Ueber des Volkes zertretenes Glück,
Ueber das eigene Mißgeschick.

Plötzlich schweigt der Junge und lauscht,
Seltsam es in den Lüften rauscht,
Hurrahrufen und Hochgeschrei,
Singen und Beten der Klerisei.

Und ein zauberisch glanzvoll Bild
Breitet sich über's Eisgefild:
Moskau's Pomp und Prunk und Pracht
Ist zu neuem Sein erwacht.

Neben der Zarin, jung und schön,
Sieht er den neuen Zaren steh'n,
Und die Krone, blutig umlaubt,
Drückt er sich auf's gesalbte Haupt.

Schranzen und Popen umstehen ihn dicht,
Donnernd der Klang der Geschütze spricht,
Glocken umdröhnen ihn hell und klar
Und das Volk schreit: „Gott segne dich, Zar!"

Alles nur Sonnenschein und Glanz,
Alles ist Freude und Jubel ganz,
Alles ist Demuth und Kriecherei,
Alles Triumph nur der Tyrannei.

Nichts von den Leiden in Peter-Paul,
Nichts von Sachalin's Martergraul,
Nichts von der Gruft am Ladoga-See,*)
Nichts von Sibiriens Eis und Schnee!

Nichts von Knechtschaft und geistigem Tod,
Nichts von des Volkes Elend und Noth,
Nichts von seiner Qual und Pein —
Jauchzen nur, Jauchzen und Hurrahschreih'n!

Da reckt zornig die Fäuste empor
Der Verbannte, der Alles verlor,
Und einen Fluch, einen gräulichen Fluch
Westwärts der Wind Sibiriens trug.

Vor dem Schrei, dämonisch und wild,
Schwand das glänzende Truggebild —
Drin der Junge ein Zeichen sah,
Daß der Tag der Vergeltung nah.



*) Schlüsselburg.

Streikbrecher.

Durch die Straßen nächtlicher Weil,
Zieht ein Trupp dahin in Eil
Bleicher, zerlumpter Gesellen.
Scheu und düster irrt ihr Blick;
Unsichtbar ein Joch im Genick
Und an den Händen die Schellen.

Noble Herren mit feistem Bauch
Drücken ganz wider Sitt' und Brauch
Ihnen die schmutzigen Hände.
Auf die Schulter vertraulich ein Klaps,
In der Schänke Wurst und Schnaps
Als willkommene Spende.

Büttel in Helm und mit Gewehr
Schreiten martialisch nebenher,
Lassen das Pflaster erdröhnen,
Halten die Horde in treuer Hut,
Hindern, daß einer zu Leid was thut
Diesen verlorenen Söhnen.

Auf den Straßen in Reihen dicht
Steht das Volk mit bleichem Gesicht,
Ballt die Fäuste verstohlen,
Nagte seit langem am Hungertuch,
Und der Horde manch stiller Fluch
Heftet sich an die Sohlen.

Denn entbrannt ist der Klassenstreit,
Der unsägliches Weh und Leid
Bringt der kämpfenden Masse,
Aber sie hungert und duldet still,
Weil sie den Sieg sich ertrotzen will,
Ob auch leer ist die Kasse.

Und nun kommen Genossen der Noth,
Die im Kampf um das karge Brot
Längst schon Schiffbruch gelitten,
Die sich um schnöden Judasgewinnst
Haben verkauft zum Schergendienst,
Wo die andern gestritten.

Büttel und Herren wohlbeleibt,
Wie man die Herde zur Schlachtbank treibt,
Treiben die armen Schächer,
Und, geblendet von Herrengunst,
Wittern sie nicht den Schlachthausdunst,
Fürchten sie keinen Rächer.

Kehraus!

Ein lichterprangender festlicher Saal —
Die Reaktion hält Karneval,
Die Reaktion hält Mummenschanz
Und jauchzt und springt in wildem Tanz.

Die Pauken dröhnen, das Becken klirrt,
Die Hörner schmettern, die Geige schwirrt,
Die Flöten wimmern vor Freud und Lust,
Die Bässe brummen aus tiefster Brust.

Ein Wallen und Wogen in Licht und Dunst,
Ein Schwirren und Girren in heißer Brunst,
Ein Heucheln und Schmeicheln, ein Kokettir'n,
Ein heilig Betheuern und — Naseführ'n!

Und jeder Narr trägt andres Kleid!
Hier einer im prunkenden Fürstengeschmeid,
Dort Pfaffenkutte und Schranzengewand,
Und Richtertalar und Lieutenant.

Und Puderperrücken, und Reifenrock,
Und weiße Westen mit goldnem Berloque,
Und Wadelsstrümpfe mit Schnallenschuh,
Und sporrenklirrende Stiefel dazu!

So neckend und kosend, und Hand in Hand
Lustwandeln die Masken bunt durcheinand,
Vermummt die Leiber, verhüllt das Gesicht.
Und die Stimme verstellt, die flüsternd spricht.

Da plötzlich ein schäbig zerlumpter Gesell!
Der mischt sich unter die Masken schnell
Und dreht sich mit König, mit Pfaff und Schranz
Toll durch den Saal in wildem Tanz.

Wirr um die Schläfe flattert sein Haar,
Seine Mütze ist roth wie Blut sogar,
Seine Lumpen riechen wie Leichenduft
Und verpesten die parfümirte Luft.

Der schaut wie die leibliche Revolution!
Rings prasselt auf ihn brutaler Hohn,
Er wird gebüttelt und wird kuranzt —
Umsonst! Er bleibt — und tanzt — und tanzt.

Und Grausen erfasset die Gäste zumal,
Unheimlich wird es im prunkenden Saal,
Sie rissen die Maske ihm vom Gesicht,
Doch zittern sie Alle und — wagen's nicht.

Der perlende Wein im Kelch versprüht,
Die heißeste Sinnenlust verblüht,
Es stirbt auf den Lippen das gleisende Wort —
O wären sie fort! — o wären sie fort!

Und endlich kündet der Glocke Schlag
Das Ende vom frohen Festgelag.
Herunter die Masken! Die Lust ist aus —
Der Aschermittwoch nahet mit Graus!

Und aus den Reigen löst jäh sich los
Der Fremde — und wächst — wird riesengroß —
Und reißt die Maske vom Angesicht!
Da schweigt der Lärm — und verlöscht das Licht.

Es ist der Tod — der grause Tod,
Geboren aus Unrecht, Gewalt und Noth,
Das ist der Rächer, der zornentflammt
Für die Armuth übet das Richteramt.

Er schreitet einher mit ehernem Schritt,
Zermalmend, was er zu Boden tritt,
Mit wuchtigem Besen fegt er das Haus,
Fegt alle die Dränger des Volkes hinaus —
Kehraus! Kehraus!

Freie Presse.

Wer ist's, der im wogenden Geisterstreit
Uns liefert die Waffen, die blanken?
Wer ist's, der im Ringen der gährenden Zeit
Die Bahn bricht den neuen Gedanken?
Wer schleudert die Blitze mit aller Gewalt
Herab auf die Knechtschaft in jeder Gestalt?

Das sind die Blätter, die unverzagt
Sich stellen in Schlachtenreihe,
Zu schützen das arme, getretene Volk,
Das ist die Presse, die freie.

Wer ist's, der da duldet in Kerkernacht,
Der Freiheit fern und dem Lichte?
Wer ist's, der beherzt an den Pranger gebracht
Die volksausbeutenden Wichte?
Wer legt die Finger trotzig und hart
In die klaffenden Wunden der Gegenwart?

Das sind die Männer, die kämpfend steh'n
In vorderster Schlachtenreihe,
Das sind die Redakteure des Volks,
Das ist die Presse, die freie.

Die freie Presse, sie kämpft und ficht
Für uns're erhabene Lehre,
Sie trägt in die Hütten der Wahrheit Licht
Und sammelt der Schaffenden Heere,
Sie streitet und wirbt ohne Unterlaß
Und trotzet der Gegner fanatischem Haß.

Drum kämpfe auch du, mein schaffend Volk,
Für deine Presse, die freie,
Die stets für dich und dein heiliges Recht
Gestritten in vorderster Reihe.

Justitia.

Justitia ist ein käuflich Weib,
Ist eine feile Metze,
Verschachern thut sie ihren Leib
Und pfeift auf die Gesetze.
Wer ihr mit Edelstein und Gold
Die Hände füllt, dem ist sie hold,
Dem giebt sie sonder Geize
Zu eigen ihre Reize.

Sie sieht sich ihre Leute an,
Trotz vorgeschrieb'ner Binde,
Und scheidet leicht den „feinen" Mann
Vom ärmlichen Gesinde.
Den Großen giebt sie immer recht,
Den Armen geht es immer schlecht,
Das ist nun mal so Praxis,
Wenn's auch ein wenig lax is.

Sie wäget mit geübter Hand
Dem Starken, wie dem Schwachen;
Beim Starken wiegt sie so charmant,
Daß schier die Balken krachen,
Beim Schwachen fliegt die Schaale hoch,
Daß all sein Recht herunterflog.
Kein Jud versteht den Bettel
So gut wie diese Vettel.

Justitia trägt ein blitzend Schwert,
Das trägt sie nicht umsunsten;
Ist einer reich und hochgeehrt,
So schwingt sie's ihm zu Gunsten.
Den Armen haut sie über'n Grind,
Daß Hören ihm und Sehen schwind't.
Was brauchen auch die Knechte
Gerechtigkeit und Rechte?

Und einen Mantel hat sie schön,
Den hängt sie nach dem Winde;
Sie braucht nur nach dem Kleid zu seh'n,
Daß sie das Rechte finde.
Vertraut sie dieser Wetterfahn',
So stößt sie nimmer „oben" an —
Und nach des Volkes Klagen
Braucht sie ja nicht zu fragen.

Nach Sonnenuntergang.

Hoch von ragender Felsenwand
Schau ich hinab in die Thale,
Fern im Westen die Sonne schwand
Schon mit dem letzten Strahle,
Flüchtigen Fußes kommt die Nacht
Ueber die Berge gegangen,
Mit den dunklen Fittichen sacht
Alles zu umpfangen.

Weit zur Rechten die große Stadt,
Grau im Nebel versunken,
Hell nur sprühen die Lichter auf
Gleich Millionen Funken,
Schlingen wie schimmernde Perlenreih'n
Sich durch Straßen und Gassen,
Zaubern leuchtenden Dämmerschein
Ueber die dunkelnden Massen.

Links das Proletarierdorf,
Tief in die Felsen gebettet,
Miethkasernen und Hütten klein
Bunt durcheinander gekettet.
Hier und da nur ein spärlich Licht
Zwischen den nächtlichen Schatten,
Räderknarren und Kinderlärm
In der Tiefe sich gatten.

Leise rauscht durch das Thal der Fluß
Zwischen den hohen Fabriken,
Von dem Tage den letzten Gruß
Spiegelnd emporzuschicken,
Auf den Wehren schimmern hell
Dunkle, gefärbte Fluthen —
Ach, es prunkt der arme Gesell
Mit geborgten Gluthen.

Schwer und titanenhaft die Fabrik
Steigt herauf in die Lüfte,
Sendet aus dem rauchenden Schlot
Schwarze, qualmende Gifte,
Riemen sausen und Radwerk schwirrt,
Eherne Hämmer dröhnen,
Schlagen mit wuchtigem Klange todt
Alles Seufzen und Stöhnen.

Jetzt ein Pfiff — und das Radwerk steht,
Und die Lichter erblassen,
Auf die Straße speiet das Thor
Jäh die wimmelnden Massen,
Hastend eilt die berußte Schaar
Heim mit hallenden Schritten,
Freudig, daß sie für diesen Tag
Wiederum ausgelitten.

Nun auch kommt von der Großstadt her
Fernes stampfendes Rollen,
Vorortzüge keuchen schwer,
Alle die übervollen,
Bringen das müde Menschenvieh
Heim zu den Kindern und Weibern,
Das gefrohndet dem Kapital
Fern mit den eigenen Leibern.

Und in langem, endlosem Zug
Auf der Chaussee, der bestaubten
Wälzt sich heran ein anderes Heer
Der des Glückes Beraubten,

Müde und matt, gebeugt und krumm,
Schleichen sie ihre Straße,
Wie die Schatten, die balde ruhn,
Ewig unter dem Grase.

Ferne die Stadt, die große Stadt
Mit den stolzen Palästen,
Mit der schwelgenden haute volée
Und den prunkenden Festen —
Hier das Proletariat,
Hier das Volk der Gasse,
Dumpf und stumpf, und immer noch
Nur die „große Masse“.

Wann, o wann seh ich dich zieh'n
Einst der Sonne entgegen,
Während Frühlingsblumen blüh'n
Rings auf allen Wegen?
Nicht mehr ausgedörrt und bleich.
Wie lebendige Leichen,
Sondern kraft- und hoffnungsreich
Unter der Freiheit Zeichen?



Zwei Sonette.

I.

Der Besitz.

Träg auf dem Geldsack schlummert der Besitz
Mit dickem Wanst und aufgedunf'nen Gliedern,
Das Antlitz öd, und dumm, und ohne Witz —
Fürwahr ein Bild, die Menschen anzuwidern.

Das Gold — es ist der Inhalt seines Seins,
Am Gold nur kann des Menschen Werth er schätzen,
Von Idealen hat er auch nicht eins —
Das Gold muß Alles, Alles ihm ersetzen.

Am blanken Gold hängt er mit jedem Hauch,
Er dient nur ihm und nur dem faulen Bauch
Und fürchtet keine Stunde des Gerichts.

Mit ihm bewirkt er, daß die Tugend fällt.
Mit ihm beherrscht er ringsum sich die Welt,
Doch nehmt das Gold ihm — und er bleibt ein Nichts.

II.

Die Arbeit.

Die bleiche Arbeit schafft von früh bis spät
Und regt geschäftig immerdar die Arme,
Obwohl sie stets für Andre nur gesät
Und stets ein Opfer war der Noth, dem Harme.

Sie ist der Sklave nur des Kapitals;
Wenn jenes praßt, muß sie dafür entbehren,
Und doch entbehrt sie nicht des Ideals —
Man kann sie knechten, aber nicht entehren.

Trotz allen Zwangs wird sie in ihrer Brust
Allmählich doch der Menschheit sich bewußt,
Verheißend bricht ein neuer Morgen an.

Empor zum Licht strebt zielbewußt und klar
Der unterdrückte, arme Proletar —
Ein Sklave zwar — und doch ein ganzer Mann.

Weihnacht.

Wenn in der heiligen Christennacht
Im Kerzenschmuck die Tanne steht,
Wenn in den Kirchen tönt Gesang
Und lautes Lob- und Dankgebet,
Wenn in Palast nnd Bürgerhaus
Die Liebe ihre Gaben häuft
Und satter Christen frommer Mund
Von süßen Worten überträuft. —
Dann treibt es mich in's Land hinaus,
Wo wild der Sturm die Felder fegt,
Und wo die Stimme der Natur
Noch unverfälscht an's Ohr mir schlägt,
Da richtet sich empor der Blick
In menschlich-kindlichem Vertrau'n,
Als müsse er die Herrlichkeit
Der Weihe-Nacht, der heil'gen, schau'n.

Doch wie auch sehnend lauscht das Ohr,
Und wie verlangend schweift der Blick —
Kein Engelszug, kein Sphärenklang,
Und keine himmlische Musik,
Nur Sturm, nur rauher Wintersturm
Und kalter, sturmgepeitschter Schnee,
Als sei die Liebe, die man preist,
Begraben ganz von bitt'rem Weh.

Und plötzlich aus dem rauhen Nord
Klingt's wie ein geller, banger Schrei,
Klingt es wie Röcheln, dumpf und schwer,
Durch diese öde Wüstenei.
Und aus dem weißen Schneegewand
Erhebt sich das Gespenst der Noth,
Und aus dem wilden Wintersturm
Erklingt der Armen Schrei nach Brot.

Und plötzlich vor dem starren Blick
Dehnt sich das Elend dieser Zeit,
Zeigt sich die unterdrückte Welt,
Die kein Messias noch befreit,
Aufsteht das Proletariat
Mit seinem Elend riesengroß,
Und aus der hungerbleichen Schaar
Ringt sich das Wort nur: arbeitslos.
Ja, arbeitslos! Ja, arbeitslos!
Das ist der Fluch der Gegenwart,
Das ist das Schicksal, dessen Droh'n
Dem Proletar das Blut erstarrt.
Ja, arbeitslos, zur Winterszeit!
Zum Hunger noch der Frost gesellt —
Das ist fürwahr der größte Hohn
Auf die „erlöste" Menschenwelt.

Vor diesem Bild verblaßt, verstummt,
Was man von Liebe frömmelnd spricht —
So lang ein Bruder hungern muß,
Herrscht in der Welt die Liebe nicht,
So lang von Hungersqual und Noth
Die Menschheit ledig nicht und frei,
Ist all der Schwall von Christenlieb'
Nur eine arge Heuchelei.
Der Christenstaat ist's, der erhält
Das alte Unrecht fort und fort,
In dem die wahre Christenlieb',
Die Menschenlieb', erstickt, verdorrt,
Und käme Christus noch einmal,
Die Welt von Sünde zu befrei'n,
Fürwahr, er wär' ein Sozialist
Und kämpfte mit in unsern Reih'n.





Josef Hannich.

Genosse Josef Hannich schreibt uns: „Ich bin am 23. Juni 1843 in Rosenthal (I. Theil) bei Reichenberg in Böhmen geboren. Mein Vater war ein Schneidermeister und starb, als ich noch nicht ganz 6 Jahre alt war. Ich war von 6 Kindern das jüngste. Ich habe nur die Volksschule in Reichenberg besucht und mußte frühzeitig in die Fabrik gehen, um mir mein Brot zu verdienen. Später lernte ich die Tuchmacherei und habe sie ausgeübt, bis ich im Jahre 1878 die Redaktion des in Reichenberg erscheinenden „Arbeiterfreund“ übernahm. Im Jahre 1882, und zwar im Monat Juni, wurde ich wegen „sozialdemokratischer Umtriebe“ in das Landesgericht in Prag überführt und nach sechsmonatlicher Untersuchungshaft zu drei Monaten Arrest verurtheilt. Nach Verbüßung meiner Haft im März 1883 habe ich wieder die Tuchmacherei ausgeübt bis zum Oktober 1886, wo ich nach Brünn übersiedelte, um die beiden Blätter „Volksfreund“ und „Arbeiterstimme“ zu redigiren. Im Juli 1891 übersiedelte ich von Brünn nach Steinschönau und übernahm die Redaktion des „Nordböhmischen Volksboten“. Im Jahre 1897 wurde ich im Wahlkreise Reichenberg der fünften Kurie in den Reichsrath gewählt. Ich bin seit 1876 verheirathet und habe zwei Söhne.“ — Hannichs Gedichte tragen ein frisches Naturell an sich und gewähren einen angenehmen Einblick in das Seelen- und Gemüthsleben dieses Mannes, der sich trotz Kerker und Polizeichikane zu einer angesehenen Stellung emporgearbeitet hat.

Festgruß.

Gegrüßet seien alle, die gekommen
Zu unserm heut'gen ersten Gründungsfest,
Weil sie der Neuzeit Donnerruf vernommen,
Der laut ertönt im Norden, Süd und West.

Ja, seit gegrüßt, die Ihr mit Bienenfleiße
Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht
Die Erde gleichsam düngt mit Eurem Schweiße
Und sie dadurch zum Paradiese macht.

O seid gegrüßt, die Ihr da spinnt und webet,
Auch malt und zeichnet mit geschickter Hand,
Und Gruß auch Euch, die Ihr in Kummer lebet
Trotz Plag' und Müh' in Städten und am Land.

Was ist es denn, das uns zusammführet
Was uns verleiht die Kraft und Zuversicht?
Es ist der Drang nach Recht, das uns gebühret
Im vollen Maß zu unsrer harten Pflicht.

Wir wollen, daß auf Erden nicht mehr darben,
Wer da mit schwiel'ger Hand den Acker pflügt,
Im Sonnenbrande binden muß die Garbe,
Und zu dem Reichthum neuen Reichthum fügt.

Wir wollen, daß das Wissen sich vermehre
Und frei entfalte die Gedankensaat;
Daß man die Arbeit endlich einmal ehre
Und ihre Stimme würdige im Staat.

Wir haben keinen Grund, das Haupt zu beugen
Und im Verborg'nen thätig nur zu sein;
Wir können uns im vollsten Lichte zeigen,
Denn unser Thun verträgt den Sonnenschein.

Was wir erstreben, muß die Welt erfahren,
Denn es ist edel und gerecht und schön:
Wir säen nur, die Ernte kommt nach Jahren,
Es darf die Saat nur nicht zu Grunde gehn.

Und uns're Saat, sie kann nicht ganz verderben,
Nicht einzig fallen nur auf öd' Gestein,
Es müßte denn der Fortschritt selber sterben,
Und nur das Unrecht grad' unsterblich sein.

Spricht man nicht heute mehr als je von Sachen,
Die bloß allein berühren unsern Stand?
Wer wagt es, über Sozialismus noch zu lachen,
Den man vor Jahren noch höchst komisch fand?

Wer kann denn alle die Gedanken kennen,
Wer hat sie ihrer Zahl nach wohl verbucht,
Wer mag die Menschen all' beim Namen nennen,
Die dieser Frage Lösung schon versucht?

Die Schaar ist groß und wird durchaus nicht kleiner,
Sie wächst vielmehr noch mit Geschwindigkeit;
Heut' sprechen Zwei, was gestern sprach nur Einer;
Getragen werden wir vom Strom der Zeit.

Und was die Zeit sich jemals auserkoren,
Was zur Idee sich einmal hat geklärt,
Das ward noch immer durch die Zeit geboren
Und triumphirte trotz Gewalt und Schwert.

So ist vergeblich auch nicht unser Ringen,
Zerstieben wird nicht, was wir treu gepflegt;
Die Enkel werden zur Vollendung bringen,
Wozu den Grundstein wir voll Müh' gelegt.

Zum 1. Mai.

Die Bäume sprießen, und Vogelgesang
Ertönt durch die Wälder und Auen,
Die Menschheit durchzittert ein heiliger Drang,
Das Werk der Erlösung zu schauen.
Sie hat gehofft und geduldet, geharrt,
Sie wurde vertröstet, man hat sie genarrt,
Doch nunmehr stürmt sie erkenntnißklar
Dem Lichte entgegen als kühne Schaar.

Es hat sich entwunden Mutter Natur
Den eisigen Fesseln des Frostes.
Die ehernen Zeiger der Weltenuhr
Zerfrißt nicht der Zahn des Rostes,
Auch hält sie ein Sterblicher niemals auf,
Sie rücken stets fort in gemess'nem Lauf
Und zeigen beharrlich dem Menschengeschlecht
In göttlicher Hoheit den Weg zum Recht.

Gleich Frühlingsweh'n und gleich Frühlingskraft
Erfaßt es die Völker auf Erden,
Kein Lavastrom ist es der Leidenschaft,
Es ist ein gewaltiges Werden,
Ein Wachsen hinein in eine Welt,
Die nicht mehr die Habsucht zusammenhält,
Wo Bruderliebe das höchste Gebot
Und Sünde geboren wird nicht durch Noth.

Du herrliche Feier, o erster Mai,
Geburtstag der Völkerversöhnung!
Du erster gewaltiger Jubelschrei
Nach endloser Knechtschaftsgewöhnung;
O Tag der Erkenntniß, daß unentwegt
Der Heiland Geist unser Banner trägt
Im Kampfe gegen die Lohnsklaverei,
Gepriesen seist du, o Festtag im Mai!

Nachruf an Friedrich Engels.

Es rafft der Tod die Großen und die Kleinen
Dahin zur Zeit als rücksichtsloser Schnitter;
Ihn rührt das Beten weder, noch das Weinen.

Was da geboren, muß den Weg auch wandeln
Ins Reich des Starren wieder ohne Zaudern:
Was übrig bleibt, es ist nur unser Handeln.

Die Thaten sind es, die uns überdauern
Und, weiterkeimend, neue That gebären;
Die Gutes schufen, müssen wir betrauern.

Du warst ein Guter, der durch's ganze Leben
Im Dienste unsrer Sache hat gestanden;
Du hast, was du vermocht, dem Proletar gegeben.

Du warst ein Held, ein Führer und ein Lehrer,
Der Zukunftskirche würdigster Apostel,
Und wir, die Armen, waren deine Hörer.

Du hast die Bahn dem Proletar zum Siege
Genau umschrieben und auch vorgezeichnet;
Du rißt' die Maske vom Gesicht der Lüge.

Du stelltest dich mit deinem großen Wissen
Dem Heer der Armen vollauf zur Verfügung
Und warst zu unserm Wohl nur dienstbeflissen.

Du hast nicht nur ermuthigt die Geplagten,
Du zeigtest auch der Unterdrückung Wurzel,
Und aus dem Staub erhobst du die Verzagten,

Im Geiste weilen trauernd die Millionen
An deinem Grab, die trotz der Arbeit darben
In den verschiednen Ländern aller Zonen.

Und ein Gelöbniß heilig und andächtig,
Wie je nur eins die Lüfte hat durchzittert,
Es dringt zu dem Gewölk empor gar mächtig.

Ein neuer Rütli-Schwur: Den Pfad zu wandeln,
Den du uns, Meister, hast so klar gewiesen,
Und sieg'sgewiß in deinem Geist zu handeln.

Wer so wie du im Wahrheitsdienst ergraute,
Wer unentwegt des Unrechts Urquell suchte
Und als ein Seher in die Zukunft schaute,

Wer für das Wohl der Menschheit hat gerungen
In Wort und Schrift, den tödtet nicht das Sterben:
Er lebt und wirkt, ihn preisen alle Zungen.



Unser Ziel.

Es kennet die Zeit nicht Stillstand und Ruhe,
So wenig sie kennt ein dahinrollend Rad;
Es läßt sich nicht pferchen hinein in die Truhe
Der großen Gedanken belebende Saat.

Ein endloses Kommen und Gehen und Werden,
Ein stetiges Aufbau'n, ein Drängen nach Licht;
Die schaffende Kraft im All und auf Erden,
Es lähmt sie, das wisset, der Sterbliche nicht.

Was einmal lebendig, erfüllt seine Sendung,
Was einmal geboren es will auch empor,
Gehorchend dem großen Gesetz der Vollendung;
Dagegen erbost sich und lärmt nur ein Thor.

Wenn viele der Wesen im Kampfe erschlaffen,
Wenn's wenigen gegönnt nur, zu kommen ans Ziel,
Und wenn sie dann fragen, wozu sie erschaffen
Und ob wohl die Schöpfung mit ihnen trieb Spiel?

So ist nicht die Schöpfung der Urquell der Sünde,
Es ist dies die menschliche Einrichtung nur;
Sie legt uns noch vielfach ums Auge die Binde
Und läßt außeracht das Gesetz der Natur.

Hier müssen wir ändern und ringen und bessern,
Hier lieget der Schwerpunkt für all unser Thun;
Es läßt sich das menschliche Glück nur vergrößern,
Wenn g'rade die Besten nie rasten und ruhn.

Es muß uns Gebot sein, zum Ganzen zu halten,
Die Liebe muß werden ein eiserner Ring,
Der alles schließt in sich, was Menschen gestalten,
Dann stürzt sie, die Phrase von hoch und gering.

Der Stoff ist der gleiche bei allen, die leben;
Es ist ohne Zweifel das nämliche Recht
Beim Ursprung des Werdens genau schon gegeben
Von Mutter Natur unserm ganzen Geschlecht.

Wo Dünkel uns packt und wenn Hochmuth uns peinigt,
So daß wir im Menschen den Bruder nicht sehn,
Wo man die Apostel der Gleichheit gesteinigt
Und niemals erhört der Armen ihr Flehn;

Wenn Rohheit die fühlenden Herzen verknöchert,
Wo Habsucht das menschliche Hirn, ach, durchwühlt
Und Golddurst den Grund der Gesellschaft durchlöchert,
Da tritt man mit Füßen, was Natur uns befiehlt.

Harmonisch in Liebe und Eintracht zu walten,
Das ist unser Wollen, das ist unser Plan;
Das Leben nach Recht und Vernunft zu gestalten,
Das hat uns gedrängt auf die heutige Bahn.

Nicht woll'n wir „zerstören“ Kulter und Gesittung,
Nicht „schänden“ die Kunst mit vandalischer Hand,
Nicht predigen wir dem Volke Zerrüttung,
Auch gießen wir keineswegs Oel in den Brand.

Wir wollen das Volk, das gedrückte und arme,
Erheben, damit es am Gastmahl der Welt
Auch theilnehmen kann und nicht weiter im Harme
Verkümmert, versumpft und auch seelisch zerschellt.



Wie word's ock e-igentlich nou waren?

In nordböhmischer Mundart.

S' kon's a Jeder glei-ben, hoite
Gibt's vill mißvergnügte Loite;
Wenn m'r of d'r Gasse gieht.
Oder wu bei Jemand steht,
Uiberole hiert m'r klohn,
'S ös gur nö ainouch zu sohn,
Manchmoul muß m'r oindlich lachen
Wos se for Gesöchte machen,
Wenn se su beisamme stecken,
Und Gedanken drüber hecken,
Wie's die Juhre wur und jötze:
„De ganze Walt ös nischt mi nötze" —
He-ißt's gewöhnlich, und d'rnou
Sprechen se: „Ne-i, Gott ock ou,
Wie word's ock e-igentlich nou waren!?"

* * *

„Nanuel! jötze bin'ch am Ziele,
Wenn'ch nou e-imoul Kurten spiele
Will'ch a Hoderlumpen sein;
Kannst m'r ais Gesöchte spein,
Wenn'ch je wieder man V'rdienst
Andern hiega als Gewönnst
Und dier mache sötte Sorgen" —
Dos geloubte Sunntagsmorgen
Saner Froun e-i Kopperschmied.
„„Weßt's doch"" — me-inte sie — „„wie's stieht,
Daß ich ho v'rsetzen müssen
Gestern orscht das letzte Kissen,
Dröm wier's gut, du thötst dich ändern
Und ließt wörklich dos Flammendern.""
Wie a wieder Rechnung hatte,
Soß a ou ban Kurtenblatte
Und s' V'rsprechen wur v'rluhren;
Denn a blieb bis früh an „Muhren"
Und v'rspielt 's ganze Gald;
D'rbeine trank a s'ch mit Gewalt
En töchtschen Rausch o und d'rnou
Thot a tallen: „Gott ock ou,
Wie word's ock e-igentlich nou waren!?"

* * *

„Ne-i! Du hierschte, mit dan Leibe" —
Sproch a Fle-ischer zu san Weibe —
„Rusel, muß a Hökel hon,
Andersch läßt sich sunst nischt sohn;

Den ich hal doch nischt zoröcke,
Bin schun wie a Foß su döcke,
Und du bleibst e=i Blouseruhr.
Mach ock jötz amoul die Kur
Und begib dich at dos Bod,
Wie's d'r Dokter hout gesoht,
's kennte doch, wie schun bei Villen,
Ou bei dier 'n Zweck d'rfüllen,
Und mier brätens raicht geschwinde
Villeicht noch dan zu en Kinde."
Sie, natürlich, ös dou druf,
Wie se unser Herrgott schuf,
Täglich dorch vier lange Wochen
Ai a warmes Bod gekrochen,
Ohne etwos zu d'rzielen;
Denn se konnten Mariasch*) spielen,
Wie se wollten, trotz d'r Kur
Blieb se, wie a Blouseruhr,
Und dos ärgert se gur schändlich.
Oftmouls flennte sie unendlich
Su an Stöllen und d'rnou
Sproch se jedsmoul: „Gott ock ou,
Wie word's ock e=igentlich nou waren!?"

* * *

„Sieben Kinder hon m'r nu,
Aber jötzte, Weib, ös Ruh;
Denn ich ho m'r's vürgenummen,
's darf ke=i achtes nömi kummen" —
Derurt thot e=i hagrer Mon
Zu san dorren Weibel sohn,
As se su banander soßen
Und en Taller Soppe oßen.
's Juhr wur nou nö aus'n Lande,
Dou wur dan Weibel wieder bande,
Und, wie's heißt d'r Storch, der ahle,
Brochte dan zwee Loiten bahle
Druf zwee fingernackte Kindel
Badt' und leht' se ai de Windel.
Wie v'rste=inert sag der Mon,
Daß sich su wos zugetrohn,
Of sei Weibel und d'rnou,
Soht' a ängstlich: „Gott ock ou,
Wie word's ock e=igentlich no=u waren!?"



*) Mariage.

Du kennst es.

Wenn dich nie ein Leid betroffen,
Wenn du nie in trüben Stunden
Herben Kummer hast empfunden,
Ach, dann kennst du nicht das Hoffen
Jener Menschen, die da dulden
Ohne eigenes Verschulden.

Ja, dann weißt du nicht was Wehe,
Weißt nicht, wie so allgewaltig,
Schmerzensreich und vielgestaltig,
In der Tief' und in der Höhe
Menschenelend, zum Erbarmen,
Um sich greift mit weiten Armen.

Wirst du aber mitgezählet
Zu dem großen, armen Haufen,
Mußt du täglich selbst dich raufen,
Müd' gehetzt und abgequälet,
Um den Bissen Brod, den kleinen,
Für dich selber und die Deinen,

Alsdann kennst du sie, die Thränen,
Kennst das Mühen, kennst das Plagen,
Kennst die Lehre vom Entsagen;
Kennst auch das gewalt'ge Sehnen
Nach dem Kommenden, dem Neuen,
Das uns soll von Noth befreien.

Siegeszuversicht.

Wir sind des Kampfes lang nicht müd
Und weichen nicht aus Reih und Glied,
Wir lassen uns nicht treten;
Wir singen laut, wir singen gut
Ein Lied voll Zuversicht und Muth,
Wie es im Kampf von Nöthen.

Ihr Feinde her, nur immer her,
Wir fürchten weder Wort noch Speer,
Denn für uns ist die Wahrheit;
Was ihr auch sinnt und plant und baut,
Und ob ihr der Gewalt vertraut,
Es siegt die Geistesklarheit.

Wir halten aus, wir stehen fest
Im Norden, Süden, Ost und West,
Uns beugt kein Sturm und Wetter;
Wir wanken nicht und zagen nicht
Und hangen treu an unsrer Pflicht;
Wir bauen nicht auf Götter.

So streben wir, so ringen wir
Und halten hoch stets das Panier
Der Arbeit und der Freude.
Gesenkt sei in den tiefsten Schlund,
Der offen ist am Erdenrund,
Das Unrecht sammt dem Leide.

Ja, unser Ziel, das hohe Ziel,
Es ist fürwahr kein Knabenspiel,
Wir werden es erringen.
Wir wollen so, wir müssen so
Und sind mit Recht schon siegesfroh;
Der Geist führt unsre Klingen.

Was wir wollen.

Gedenkblatt zum 25jährigen Gründungsfest des Arbeiterfortbildungsvereins in Rumburg (1897).

Was immer mögen noch die Gegner sagen,
Wie hart und lärmend sie auch uns verklagen,
Daß wir Kultur und Ordnung unterwühlen
Und mit dem Heiligsten der Menschheit spielen;
In frevelhaftem, kecken Uebermuth
Die Hände strecken aus nach fremdem Gut:
Daß wir nur Faulheit wollen und Vergnügen,
Wir sagen drauf: All diese Gegner lügen!
Sie lügen theils, weil sie uns nicht versteh'n,
Und anderntheils, da sie es offen seh'n,
Wie ihre Macht von Tag zu Tage schwindet
Und unser Streben neuen Boden findet;
Es ist die Furcht die Mutter dieser Lüge,
Die blasse Furcht vor unserm nahen Siege.

Es ist nicht wahr, daß wir das Gute hassen
Und zu dem Zweck „verhetzen" nur die Massen;
Es ist nicht wahr, daß wir das Böse lieben
Und die Gedanken der Bevölk'rung trüben;
Es ist nicht wahr, daß wir Unrechtes wollen
Und wahrem Rechte nicht die Achtung zollen;
Es ist nicht wahr, daß wir nach Dingen jagen,
Die rein unmöglich auch in künft'gen Tagen;
Es ist nicht wahr, daß wir die Mutterliebe
Ersticken wollen durch die Wucht der Triebe;
Es ist nicht wahr, daß wir das Eheleben
Dem Sinneswechsel wünschen preisgegeben.

Gar viel von dem, was man uns unterschiebt,
Es wird heut' täglich, stündlich ausgeübt;
Gar viel von dem, was man das Rechte heißt,
Es ist durchsättigt von des Unrechts Geist;
Gar manches, was sich gut und ehrbar dünkt,
Ist krasse Fäulniß, die zum Himmel stinkt,
Und die Gewohnheit und das Vorurtheil,
Gepaart mit Herrschsucht, hindern unser Heil.
Hört! unser Heil, es liegt in unsrer Kraft,
Die alles Große schuf, und täglich Neues schafft;
Es liegt bei uns, uns unser Glück zu schmieden,
Nur möge Keiner vor der Zeit ermüden.

Lang ist der Weg, den wir gewandelt sind,
Manch einer stürzte weit vom Ziel zu Boden,
Hart war der Pfad und grausig pfiff der Wind

Und nahm gar Vielen weg den besten Odem,
Doch trotzdem steh'n wir, eine Schaar von Treuen,
Noch ungebeugt in Mitten neuer Reihen.
Und wie das Wissen wandelt Schlangenwege
Und erst nach Tasten trifft die rechten Stege,
Wie die Kultur ist nicht aus einem Guß,
Und selbst die Wahrheit ist in stetem Fluß,
Ganz ebenso ist es auch uns ergangen.
Auch unser Weg hat anders angefangen;
Wir kamen suchend erst auf's rechte Gleis.
Es ist fürwahr ein sprechender Beweis,
Daß Alles nur zu einem Ziele drängt,
Ein Ideal Millionen Menschen lenkt.

Die Bildung ist es, die wir pflegen müssen,
Und zu verbreiten haben wir das Wissen;
Dem armen Volke rechte Dinge lehren,
Heißt seine Kraft vom Grunde aus vermehren;
Ein Volk verdummen, heißt ein Volk nur quälen,
In Knechtschaft halten und dabei entseelen.
Dies ist der Weg, der uns zum Ziele führt,
Und das der Feind, der stets zum Kampfe schürt.

Für Volkes Bildung unermüdlich schaffen,
Der Volksverdummung Krieg mit schärfsten Waffen;
Für Volsbefreiung thätig Nacht und Tag,
Der Volksverknechtung geben Schlag auf Schlag;
Für Volksbeglückung jede Stunde nutzen,
Die Volksausbeutung stets die Krallen stutzen;
Den Frieden bringen, wo jetzt Kämpfe wüthen,
Die die Entfaltung des Talents verhüten —
Das ist der Wahrspruch, den wir hochgehalten;
Es giebt uns Kraft, um Großes zu gestalten.

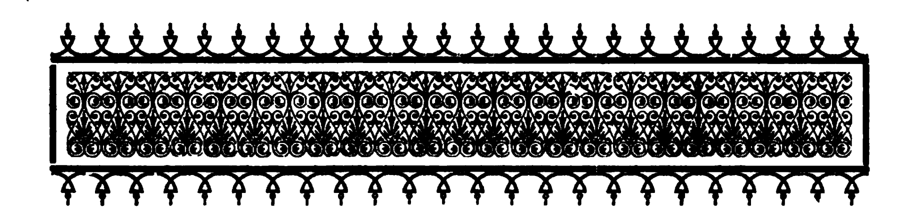
Und wenn auch finst're Wolken noch sich häufen,
Der Rückschritt wünscht, das neue zu ersäufen;
Und ob es gleich noch gilt, zur steilen Höh'
Emporzuklimmen unter vielem Weh,
Wir werden müde nicht und arbeitsscheu
Und bleiben unserm Wahrspruch immer treu.
Und mögen ferner auch noch Stürme toben,
So wollen wir uns g'rade heut geloben,
Geeint zu streben nach dem einen Ziele
Und nie zu rasten, wie des Weltalls Mühle!



Georg Weerth

(dessen Bild wir leider nicht beschaffen konnten) wurde in Detmold als Sohn eines Geistlichen geboren und wurde Kaufmann. 1843 war er in London mit Marx und Engels in Verkehr getreten und leitete mit diesen nach der Märzrevolution 1848 die „Neue Rheinische Zeitung", deren feuilletonistischer Theil seiner Redaktion unterstand. Wegen seines Buches „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphansky" wurde er auf Antrag der deutschen Reichsverweserschaft unter Anklage gestellt und zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. Weerth starb am 30. Juli 1856 in Havanna, wohin er als Geschäftsreisender gekommen, am gelben Fieber. Er kann als erster und bedeutendster Dichter des deutschen Proletariats bezeichnet werden. Während seine Zeitgenossen Herwegh und Freiligrath zu jener Zeit fast ausschließlich in ihren Liedern die Revolution verherrlichten, zeichnete Weerth in markigen Zügen den Drang des aufstrebenden Proletariats nach Freiheit und Gleichberechtigung und nur Heinrich Heine hat in jener Zeitepoche das Erwachen und die Forderungen des vierten Standes mit ähnlicher Schärfe gekennzeichnet.





Die Industrie.

Vor Ihm sind tausend Jahr wie ein Tag
Der gestern schied mit feierlichen Prangen;
Denn was der Sturm der Zeiten auch zerbrach —
Ihm ist er machtlos nur vorbeigegangen!
Ihm nur! Der Menschheit wundervollem Geist!
Den ewig seine eigne Schöne preist,
Der frei entwandelt jeglicher Vernichtung,
Der leuchtend zieht die eigne Bahn und Richtung!

Er wohnte an des Indus heil'ger Fluth;
Er stürmte durch der Griechen grüne Felder;
Er strahlt' und blühte in ital'scher Gluth,
Und sang sein Lied im Dunkel deutscher Wälder.
Er schwebte durch der Meere wüsten Schwall,
Und in des Niagara Donnerfall
Erscholl sein Ruf: „Wie auch die Jahre schreiten:
Ich bin derselbe wie zu allen Zeiten!"

Wohl hat er als das Höchste sich bewährt,
Der Mensch! der kühn die Elemente bändigt;
Der rastlos fort und weiter nur begehrt,
Das Streben nie mit einem Abend endigt!
Dem der Gestirne Wandel so bekannt
Wie seiner Heimath blumenreiches Land;
Dem täglich neue Welten sich erschließen,
Zu neuer That, zu schönerem Genießen!

Erfinderisch greift er in die Gegenwart:
Da keimt es auf zu schimmernder Gestaltung!
Was ein Jahrhundert ahnungsvoll erharrt,
Es ward! es ist, in herrlicher Entfaltung! —
O Thoren, die den Leben ihr entrückt,
Euch stets an alten Wundern nur entzückt,
Die Wunder, so der Gegenwart entsprossen,
Sind groß wie die der Tage, so verflossen! —

Es ging der Mensch durch grüne Wälder Pracht,
Und prüfend wählte er die Riesenfichte;
Er wand das Eisen aus der Berge Schacht,
Und trug's empor zum frohen Sonnenlichte.

Drauf, in der Schiffe fluthbespühltem Raum
Fuhr er frohlockend zu dem Küstensaum
Entfernter Völker; transatland'schen Strande
Die Kunde bringend europä'scher Lande.

Und in der Städte dumpfumhülltem Schooß
Wie raſ't die Flamme wild aus tausend Essen!
In reinen Formen windet es sich los,
Was ungebildet die Natur besessen. —
O wär's dem seel'gen Gotte doch erlaubt
Auf's Neu zu heben sein ambrosisch Haupt:
Hephaistes, säh den Dampf die Bahn erwallen,
Dem Menschen staunend, würd' er niederfallen!

Nicht braucht's der Morgenröthe Flügel mehr,
Um sich zu betten in den letzten Zonen:
Die eigne Kunst trägt brausend uns einher,
Weit durch den großen Garten der Nationen!
Entgegeneilt was Strom und See getrennt
Und rings in Millionen Augen brennt
Hell das Bewußtsein, daß die Nacht entschwunden,
Der Mensch den Menschen wieder hat gefunden!

So donnert laut das Ringen unsrer Zeit,
Die Industrie ist Göttin unsren Tagen!
Zwar noch erscheint's, sie halte starr gefeit
Mit Basilisken-Blick der Herzen schlagen;
Denn düster sitzt sie auf dem finstern Thron
Und geißelnd treibt zu unerhörtem Frohn,
Tief auf der Stirn des Urtheils grausen Stempel,
Den Armen sie zu ihrem kalten Tempel!

Und Menschen opfernd steht sie wieder da
Des Irrthums unersättliche Begierde;
Weinend verhüllt sein Haupt der Paria,
Indes der Andere strahlt in güld'ner Zierde; —
Doch Thränen fließen jedem großen Krieg!
Es führt die Noth nur zu gewisserm Sieg!
Und wer sie schmieden lernte, Schwert und Ketten,
Kann mit dem Schwert aus Ketten sich erretten!

Was er verlieh, des Menschen hehrer Geist,
Nicht Einem — Allen wird er angehören!
Und wie die letzte Kette klirrend reißt,
Und wie die letzten Arme sich empören:
Verwandelt steht die dunkle Göttin da:
Beglückt, erfreut ist alles was ihr nah!
Der Arbeit Noth, die Niemand lindern wollte,
Sie war's, die selbst den Fels bei Seite rollte!

Dann ist's vollbracht! und in das große Buch
Das tönend der Geschichte Wunder kündet,
Schreibt man: „Das jetzt der Mensch sich selbst genug,
Da sich der Mensch am Menschen nur entzündet."
Frei rauscht der Rede lang gedämpfter Klang!
Frei auf der Erde geht der Menschen Gang!
Und die Natur mit zaubervollem Kusse
Lockt die Lebend'gen fröhlich zum Genusse!

Die rheinischen Weinbauern.

An Ahr und Mosel glänzten
Die Trauben gelb und roth;
Die dummen Bauern meinten,
Sie wären aus aller Noth.

Da kamen die Handelsleute
Herüber aus aller Welt:
„Wir nehmen ein Drittel der Ernte
Für unser geliehenes Geld!"

Da kamen die Herren Beamten
Aus Koblenz und aus Köln:
„Das zweite Drittel gehört
Dem Staate an Steuern und Zöll'n!"

Und als die Bauern flehten
Zu Gott in höchster Pein:
Da schickt er ein Hageln und Wettern
Und brüllte: der Rest ist mein!

Viel Leid geschieht jetzunder,
Viel Leid und Hohn und Spott,
Und wen der Teufel nicht gepeinigt,
Den peinigt der liebe Gott!

Erst achtzehn Jahre.

Ein letztes Glüh'n! Da zog an britt'scher Küste
Dämmernd herauf die schönste Winternacht;
Im Mondenstrahle floß die Wasserwüste
Und auf den Hügeln lag des Schnees Pracht.
Leer das Gestad. Es schwieg der Dampfer Sausen;
Matros' und Krieger war des Tages matt; —
Doch durch die Stille sandte dumpf ihr Brausen
London, der Themse dunkle Riesenstadt.

Ihr galt es gleich, mocht' auch der Schlummer drücken
Manch müdes Auge zu ersehnter Ruh;
Es wälzte donnernd über Park und Brücken
Derselbe Lärm sich nur dem Morgen zu.
Zaubrisch und still da draußen das Gefild!
Hier nur das Volk, in buntem Strome, wild
Zusammenfluthend, schaffend, ringend, suchend,
Schwelgend und darbend, betend bald und fluchend.

Und Schimmern rings, von Dach und Thor und Fenster;
Dort buhlt die Lust in seidenem Gewand!
Hier über'm Golde höhnische Gespenster
Und dort geballt die mag're Bettlerhand!
Ein Seufzer hier; ein Kuß dort! von Terassen
Und Treppen: Jubel, Flüstern und Gestöhn —
Das ist der Tanz, in dem auf London's Gassen
Sich rastlos zwei Millionen Menschen dreh'n!

Er brauste fort. Da hob auch Sie vom Lager
Sich sacht empor; es fiel der Sterne Licht
Auf die Gestalt so tief gebeugt, so hager,
Und auf ihr bleiches, starres Angesicht.
Sie sann; — nur einen Augenblick; — sie preßte
Daß kranke Kind an ihre nackte Brust; —
Das arme Weib schritt rasch durch die Paläste;
Ach! das Wohin — sie hat es nicht gewußt!

„Der Mutter Brot! und Kleider diesem Kinde!"
So rief sie: „O, wie toll das Herz mit schlägt!
Gern trüg' ich dich, mein Sohn, so warm und linde,
Wie wohl die Mutter ihre Kinder trägt.
Noch ist es Zeit! Bist du erst groß gezogen
Und siehst am Strand der Schiffe bunte Schaar:
Da eilst du treulos durch die blauen Wogen,
Ein wilder Seemann, wie dein Vater war!"

„Dein Vater? Still! — das war ein sel'ger Morgen,
Als weinend ich an seiner Brust erwacht!
Es kam der Mai, der Juni drauf, verborgen
Hielt ich, was früh mich schon so bleich gemacht.
Erst als im Herbst das gelbe Laub der Bäume
Leis rauschend in die grüne Themse fiel:
Da ward erfüllt der schönste meiner Träume —
Und achtzehn Jahr, da steh' ich schon am Ziel!"

„Erst achtzehn Jahr! und schon so fahl mein Leben!
Erst achtzehn Jahr! und arm und elend schon!
Doch halt! froh will ich meine Stirne heben,
Dem Vaterlande gab ich diesen Sohn!

Ha! reizt denn Niemand mein so junger Leib?
Sagt, die ihr klirrt mit Kreuzen und mit Ketten,
Seit ihr nicht reich genug, um nur ein Weib,
Ein brittisch Weib vom Hungertod zu retten?

Sie schwieg. Dem Gott, der niemals sie erhörte,
Sie sandte kein Gebet ihm himmelwärts.
Trüb ward ihr Blick — Das siedend sich empörte
Ihr Blut, zu Eis gerann's; — ausschlug ihr Herz!
Die Lippe bebend jetzt von einem Fluche!"
Ein Lächeln dann — sie sank, — rings tiefe Ruh —
Und die Natur mit schnee'gem Leichentuche
Deckte das reinste ihrer Kinder zu! —

Geschloss'nen Aug's erstarrt der Knabe lag
Fest an der Mutter marmorkalten Brüsten,
Als weit ein Leuchten durch den Nebel brach
Und Sonnenstrahlen Strom und Hügel küßten:
Fern von Westminster feierlich Geläut, —
So tönt es an der Kön'ge Sarkophagen; —
Es klang so weit, es war als müßt' es heut'
Rings nur der Welt den Tod der Armen klagen! —

Die Glocke klang — doch nicht für dich gerührt,
Armselig Weib! Getrost! laß sie erdröhnen
Den todten Kön'gen nur. Dir ja gebührt,
Du früh Verblich'ne, wohl ein ander Tönen.
Dir tönt der Schrei, den jüngst die Noth gepreßt
Aus tausend Herzen; der in Ost und West
Die Völker ruft in einem Bund zusammen —
Und deine Mörder werden sie verdammen!



Freund Lenz.

Aus fernen Wolken braust ein dumpfer Ton.
Die Donner sind es, so der Welt verkünden,
Daß wieder der Natur geliebter Sohn,
Der Frühling, wandelt zu der Erde Gründen.
Bei andern Völkern hat er lang geweilt,
Da war's, daß jüngst die Kunde ihn ereilt,
Wir hier im Norden trügen heiß Verlangen,
Auf Neu zu schauen seiner Blüthe Prangen.

Er kommt. Und aus des Südens frohen Thalen,
Wo träumend er im Lorbeerwalde lag;
Wo er zum Fest bei gluthgefüllten Schalen
Des Myrtenhaines vollste Kränze brach;

Wo mit dem Zephyr er die Wangen kühlte
Und buhlerisch in schwarzen Locken wühlte —
Fern aus dem Süden hat er alle Pracht
Herauf jetzt in den Norden uns gebracht.

Er setzt sich lächelnd auf die Hügel hin —
Da weht ein Duften rings durch Fels und Auen;
Zum Forste lustig Falk und Taube zieh'n
Und Kospen röthlich aus den Gärten schauen.
Der Bäche Lauf schmückt er mit lichtem Sammt;
Es blitzt der Thau, hellauf die Sonne flammt —
Und nieder steigt er von den Hügelthronen
Hinab zum Thale, wo die Menschen wohnen.

Mit ihr Lust, mit ihrem bitteren Leid,
Mit ihren Freuden, ach, und ihren Thränen:
Mit all dem Ringen, all dem herben Streit;
Mit all dem Hoffen, all dem stillen Sehnen.
Er ist's, der in des Armen Hütte schaut,
Der zu ihm spricht, wenn kaum der Morgen graut:
„Getrost, wie deine Freuden auch zerstieben,
Dir Armen ist der Lenz doch treu geblieben“

„Hinaus! durch meine Blumen sollst du schreiten,
Ich labe dich mit meiner Wälder Grün;
Durch Busch und Wiese will ich dich geleiten
Den Berg hinan, wo meine Rosen glüh'n.
Ich zeige dir, wie nieder zu den Flächen
Befreit die Ströme ihre Bahnen brechen
Und wie der Nacht erblüht der Sterne Schein,
Zieh' ich der Lenz in deine Seele ein!“

„Ich küsse deiner Kinder müde Stirnen,
Ob all' ihr Glanz erloschen und verstaubt;
Ich will gleich der Lawine von den Firnen
Wälzen den Gram von ihrer Mutter Haupt.
Und Feuer menge ich mit deinem Blute,
Daß bald die Hand, die nur am Pfluge ruht,
Zum Schwerte greift und ringend im Gefecht
Von Schmach befreit ein unterdrückt Geschlecht!“



Vernunft und Wahnsinn.

Dem Morgen träumt nicht was der Abend bringt,
Wenn lächelnd wohl aus rosenrothem Osten
Sein erster Strahl durch Wald und Fluren dringt
Des Thaues frische Perlensaat zu kosten.

Wenn ihr Erwachen hell die Amsel preist
Und Hirsche wandeln zu des Thales Bronnen;
Wenn um die Gletscher still der Adler kreist,
Sich in der Frühe hell'gem Licht zu sonnen.

Blau schaut die Blume aus des Feldes Garben;
Auf Moor und Weiher schwankt des Schilfes Kranz.
Es fließt der Strom in Regenbogenfarben
Zum Meere, wiegend seiner Wellen Tanz.
Und rauschend im gewalt'gen Wogenliede
Dehnt unabsehbar sich die grüne Fluth —
Und Freude nur und wundervoller Friede
Auch Festland, Insel und Gewässern ruht.

Doch wie zum Mittag wandelt sich der Morgen,
Hüllt sich in Schleier auch des Tages Pracht.
Was einer frühen Stunde tief verborgen,
Es bricht hinein mit Angst und Graus und Nacht.
Der Himmel tönt von rasselnden Gewittern;
Die Erde zuckt und birst zu jähem Spalt,
Und heulend über Fels und Eichensplittern
Der Sturm entfesselnd seine Bahnen wallt.

Es raſ't die Brandung an zerfetzten Küsten,
Und Dunkel herrscht, bis aus entwölkten Höh'n.
Als ob sie nichts von Sturm und Wetter wüßten,
Die Sterne ruhig strahlend niederseh'n
Und die vom Staub bis auf zum Firmamente
Gewälzt sich mit dämonischer Gewalt:
Sie schlummern dann, die starken Elemente,
Bis sie ein neuer Kampf zusammenballt.

So ewiglich, mit wechselnden Gestalten,
Sklavischen Laufes rollt und kreist das All!
Nicht schöner mag sich die Natur entfalten,
Noch wenden sich als zu gewohnten Fall.
Die Welt und Welten aneinander bannte
Mit unerbittlicher Nothwendigkeit:
Nur in den Geistern ihrer Menschen brannte
Sie fort zu schrankenloser Herrlichkeit!

Seit von der Lippe greiser Patriarchen
Der Weisheit blumenreiche Rede floß,
Bis wo die Schädel stürzender Monarchen
Zerstampft der Freiheit jugendliches Roß:
Hat die Natur mit ihrer Donnerstimme
Gesungen stets den mahnenden Gesang,
Daß Jeder folge seinen Gram und Grimme
Wie seines Herzens liebevollem Drang.

Die gleich der Möve keck die See umschwanken,
Die gleich der Schwalbe ihre Heimath bau'n,
Die gleich der Wolke blitzen den Gedanken
Und gleich dem Falken forschend niederschaun;
Die sich mit Palmen über Hügeln wiegen,
Mit Rosen träumen auf bemooster Flur,
Die gleich dem Tiger zieh'n von Krieg zu Kriegen —
Sie sollten folgen ihrem Innern nur! —

In gleicher Schönheit flammten durch die Zeiten
Des Raumes Wunder; nur zu höherm Flug
Mocht seines Geistes riesige Schwingen breiten
Der Mensch! Der alle Kraft im Busen trug!
Der, ob er knechtisch sich im Staube wühlte
Und zitternd sich vor Thron und Altar wand —
Doch wieder keck mit seinen Göttern spielte
Und freier nur und herrlicher erstand.

Der eignen Brust ist Freud und Leid entsprungen;
Vernunft und Wahnsinn! Schon Jahrtausend' lang
Hat dieses fürchterliche Paar gerungen,
Den Kampf gewälzt vom Auf- zum Niedergang.
In düstern Massen auf von ihrem Pfad;
Und ob sie ruhig bei einander wohnen —
Sie rasten nur zu neuer, größ'rer That!

In Ost und West ein reges Völkerleben;
Vom Meer schallt's bis zu der Wüste Saum.
Das ist ein Ringen, Schaffen nur und Streben
Auf Feldern, Gassen und der Märkte Raum.
Und kommt der Morgen sacht herangeschritten:
Da scheint's nur Segen schmücke rings das Land,
Als schaue Liebe süß aus hundert Hütten,
Als herrsche rings nur ordnender Verstand. —

Wohl mag die Blume außen üppig winken,
In ihren Herzen wohnt nur Angst und Qual!
Wie einst muß heute noch der Weise trinken
Des Wahnsinns giftdurchflutheten Pokal.
Mit Blute leimen sie ihr Werk zusammen,
Die satt durchtaumeln Tempel und Palast;
Die Armuth röchelt Wimmern und Verdammen
Und wild die Lust aus gold'nen Schüsseln praßt!

Doch wie der Wahnsinn, folgend seinem Rechte,
Sinnlos mag rasen — so durch alle Welt
Hat die Vernunft ihr Recht, daß sie die Nächte
Des Wahnsinns funkenstiebend auch erhellt!

Daß, eine Löwin, sie die Glieder schüttelt
Und wieder naht in drohender Gestalt;
Daß sie den Wahnsinn aus den Fugen rüttelt
Und über Trümmer fort zum Siege wallt!

Vernichtet wird der Wahn zu Boden rollen,
Der mit Gewalt und schmeichelndem Geschwätz
Gebeut, daß Alle Einem folgen sollen,
Der Schranken schafft und Regeln und Gesetz;
Der seine Liebe macht zu Aller Liebe
Und seinen Haß zum Hasse Aller nur,
Der sie vergleicht die menschlich freien Triebe
Der Elemente sklavischen Natur! —

Der Erde goldner Morgen ist verronnen;
Anbrach der wilde, wetterschwang're Tag.
Es hat den langen, herben Streit begonnen,
Was schlummernd einst in tiefster Seele lag.
Fort mag er sich durch alle Zeiten thürmen;
Es kennt der Mensch kein Ruh'n und Stillesteh'n,
Nur aus des Wahnsinns fürchterlichen Stürmen
Wird die Vernunft zu schönerm Siege geh'n! —

Ein Festlied.

Natur, mit deinem strahlenden Kolossen.
Die du in Ewigkeit zur Dauer nahmst;
Nur zur Vollendung bist du recht ersprossen,
Seit du im Menschen zum Bewußtsein kamst.
Im Menschen nur, daß stürmende Gedanken
Der Freiheit wunderbarstes Gut geraubt,
Der auf den Trümmern jetzt von Trug und Schranken
Sein eigner Gott, an dich, an sie nur glaubt.

Wohl mag sein Auge keck den Himmel fragen,
Wenn Sonn' an Sonne wirbelnd sich bewegt;
„Ihr fernen Welten habt ihr getragen
Ein solches Kleinod, wie die Erde trägt?
Trugt Menschen ihr, die trotz der grausen Zweifel
Die wild zersplittert ihre beste Kraft,
Doch stets im Kampfe mit dem alten Teufel,
Dem Wahne, kühn zusammen sich gerafft?“

„Und die gesiegt!“ — Wohlan, Sieg und Triumphe
Laßt schmettern eurer Krieger vollster Chor!
Es trug der Mensch aus tausendjähr'gem Sumpfe
Die Freiheit jubelnd an das Licht empor,

Was frühe Völker ahnend vorempfunden,
Er freut sich dessen in bachant'scher Lust;
Er hat den größten Riesen überwunden,
Vertilgt den Zweifel seiner eignen Brust!

Der einst dem Feuer seine Kniee beugte,
Der Hecatomben opfernd niederschlug,
Der einen Gott auf Sinai erzeugte —
Triumph! der hat jetzt an sich selbst genug!
Und wie der Kranich liebt die Wolkenbahnen,
Und wie der Löwe liebt der Wüste Spur:
So liebt der Mensch die Fluren seiner Ahnen
Und weilt entzückt auf seiner Erde nur.

Ob Millionen wandeln auch im Dunkeln —
Das Jahr entrollt! — es leuchtet sonder Wahl
Der Stern der neuen Zeit; hell wird er funkeln
Auch ihren Seelen mit gewaltigem Strahl.
Die Priester dieser Tage fordern Knechte
Und Sklaven nicht, — sie fordern laut und frei,
Daß Jeder, treu dem angestammten Rechte,
Hinfort ein Mensch mit freien Menschen sei.

Der Kanonengießer.

Die Hügel hingen rings voll Thau;
Die Lerchen haben gesungen.
Da hat geboren die arme Frau,
Geboren den armen Jungen.

Und als er sechzehn Jahre alt,
Da wurden die Arme strammer;
Da stand er in der Werkstatt bald
Mit Schurzfell und mit Hammer.

Da rannt er den Ofen in den Bauch
Mit schweren Eisenstangen,
Daß hell aus Schlacken und aus Rauch
Metall'ne Bäche sprangen.

Kanonen goß er! manches Stück!
Die brüllten auf allen Meeren.
Die brachten den Franzen ins Unglück
Und mußten Indien verheeren.

Die warfen Kugeln leiblich schwer,
Den Chinesen in die Rippen;
Die jauchzten Britaniens-Ruhm einher
Mit eisernen Kehlen und Lippen.

Und immer goß der rüstige Held
Die blitzenden Geschütze,
Bis ihm das Alter ein Bein gestellt,
Die Fäuste wenig nütze.

Und als sie versagten den Dienst zuletzt
Da gab es kein Erbarmen;
Da ward er vor die Thür gesetzt,
Wohl unter die Krüppel und Armen.

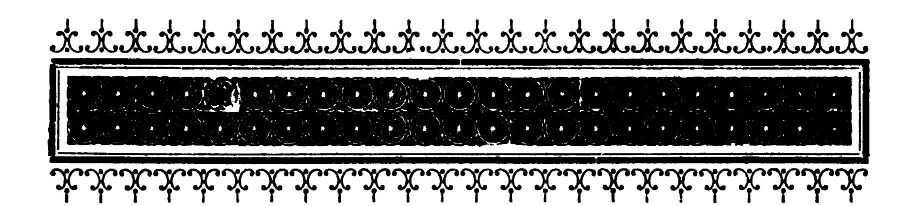
Er ging — die Brust so zornig weh,
Als ob sie der Donner durchgrollte,
Von allen Mörsern, die er je
Hervor aus den Formen rollte.

Doch ruhig sprach er: „Nicht fern ist das
Vermaledeite Sünder,
Da gießen wir uns zu eignem Spaß
Die Vierundzwanzigpfünder.



Ludwig Aub.

Ludwig Aub wurde am 4. August 1862 in München geboren als Sohn des kgl. Advokaten (kgl. Justizrath) Max Aub und seiner Gattin Magdalena („Lenchen"), geb. Marx. Sehr bald machte sich ein stark entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl bei Ludwig Aub geltend, das den Unterschied zwischen Arm und Reich niemals begriff. Nach dem vollständigen Besuch des humanistischen Gymnasiums, in welchem Ludwig Aub die schöne Litteratur lieben und die Mathematik hassen lernte, widmete er sich dem Buchhandel, war aber gleichzeitig litterarisch thätig. Jetzt lebt Aub in Nürnberg; er huldigt neben sozialen Anschauungen bezüglich des Verhältnisses von Arbeit und Kapital einem ausgesprochenen Individualismus (Sozialliberalismus), wie vielleicht Bruno Wille, den er seit langem außerordentlich verehrt. Sein Loos, unverstanden zu sein, blieb ihm deshalb auch in proletarischen Kreisen nicht erspart. Er hat in Nürnberg eine Arbeiterschule errichtet, die nun seit 6 Jahren besteht und sich regen Gedeihens erfreut. Aub ist erklärter Alkoholgegner und sieht im Alkoholgenuß ein Grundübel des Volkes, ähnlich wie der sozialistische Führer Van der Velde in Belgien. Die freie religiöse Gemeinde in Nürnberg hat Ludwig Aub zu ihrem ersten Vorsitzenden gewählt. Zwei Ereignisse waren für Aub's Leben von eingreifender Wirkung: Die Entwicklung eines ebenso schweren als schmerzhaften Augenübels, das die Sehkraft auf beiden Augen schwer beeinträchtigt, und der Tod seiner heißgeliebten Mutter, der ihm das Liebste raubte, sein bestes Vorbild, an dem er unvergänglich und unverbrüchlich festhält. Es war eine selten edle Frau, die nur mit dem Herzen dachte. — — Als Dichter hat sich Ludwig Aub meist auf lokale Zeitereignisse beschränkt und speziell bei Arbeiterfesten seine Muse zur Geltung gebracht.



Wahrheit?

Such' Wahrheit nicht im Königshaus,
Nicht unter Rosen, schatt'gen Linden,
Nicht bei der Reichen Saus und Braus:
Da wirst du nie die Wahrheit finden;
Und such' sie nicht im schroffen Wort,
Das gegen große Geister zetert,
Und nicht an zarter Blümlein Ort,
Die fallen, wenn es stürmt und wettert —
Such' Wahrheit in dir selbst allein,
Und lerne nur, ein Mensch zu sein.

Wer dies gelernt, der braucht nicht mehr,
Parteikampf kümmern und Probleme,
Kein Stand, kein Rang, kein Fürst, kein Heer,
Nicht Vorurtheile und Systeme.
Wer Menschenliebe kennt und Noth,
Dem braucht nicht schwer die Wahrheit werden;
Sie kündet uns ein hehr Gebot',
Daß „Frieden allen sei auf Erden!“
Doch Friede kehrt nur bei dir ein,
Wenn du gelernt ein Mensch zu sein,

So lang der Eine Geldstück rasselt,
Wenn es dem Andern schlecht ergeht,
So lang im Herd das Feuer prasselt
Nicht Allen, wenn es stürmt und weht,
So lang ist Wahrheit nur ein Schemen,
Phantom nur, nichts, ein leerer Wahn;
Denn in Begriffen, in bequemen,
Steigt Niemand leicht zu ihr hinan;
Sucht auch die Wahrheit nicht im Wein:
Nur in der Kunst, ein Mensch zu sein!

Leopold Jacoby.

„Es werde Licht!“ Mit kühnen Freiheitsworten
Trugst Du des Herzens edles Fühlen vor;
„Es werde Licht!“ die Reaktionskohorten
Zertratest Du, und was Dein Sinn beschwor,
Das klang aus Deinem Singen mächtig wieder;
Du warst ein Feldherr in dem Kampf der Lieder.

„Es werde Licht!“ Aus allen Deinen Tönen
Klingt diese einz'ge Flammenmelodie;
Durch wucht'ge Hiebe strebst Du zum Versöhnen,
Durch manchen gellen Laut zur Harmonie.
Zur Form hast Du den Inhalt nie gezwungen,
Und darum ist das Höchste Dir gelungen.

Ein Held und Sänger — fiel zu früh die Leyer
Aus Deiner Hand; erstarb zu früh das Wort,
Das Du, ein edler Mensch und ein Befreier,
Des Besten Schirm, des Größten Schutz und Hort,
So einzig wahr und warm schufst zum Gedicht,
Treu Deinem Wahlspruch stets: „Es werde Licht!“

Neujahrsgedichte.

I.

— — — — — — — — — —

Der Alte nahm dann seinen Stock zur Hand,
Bedeckte seines Hauptes kahle Blöße,
Und sprach noch einmal zu dem Sohn gewandt
Mit vielem Pathos und mit stolzer Größe:

„Der Lehren gab ich Dir wohl jetzt genug;
„Ich habe viel erfahren, reich an Leiden;
„Schein heißt das Weltsimbol und neid'scher Trug,
„Schlecht sind die Menschen, schlechter noch die Zeiten.

„Rechts hört man ‚Krise!‘ links ertönt es ‚Noth‘
„Der Lebensbaum hat schwächliches Geäste;
„Und nur ein Mittel heilt, es ist der Tod,
„Der dringt in arme Hütten und — Paläste.

„Nur selten wechselt Frohsinn mit der Plage
„Den Lichtblick inn'rer reiner Harmonie;
„So geht's dreihundertfünfundsechzig Tage
„Voll Hader, Streit — und ohne Poesie!

„Genuß, Genuß! Und trotzdem kein Genießen
„Nur krit'sche Tage ohne Rudolf Falb;
„Das Glück gedeiht nicht, nichts will blüh'n und sprießen,
„Man tanzt; doch leider nur um's — gold'ne Kalb!

„Man singt; doch ist es nicht von langer Dauer,
„Nicht daß es uns vergöttlicht und erhebt;
„Man pfeift auf all' dies — — doch nur Gassenhauer;
„So amüsirt man sich und liebt und lebt!

„Und liebt! Mein Sohn, Du wirst's ja kennen lernen;
„Die Treue ist jetzt meist ein leerer Wahn;
„Man kokettirt wohl mit dem Mond, den Sternen,
„Doch ist das Schwärmen gänzlich abgethan!

„So, lieber Sohn, so ist die ganze Erde;
„Die gleichen Sünden drücken jedes Land;
„Der Kaiser ruft: Kanonen, Truppen, Pferde!
„Und ach „Mehr Mittel!" ruft der Mittelstand!

„Auch existirt noch Adel, Rang und Kaste,
„Und das „Nervössein" heißt jetzt „guter Ton";
„Gesichter, sieht man viel blasirt erblaßte;
„Das ist der Daseinskampf, das kommt davon!

„Ich scheide leicht und gern; was ich vermache
„Mein Sohn, ist wenig, ist ein einzig Wort;
„Vielleicht gelingt Dir besser Deine Sache,
„Trägst du den Talisman als Schirm und Hort."
— — — — — — — — — — — — — — —

„Ein einzig Wort?!" Der Vater war entschwunden;
Der Kronprinz nun ein Fürst, ein König war;
Die letzte tönt vom Thurm der letzten Stunden;
„Willkommen", heißt es üb'rall „neues Jahr!"

Dem huldigten ohn' Unterschied Soldaten
Wie das Civil, Arm, Reich und Groß und Klein,
Freisinn'ge, Reichsparteiler, Demokraten;
Aus jedem Mund erklang ein lautes „Herein".

Kaum fühlt der Sohn des neuen Amtes Schwere,
Erglänzt ob ihm ein Lichtstreif hell und weit,
Und drinnen stand in gold'ner Pracht das hehre,
Das einz'ge Wort des Vaters: „Menschlichkeit!"

II.

O, laßt aus tiefstem Herzensgrund
Euch All' mein Sprüchlein sagen:
Mit einem Friedenswort beginn's!
Es heißt: „Sich gut vertragen“.
Was nützt uns Zank, was Haß und Streit?
Ihr Jungen und Ihr Alten, —
(Ob Männlein oder Mägdelein)
„Nur brav zusammenhalten!“

Und denkt, wer miteinander lebt,
Soll auch für'nander leben!
Im „Auseinander“ liegt kein Sinn,
Im „Gegensatz“ kein Streben;
Den Frieden, den die Welt gebraucht,
Der Glückssonn' reiches Scheinen,
Du findest sie als Zauberhort
Im seligsten Vereinen.

Die Liebe, die den Menschen giebt
So wunschlos Augenblicke,
Sei auch der Menschheit ein Symbol
In ihrem Erdgeschicke;
Wie schön könnt's hier auf Erden sein! — —
Und doch schafft uns auf Erden
Zumeist der böse Nebenmensch
Die kleinlichsten Beschwerden.

Wo bleibet da das hehre Wort:
„Den Nächsten sollst du lieben
Grad wie dich selbst!“, wenn wir es stets
Zur That so lang verschieben,
Bis es zu spät und wir am End'
Es still für uns beweisen:
„Noch fehlt so viel, bis alle wir
Mit Recht uns „Brüder“ heißen!“

Drum, zwanzigstes Jahrhundert, Du,
Bring' uns den Bannbefreier,
Bring' uns den großen Menschen zu,
Damit er uns erneuer'
Der Liebe Kraft, der Liebe That,
Vor Haß uns aufgerieben,
Daß lernen wir, den Nächsten grad
So wie uns selbst zu lieben!

Zu Beethoven's Geburtstag.*)

(16. Dezember 1770.)

Ist es mit Worten möglich, zu gestalten,
Was andachtsvoll in tiefster Seele webt?
Wer darf sich trau'n, wo Uebermenschen walten,
Zu künden, wie Empfindung in uns lebt,
Die schon, bevor ein ein'ger Ton erklungen,
In uns ein Fühlen höh'ren Seins errungen!

So sei es nur ein Echo Euer'm Denken,
Das jetzt in Versen treulich widerhallt,
Bevor Ihr ganz in innigem Versenken
Vernehmt des Genius himmlische Gewalt,
Sie, die mit einem hehren Götterloose,
Das Ird'sche schmückt: Der Welt zu weih'n das Große.

Dir hoher, edler Meister ward verliehen,
Mit deiner Kunst der Menschheit alle Zeit
In einz'gen trunk'nen Sphärenmelodien
Die Freude nachzufühlen und das Leid.
Ein stiller Traum, Beglücktseins holder Friede:
Er klingt in Deinem Lied „Adelaïde".

Dem Mann gehört das Kämpfen und das Ringen;
Ihm ziemt nicht lange weicher Seelenschmerz;
Die Wahrheit ist sein Sagen und sein Singen,
Dem Tumelplatz der Thaten gilt sein Herz.
Es ist ein muthig Wagen, Stürmen, Kriegen.
Eroica! Wohlauf zu Ruhm und Siegen!

In Deinem Riesenwerke klingt es wider,
Was in uns Funken der Begeist'rung sprüht,
Wenn nach dem himmlisch stillen Glück der Lieder
Das Feuer erster Leidenschaft verglüht.
Man lauscht nicht mehr verführerischen Klängen;
Es gilt ein Streben, gilt ein Vorwärtsdrängen!

Und haben wir Befriedigung gefunden,
Dann kehrt der Ruhe Zauber bei uns ein:
Der Thaten denken wir in stillen Stunden,
Erglänzt Natur im lichten Sonnenschein;
Der inn're Kern lößt sich von äuß'rer Schale:
Nach der Eroica die Pastorale!

Was auch des Daseins Schicksal immer füge —
Im Kampf hat sich der frohe Muth gestählt;
Ob's nun erfülle, ob es täuschend trüge,

*) Ein Prolog zur Fidelioaufführung im Nürnberger Stadttheater.

Erfahrung hat den Grundsatz ausgewählt;
Ein inneres Vollenden ist gediehen
Gleich, Meister, Deinen Riesensymphonien.

Was heute aber hier an Künstlerstätte
An Deinem Lebenstage strahlt empor,
Ein schöner Demant ist's aus reicher Kette,
In Ouverture, Arien und im Chor
Entrückend uns alltäglichem Getriebe,
Ein Lebenswerk der Freiheit und der Liebe!

Fast scheint Dein Stern uns schon im Untergehen,
Du, Florestan, dem sich'ren Tod geweiht —
Da sollst Du die Geliebte wiedersehen,
Fidelio, die von Fesseln Dich befreit,
Die des Tyrannen schnöde Macht bezwungen —
Dem Manne Heil, „der solch ein Weib errungen!"

Das läßt des Menschen Größe uns begreifen,
Wie sein Empfinden, ideal und wahr:
Der Künstler legt sein Werk im höchsten Reifen,
Der Freiheit opfernd, auf den Hochaltar,
Und nimmermüd' des Kämpfens und des Strebens,
Erringt er sich die Harmonie des Lebens.

Wie Hoffnung, Furcht und Liebe sich verbinden,
Wie bald ein Blitzstrahl aufzuckt in der Nacht,
Wie wir der Knechtschaft Fesseln uns entwinden,
Wie Recht siegt über alle Herrschermacht,
Wie uns das Ideal zum Höchsten führe:
Es klingt in der Lenoren-Ouverture.

D'rum reihen wir uns ein in jene Schaaren,
Die heut' ein hohes Ziel allwärts vereint,
Die Melodien in uns zu bewahren,
In denen Jauchzen lacht und Trauern weint;
Dann haben alle lichten, freien Geister
Am Werke Theil und Theil an seinem Meister.

Prolog zur Schillerfeier des Stadttheaters zu Nürnberg.

(9. November 1892.)

So leise wie ein stilles Friedensahnen
Geht heut' ein Zauberhauch durch diesen Raum:
Es ist des Geistes weltbewegend Mahnen,
Der Genius, der in seines Schaffens Traum
Ergreifende Gebilde ohne Gleichen
Erschuf, die nie die Wirklichkeit erreichen!

Die Wirklichkeit, die in des Lebens Ringen
Dem Dichter Abbruch thut an seinem Glanz,
Er steht unsichtbar weit von Alltagsdingen,
Die Schläfe einsam schmückt ein Lorbeerkranz;
Den hat ihm einst das deutsche Volk gewunden,
Das unauflöslich schien mit ihm verbunden.

Mit Ihm, dem besten Führer uns'rer Jugend,
Der Jugend, die auf eigne Kraft vertraut,
Die einst, ein Zeichen echter Mannestugend,
Das Edle denkend, Edles auch erschaut,
Nicht schaalen Prahlruhms wirres Kampfgetöse,
Nein Geistesfreiheit und dann Geistesgröße!

Das wär ein Wort! Das war Dein Wort, Du Meister,
Der mit der Kraft des Könnens Muth gepaart;
Drum schuf Dich aus der Reihe seiner Geister
Dein Volk zum Liebling, Du warst seine Art;
Was es gewollt, Du konntest es erfassen:
Die Menschen lieben und Tyrannen hassen.

Und weil Du selbst Dich aus den Fesselbinden
Der starren Form des Herzogs Karl befreit,
Drum konntest Du Gestalten uns erfinden
Aus Deinem Herzen und aus Deiner Zeit;
Im Räuber Moor, in Posa — welch ein Leben!
In Letzt'rem hast Du uns Dein Bild gegeben.

Dein Bild in einer Welt von Idealen,
Die, wenn sie auch verblaßt jetzt immer mehr,
Als heil'ge Schuld noch mit Erfüllung zahlen
Wir wollen Dir zu Ruhm, zu Preis und Ehr';
Und schwinden auch noch Jahre unterdessen,
Wir werden unsern Schiller nie vergessen!

Die Kunst, soweit in Schönheit sie bereitet,
Das Hehre baut auf Deinem Sockel fort;
Denn nur von der Begeisterung begleitet
Gedeiht ein echtes Werk, ein treffend Wort;
Und birgt sich es auch in dem gröbsten Kittel,
Ein großes Herz braucht keine großen Titel.

Was sagtest Du? O, könntest Du ihn hören,
Der Worte Klang, durch den das Band zerreißt
Der Künstler, die ein einsichtslos Bethören,
In eig'ne Klassen machtvernichtend weist!
Im eig'nen Nest wollt Ihr zerstörend nisten
Und nennt Euch Ideal- und Realisten!

O denket Schiller's! Heut an seinem Tage,
Vereinigt Euch, daß Ihr's zum Guten lenkt,
Schafft Antwort her, statt Frage nur auf Frage,
Ob Ihr nun Künstler seid, wie Künstler denkt.
All', die Ihr höher schaut in Lieb' und Leben —
Vor Schiller's Bild — vereinigt Euer Streben!

Es war des großen Dichters Kunstvollenden
Und Kunstbeginnen gleich, so licht und hell,
Mag er nun Prosa uns, verkündend, senden,
Befreiend uns den edlen Wilhelm Tell;
Was sich auch zuträgt und an welchem Orte:
Es sind der Liebe, sind der Freiheit Worte!

Wir aber heut' bei uns'rer Schillerfeier
Vergessen nicht auf Schiller's Wort' und Lehr':
Zu trachten vorwärts, wir geloben's theuer,
Zu ringen und zu streben immermehr,
Den Geist befreiend und die Herzen weit,
Bis uns erfüllt die Zukunft ist erschienen:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“



Prolog zu einem Volks-Unterhaltungs-Abend.

Geist und Gemüth! In diesen beiden Worten
Liegt aller Bildung einend Element;
Du klopfst umsonst an des Gelehrten Pforten,
Wenn er nur Wissen und nicht Fühlen kennt;
Doch wer nur gut und nicht auch klug und weise,
Der leidet Schiffbruch auf des Lebens Reise.

D'rum müssen gleichermaßen wir erreichen
Des Denkens und Empfindens hohe Macht,
Um halbgebildet nicht der Zeit zu gleichen,
Die forscht, doch nicht empfindet, so daß Nacht
Ruht in der Menschheit Herzen, voller Qualen,
Trotz Nansens Fahrt und trotz der Röntgen-Strahlen.

Die Schule schafft das Wissen; doch die Seele
Hat ihrer Freude Urquell in der Kunst;
Daß ich unehrlich nicht die Wahrheit hehle:
Beut Jedem sich, was reich der Musen Gunst
Nur dem ertheilt, der stetig nach ihr trachtet,
Nicht träumend am kastal'schen Quell verschmachtet?!

O nein! Geschaff'nes hörend zu genießen,
Wem ist's erlaubt? Dem, der die Preise zahlt,
Der oft, anstatt sein Inn'res zu erschließen
Der Kunst, mit schmalem Sinne prunkt und prahlt;
Der Arbeitsmann, der liebend zu umfangen
Sie heiß begehrt, der soll sie nicht erlangen!?

So müssen wir das gute Recht erstreiten,
Das Jedem, und dem Aermsten selbst, gebührt,
Das Recht, das nach der Arbeit schweren Zeiten
Uns zur Erholung durch die Künste führt,
Das Recht auf Bildung, allen Fortschritts Blüthe,
Der Bildung durch den Geist und im Gemüthe.

Die freie Religion, die wir vertreten,
Die lehrt uns denkend nach dem Himmel schau'n,
Und auf der Erde zu dem Schönen beten,
Zu allem großen, menschlichen Vertrau'n,
Das in dem Nächsten auch den Höchsten findet,
Und sich in ihm der Menschheit eng verbindet.

Volksunterhaltungsabend! Laß' Dein Zeichen
Harmonisch, führend, leitend, herrlich sein,
Vermagst du nicht Vollendetem zu gleichen,
Ist glüh'nde Sehnsucht doch auch Sonnenschein,
Der frei von jeder kleinen, trüben Wolke;
D'rum unser Wahlspruch heißt: „Die Kunst dem Volke!"



„Der Jude wird verbrannt!"

Es stürmen im german'schen Norden,
Das Volk verhetzend, liebeleer,
Antisemitische Kohorten,
Gar wilde Schaaren, toll einher.
Ach, mit des Hasses Redeweisen
Verpesten sie das deutsche Land;
Denn Ahlwardt-Männer gilt's zu preisen,
Und nur „Der Jude wird verbrannt"!

Wohl manches Unglück läßt sich wehren,
Eh' es vernichtend bricht herein;
Doch wer kann eh'r sich schon bekehren,
Bevor er wird geboren sein?
Es ist des Daseins Art und Weise
Ein Zufall nur, den Niemand bannt;
Ihr brüllt doch fort im alten Gleise,
Voll Wuth: „Der Jude wird verbrannt!"

Daß „wir wie uns den Nächsten lieben",
Es ist des Christen schönste Pflicht;
Es steht im frömmsten Buch geschrieben;
Erlöserwort, man folgt Dir nicht!
Und die es Euch verkünden sollen,
Sie haben kalt sich abgewandt;
Statt Nächstenliebe kaltes Grollen
Im Ruf: „Der Jude wird verbrannt!"

O sagt: Blieb in dem letzten Kriege
Die Brust des Juden unversehrt?
Half er nicht mit zu deutschem Siege,
Hat er nicht tapfer sich gewehrt,
Die heim'sche Scholle zu bewahren
Vor Kriegesnoth und Feuersbrand?
Jetzt lehrt die Heimath ihn erfahren:
„Umsonst!" — „Der Jude wird verbrannt!"

Wo bleibt der Sinn, der streng gerechte,
Der unterscheidet je nach Art,
Der nicht das Gute wie das Schlechte
Verachtet, freih sich offenbart,
Von Fall zu Fall sein Urtheil kündet,
Nicht Allen gleich den Bogen spannt,
Der, was er auch verdammt, begründet?
Es bleibt: „Der Jude wird verbrannt!"

Auch Du, Du großer deutscher Dichter,
Du, Heine, sollst's entgelten schwer
Beim muckerischen Spießgelichter,
Daß Du von Juden stammest her!
„Nur Das nicht! Toleranz vereinte
Sich nie mit schwächlichem Verstand,
Und jede Düssel-Dorfgemeinde
Denkt stets: „Der Jude wird verbrannt!"

O, mög' die Zeit Erleuchtung senden,
Der Zukunft lichtvoll brechen Bahn,
Die armen Menschen-Dekadenten
Befreien von dem finstren Wahn,
Auf daß Gerechtigkeitsideen
Nicht trennen Religion und Stand,
Und nimmer wir in Geltung sehen,
Den Satz: „Der Jude wird verbrannt!"



Waldkapelle.

Von alten, hohen Bäumen rings umschlossen
Die Waldkapelle ragt am Bergeshang,
Da ist der Stunden Trübsal mir verflossen
Oft schnell in tiefem Denken, ernst uud bang.

Die Liebste mein, sie trat mir vor die Seele,
Die kleine Zahl all derer, die mir gut, —
Ein frohes Lied dann quoll aus voller Kehle,
Für ernste Sorge schöpft' ich frischen Muth.

Es schien, als wollten mir die Tannen sagen,
Was dich bewegt, ist längst schon nicht mehr neu:
„Ein Wechselsang von Jubel und von Klagen,
Die alte Mär von Liebe und von Treu'."

So dacht' ich auf dem Waldhang und beim Lauschen
Auf lust'ger Vöglein bunten Sängerchor,
Wie sich Ideen und Gedanken tauschen,
Vergleiche zieh'n aus der Natur empor. —

O Erde, auf dem kleinen Waldeshügel
Stehst du vor mir als wie ein Gotteshaus,
Und ein Gedanke breitet seine Flügel
Weit über Fernen weltumfassend aus.

Forsthaus.*)

Einsam ragst du am Waldessaum,
Und vor dir die alten, hohen Tannen;
Wer möchte da Liebe und Freude bannen
Und Wonne und Lust und Glück und Traum!

Die Vöglein zwitschern auf schwebendem Ast,
Die kleinen Sänger mit buntem Gefieder,
Sie singen und trillern und pfeifen Lieder;
Willkommen ist jeder Lauscher als Gast!

Der klare Himmel im Dämmerroth
Ist über die Friedensidylle gebreitet:
Ein Bild, von ruhlosen Menschen beneidet,
Die Frieden suchen in Kampf und Noth.

*) Componirt von Robert Ruschke-Erlangen.

Das Echo im Wald.

Willst du dein Leid vergessen,
Zieh' in den grünen Wald;
Willst du dein Glück ermessen,
Dort findest du es bald.
Drum flieh die enge Grenze
Der Stadt; in Harmonie
Der Vöglein Chor im Lenze:
Welch' süße Melodie!
Das Pfeifen, Jubiliren
Rings um uns tönt und schallt;
Gar lieblich klingt das Echo,
Das Echo in dem Wald.

Wir bannen aus der Seele
Des Zweifels dunkle Nacht;
Beim Sang der Philomele
Auf's Neu die Lust erwacht,
Die Lust zu lautem Singen
Auf froher Wanderfahrt;
Zum Herzen soll es dringen,
Das Lied nach Volkes Art;
Da gilt es keinem Andern,
Wenn es im Echo schallt,
Als dir, du lieber, alter,
Als dir, du freier Wald!

Weißt du, wie in der Liebe
Das Echo immer neu,
Die Welt durchhallend bliebe;
Füg nur zu Lieb die Treu!
Sie führet dich zum Feste
Und kränzt mit stiller Freud'
Beim muntern Tanz die Gäste,
Die wacker'n Hochzeitsleut';
Das Echo klingt so herrlich,
Wenn froh es wiederhallt
In zweier Menschen Herzen:
Wie schön ist Lieb' und Wald.



Contradictio in adjecto.

Klingt es wie ein Unsinn auch,
Körperlich genommen,
Merkt! Man muß kriechen auf dem Bauch,
Um in die Höh' zu kommen.





Robert Preußler.

Robert Preußler, geboren am 26. August 1866 in Antoniwald in Böhmen, besuchte dortselbst Volks- und Fortbildungsschule. Als Glasbläser lernte er die Noth der Arbeiter im Isergebirge frühzeitig kennen und ist seit seinem 17. Jahre im Dienste der Arbeiterschaft thätig. Preußler ist Gründer der Organisation der Glas- und keramischen Arbeiter und in der Gewerkschaftsbewegung Oesterreichs hervorragend thätig. Er ist das älteste Mitglied der österreichischen Gewerkschaftsbewegung in Wien. Auch politisch ist er für die Sozialdemokratie thätig. Mit 17 Jahren verbüßte Preußler die erste nahezu einjährige Kerkerhaft. Seit dieser Zeit hatte er zahlreiche Verfolgungen seitens der Behörden durchzufechten. Preußler setzte für die Pflege der klassischen und modernen Litteratur mit Erfolg in den österreichischen Arbeitervereinen ein und als Redner war er in allen österreichischen Städten und Industrieorten thätig. Seit 1889 ist er Redakteur von Gewerkschaftsblättern. Bis 1894 lebte er in Gablonz (Böhmen), seit dieser Zeit in Wien. Aus der Stadt Prag (Hauptstadt seines Heimathlandes) ist Preußler seit 1886 ausgewiesen. Als Dichter hat Preußler in Oesterreich einen sehr großen Beifall gefunden, was bei den geistvollen und formvollendeten Schöpfungen seiner Muse auch selbstverständlich ist.





Zur Einführung.

„Ein Dichterling, ein matter, eitler Sänger",
Ruft ihr mir zu, eh' ihr mich noch erschaut?
„Ein weicher Schmachter oder Grillenfänger,
Der sich an eig'ner Mißgeburt erbaut?"

Das bin ich nicht! Die Noth, sie ist mein Zeuge,
Sie gab der Dichtung einen eig'nen Flug,
Daß sie nicht in den Götterhimmel steige,
Der nur die Größten seiner Zeit vertrug.

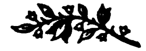
Doch was die Geistesfürsten nicht gesehen,
Weil ihre Ziele Schönerem geweiht,
Das mußt auf eig'nem Boden nun erstehen,
Durch uns, die Kampfgebornen dieser Zeit.

Aus Dunst und Rauch und sausenden Maschinen,
Steigt kühn empor der Arbeitsmann zum Licht,
Er will nicht länger eitlen Götzen dienen,
Will gleiches Recht für seine schwere Pflicht.

Ein heißer Drang beseelt die armen Klassen,
Sich zu befrei'n von Noth und Sklaverei,
Und nimmermehr von diesem Ziel zu lassen,
Bis es erreicht und bis die Menschheit frei!

Auch wir entstammen diesem heißen Sehnen
Und uns're Leyer ist sein Widerklang,
Und reichen wir nicht immer bis zum Schönen,
Bedenkt, das Lied ist wilder Sturmgesang.

Wir waren nicht mit euch bei allen Quellen,
Nehmt hin die Muse, sei sie noch so rauh,
Wenn einst nicht Thränen mehr die Zeit „erhellen",
Dann singen wir von frischem Morgenthau! —



Wir wanken nicht!

(Chor von Riva.)

Wohl sind die Zeiten, in denen wir leben,
An Sturm und Gewittern reich,
Doch nichts macht uns in unserem Streben
Die Wangen bleich.
Wir sind eine Schaar von trotzigen Streitern,
Die treu erfüllt ihre Pflicht,
Und möge die ganze Welt uns bekämpfen,
Wir wanken nicht!

Die Arbeit ist heute entwürdigt zur Schande
Und bettelt die Faulheit um Brod,
Wir wollen die schnöden Ketten zerbrechen,
Verbannen die Noth.
Drum rufen die Freien wir auf zum Gefechte
Wider den Heuchler und Wicht,
Und fällt mancher Brave im blutigen Streite,
Wir wanken nicht!

Schon reichen die Völker zum kräftigen Bunde
Sich überall jubelnd die Hand,
Wo Zwietracht nur herrschte, schlingt gleiches Interesse
Ein brüderlich Band.
Drum vorwärts Genossen, zum heiligen Kriege,
Bis jede Fessel zerbricht,
Es gilt für die Freiheit zu siegen und sterben,
Wir wanken nicht!

Schmäht nicht die Zeit!

Schmäht nicht die Zeit des Dampfes und des Blitzes,
Die Gegenwart mit ihrem Kampfe wild;
Schon spiegelt rein wie von krystall'nem Grunde
Sich ab in ihr der Zukunft großes Bild.

Und thürmen sich noch himmelhohe Schranken
Des Wahnes und der Lüge vor uns auf;
Es siegen doch des Geistes Lichtgedanken,
Durchbrechen Wälle stark in ihrem Lauf.

Drum nicht verzagt und muthig fortgerungen,
Der hohe Preis, er ist des Sieges werth;
Nur wer im Kampf des Geistes Schwert geschwungen,
Der hat gelebt, dem hat die Welt gehört.

Prolog zu einem Arbeiterfeste.

Wenn andre sich zu Festgelagen finden,
Um zu vergnügen sich bei Sang und Wein,
Wenn sie zur hellen Freude sich verbinden,
Sie, deren Leben Glück und Sonnenschein,
Da schafft der Proletar in finstren Räumen,
Hoch auf dem Bau, in Gruben, auf dem Feld
Und fördert ohne Unterlaß und Säumen
In Schweiß getränkt die Herrlichkeit der Welt!

Und wenn er abends nach vollbrachter Plage
Zusammen kommt mit der Genossen Schaar,
Da gibt's kein Singen und kein Zechgelage
Für den bedrängten armen Proletar!
Es gilt zu kämpfen für die eigne Sache,
Zu lernen und zu wirken im Verein,
Damit der Arbeit die Erlösung werde
Von Qual und Noth und harter Knechtschaft Pein.

Daheim im Stübchen hungern Weib und Kinder!
Das „Vaterland", es fordert den Tribut,
Nur schaffen heißt es immer und erhalten,
Und der Gesellschaft opfern Gut und Blut.
Da ist der Kampf für Besserung vonnöthen,
Und jeder muß erfüllen seine Pflicht,
Denn „Hilf dir selbst", so lautet eine Wahrheit,
„Die dich bedrücken stets, die helfen nicht!"

Noch giebt es leider ungezählte Massen,
Die diese alte Wahrheit nicht erkannt,
Und jenen glauben, die da immer faseln
Von Christenthum, von Recht und Vaterland!
Sie gilt es für die Sache zu gewinnen
Und zu befrei'n von Wahn und Vorurtheil,
Damit auch sie mit in die Reihen treten,
Als wackre Streiter für des Volkes Heil!

So steh'n die Proletarier beim Werke,
Und wenn das Ziel, das hohe noch so weit,
Sie wissen dennoch, daß sie einstens siegen
Und schreiten vorwärts mit dem Geist der Zeit.
Nicht kümmert sie der Gegner Schrein und Toben
Und wenn auch mancher fällt, sie harren aus.
Sie trotzen muthig allen Hindernissen
Und schreiten stolz durch Wind und Sturmgebraus.

Und wenn sie sich nach treuerfüllter Arbeit
Zu einem Fest versammeln im Verein,
Sie kommen nicht des leeren Jubels willen,
Auch hier gilt's sich dem hohem Ziel zu weih'n!
Da wird das Glas zum Heil der Welt erhoben,
Da tönt das Lied für Freiheit und für Recht,
Da quillt die Rede, um das Werk zu feiern,
Die Freude gilt dem kommenden Geschlecht.

Der Ernst des Lebens duldet keine Zoten
Und keine öde Firlefanzerei!
Was nützt der Rausch der Lust im Augenblicke,
Solang uns drücken Noth und Sklaverei?
Wir wollen echte Lieder, reine Freude
Und nicht den Rausch, der die Enttäuschung bringt,
Damit uns nicht nach frohverlebten Stunden
Das alte Mühsal grausam niederzwingt!

Drum laßt uns auch bei diesem Feste bringen
Der beff'ren Zukunft einen warmen Gruß!
Und laßt ein Lied von jenem Kampf erklingen,
Der der Geschichte unaufhaltsam Muß!
Erhebt das Glas, daß die Gewerkschaft blühe
Und bringt ein brausend Hoch der neuen Zeit!
Nie soll fortan ein andrer Wahlspruch gelten
In unsern Reih'n, als Treu und Einigkeit!

Trutz unsern Feinden.

Trutz unsern Feinden, die mit frechen Händen
Des Volkes Wohlstand schnöde stets geraubt,
Und mit Gewalt den Gottgedanken morden,
Der an den Himmel hier auf Erden glaubt.

Trutz unsern Feinden, die uns unterdrückten,
Durch rohe Macht entwürdigten das Recht,
Die noch die Menschheit in zwei Lager theilen,
In eine Horde und eine frei Geschlecht.

Trutz unsern Feinden, die des Wissens Schätze
Zu ihrem Vortheil immer nur mißbraucht
Und die dem Volk nur fromme Lügen boten,
Durch die sein Geist in Nacht und Wahn getaucht.

Wir, die Betrogenen sind nun auferstanden!
Und nimmermehr gelingt euch euer Spiel,
Das arme Volk mit Lügen einzuschläfern —
Sich zu befrein, ist sein großes Ziel!

Stützt euch nur fort auf eure Ammenmärchen
Und eure schwarzen Prediger im Land,
Wir stehen fest, und haben unsre Boten,
Euch zu entlarven, schon hinaus gesandt.

Verlasset euch auf eure blanken Waffen
Und führt der Welt ein neues Blutbad auf,
Wir spotten eurer Uebermacht und Tücke
Und gehen rüstig unsern Siegeslauf.

Schließt alle sie in eure Kerkerzellen,
Die für des Volkes Rechte treten ein;
Viel hunderttausend Neue werden kommen.
Um kühn dem heilgen Kampfe sich zu weih'n.

Ihr hindert nicht die höchsten Zeitgesetze,
Gewalt und Lüge sind ein rostig Schwert,
Denn die Entwicklung reißt den Thoren nieder,
Der nicht auf ihre Donnerstimme hört

Sie ruft's ins Land, daß alle Berge zittern:
Die Menschheit sei von Qual und Noth befreit!
Fort mit den schnöden Schranken, die sie hemmen
In ihrem Streben nach Glückseligkeit!

Der Tisch der Zeit ist voll und fruchtbeladen
Und bietet Raum genug für Aller Glück;
Nur Aberwitz kann da noch aufrecht halten
Der Millionen Leid und Mißgeschick.

Und deshalb Trutz den Feinden der Bewegung,
Die wie ein Strom durch alle Länder geht,
Durch deren Sieg die arme Menschheit endlich
Zur vollen Blüthe wieder aufersteht.

Das Recht.

Das Recht ist oft in unsern Zeiten,
Ein stumpfes Schwert, ein lahmer Fuß,
Es gleicht an Werth dem Eigenthume,
Das erst errungen werden muß.

Es hat gar viele böse Feinde,
Die suchen stets es zu entweih'n
Und oft muß es dem größten Unrecht
Zum Schutz den guten Namen leih'n.

Das zieht dann frech durch alle Lande
Und würgt erbarmungslos das Recht,
Es schändet Alles was uns heilig
Und macht die Erde sich zum Knecht.

Das kleine Häuflein, das zum Banner
Des Rechtes hält und sich nicht beugt,
Das hat schon oft viel Leids erfahren
Und wird erdrückt, wo es sich zeigt.

Begeistert tritt es immer wieder
Und furchtlos auf den Kampfplatz hin,
Und reißt des Truges Schranken nieder,
Macht alle Herzen froh erglüh'n.

Und Viele, die da Unrecht leiden,
Die schließen sich den Kämpfern an
Und trotzen allen Hindernissen
Im Kampf ums Recht auf dorn'ger Bahn.

Seid frohen Muths, kämpft rüstig weiter,
Ihr Braven all' in Stadt und Land,
Es kommt die Zeit, in der ihr sieget
Und wo das Volk das Unrecht bannt.

Das Glück.

Das, was die Menschen glücklich preisen,
Ist meist ein inhaltsloser Wahn,
Ein niederer Sinnreiz jener „Weisen",
Die nie des Glückes Zauber sah'n.

Das wahre Glück im Menschenleben
Ist Pflichttreu, die im Guten liegt,
Die nicht im eitlen leeren Streben,
In Ruhm und falschem Glanz sich wiegt.

Die stets im Unglück uns erhebet
Aus Schmutz zu lichten Geisteshöh'n
Und nicht vor Gram und Leid erbebet,
Die ihr auf dieser Bahn ersteh'n.

Die nur nach Ueberzeugung richtet,
Und thut, was gut und wahr und echt;
Die nie für fremde Meinung dichtet,
Stets handelt nach Vernunft und Recht.

Der Zukunft Maientag.

Nicht, wo die Kriegsfanfaren
Zum blut'gen Kampf vereinen,
Nicht, wo die feigen Seelen
Ihr Mißgeschick beweinen,
Nicht, wo vor einen Götzen
Die blöde Menge kniet,
Will ich erklingen lassen
Der Zukunft hohes Lied!

Dort, wo aus Nacht und Grauen
Die Völker aufwärts steigen,
Wo sich trotz Noth und Sorge
Beherzte Männer zeigen,
Dort, wo der Zorn des Rechtes
Die Massen übermannt,
Dort will ich frei erheben
Die Stimmen rings im Land.

Da ist der Freiheit Stätte,
Da quillt des Geistes Leben,
Wo sich aus Zwang und Mangel,
Die Menschen doch erheben!
Wo die Erkenntniß siegte,
Der Aberglaube brach,
Und wo die Noth der Zeiten
Hält alle Kräfte wach.

Wo solche Kräfte walten,
Da muß es Frühling werden,
Da müssen auferstehen
Die Völker rings auf Erden.
Da muß die Knechtschaft fallen
Und siegen muß das Recht!
Und aus den todten Trümmern
Erblüht ein neu Geschlecht.

Noch weiß ichs nicht, doch fühl ich,
Das Alte bricht zusammen
Und ungeahntes Leben
Ersteht aus Schutt und Flammen.
Der Mensch, der schier verloren,
Wird frei von Trug und Wahn
Und kommt nach langem Irren
Beim Menschen wieder an.

Es wird ein Maitag kommen,
Wie keiner noch gewesen,
Ein Maitag, der bestimmt ist
Die Völker zu erlösen.
Der alle Ketten sprenget
Und allen Trug erschlägt,
Der uns nach wüsten Kriegen
In alle Himmel trägt.

Wir wollen glücklich werden!
Wir wollen wieder singen,
Uns zu den lichten Höhen
Der Freiheit endlich schwingen!
O, Völkermaitag komme
Und mach uns endlich frei!
Tod aller Herrschbegierde
Und aller Sklaverei!

Mein Volk, wach auf!

Wach auf mein Volk, erkenne deine Rechte,
Die in dem Staube liegen vor dem Feind;
Du hast genug gejammert und geweint,
Hast angeklagt des rauhen Schicksals Mächte.
Nur muthig' Handeln wird empor dich heben,
Wird ändern schnell dein gramerfülltes Leben.

Wach auf mein Volk, zerreiß' den dunklen Schleier,
Duld' ihn nicht länger vor dem Angesicht,
Dann wird erstrahlen dir das wahre Licht,
Und es erlischt des Fanatismus Feuer;
Du hast Jahrhunderte umsonst geglaubt,
Bis endlich man das Letzte dir geraubt.

Drum auf mein Volk, laß ab vom blinden Wahn,
Errette dich vom schnöden Sklavenjoch
Und halte stets des Wissens Fahne hoch,
Dann wird sich dir Erlösung endlich nah'n,
Dann wird kein Haß die Völker mehr entzwei'n
Und alle Menschen werden Brüder sein.

Wach auf mein Volk, schon weichen Trug und Lüge,
Schon naht der Genius der neuen Zeit,
Und Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit,
Sie führen dich zum allerschönsten Siege,
O, halte aus mein Volk und wanke nicht,
Dein ist die Welt, die letzte Fessel bricht!

Frühlingsglaube.

Nun ist vorbei des Winters Toben,
Das die Natur in Frost gebannt,
Und alles Blühen, alles Leben
Umschloß mit rauhem Eisgewand.

Und wie das Raubgethier sich flüchtet
In seine Höhlen nach der Nacht,
So ist der Winter nun gewichen
Des Sonnenlichtes Zaubermacht.

Welch Leben, welche Pracht und Fülle!
Wo noch vor Wochen Alles todt,
Dort blüht und singt und rauscht und strahlt es,
Vom Morgen bis zum Abendroth.

Nur du mein Volk bleibst ernst und traurig
Bei all' dem Blüthen, allem Sang
Und keine Frühlingssonn' erwärmet
Dein Herz zu stolzem Thatendrang.

Dein Leben ist ein ew'ger Winter,
Der Geist und Körper niederhält
Und jede Lust und Schaffensfreude
Im Daseinskampfe dir vergällt.

Doch darfst du deshalb nicht verzagen,
Nicht der Verzweiflung Opfer sein;
Auch dir erstrahlt nach finstren Tagen
Des Frühlings heller Sonnenschein!

Schon schwingt dein Geist im kühnen Fluge
Sich auf zur Freiheit lichten Höh'n,
Schon ahnst auch du des Frühlings Kommen,
Der Menschheit endlich Aufersteh'n.

Bald ist der letzte Stein gefallen
Der festen Burg der Tyrannei,
Bald sind die Schranken all durchbrochen,
Die dich gehemmt und du bist frei!

Drum auf mein Volk, zum heil'gen Streite,
Wirf ab dein Elend und dein Leid,
Dann wird und muß sie endlich kommen,
Die heißersehnte Frühlingszeit.



Zum Weihnachtsfest.

Nun ist sie wiederum gekommen,
Die sagenreiche Weihnachtszeit,
Das Fest der Liebe und Erlösung,
Der Hoffnung und der Kinderfreud'!

Und wir, die wir im Kampf ums Leben
Uns müh'n das ganze lange Jahr,
Wir fragen, ob das „Fest der Liebe"
Uns je ein Tag der Liebe war?

Ob's wahr, daß es ein Tag für alle
Der wirklich uns Erlösung bringt
Und der die gramerfüllten Herzen
Mit neuer Lebenskraft durchdringt?

Ob's wahr, daß es den Frieden spendet,
Daß es den Harm der Armuth heilt,
Und daß sein Geist der reinen Freude
In Hutten und Palästen weilt?

Daß unter ihm die Schmach sich wendet
Und daß der Thränenstrom versiegt,
Das Alles, was da Mensch sich nennet,
Sich nur in Glück und Frieden wiegt?

„Nein!“ tönt's uns überall entgegen,
Wohin sich wenden Aug' und Ohr.
„Nein!“ hallt aus allen Orten wieder
Die Antwort wie in gleichem Chor.

Noch kam kein Heiland, der die Völker
Befreien konnt aus Qual und Noth,
Noch war vergeblich ihr Verlangen
Nach Menschlichkeit, nach Recht und Brod.

Noch wandeln Millionen Menschen
In Knechtschaft und in Noth einher,
Noch pflückt der Haß die besten Früchte,
Noch ist die Welt fast liebeleer.

Die Arbeit ist der Habsucht Beute,
Und Knechtung ist ihr einz'ger Lohn,
Und wer die Nächstenliebe predigt,
Der wird verfolgt mit Schmach und Hohn.

Drum können wir nicht freudig werden,
Wenn man so laut die Liebe preist,
Die Liebe, die man straft und ächtet,
Die man von jeder Schwelle weist.

Der Heiland wird nur dann erscheinen,
Wenn überall, in Stadt und Land,
Die Armen sich zu gleichem Streben
Einst reichen ihre Bruderhand.

Wenn sich die Volker rings auf Erden
Vom Joch der Knechtschaft selbst befrei'n,
Dann wird das Weihnachtsfest für Alle,
Ein Fest des Wohlgefallens sein'



Der Freiheit Lobgesang.

Es tönt ein Lied aus Sängers Mund,
Das giebt der Welt die Freiheit kund,
Der Menschheit großes Werden!
Es reißt des Liedes Klang und Wort
Im Sturme der Begeist'rung fort
Die Völker rings auf Erden!

Was aller Zeiten Streben war,
Das wird durch dieses Lied uns klar:
Es sagt uns, daß wir siegen.

Wer für der Menschheit höchstes Gut
Den Kampf gewagt mit frohem Muth,
Der kann nicht unterliegen.

Lang war die Arbeit ohne Wehr
Und hatte weder Schild noch Speer
Die Feinde zu verjagen.
Doch wo der Geist den Pfad erhellt
Und sich in ihre Dienste stellt,
Da braucht sie nicht verzagen.

Was Großes schuf der Geist der Zeit,
Das war der Menschheit nur geweiht
Zum Trotz der dunklen Mächte.
Schon braust es über Land und Meer:
Wir brauchen keinen Vormund mehr,
Nicht Herren und nicht Knechte!

„Frei sei, was Menschenantlitz trägt,
In dessen Herz sich Sehnsucht regt
Nach Glück und nach Vollendung!
Und Keiner sei so schwach und feig,
Daß ihn ein Andrer lenk' und beug' —
Das sei die neue Wendung."

So offenbart das neue Lied,
Das jedes Freien Brust durchzieht,
Uns, daß wir vorwärts schreiten.
Drum soll der Freiheit Lobgesang
Die Kämpfer all in Sturm und Drang
Von Sieg zu Sieg geleiten!

Oesterreichisches Wahlrechtslied.

Stimmt froh das Lied vom Wahlrecht an,
Wir fordern es für Frau und Mann
Zum Trutz der Großen doch.
Und mögen alle Mucker schrein,
Wir stimmen laut und lauter ein;
Das Wahlrecht hoch!

Wir sind auf's Schlachtfeld gut genug
Wir stehen am Webstuhl, hinterm Pflug,
Im harten Arbeitsjoch.
Drum ist ein Jeder unser Feind,
Der frech das Menschenrecht verneint;
Das Wahlrecht hoch!

Wir sind zum Aeußersten bereit,
Wir halten uns in diesem Streit
Und siegen endlich doch!
Ihr Herren treibt es nicht zu toll,
Das Maß der Langmuth, es ist voll:
Das Wahlrecht hoch!

Wir rufen, wenns die Noth verlangt,
Selbst belgisch, das euch allen bangt
Hinaus ins Land dann noch.
Der Spießer mag vor Angst vergeh'n,
Das Wahlrecht wird und muß besteh'n,
Das Wahlrecht hoch!



Die Kunst und die Arbeiter.

(Prolog, vorgetragen am 1. Mai 1899 im Wiener Jantschtheater, anläßlich der Aufführung Ibsens „Stützen der Gesellschaft".)

Seid uns willkommen All', die Ihr erschienen,
Weil euch die Kunst ein wirklicher Genuß,
Bevor wir Euch mit ernstem Spiele dienen,
Entbieten wir Euch unsern Brudergruß!

Ihr feiert heut' im Bund mit Millionen,
Ein Fest des Friedens und der Menschlichkeit
Und überall, wo Gleichgesinnte wohnen,
Ist dieser Tag der Arbeit Ruhm geweiht.

Ein schöner Tag, der zeugt, welch reiches Leben
Da unten quillt, in ungeahnter Kraft,
Und wie das Volk in edlem Aufwärtsstreben
Sich selbst die Bahn zu froher Zukunft schafft.

Der Bildungsdrang erfüllt die armen Klassen,
Sie drängen durstig allen Quellen zu
Und gönnen sich, das Edle zu erfassen
Und um zu lernen, weder Rast noch Ruh.

Nicht, wie man sagt, des Magens reiche Fülle
Ist dieser Massen einziger Begehr,
Wer solches glaubt, der kennt nicht ihre Ziele,
Sie wollen wahrlich Besseres und mehr.

Gebt ihnen Raum, wo uns're Meister walten,
Daß sie durch sie sich bilden und erzieh'n!
Ihr werdet dann das Volk für edler halten
Und Kunst und Schönheit werden endlich blühn'.

Gebt frei die Hallen, wo die Künstler weilen
Und wo sich heute der Blasirte bläht',
Ein neuer Geist wird in die Räume eilen
Durch den die Muse wieder aufersteht.

Schwer sind führwahr und bitter ernst die Zeiten,
Denn kein Geschlecht lebt hier, das frei und stark.
Die einen hemmt die Noth im Vorwärtsschreiten,
Die Andern sind verkommen bis ins Mark.

Am Golde hängt und niedrigen Begierden
Das einst so stolze freie Bürgerthum;
Der äuß're Glanz und die verkauften Würden,
Sind heute leider noch sein einz'ger Ruhm!

Die Dichter hungern und die Musen trauern,
Indeß das Volk nach ihren Werken strebt!
Verschlossen liegt es hinter öden Mauern,
Was sie erschufen, daß es uns erhebt.

Die Noth des Geistes, sie wird tief empfunden,
Oft tiefer als die Sorge um den Leib;
Erst wenn die Meister einst das Volk gefunden
Sind ihre Künste nicht mehr Zeitvertreib.

Dann werden Kunst und Wissenschaft erstarken
Und mit der Arbeit wirken im Verein,
Und ungehindert wird in allen Marken,
Was uns erhebt und was uns kräftigt sein.

In diesem Zeichen muß der Sieg gelingen,
Die Besten steh'n für solches Ziel bereit.
Dann wird die Menschheit endlich vorwärtsdringen
Und neu erblüh'n in Kraft und Herrlichkeit.



Zum Dresden-Löbtauer Zuchthausurtheil.

Ein Urtheil ist ergangen im großen Deutschen Reich,
Ein Urtheil, dem an Härte kam keins seit Jahren gleich,
Das uns des Sinns beraubet, erstarren macht das Blut,
Das zeugt von wildem Hasse und blinder Klassenwuth,

Das wühlt in Millionen des Hasses Flammen auf,
Das reißt den letzten Glauben mit fort im Sturmeslauf,
Das zeigt uns, daß die Arbeit geächtet wird im Staat
Und daß der Mann des Volkes kein Recht auf Schonung hat.

Lang hat in deutschen Landen schon blinde Wuth gehaust,
Die Reaktion hielt nieder das Volk mit harter Faust,
Die Bluturtheile flossen Jahrzehnte schon herab,
Für hunderttausend Bürger ein großes Freiheitsgrab.

Und doch so Arges immer im Deutschen Reich geschah,
Dem Dresdner Bluturtheile kam noch kein and'res nah!
Wie Donner hallt es wieder: „Wir sind ein alt' Geschlecht,
Für euch, die ihr die neuen, ist nur das Zuchthaus recht."

„Den Reichen alle Milde, den Armen ein Gebot:
Wenn ihr nicht schweigt, ereilt euch das Zuchthaus und der Tod,
Nicht könnt ihr Gnad' erhoffen, denn die Gewalt sind wir,
Euch ziemt nur stummes Schaffen, des Knechtes höchste Zier!"

Die Würfel sind gefallen, das Urtheil hat's gethan,
Das Volk kennt seine Feinde, ist frei von Trug und Wahn,
Es weiß nun, daß bei euch es das Recht vergeblich sucht,
Weil ihr sein Thun und Wollen mißachtet und verflucht.

Kein gleiches Recht besteht im großen Deutschen Land,
Es ist in Staub getreten, vernichtet und verbannt.
„Wenn zwei dasselbe thun, so ist's nicht gleiche That!"
So lautet jedes Urtheil im deutschen Klassenstaat!

Wohlan, wir wollen's glauben, daß wir nun rechtlos sind,
Ihr möget euch überzeugen, was ihr dabei gewinnt.
Ob in Fabriken man uns „nach Rechten" decimirt,
Ob wir in Kerker sterben, hat uns noch nie beirrt!

Wir sind zum Kampf geboren, auch uns zwingt ein Gebot,
Der Zeitgesetze Walten, der Menschheit große Noth.
Das treibt uns immer weiter, kein König hält uns Stand,
Bis alles, was wir wollen, einst die Erfüllung fand.

Vor diesen Zeitgesetzen hilft eure Satzung nicht,
Da ist der Kampf der Massen nicht Frevel, sondern Pflicht,
Und glorreich werden alle vor der Geschichte steh'n,
Die furchtlos euren Schergen ins Angesicht geseh'n!

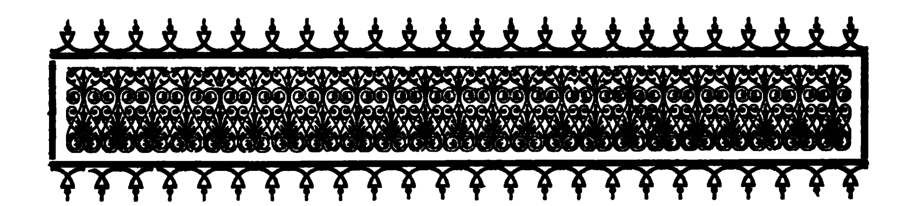




Wenzel Breuer.

Wenzel Breuer schreibt: Geboren wurde ich den 14. Juni 186[illegible] als der Sohn des armen Tuchmachermeisters Samuel Breuer in dem reizend gelegenen Tuchmacherstädtchen Kratzau bei Reichenberg in Nordböhmen. Ich bin der zweitälteste von 7 Geschwistern und Schmalhans war bei uns stets Küchenmeister, wenigstens so lange, bis wir älteren Geschwister mitverdienen konnten. Verse habe ich schon mit zehn oder elf Jahren gemacht; aber noch mehr habe ich „gemalt“. Ich wäre gern ein Maler geworden, — das Zeug hätte ich wohl dazu gehabt und ich könnt's vielleicht heute sein — wenn mein Vater Geld gehabt hätte. Es blieb nichts übrig als Tuchmacher zu werden. Das Handwerk lernte ich beim Vater und dann ging es eben in die Fabrik. Durch Ersparung einer kleinen Summe Geldes konnte ich mich 1888 als selbstständiger Tucherzeuger etabliren, der nach und nach einige Webstühle beschäftigen konnte, was bis heute noch der Fall ist.

Der Arbeiterbewegung schloß ich mich im Jahre 1877 an, durch Eintritt in den damals in Kratzau bestehenden Fachverein der Manufakturarbeiter und die Parteiorganisation. Mit wahrem Feuereifer stürzte ich mich in die Bewegung und in rastloser dichterischer und agitatorischer Thätigkeit schwanden die Jahre. Im Jahre 1883 wurde ich als „Geheimbündler“ in der damaligen Verfolgungsära unter Taaffe von dem hiezu besonders eingesetzten Ausnahmsgerichtshof in Prag zu sechs Wochen Arrest verurtheilt, die ich im Winter 1883/84 im Prager Landesgericht abgesessen habe. Alle meine schriftlichen Arbeiten wurden mir nebst Broschüren, Zeitungen, Kalendern u. s. w. bei der Hausdurchsuchung mitgenommen und alle Gedichte, die ich bis zu jener Zeit verfaßt, es dürften wohl an 200 Stück gewesen sein, sind im Prager Landgericht geblieben.



Mein Glauben.

Man sagt, ich hätte keinen Glauben mehr
Und gottlos hör' ich sie gar oft mich nennen,
Weil ich um ihren Wahn mich nicht mehr scher,
Von dem sie einmal nun nicht lassen können.
Nun wohl, ich gebe zu, was sie da sagen,
Die frommen, guten und gescheidten Leute,
Doch was ich Beff'res mag im Busen tragen,
Sie ahnen's nicht, was immer es bedeute.

Sie die so reden, ach, die wissen nicht,
Wie groß mein Glauben, Hoffen und mein Lieben.
Ich sag' es ihnen ruhig in's Gesicht,
Sie haben selbst der Menschheit Gott vertrieben.
Gern wollt' ich achten, was sie so verfechten
Und selbst auch glauben ihre Wundermären,
Wenn sie nur selbst die Wahrheit glauben möchten,
Ach, wenn sie selbst nur nicht so gottlos wären.

Warum glaubt ihr an einen lieben Gott,
Wollt ihr den Menschen nicht die Liebe lassen?
Wer wahrhaft liebt, ist Zielpunkt eu'rem Spott,
Die ganze Welt scheint nur ein Reich zum Hassen.
Dem Gott der Liebe will man nicht vergönnen
Ein armes Menschenherz, man muß es quälen;
Als ob daraus sie irgend Heil gewännen,
Wenn sie der Herzen Seligkeiten stehlen.

D'rum glaub' ich nicht, daß sie zum Seelenheil
Den einzig wahren Weg gefunden haben;
Nicht eines Herzens Seligkeit ist feil
Mir um den Glauben, der sie untergraben.
D'rum glaub ich nicht an Gott, der's ruhig sähe,
Wenn wir uns hassen, quälen und betrüben;
Ich glaube selig nur an Gottes Nähe,
Wenn wir einander recht vom Herzen lieben.



Festgruß.

Gruß zum heut'gen Feste, Gruß Allen, die sich hier vereinen,
Die es ehrlich mit dem Volk, mit dem Volk der Arbeit meinen!
Allen Gruß, die gleichen Sinn's mit uns ringen, mit uns streben
Für ein edles Menschenthum, für ein bess'res Erdenleben!
Allen Gruß, die stark und treu für des Volkes Freiheit stritten,
Für die Wahrheit, für das Recht brav gerungen und gelitten!
Gruß auch jedem braven Mann, der ein Herz hat für die Armen,
Der sich mag trotz Hohn und Spott ihrer großen Noth erbarmen!
Der mit kühnem Geistesmuth greift der Herrschsucht an die Kehle,
Der die Menschheit vorwärts reißt mit dem Feuer seiner Seele.

Gruß auch dir du Proletar! Jedem, der die Arbeit ehret,
Der im Schweiß des Angesichts von der Hände Fleiß sich nähret;
Der voll Sorg jahraus, jahrein um sein kärglich Brot muß hasten,
Der des Reichthums Speicher füllt und dafür verdammt zum Fasten.
Gruß dir, leidender Titan, der du ringest unermüdet
An den Felsen deiner Noth wie Prometheus angeschmiedet,
Der du schmachten mußt im Staub, mit dem ungestillten Sehnen
In der Brust nach Erdenglück, nach der Freiheit, nach dem Schönen.

Sei gegrüßt o Proletar! Deine Zeit, sie ist gekommen,
Mächtig war dein Hilferuf und dein Ruf, er ward vernommen.
Grabe, hämm're, web' und pflüg', müh' dich ab an tausend Enden,
Dein so ungeheu'res Müh'n einmal wird sich's segnend wenden.
Sei gerüstet, sei gefaßt, lern' es auch, für dich zu schaffen,
Aus den Ketten deiner Noth schmiede der Befreiung Waffen!
Sieh', erstanden ist ein Geist, der die Fesseln wird zerreißen,
Wird die Ungerechtigkeit tief in die Vernichtung schmeißen.
Aus den Uebeln uns'rer Zeit wird ein neues Heil erstehen,
Denn geboren wird das Heil unter Schmerzen, unter Wehen.

Es erstand ein neuer Geist, Einlaß heischend vor den Thoren
Unsrer Zeit, und unsre Zeit hat sich mit dem Geist verschworen,
Und er dringt mit Uebermacht nun herein in unser Leben,
Alles, was sein Hauch berührt, muß sich dieser Macht ergeben.
Jünger wirbt er überall, Streiter für die neue Lehre
Und sein glorreich Banner wallt siegreich über Land und Meere.
Und es hofft auf ihn die Welt wie der Kranke auf Genesung,
Denn er bringt ein neues Heil, denn er bringt uns die Erlösung.

„Arbeit ist des Menschen Pflicht; jeder trage diese Bürde,
Jeder Arbeit ihren Preis, jedem Fleiß'gen Ehr' und Würde!
Keine Privilegien mehr! Allen gönnt der Erde Gaben!
Künftig gilt ein neu Gesetz: Wenn du schaffest, wirst du haben!
Nicht für Wen'ge ist das Glück und der Glanz der Erdentage,
Wie wir Alle glücklich sind, das ist jetzt die große Frage.

Theilen laßt uns Brot und Wein, Freud und Schmerz und die Beschwerden,
Wird die Welt kein Paradies, kann sie doch hübsch wohnlich werden.
Niemand soll ein Sklave sein, keiner soll zu herrschen wagen,
Allen gilt das gleiche Recht, die ein Menschenantlitz tragen.
Aus dem Staub und aus der Noth, die sie duldend zu bestehen,
Will die Armen dieser Welt ich in künft'ger Zeit erhöhen.
Und es wird kein Klagen sein, wenn die Wendung es genommen,
Von den Armen dieser Welt ist ja stets das Heil gekommen.

Also sagt des neuen Geist's welterlösend große Lehre,
Wir, die Armen dieser Welt, bilden seine Streiterheere.
Laßt uns schließen denn den Bund, der das Unheil tilgt auf Erden,
Eine große Heilsarmee soll das Volk der Arbeit werden!
Laßt uns eines Geistes sein, laßt die Grenzpfähl', Sprach' und Namen,
Einer Menschheit sind wir all, die da gingen, die da kamen!
Laßt uns eines Herzens sein, denn die Zwietracht, sie zerfleischet,
Laßt es uns mit Liebe thun, was die Zeit von uns erheischet!
Denn es bleibt uns keine Wahl. Jener Geist ist nicht zu dämpfen;
Gegen die Nothwendigkeit ist es Thorheit anzukämpfen;
Sie verlangt gebieterisch, daß man ihm Gefolgschaft leiste,
Bis die ganze große Welt ist erfüllt von diesem Geiste.

Der Arbeit Lied.

Was klingt so herrlich und so hehr
In uns'rer Zeit gewalt'gem Ringen?
Was hören wir bedeutungsschwer
In allen Zungen jetzt erklingen?
Bald tönt es, als ob schmerzverhalten
Es unter Thränen bräch hervor;
Bald faßt uns wie mit Sturmgewalten
Ein tausendstimm'ger Lenzeschor. —

Die neue Zeit, sie kommt mit Macht,
Ihr Tagen läßt sich nicht verbitten;
Der Geist der Freiheit ist erwacht
Und schreitet durch der Armuth Hütten.
Und aus der Armuth Hütten dringet,
Was dort im Stillen lang geglüht;
In mächtigen Akkorden klinget
Durch alle Welt der Arbeit Lied.

Es ist ein Lied von eig'ner Art
Und alle Welt lauscht ihm verwundert,
Dem Lied lebend'ger Gegenwart
Und Hauch vom kommenden Jahrhundert.

Die schlichte Proletarierweise,
Sie wird verstanden überall,
Selbst dort in jener Mächte Kreise,
Die zittern um der Herrschaft Fall.

Es ist ein ernster, kühner Sang
Und nicht zum Frieden kann er mahnen,
In uns'rer Zeiten Donnergang
Ein Ruf ist's um der Freiheit Fahnen.
Es ist ein Kampflied ohnegleichen
Im großen Volksbefreiungskrieg;
Vom Geist des Volk's ein Flammenzeichen,
Wie sich's erkämpfen wird den Sieg.

Es ist ein neues, bess'res Lied,
Dies Lied aus Proletariermunde;
Es bringt dem zagen Volksgemüth
Von einer bessern Zeit die Kunde.
Er weckt der Armen Selbstvertrauen
Und führt als Leitmotiv den Ton,
Daß sich das Volk kann selbst erbauen
Das Himmelreich auf Erden schon.

Es ist das Volkslied uns'rer Zeit,
Der waffen= und maschinenstarren,
Des Volk's, das nach Erlösung schreit
Und nicht mehr will in Knechtschaft harren.
Es bricht sich Bahn im Sturmeschore,
Der Arbeit Volk schaart sich zu Hauf;
Es thun sich ihm die hellen Thore
Befreiender Erkenntniß auf. —

So töne Lied denn stark und kühn
Und des erwachten Volk's Empfinden,
Es soll in deinen Klängen blühn
Und all sein Wollen soll es künden.
Und wo's ihm Stätten wird bereiten,
Dort wird der Freiheit Saat bestellt,
Dort wächst für schön're Zukunftszeiten
Die Hoffnung und das Heil der Welt.

Erblühe Lied voll Herrlichkeit
In Füll' und Macht und stolzer Schöne,
Daß allem Volke weit und breit
Erquickung bringt dein Strom der Töne.
Und schüre der Begeist'rung Flammen
Im schweren Kampf, in dem wir steh'n
Und führ' zu einem Bund zusammen
Die Brüder, die getrennt noch geh'n.

Daß deine Weise schlicht und groß
Erschütternd gleich Posaunen schalle
Und wie die Mauern Jerichos
Des Goldes stolze Zwingburg falle.
Daß eins die Schaffenden der Erde
Im heiligen Erlösungsdrang
Und bald das Lied der Arbeit werde
Der Menschheit zum Triumphgesang.

An den Wildbach.

Brause, Wildbach, durch's Gesteine,
Springe, Waldessohn!
Bald ist sonst im todten Heine
Auch erstarrt dein Ton,
Ausgestorben sind die Räume,
Einst voll Sang und Klang;
Nur die kahlen Buchenbäume
Aechzen frostigbang.

In des Windes bang Gestöhn,
In das Winterleid
Donn're deine wilden Töne
Der Lebendigkeit.
Stürz' die Wogen, die kristall'nen,
In der Felsschlucht Lauf,
Daß die unten aufgefall'nen
Brüllen wild herauf!

Mit dem letzten Tropfen ringe
Um dein freies Sein,
Daß der Winter dich nicht zwinge
Sklavisch an den Stein.
Wildbach, so will ich dich haben,
Todestrotzigkühn,
Wenn das Leben zu begraben
Winterstürme ziehn.

Gleichest ganz dann meinem Herzen
Mit dem Todesmuth,
Das durch's Felsenbett der Schmerzen
Zwängt des Lebens Fluth.
Das, so lange es mag klopfen,
Bleibet stolz und frei,
Wehrend bis zum letzten Tropfen
Jeder Tyrannei.

Des Sängers Gruß.

Seid mir gegrüßt von nah und fern
Ihr Menschenherzen all!
Mein Lied, ich weih' es freudig gern,
Wer immer lauscht dem Schall.
Mein Herz ist wie ein Vögelein,
An Liedern reich bestellt,
Das flieget in die Welt hinein
Und singt der ganzen Welt.

Mir ist d'rum allerorten auch,
Der Freundschaft Tisch gedeckt,
Ist doch des Sängers schönster Brauch,
Daß er die Freude weckt.
Und wo er weilt mit leichtem Muth,
Ihn fröhlich Volk umringt,
Ein Lied ist auch ein kostbar Gut,
Das man den Menschen bringt.

D'rum mach das Herz nur auf geschwind,
Wer noch will fröhlich sein,
Und wie ein freier Bergeswind,
Strömt euch mein Sang hinein.
Ich grüß' euch und mit Feuerklang
Dankt meiner Sangeslust,
Nichts Schön'res gibt's doch als Gesang
Aus froher Menschenbrust.

Ideal und Leben.

Wenn wir hinausgetreten erst in's Leben,
Noch mit dem schönen, heitern Jugendmuth
Gleich einem Aar zu stolzer Höhe streben
Und in uns wirbelt der Begeist'rung Gluth;
Wenn wir noch ganz vermögen hinzugeben
Uns an den Glauben, an ein höchstes Gut, —
Da sehn wir goldne Berge in der Ferne,
Die Erde lacht, der Himmel ist voll Sterne.

Da leben wir noch in der Welt der Träume,
Vor uns noch liegt der Hoffnung Wunderland;
Da sind bevölkert all die lichten Räume
Mit herrlichen Gestalten wohlbekannt;
Da wachsen kühn empor die Riesenbäume,
Die gold'ne Frucht uns werfen in die Hand,
Und weil vor Glanz wir kaum die Erde schauen
Wir in die Luft uns stolze Schlösser bauen.

Wir glauben noch an volle Menschengüte
Und an so manchen andern schönen Wahn,
Und daß ein Engel jedes Herz behüte,
Wenn die Verführer und Verfolger nah'n;
Und daß ein Herz, das für die Freiheit glühte,
Sich nie verirren könnt' auf and're Bahn;
Daß Unrecht, Falschheit unserm Zorn erliegen
Und spielend werden Recht und Wahrheit siegen.

Da mißt der Geist im Flug des Weltalls Schranken
Und lauscht der Sphären lieblichem Getön;
Es ziehen licht im Haupte die Gedanken
Wie ros'ge Wolken in des Himmels Höhn;
Im Busen selige Gefühle schwanken, —
Es ist uns Alles noch so neu, so schön:
Und wo noch Raum das Häßliche und Schale,
Es weicht der Allmacht uns'rer Ideale. —

Doch wenn wir weiter ein in's Leben dringen,
Und tiefer blicken in der Welt Gewühl,
Wie trotz der Menschheit ungeheu'rem Ringen
Doch immer ferne bleibt der Sehnsucht Ziel,
Wie tausend Sorgen um den Muth uns bringen,
So oft verletzt im heiligsten Gefühl,
Wie wir uns quälen müssen ohnegleichen
Und ach, so wenig doch damit erreichen;

Wenn uns die besten Freunde nicht verstehen,
Entgegenwirken unserm besten Müh'n,
Wenn tausendmal uns Unrecht mag geschehen,
Der Lüge Saaten wuchern üppig grün;
Wir die Gemeinheit triumphiren sehen,
Und wilde Zweifel unser Hirn durchglüh'n,
Ob je trotz unserm weisen Selbstbeschränken
Mit unserm Geist ist die Natur zu lenken;

Und wenn wir merken, daß das Niederträcht'ge
Uns unterjocht und noch geehrt mag sein;
Daß nur das Gold der Gott ist, der allmächt'ge,
Dem Alle sich mit höchster Inbrunst weih'n,
Die Welt nur liebt das Schillernde und Prächt'ge
Und selbst die Bessern huldigend dem Schein
Sich hinter einen Phrasenwall verschanzen
Und ungescheut das gold'ne Kalb umtanzen:

Das ist die Zeit, wo uns gebrochen werden
Die stolzen Flügel uns'rer Phantasie;
Dann schauen wir hinauf mit Schmerzgeberden
Zum Ideal, — denn wir erreichen's nie;

Und grau und öde wird es rings auf Erden,
Als ob ein Nebel alles überzieh';
Und heißen Schmerzes werden wir es inne,
Wie wenig doch die Welt nach unserm Sinne.

So manch' ein Schwärmer hat es herb erfahren
Im Kampf mit der gemeinen Wirklichkeit,
Wenn er sein volles Herz nicht konnte wahren,
Wess' er verseh'n sich mußt von seiner Zeit
Für seiner Ideale Offenbaren.
Schwer büßen mußt' er die Vermessenheit,
Man wußte ihn gar bitter anzuklagen,
Hohnlachend ward er todeswund geschlagen.

Dann ging er hin, den finstern Groll im Herzen
Und brütend ob der angethanen Schmach;
Er freute sich der Andern Qual und Schmerzen,
Zertrat ihr Glück und fragte nichts darnach,
Er wagt es mit dem Heiligsten zu scherzen,
Weil man das Heiligste in ihm zerbrach;
Was man an ihm gethan zu hundertmalen,
Mit gleicher Münze sucht er's heimzuzahlen. —

Dem Ehre, der im rauhen Drang der Tage
Bewahret jenen hohen, reinen Sinn,
Daß er die Pflicht obliegt sonder Klage,
Durch die der Menschheit blühet Hochgewinn;
Der nicht nach Dank frägt, wenn der Menschen Plage
Er mindern hilft und nie erschlafft darin;
Der sich nicht mag der schnöden Welt bequemen
Und sich nicht scheut, sein Kreuz auf sich zu nehmen.

Wenn wir dem schönen Traum entsagen müssen,
Den wir im Busen lang und treu gehegt,
Wenn sich der Brodem von den Judasküssen
Wie Gifthauch über uns're Seele legt, —
Es ist ein Trost in all den Bitternissen, —
Wenn wir am Guten hielten unentwegt
Und mußten Glück und Hoffnung still begraben, —
Doch seine Pflicht als Mensch gethan zu haben.

Das Menschenleben ist kein Spiel für Knaben;
Gewaltthat zeigt der Zeiten tiefe Spur,
Und scheint es uns zuweilen auch erhaben,
Gemein und selbstisch ist's wie die Natur;
Wer nicht empor kann, wird von ihm begraben
Und giltig ist das Recht des Stärkern nur.
Denn nur die Kraft, der andern überlegen,
Gelangt zu Ruhm und Sieg, zu Heil und Segen.

Und wenn das Leben, spottend unserm Sehnen,
Uns so in seine rauhe Schule nimmt,
Von seinem Meer von wilderregten Tönen
Wohl einer kaum zu uns'rer Weise stimmt,
Das Ideal des Edlen, Wahren, Schönen
Nicht ungestraft in unserm Busen glimmt,
Wir einsehn, daß mit idealen Brocken
Kein Hund sich läßt vom warmen Ofen locken:

Dann sind wir klug und wollen nicht mehr schwärmen
Und festen Schrittes uns're Wege gehn;
Dann thun wir unsre Pflicht, doch ohne Lärmen,
Mit Ernst und Fleiß wir an der Arbeit stehn,
Und stürzen Götter, sehn wir's ohne Härmen, —
Es wird ja wohl nicht ohne Grund geschehn.
Und was auch kommt, wir wissen uns zu fassen
Und halten Maß im Lieben wie im Hassen.

Es frommt kein Glauben, kein sophistisch Klügeln;
Nur im Erkennen ist allein das Heil.
Was wir mit unserm Herzblut wohl besiegeln,
Wir halten es nicht auf der Gasse feil;
In unsern Werken soll sich's wiederspiegeln.
Die Arbeit ist der Menschheit bestes Theil.
Sie läutert, — macht fruchtbringend unser Streben
Und überwältigt das gemeine Leben.

Zur Jahreswende.

Den ewigen Kreislauf um die Sonne
Hat wieder vollendet der Erdenplanet;
Verrauscht ist das Jahr mit Leid und Wonne, —
Bald ist es auch in der Erinn'rung verweht.
So schwinden die Jahre und kommen gezogen,
Geschlechter erblühen und steigen in's Grab,
Und so wälzen sich der Jahrhunderte Wogen
In's Meer der Ewigkeit endlos hinab.

Doch wie auch die Zeiten vorübergleiten
Und kommt auch keine der Wellen zurück,
Das Bleibende ist in der Flucht der Zeiten
Der schaffenden Menschheit trübes Geschick.
Gleich einer Herde noch läßt sie sich leiten
Von Schurken und Gauklern am Gängelband,
Noch heut' wie in den barbarischen Zeiten
An den Wagen brutaler Macht gespannt.

Noch zeugt von dem menschlichen Raubthiertriebe
Der Ausgebeuteten endlose Schaar;
Noch schmückt die Menschheit dem Gott der Liebe
Mit Bruderleichen den Opferaltar.
Noch sehn wir bei vollen Schüsseln lungern
Der müßiggäng'rischen Prasser Zahl,
Die Lazarusse aber verhungern,
Verkommen bei Arbeit in Noth und Qual.

Noch ist kein glückliches Volk zu schauen,
Blühend im höchsten Geistestriumph;
Die Völker; man hält sie in Nacht und Grauen,
In des Wahn's und des Elends vergiftendem Sumpf.
Noch ist ihre Freiheit nicht auferstanden,
Noch ist kein Frieden für sie und kein Recht;
Es taumelt fort in allen Landen
Ein versklavtes, gequältes, unwissend Geschlecht. —

Rolle Jahrhundert, o rolle zu Ende
Mit all diesem Jammer, mit all dieser Schmach!
O käme mit deinem Sinken die Wende
Und stürzte die Schmach und der Jammer dir nach!
O pred'ge den Aufruhr, verdopple dein Werben,
Beflüg'le dich, rächende Revolution
Und reiße hinab in das sich're Verderben
Der Neuzeit sündiges Babylon! . . .

Von unten herauf, da kommt es geschritten,
Da wächst und hebt es sich drohend empor;
Und auf Tod und Leben wird nun gestritten,
Das ist ein Ringen wie nie zuvor.
Der alten Gesellschaft Grundvesten erzittern
Vor dem, was da unten gähret und glüht,
Was reinigend, gleich schweren Gewittern,
Wetterleuchtend die Welt durchzieht.

Das ist des geknechteten Volkes Grollen,
Sein unwiderstehlicher Freiheitsdrang.
Der Proletarier einiges Wollen,
Der Entrechteten furchtloser Waffengang.
Heiß wogt der Kampf der besitzlosen Klassen
Und er erzeugt ein neues Geschlecht;
Die Ideen der neuen Zeit erfassen
Den ärmsten, entlegensten Ackerknecht.

Der Simson erwacht, der so lange geschlafen,
Der proletarische Geist wird frei,
Das Bewußtsein der Macht überkommt die Sklaven
Und es brechen die Säulen der Tyrannei,

Der Arbeit getreu und dem Wissen ergeben
Sehn wir wie Brüder zusammen sie stehn;
So sehn wir Millionen vereinigt im Streben
Zu erklimmen der Menschheit goldigste Höh'n.

Das ist die Hoffnung, die uns beschieden,
Der leuchtende Trost in der Gegenwart,
Das ist die Gewähr für den kommenden Frieden,
Wenn auch in Waffen das Land noch starrt.
Das ist für die Zukunft verheißend Blinken,
Daß endlich kommen doch wird der Tag,
Wo zermalmt wird des Goldes Moloch versinken
Und den Völkern Erlösung werden mag.

Es ist nicht mehr ein Schwanken und Zagen,
Es ist kein Phantom und kein Selbstbetrug,
Was die aufwärtssteigenden Massen jetzt wagen
Im kühnen, gigantischen Heldenzug.
Die Zeiten verrollen, die Formen vergehen,
Was morsch und verfault ist, das bricht und zerfällt;
Wir fühlen die Stürme der Zukunft wehen
Und die Todesschauer der alten Welt.

Dem Ansturm der Massen wird sie erliegen,
Die für eine bess're zu kämpfen bereit;
Sie gehen nicht unter, sie werden siegen,
Getragen empor von den Wogen der Zeit.
Die Zukunft gehört dem Proletare,
Da hilft nicht Gewaltthat, nicht Ränkespiel
Und näher mit jedem scheidenden Jahre
Geht es der Menschheit goldenem Ziel.

Auferstehung.

Er hat getobt bei Tag und Nacht
Der grimme Eisdespot aus Norden;
Nun ist es aus mit seiner Macht
Die Sonne ist ihm Herr geworden.
In wilder Flucht, verfolgt, verhöhnt
Von dem von ihm bedrohten Leben
Hat er die Berge eisgekrönt
Als letzte Festung übergeben.

Der Thauwind streicht und mag nicht ruhn,
Er muß die Welt vom Schlaf erwecken;
Das ist ein Auferstehen nun
Aus Winternacht und Tod und Schrecken,

Nun pflanzt der Lenz sein Banner auf
Frohlockend auf den Bergeszinnen;
Entfesselt ist der Ströme Lauf
Und alle Quellen wieder rinnen.

In grünen Knospen schwillt der Wald
Und seine Sänger locken wieder;
Nun steht die Welt in Blüthen bald
Und singet helle Jubellieder.
Bergauf und ab, thalein und aus
Das ist ein Sprossen und ein Werden;
Nun geht's hinaus aus Stub und Haus,
Nun wird es wieder schön auf Erden.

Der Lenz obsiegt, der junge Held,
Im stolzen Bogen geht die Sonne
Und lichtgebreitet liegt die Welt
Und in die Herzen fließt die Wonne.
Des Winters Joch, das uns bedroht,
Zerbrach des Frühlings lindes Wehen;
Das Leben hat obsiegt dem Tod,
Allmächtig ist sein Auferstehen. —

Und sieh' mein Volk, auch du, auch du,
Bist an ein hartes Joch gebunden,
Gebannt in starre Todesruh'
Und abgequält von Leid und Wunden.
Wohl sind zu viel der Fesseln schier,
Wohl allzugroß sind deine Plagen,
Doch sieh' mein Volk, auch dir, auch dir,
Wird der Erlösung Stunde schlagen!

Wie draußen muß in der Natur
Der Feind des Lebens unterliegen,
So kannst auch du im Kampfe nur
Der Dränger große Schaar besiegen.
Nicht trauern, klagen und nicht fleh'n;
Empor das Haupt zum Sonnenlichte.
Auch du mein Volk wirst aufersteh'n
Und deine Knechtschaft wird zu nichte!

Ja auferstehn, ja auferstehn
Wirst du mein Volk zu neuem Leben;
O glaub' daran, es wird geschehn,
Es ist in deine Hand gegeben!
Was schmachtest du, was ficht dich an
Und läßt dein heilig Recht dir rauben?
Du hast die Kraft, du brichst den Bann,
Du darfst nur an dich selber glauben!

Schon lichtet ferne sich der Tag,
Die finstern Mächte grollend weichen;
Der freie Geist führt Schlag um Schlag
Und bricht dir Bahn mit wucht'gen Streichen.
Doch wie der Geist mit sich'rer Wehr
In Trümmer schlägt dein dumpf Gefängniß,
So mußt auch du dich mehr und mehr
Auflehnen wider die Bedrängniß.

Du mußt dich recken kühn und hoch,
Nicht scheu und zag im Dunkeln grollen;
Nicht unzerbrechlich ist dein Joch,
Doch du mußt selbst die Freiheit wollen.
Du mußt ihr dienen immerfort,
Du mußt sie stärken alle Tage,
Bis sie erstarkt an jedem Ort
Ausholen kann zum letzten Schlage.

Die Frühlingsstürme brausen schon
Eis brechend über Berg und Klüfte;
Wie Schlachtruf, wie Posaunenton
Geht's auferweckend durch die Lüfte.
Dein Ostern bricht mit Macht herein
Und keine Macht kann widerstehen, —
Das wird ein Auferstehen sein,
Wie keines noch die Welt gesehen.



Des Liedes Preis.

Das Lied ist eine hohe Himmelsgabe,
Hold wie die Liebe junger Menschenherzen;
Für jedes Schicksal beut es süße Labe,
Ob wir im Glück, ob wir gebeugt von Schmerzen;
Ein Freund, der von der Wiege bis zum Grabe
Das Leid uns sänftigt und erhöht das Scherzen;
Die Welt mit seinem Zauber uns verschönet
Und mit der Erde Mühsal mild versöhnet.

Denn wunderbare Macht wohnt im Gesange;
Wenn rein um uns des Wohllauts Wogen schlagen,
Da wird die Seele frei vom Erdenzwange
Und fühlet sich so himmelhoch getragen,
Da schäumt sie über heiß im Thatendrange
Und möchte freudig gern das Höchste wagen;
Daß wir voll Wonne und voll Andacht lauschen,
Wenn seine Harmonieen uns umrauschen.

Wer hätte nie des Liedes Macht empfunden,
Ward nie berauscht von seinen Zauberklängen?
Wer zählte nicht zu seinen schönsten Stunden,
Die er verlebt bei fröhlichen Gesängen?
Wer ist so arm, daß er kein Lied gefunden
Für seines Herzens übermächtig Drängen?
Ist nie beseligt, nie bewältigt worden
Von eines Liedes himmlischen Akkorden?

Was Hohes mag die Menschenbrust bewegen,
Was rein und heilig mag darinnen brennen,
Was wir an Liebe treu im Busen hegen,
Was wir an Gutem unser Eigen nennen,
Der Menschenseele tiefgeheimstes Regen,
Was Süßes, Zartes, Liebliches wir kennen
Und Glück und Unglück, was wir nur erfahren,
Wird fort und fort im Lied sich offenbaren.

Im Liede klingt der Menschheit tiefstes Sehnen,
Ihr frohstes Hoffen und ihr schmerzlichst Bangen;
Im Liede klingt ihr Leiden und ihr Stöhnen,
Ihr Zukunftsringen und ihr Glückverlangen;
Im Liede klingt die Freude an dem Schönen,
Im Liede blühet ew'ger Jugend Prangen;
Im Liede braust die Zeit mit ihren Wettern,
Im Liede glüht der Geist in Flammenlettern.

So lasset denn des Liedes Preis erschallen,
Ihr Sangesbrüder, laßt uns freudig singen!
Wo Sangesfreude wohnt, sind Tempelhallen,
Da ist gut sein, wo frohe Lieder klingen;
Gesang verschönt das trübste Erdenwallen
Und Herzenstöne auch zum Herzen dringen.
Das Lied erwecket alle edlen Triebe
Der Menschenbrust, — im Liede wohnt die Liebe.

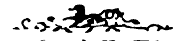
So laßt uns treten denn zum Bund zusammen,
Daß Liederkunst sich bilde und gedeihe!
So lang ein Herz wird in Begeist'rung flammen
Für alles Wahre, Schöne, Edle, Freie
Und Menschliches wird Menschlichem entstammen,
So lang empfängt im Lied es seine Weihe,
So lange fließt des Wohlklangs süße Quelle
Und ewig netzt uns der Verjüngung Welle.

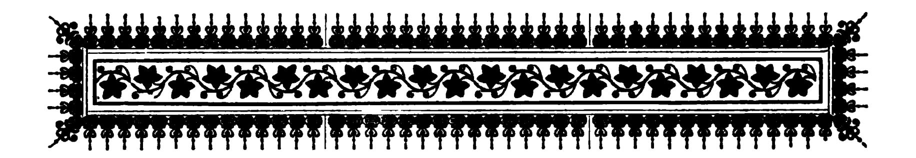


Karl Henckell.

Karl Henckell wurde zu Hannover am 17. April 1864 geboren, besuchte dortselbst das Lyceum und Kaiser Wilhelm-Gymnasium, absolvirte auf dem Lyceum in Kassel, diente als Einjähriger bei der Infanterie in Hannover und studirte in Berlin, Heidelberg und München Philosophie und neuere Sprachen 1886 ging Henckell erholungshalber nach der Schweiz und von da Studien halber nach Wien, Mailand und Brüssel. Später nahm er seinen Wohnsitz in Zürich und lebt gegenwärtig in dem am Zürichersee gelegenen Orte Küsnacht. — Karl Henckell ist einer der hervorragendsten Lyriker der Gegenwart und die deutsche Arbeiterschaft verdankt ihm eine große Anzahl flammender Gesänge, in denen er das Ringen und Streben des Proletariats in formvollendeter Weise zum Ausdruck bringt. Die Gebrechen der heutigen Gesellschaft hat Henckell in manchen seiner Dichtungen mit beißender Satyre gezeichnet, so in „Familien" und Anderen. Er ist der Herausgeber der im Verlage des „Vorwärts"-Berlin im Jahr 1893 erschienenen Gedichtsammlung „Buch der Freiheit". Seine Dichtungen sind in zahlreichen Einzelbändchen erschienen. Seit einigen Jahren giebt er unter dem Titel „Sonnenblumen" eine Anthologie unserer hervorragendsten deutschen und ausländischen Lyriker heraus. Wir können die kurze Biographie Henckell's wohl nicht besser schließen als mit den Worten O. St. v. d. March's, die Henckell gewissermaßen als Selbstbekenntniß dem Nachwort des „Buch der Freiheit" vorangesetzt hat:

Das süße Schweifgewedel,
Mir ist es eitel Luft.
Den Edlen nenn' ich edel,
Den Schlechten nenn' ich Schuft.
Her mit dem Bann! — ich habe
Die Hand ans Schwert gepreßt
Und halte bis zum Grabe
Am Freiheitsbaume fest.





„Moderne Barbaren“.

(Robert Reitzel gewidmet.)

Wir sind die „modernen Barbaren“,
Wir rücken Mann für Mann
In unüberwindlichen Schaaren,
In schwellenden Schaaren heran.
Wir kommen mit Hammer und Meißel,
Wir kommen mit Letter und Buch
Wider der Menschheit Geißel,
Wider den goldenen Fluch.

Wir sind die „modernen Vandalen“,
Wir wandeln wuchtig und schwer
In eisenbeschlag'nen Sandalen
Die Pfade der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
Durch die goldenen Thore der Zeit,
Wir wandeln Ordnung und Sitte,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Wo wir kommen, zischen die Wogen
Einer untergehenden Welt,
Wo wir kommen, werden im Bogen
Die Himmel des Lebens erhellt.
Es zittert und seufzt durch die Weiten
Der verwahrlost öden Kultur,
Es donnert und blitzt, wo wir schreiten,
Und Befruchtung dampft uns're Spur.

Wir sind die Barbaren der Milde,
Wir sind die Vandalen des Rechts,
Wir führen die Freiheit im Schilde,
Die Freiheit des Menschengeschlechts.
Wir sind die „modernen Barbaren“ . . .
Moderne Barbaren? O nein!
Wir wollen die rothen Husaren,
Husaren der Menschheit sein.



An das Proletariat.

Was nie war, nun will es werden.
Goethe.

Riesig rollst du mir zu Füßen —
Laß vom Buchenwipfel grüßen
Dich, du dröhnend Wogenheer!
Schüchtern in dein Donnerklingen
Wag' ich hell mein Lied zu singen,
Kleine Nachtigall am Meer.

Dickichtnistend mußt' ich lauschen
Lang schon deinem fernen Rauschen,
Zitternd meine Brust dir schwoll.
Leis' im Traum ist mir entquollen
Widerhall von deinem Grollen,
Schluchzend schlug ich sehnsuchtsvoll.

Plötzlich hat mich's ganz gezogen,
Bin vom Dickicht aufgeflogen,
Bin geflogen bis hierher.
Muß nun all' mein bitt'res Klagen,
All' mein süßes Jauchzen schlagen
Dir im Takte, neues Meer.

Meer der Menschheit, bäumende Fluthen,
Meiner Seele schäumende Gluthen
Sprüh'n euch gischtend in den Schooß
Aus den Wolken rieselnde Strahlen,
Blauer Segen aus den Qualen,
Aus der Noth ein menschlich Loos.

Ach, das war ein tief Verzagen,
Seelenmüdes Thatentsagen,
Kein Vertrauen, keine Kraft.
In der Oede flacher Stunden,
Kein Gedanke groß empfunden
Muthgeschwellter Leidenschaft.

In verwilderte Gewalten
Die gequälte Welt zerspalten,
Der Gemeinheit Brunst entfacht.
Drunten Elend, droben Lüge,
Ausgelöscht die heitern Züge
Hoheitmilder Lebensmacht.

Auf dem Blätterfeld das Werde!
Heil dir, Retterheld der Erde,
Siegfried Proletariat!
Leuchtend in der Kraft des Schönen,
Trittst einher du, Streit und Stöhnen
Schweigt, wo deine Hoheit naht.

Keine Krone auf dem Haupte,
Frei die zweiggranatumlaubte,
Reine, furchtberaubte Stirn!
Milde Sicherheit im Blicke,
Stolz im stählernen Genicke,
Deine Wangen Purpurfirn.

Holder Wahrheitsmuth dein Wandeln,
Lebensvollgenuß dein Handeln,
Bildung dein geadelt Kleid.
Die Natur dein Stern und Heiland,
Kühne Kunst dein Wallfahrtseiland,
Deine Wehr Gerechtigkeit.

Heute müssen wir noch lechzen,
Unter Knirschen, unter Aechzen
Wälzt das Rad der Kreatur.
Häßlich kreischen die Maschinen,
Menschheit, deinem Glücke dienen
Klingend sie in Zukunft nur.

Heute müssen wir noch darben,
Schleppen alle Lust zu Garben
Für ein Rudel schönheitfremd.
Schönheit mit der Seele suchend,
Weben wir die Noth verfluchend
Grob des Lebens Sorgenhemd.

Neue Kräfte seh' ich glühen,
Neue Säfte seh' ich blühen,
Lichtwarm steigt die neue Welt.
Das Gemeine weicht von Erden,
Was nie war, nun will es werden,
Und das Sklavenschiff zerschellt.

Brüder, Menschheit, bäumende Fluthen,
Meines Geistes schäumende Gluthen
Sprüh'n euch gischtend in den Schooß.
Aus den Wolken himmlische Strahlen,
Blauer Segen aus den Qualen,
Aus der Noth ein menschlich Loos.

Dröhnend rollst du mir zu Füßen —
Laß vom Buchenwipfel grüßen
Dich, posaunend Wogenheer!
Schmetternd in dein Donnerklingen
Laß ich hell mein Lied erklingen,
Nachtigall am Zukunftsmeer.



Das Ausnahmegesetz.

(1888.)

Vermittelst Ausnahmegesetzen kann jeder Dummkopf regieren.
Camillo Cavour.

Es steht ein Blatt beschrieben im Buch der deutschen Schmach,
Das muß der Teufel lieben bis an den jüngsten Tag.
Das steht auf schwarzem Grunde mit rother Flammenschrift,
Das schwärt wie rothe Wunde mit schwarzem Schlangengift.
Das schreit in alle Weiten wie wilder Tonschriftfluch,
Das schreit in alle Zeiten und schreit doch nie genug.
O hätt' ich Donnerstimme wie Wolken im Tournier,
Ich brüllt' in rasendem Grimme, ein Wetterurstier.
Ich rollte alle Geschütze blauschwarz am Himmel auf
Und spiee rächende Blitze, gerichtet Lauf an Lauf.
Weh' dir, du fetter Würger, du Staatsverbrecher Staat,
Für hunderttausend Bürger das Seil der Missethat!
Für hunderttausend Deutsche das niederträcht'ge Netz,
Die Sklavenhalterpeitsche, gewunden vom Gesetz!
Du Bluthund deiner Brüder; Spürdogge der Gewalt,
Du grüngeschwoll'ne Hyder im feigen Hinterhalt!
Du stürzende Lawine von Bosheit und Verrath,
Du modernde Maschine mit qualmbespritztem Rad!
Du Folterbank der Freien, Schandvehme für die Noth,
Und doch mußt du gedeihen für unser Aufgebot.
Es steht ein Blatt beschrieben im Buch der deutschen Schmach,
Das muß der Teufel lieben bis an den jüngsten Tag.
Sturm läutet das Gewissen. Es zittert die Geduld:
Wann wird mit eins zerrissen das Riesenblatt der Schuld?



Friedhof.

Kein Salvenschuß, kein Trommelklang,
Als sie den Freund begruben,
Kein Sonnenschein, kein Lerchensang —
War doch ein Held sein Leben lang
Im Kampf mit großen Buben.

Der Herbstwind pfiff, sein Heulen schwoll,
Die Weiden seufzten schaurig!
Die Schaufel voll, die Erde scholl,
Verschränkten Armes stand der Groll
Am Grabe stumm und traurig.

Kein Pfarrer drosch Unsterblichkeit,
Kein Pfaffe grunzte Messen;
Ein heilig Lied, ein schweigend Leid.
In ihrem dunkeln Feierkleid
Wehklagten die Cypressen.

So blieb die Menge drängend stehn,
Als sich das Grab geschlossen;
Da dröhnt' es: Auseinandergehn!
Und schon war Helm an Helm zu sehn —
Des Himmels Zähren flossen.

Nun flog ein Kranz mit rothem Band
Wohl auf des Grabes Mitte;
Und als er auf den Hügel sank,
Da zogen schon die Wächter blank
Der Zucht und frommen Sitte.

Von Leichenstein zu Leichenstein
Die Klingen aus den Scheiden!
Auf Schädelstatt und Todtenbein
Sie hieben in die Massen ein —
Da weinten alle Weiden.

Das freche Lärmen klirrt an's Ohr
Der schlummernden Gerippe;
Entsetzen schlug den bleichen Chor,
Und schwerbeleidigt fuhr empor
Der Todten stille Sippe.

Der Regen goß, der Sturm schrie auf,
Blut floß um Kreuz und Hügel,
Und ruhig von des Kranzes Schlauf
Ein Vogel stieg gen Himmel auf
Mit purpurrothem Flügel . . .

Brodlos.

Ein armes Mädchen bin ich nur,
Hab' Niemand auf der weiten Welt,
Der nach mir fragt und der mich liebt,
Der meines Lebens Nacht erhellt.

In Blüthen schwimmt das reiche Thal,
Der Frühling fuhr zum Lande ein —
Was soll denn mir der gold'ne Strahl?
Mir lacht kein Glück, kein Sonnenschein.

Einst glaubt' ich an des Himmels Huld,
Der Glaube ist nun lange todt,
Die Blüthe meiner Hoffnung fraß
Der schwarze Wurm der Hungersnoth.

An so viel Thüren klopft' ich an,
Vergebens all' mein innig Fleh'n
Um Arbeit für mein täglich Brot,
Und jeder läßt mich weitergeh'n.

Kein Einziger mir mag vertrau'n,
Kein Einziger mich mag versteh'n —
Und will ja doch von früh bis spät
Auf Arbeit, nichts wie Arbeit seh'n!

Ich bin geschickt, ich bin gescheidt,
Und ehrlich war von je mein Sinn,
Du lieber Gott, hab' ich denn Schuld,
Daß ich so bleich und schwächlich bin?

Noch tausend leiden gleiche Noth,
Die Welt ist für ihr Elend blind,
Und Niemand ahnt, wie tief der Groll
In ihrem Herzen weiterspinnt.

Und Niemand sieht, wie's dunkler wird,
Bis daß einmal der Donner kracht,
Und euch das Feuer jäh verzehrt,
Euch, die ihr's selber angefacht.

Viadukt.

Mit zornig zischendem Gebraus
Jäh schnob's den hohen Bahndamm her,
Der Schlot warf Wolken weit heraus,
In dunkle Nacht ein dämmernd Meer.
Wildschäumend schleuderte der Zug
Zurück den Qualm, zurück die Qual,
Die Lasten, die er vorwärts trug,
Erschütterten das stille Thal.

Auf einmal athmet der Koloß
Mit siegesstolzer Sicherheit,
Erhaben saust das Riesenroß,
Vom Ueberschuß der Kraft befreit.
Fern glüht der grünen Augen Brand;
Durch finstrer Tunnel Rauch und Ruß
Führt nach der Schönheit Sonnenland
Den Zug der Zeit sein Genius.



Strike.

Ich fühle ein Zittern,
Wie glüht meine Seele!
Meine Nerven gewittern
Wie wenn der Blitz in die Sturmnacht zuckt.
In Gelsenkirchen,
Im rothen Rheinland,
Streiken die Grubenleute
Und ist ein gewaltiges Wesen im Gange.
Man hat den Männern
Das Licht hoch angerechnet,
Das Sterbelämpchen der Frohnfinsterniß;
Man hat genullt
Und vom niedrigen Lohne gestrichen
Alle die Wagen,
Drin wie Kies in Gold
Steine zwischen die Kohlen
Spärlich geschlagen,
Drinn die Stücke einmal zu klein geschlagen.
Und die man den Arbeitshunden gestohlen,
Hat nach dreien Tagen
Man ihnen wieder feilgespreizt,
Mit Tigertatze
Zum höchsten Satze —
Aechzend den genullten Sack
Dürfte das Pack
Nun selber theuer nach Haus sich tragen;
Und mit sinkenden Hungerlöhnen
Bei steigenden Nahrungspreisen
Wollte man sie gewöhnen,
Zur Ueberschicht in die Höhlen zu reisen.
Um zu leben,
Haben sie sich den Geldsäcken ergeben,
Verbrannt die Kohlen des eigenen Seins.
Nimmer, nimmer wurden
Sie des traurigen Lebens froh,
Steinkohlengüter für die zu hauen, zu heben,
Die Schaumgluth saugen aus Champagnerreben
Und Kohlensäure aus den vollen
Toastesprudelnden Stollen
Der nationalstolzschwängernden Veuve Cliquot.
Die menschlichen Arbeitsthiere
Trugen ihr freies Vertragsglück
Mit wildem Weh,
Die göttlichen Börsenpapiere
Schlugen, ein Freiherrenwagstück,
In wilde Höh'.

Die Bäuche zu milliardisiren,
Wurden die Muskeln genullt,
Da zerriß den armen Thieren
Das Strick der Geduld . . . .

Und hauen nicht mehr
Und schleppen nicht mehr
Und treiben nicht mehr,
Und die Wagen stehen kohlenleer.
In Kesselräumen spazieren umher
Die Inspizienten sohlenschwer.
Der Rotte mehr Lohn und feste Schicht?
Erst Unterwerfung! Dann vielleicht
Sind wir geneigt,
Das zu bewilligen, was uns entspricht.
Unterwerfen? Sklaven, Leibeigene und Hörige
Unterwarfen scheu sich dem Herrengesicht.
Der Arbeiter von neunundachtzig
Stirbt, aber unterwirft sich nicht . . .
Meine Seele jauchzt,
Meine Saiten klingen,
Wie wenn der Orkan durch Harfen braust.
. . . .
Bei den Werken
Um Dortmund, Bochum und Essen
Schaaren die Männer sich zur Berathung
Fest und gemessen.
Zu den Fernsprechern stürzen
Die Inspektoren:
„Militär!
Sonst sind wir verloren."
Mit Extrazug
Fliegen die rettenden Götter
Des Vaterlands.
Vor die schwarzen Hundsfötter
Blitzen Helmspitzen
Im Sonnenglanz.
„Seitengewehr — pflanzt auf!"
Spannend beklommen
Krümmt sich der Hauf'
In sich zusammen. . . . .
. . . .
Selig vom Kusse der Braut,
Zitternder Ahnungen voll,
In die Nacht hinträumend
Schreitet heimwärts
Friedlich die einsame Straße fort
Der junge Bursch.

„Halt! Werda?!“ Kolbenstöße
Wuchten ihm zwischen die Rippen.
Entsetzengelähmt
Schwankt er zur Hütte:
„Vater, sie schlagen mich todt!“
Mit tastendem Tritte
Oeffnet's die Thüre:
„Sohn, was geschieht?
Komm nur, komm ruhig zu Bett!“
Blitzend ein Bajonett
Schlitzt durch das grobweiße Hemd
Dem greisen Hauer.
Todesschauer
Flirren im brechenden Auge . . .
„Ach Gott! — Ach Gott!“
Krachend zurück schlägt's auf die Diele
Schwer,
Ueber ihn der Sohn. —
Der du 64,
66 und 70
Treu deinem Kaiser gedient
Pulver- und sonnverbrannt
Mit Gott für König und Vaterland —
Alter, du fällst auf dem Felde der Ehre! . . . .
. . . . ,
Krämer und Schneider und kleine Rentiers
Trippeln im winzigen Vordergärtchen,
Wo die weißen Schneebälle schwellen,
Tuscheln ängstlich über den Zaun:
„Das Militär verhetzt uns die Leute,
Die Soldaten, Soldaten fort!
Und schon wieder ist Blut geflossen,
Eisenbahnpassagiere erschossen —
Das ist Mord.
Wenn der Kaiser nur käme,
Und man ihnen den Willen thäte!
Was sie fordern, ist nicht zu viel,
Und sie gehen ruhig auf's Ziel.
Sollen doch ordentlich weiterberathen!
Aber die verfluchten Soldaten
Treiben's mit Einemmal in's Extrem.
Unheil, Unheil!
Syringenknospen
Springen blaurosa,
Süße Düfte wallen.
Krämer, Schneider und kleine Rentiers
Trippeln im Gärtchen und hören mit klopfenden Herzchen
Die vorzüglichen Repetirgewehre knallen. . . . .

Und schon fahren zu tausenden wieder
In die grausenden Tiefen sie nieder.
Viel hundert Fuß
Unter'm Blumenboden.
Kaum küßt der Sonne Gruß
Die Todtmaroden.
Liegen im Höhlenwasser nackt,
Sind mit dreißig Jahren kontrakt,
Athmen Sumpfgrubengase.
Phosphorluft
Infernalische Blumenvase
Haucht belebenden Maiendufst.
Köstliche Frucht
Labt ihre Zungen,
Liebliche Sucht
Letzt ihre Lungen.
Achtstündig römisch-russisches Bad,
Drei Mark Badelohn obendrein
Welcher belad'ne Kommerzienrath
Möchte nicht fröhlicher Bergmann sein? . . . .
. . . .
Tonwolkengedränge!
Schwarzwildes Gemenge,
Hohl gewitternde
Rhythmenwucht! . . .
Leise zitternde
Hoffnungsklänge,
Froh erschütternde
Wetterflucht.
Mir brennt im Busen das Weltgebot.
Sie naht, sie naht
Die Wende der Noth.
Nun bin ich heiter bis in den Tod.
Aus der Tiefe
Seh' ich sie steigen,
Die Erlösung
Unserer Welt.
Zittern werden die Schlechten und Feigen,
Wenn der menschenrettende Reigen
Seinen leuchtenden Einzug hält.
Kommt nun zu Hauf,
Edle von Nah und Weit!
Singt, singt der neuen Zeit
Jubelnd Glückauf!



Die kranke Proletarierin.

O wende mir dein bleiches Haupt
Mit mildem Schwesterblicke zu!
Ich bin so lust- und glückberaubt
Wie du, gequältes Weib, wie du.
Das Gift, das durch die Brust dir gährt,
Die Siechthumsschlange, die dich biß,
Sie hat mit Leid auch mich genährt,
Getränkt auch mich mit Bitterniß.

O sieh mich nicht so jammervoll
So ohne Maßen traurig an!
Ich will besänft'gen deinen Groll,
Will trösten, was ich trösten kann.
Auf deinem Leben lag die Noth
Mit schwarzem Fittig ausgespannt,
Nun winkt dir der Erlöser Tod
Mit seiner bleichen Schattenhand.

Du warbst, dem holden Licht entrückt,
Den Eltern Brot, ein schwächlich Kind;
In dunkle Winkel hingedrückt
Wobst du die blauen Augen blind.
Mit deinem Manne Tag für Tag
Hast du gekämpft, ein treues Weib,
Der Fäden Schlag und Gegenschlag
War euer Flitterzeitvertreib.

O weine nicht! O weine nicht!
Nun hat der Groll mich selbst gepackt,
Wenn so das Glück in Scherben bricht,
Schäumt auf der Zornfluth Katarakt.
Der Vater deiner Kinder sank
Zerrädert in ein schaurig Grab,
Da schafftest du, bis matt und krank
Dir Gott der Herr den Abschied gab.

O gieb zum Abschied mir die Hand!
Der Adern blau Gewebe zuckt.
Die Abenddämm'rung leckt die Wand,
Gleich hat sie dich und mich verschluckt.
Geh' du zum schönsten Schlummer ein
Und stärke deine schwache Brust
Mit diesem Ungarfeuerwein
Und höre, was du träumen mußt:

Der Knabe, den dein Leib gebar,
Den du mit Kummer aufgesäugt,
Zieht hoch voran der Heldenschaar,
Die alle Noth von hinnen scheucht.
Sein blaues Auge glänzt voll Kraft
In's Lichtmeer einer freien Zeit,
Die Eisenhand umspannt den Schaft
Der purpurnen Gerechtigkeit.

Bekenntniß.

Ich möchte lieber hochmüthig als niederträchtig sein, und ich erinnere mich des Ausspruches von Kant: „Der Mensch kann nicht groß genug vom Menschen denken.“

Karl Ernst von Bär.

Mein Auge leuchtet durch die Zeiten
Den Denkern, die das All gebar,
Ununterbrochen seh' ich schreiten
Den Zug der kühnen Heldenschaar.

Die Losung hör' ich vorwärts klingen,
Vom Fähnlein, das dem Blick entflieht,
Auf tausendjähr'gen Aetherschwingen
Zum Banner, das vorüberzieht.

Die Siegesmelodien rauschen,
Hoch jauchzt der Marsch der Weltidee,
Den Lichtposaunen muß ich lauschen,
Bis ich des Spieles Sinn versteh'!

Aus seiner engen Thalschlucht starrte
Das Menschenthier zum Firmament,
Die Wölbung war die höchste Warte,
Drauf Gottes Tag- und Nachtlicht brennt.

Jetzt rollt der Mensch mit seinem Geiste
Auf ew'ger Axe durch das All;
Wie bald erfuhr der Weltgereiste:
Dem Wissen wehrt kein Festungswall!

Es giebt kein Drunten, giebt kein Droben,
Und keinen Mittler kennt Natur,
Wir sind aus Aetherdampf gewoben
Und sausen auf der Sonne Spur.

Aus Urdunst schwang zu Dichtersternen
Des Lebensbildkraft ihre Gluth,

Stolz thürmen der Entwicklung Firnen
Sich in des Kosmos Sonnenfluth.

Des Universums glüh'nde Kräfte
Faßt die Vernunft, die forscht und spürt,
Der Erde Schooß trinkt Weltallssäfte,
Bis sich der Menschheit Glück gebiert.

Das Schöne schaffend zu genießen,
Bereitet unser Hirn sich vor,
Aus der bezwungnen Erde sprießen
Der Freiheit Blüthenau'n empor.

Was selt'ner Sehersinn ersonnen,
Die ganze Menschheit prägt's in That,
Ein wallend Festkleid wird gesponnen
Auf der Entwicklung Riesenrad.

Das Nied're welkt. Voll blüht zum Schönen,
Was häßlich und gemein noch ringt,
Den Chor der Massen hör' ich tönen
Von Psalmen, die die Zukunft singt.



Zukunftsblüthe.

Ich weiß eine purpurne Blüthe,
Die auf Wellen der Zukunft sich wiegt,
Das ist die reinmenschliche Güte,
Die Jammer und Elend besiegt.

Aus köstlichen Kelchen flimmern
Die Fäden der weltlichen Lust,
Die frischen Blätter schimmern
Auf silberner Fluthenbrust.

Schaummöven der Freiheit schwingen
Und kreisen glanzerhellt,
Fern in der Tiefe verklingen
Die Klagen der sinkenden Welt.



Familien.

„Bring nicht wieder solchen Schund in's Haus!
Ich will's nicht haben. Reines Gift für dich.
Ich sag' es ein für allemal. Und Basta!"
Er klopfte mit dem Zeigefingerknöchel
Hart auf den spiegelglatten Nußbaumtisch.
„Es giebt wahrhaftig passende Lektüre
Im Ueberfluß. Was schlechte Literaten
Und Hungerleider da zusammenlügen,
Soll mir mein Zimmer nicht verpesten. Gieb's
Sofort zurück! Wer hat es dir gelieh'n?
Max Kretzer! Schreibt ein Kretzer klassisch? Bä!
Der Name schon klingt schauderhaft gemein.
Und das sind Dinge, die du nicht verstehst
Und nicht verstehen sollst. Der Satz der Weltstadt.
Dort mag ja manches schlimm sein. Wir sind hier
In anderen Verhältnissen. Hier kann
Ein Jeder redlich leben, und wer schafft,
Bringt's auch zu was. Wer lumpt, verdirbt. Das ist
So lang, als die Welt steht, Regel und
Wird auch trotz allen Schreiern Regel bleiben,
So lang die Welt noch läuft. Dummheiten das!
Was brauchst du mich auch damit noch zu ärgern?
Ich habe finanziell jetzt g'rad genug."
Unwillig nahm er aus der rothen Kiste
Die folgende Havanna, schnitt sie ab
Und wartete vergeblich, daß Adele
Ihm Feuer reichte, wie sie sonst wohl that.
Sie schmollt und schreitet langsam nach der Thür,
Das Buch vorsichtig in den Schoß vergrabend:
„Ich hole mir Ottilie Wildermuth,
Beruhige dich, Papa! die ist gut.
Das reine Manna". Brausend fuhr er auf:
„Die schlechten Witze lasse unterwegs!
Du gehst mir heute ja nicht in's Konzert!
Ich werde das Billet für mich behalten."
„Ach, aber Papa! Ich verspreche dir,
Mit nichts dergleichen dich mehr zu erzürnen;
In Zukunft siehst du nicht's in meiner Hand,
Was dein Geschmack verschmäht. Verlaß dich drauf!
Ich muß in das Konzert, um die Etüde
Von Liszt zu hören, die ich üben soll."
Fest stieß der kleine Hacken auf's Parkett.
„So geh, Nichtsnutz! Was kostet denn der Mantel,
Den du seit gestern trägst?" „Ich weiß nicht mal,
Jelmoli hat es angeschrieben . . . Ja,
Zum Herbst gebrauch' ich ein neues Ballkleid."

Schon war das elegante Kind hinaus.
Der Seidenwebereibesitzer nahm
Nur einen Augenblick die Handelszeitung,
Dann strich er sich mit beiden Händen glatt
Das „Schweizer'sche Familien-Wochenblatt".
Er las halblaut die schillernde Devise:
„„An's Haus und seinen Frieden schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"
Und nickte dreimal, dreimal nickte er.
Aus seinen Augen floß ein dicker Strom
Milchmilder bläulicher Zufriedenheit,
Als er im Selbstgespräch verloren gluckste:
„Der Seidenring wird mir zum Sorgenring . . .
Gut, daß ich Frau und Kinder habe, die
Mir meine freien Stunden lieblich schmücken
Wie hier den Tisch mit selt'nem Blumenstrauß."
Er löste die Kamelienkönigin
Aus vollem Kranz und steckte sie in's Knopfloch,
Hell hingen Wassertropfen an dem Kelch.
„„An's Haus und seinen Frieden schließ dich an!"
Das ist so wahr. In der Familie Schooß
Erblüht dem Aermsten ein veredelt Loos.
So lang der Vater nicht zur Kneipe schwiemelt —"
Er goß das Glas Madeira wieder voll —
„Hat auch der kleine Mann das, was er soll:
Familienhalt und seine stillen Freuden . . .
Doch wie viel giebt's, die ihren Lohn vergeuden!"
Es klingelte. Des Mädchens halber Kopf:
„Ein Arbeiter, der Sie zu sprechen bittet."
„Jetzt einer meiner Leute . . .? Er soll kommen.
Doch nehmen sie den Rest Madeira mit,
Ich trinke nicht mehr." Und für sich steiflächelnd:
„Man muß nicht mit Genüssen protzen, die
Der andere nicht kennt. Das reizt nur auf.
Und aus Arzneiwein wird dann gleich Champagner."
Mit derbgemess'nem Schritt, den Hut in einer,
Ein Blatt Papier fest in der andern Hand,
Schob's hoch und breit sich von der Thür heran
Und blieb in Zimmermitte höflich stehen.
Der Fabrikant stand auf und kramte Briefe
Jäh in geniale Unordnung hinein.
Dann sah er forschend auf: „Was wünschen Sie?
Sie sollten freilich zur Bureauzeit kommen,
Doch sind Sie mir im guten Sinn bekannt.
So macht's nichts. Welches dringende . . .?" — „Herr Bauer,
Ich komme selbst zu Ihnen, weil mein Lohn
Nicht langt, mit Weib und Kind mich durchzubringen.
Besonders seit der Miethzins aufgeschlagen . . .

Auch sind die Kinder krank und meine Frau
Kann bei der Pflege doch nicht plätten gehn;
Sie holt sich selbst was . . . die durchwachten Nächte,
Die schlechte Luft, grad aus der Schwangerschaft . . ."
— Herr Bauer zuckte leise mit den Achseln,
Als wollt' er sagen: „Kinder nie genug!
Ma — Malth — . . . man sollt euch mal den Malthus schenken." —
„Und hier ist alles richtig aufgesetzt,
Der Lohn, der Zins, Arznei, das Essen, Kleidung,
Von Tag zu Tag und wöchentlich summirt.
Ich bitte, sehen Sie sich's selber an!
Man will doch leben, aber so geht's nimmer,
Wir haben schon vom Heirathsgut versetzt,
Die Frau macht's unzufrieden und ich kann's
Ihr nicht verdenken. Das giebt Häkelei . . .
Ich mag des Abends kaum zu Hause geh'n
Und muß doch, um den Rappen ja zu sparen;
Muß ich erst meinen Sonntagsrock verkaufen,
Dann, Herr Direktor, ist es gänzlich aus,
Dann gehe ich mit meiner Frau und Kindern betteln,
Für das Gewerb sind uns're Lumpen nobel."
Er war jetzt nahe an den Tisch gelangt
Und schob dem Herrn Fabrikbesitzer Bauer
Sein Konto zu. Der dreht es in den Fingern
Und las es scheinbar aufmerksam herunter,
Die goldene Brille glänzte jovial.
„Ich seh's, wenn dem so ist . . . Sie haben nicht
Viel übrig, und auf diese Weise . . ." Flüchtig
Bestrich den Bogen wieder sein Krayon —
„Doch will ich Ihnen einen Vorschlag machen,
Wie sie den Wirthschaftsfond sofort erhöhn
Und sich dabei viel Last und Sorge sparen."
Die Faust des Arbeitsmanns drückt eine Beule
In seinen Hut, er nahm den Schein zurück
Und sah dem Sprecher spannend ins Gesicht —
„So geben Sie die Kinder doch in Kost
Und schicken dann die Frau zu uns! Wir können
Weibliche Arbeitskräfte immer brauchen,
Ich sage dem Inspektor noch Bescheid."
Ein höhnisch Lächeln blitzt' um Aug' und Mund
Des Bittenden, die Beule wuchs hinein —
Sein Blick sank auf's Familienblatt: „An's Haus
Und seinen Frieden schließ' dich an!" „Herr Bauer!
Ich wollte Lohnerhöhung, keinen Rath.
Die Kinder weinen, wenn ich wiederkomme,
Und werden kränker; meine Frau ist schwach . . ."
Von der Kamelie in dem Kammgarnknopfloch
Des Herrn Direktors perlte eine Thräne

Zitternd zu Boden —: „Es gibt leichte Arbeit;
Von höher'm Lohn kann keine Rede sein,
Die Konkurrenz" — das sagt' er mehr zum Ofen —
„Kurzum, es geht nicht. Basta. Adieu!"
Ein bitt'res Wort hing zwischen knappen Lippen
Ein rauhes Wort, ein Wort voll eis'gem Weh,
Es hing und fiel zurück. „Adieu!"
Die Thüre sprang mit schnödem Ruck in's Schloß,
Die Sonne tanzte wie ein Friedensengel
Am Plafond. Und in's Zimmer rauschte stolz
Parfümausgießend Frau Direktor Bauer:
Havannarauch zog kräuselnd durch den Duft
Und klimpernd wurde Wagner angeschlagen.



An den Zaren.

(Bei Lektüre der neuen Gräuel in Sibirien.)

Du Schrecken, der auf Rußlands Throne
Sich an Sibiriens Hölle letzt,
Wann wird der Untergang zum Lohne?
Wann wird dein Hermelin zerfetzt?

Der Stunde harrt die Welt mit Zittern,
Und knirschend schäumt die Ungeduld:
Wann wird die Höllenburg zersplittern,
Die Höllenburg der Zarenschuld?

Zwar Werkzeug bist du nur der Zeiten,
Das faule Reis am gift'gen Baum,
Doch über deinen Leib wird schreiten
Die Freiheit zu des Eismeers Saum.

Die Freiheit ist ein Kind der Sühne,
Die Tochter ist sie der Vernunft,
„Fort!" ruft sie — „von Europas Bühne,
Wahnsinn'ger Sproß der Zarenzunft!

Ins Irrenhaus mit deiner Sippe!
Zwangsjacke dein Despotenkleid!
Auch zu Sibiriens eis'ger Klippe
Flammt der Befreiungsblitz der Zeit."



Statistik.

(Edgar Steiger gewidmet.)

„Zahlen regieren die Welt. — Mindestens zeigen sie, wie die Welt regiert wird."

Goethe.

Scheu vom Nachtwind flackert der Lampe Schein,
Müde schwankt das rothe Löschblatt nieder.
Meiner Ziffern todte Taxusreih'n
Knicken wunderlich die kahlen Glieder;
Riesenmassen schütteln Fleisch und Bein,
Millionen Zahlen zuckend schrei'n:
Dichter, weckt dein warmes Blut uns wieder?
Fühle, fühle deiner Zahlen Pein,
Uns'rer Qualen hochgesummte Summen!
Wühle, wühle sie zum Hirn hinein,
Daß wir nimmer, nimmermehr verstummen.
Sieh die Linie wie sie Zickzack steigt!
Hunger, Wahnsinn und Verbrechen zeigt!
Wandle sie, die dunklen Spuren!
Sei dem Geisterlumpentroß
Dieben, Mördern, Lustlemuren,
Spießgesell und Mordgenoss'!
Wo der Fleischtopf üppig dampft,
Reibt die Tugend sich den Wanst,
Mägen, die der Hunger krampft,
Hält der Teufel schlau umschanzt.
Wie sie grinsen, meine Zahlen,
Nackt und spindeldürre hupfen,
Aus zerschoss'nen Idealen
Federn über Federn rupfen!
Sieh, nun reihen sich zwei Lager,
Hier die Guten, dort die Schlechten,
Meistens sind die „Sünder" mager,
Fett sind meistens die „Gerechten".
Habe nie den Gott ergründet,
Der von Schuld und Unschuld weiß,
Besser scheint mir schon verkündet:
„Gott ist der Getreidepreis."
Und in toll und tollerm Ritte
Ueberschlagen sich die Laster,
Wuchert Reichthum, welkt die Sitte,
Mordometer der Kataster.
Wie die Branntweinfluthen schwellen!
Wie die Brenner Bismarck grüßen!
Kahlgeschorene Gesellen
Müssen fahl im Zuchthaus büßen.
Kindesunschuld, wüst geschändet,
Wirbelt in der Hölle Strudel,

Bürgerbauch stolzirt verblendet,
Wie ein wohldressirter Pudel.
Ach, der gute, der honette Rentner,
Unbescholten strahlt er weiß wie Schnee,
Trostlos schleppt der Strolch den Schicksalszentner,
Ehrlos frißt er in sich Wuth und Weh.
„Arbeit! Arbeit!“ Seine Faust, sie zittert,
Klirrend schmettert sie durch's Ladenfenster.
Gott Gesellschaft hält ihn gut vergittert,
Gott Gesellschaft kettet die Gespenster,
Gott Gesellschaft, Gott Jehovah,
Sein Gebot dräut unerbittlich —
Lady Shocking auf dem Sopha
Gähnt gesetzlich, schämt sich sittlich.
Sittlich vornehm schlürft sie theuren Brändy,
Süß ins Mäulchen quillt das feine Schläuchlein,
Suckelt holt ein Stückchen Zuckerkändy
Legt sich schlummern auf ihr — shocking — Bäuchlein.
Aber fern den Lustpalästen,
Aus der Vorstadt finsterm Schooß,
Wo die Ratten auf den Resten
Schmutz'ger Noth die Luft verpesten
Ringt der Schrei der Scham sich los.
Wimmernd winden Millionen Zahlen
Schwer sich fort, ein Mammuthsungeheuer,
Plötzlich aus erloschenen Blicken strahlen
Der Erlösung Freiheitsfeuer.
Schwarz umrauscht es die Tribünen,
Gläubig lauscht's dem neuen Heil,
Das die herrlichen, die kühnen
Führer mit dem Rettungsbeil
Rosig durch die Nothnacht lichten —
Hell durch's Dickicht kracht der Keil,
Freude blüht den Gramgesichtern,
Die noch kauern scheu und schüchtern,
Wollen nimmermehr verzichten,
Leben leuchten Millionen Zahlen,
Glühend wallt's zu neuen Idealen.
Wie sie das Volksblatt vom Haken raffen!
Wie sie hohnlachend die Ziffern durchmessen!
„Zählt ihr den Ueberfluß, den wir schaffen,
Den sie aus Knochen und Mark uns pressen?
Zählt ihr des Goldpolypen Profite?
Zählt ihr den Eiweißgehalt uns'rer Nahrung?
Ist das Gerechtigkeit? Ist das Sitte?
Ist das die christliche Offenbarung?
Zählt ihr die Würmer, die täglich sterben,
Kläglich aus gottserbärmlicher Noth?

Zählt ihr die Frauen, die nächtlich verderben,
Preisgegeben um's liebe Brot?" — — —
— — — — — — — — — — — —

Fee Statistik, die der Bonzen Muse
Mit dem keuschen Heuchelblick nicht nennt,
Milde Fee, versteinernde Meduse,
Dich verklärt, wer deine Kraft erkennt.
Schmerzstarr übergrau'n mich deine Züge,
Massenzahl verzehrten Menschenglücks —
Heil, Statistik, Heil! Du höhlst die Lüge,
Missest der Gerechtigkeit Gefüge,
Schön einst lenkst du Wogen des Geschicks.
Deiner Zahlarmeen Donnerzungen
Schmettern Wälle grauen Wahns zu Staub,
Um die Pfeiler, die dein Maß geschwungen,
Kränzt die Menschheit frisches Siegeslaub.
Götterlos, nach deinen Grundgesetzen,
Wie der Welltallsfreude Rhythmus schwillt!
Die Dreieinheitsrechnung fliegt in Fetzen,
Und des Denkers Sehnsucht wird gestillt . . .
Zahlen, die das Ziel der Schönheit suchen,
Segnen laßt euch! — laßt die Pinsel fluchen.

Te Deum.

(Der edlen Bekämpferin des Massenmordes, Bertha von Stuttner, gewidmet.)

Gluthsommer Siebzig. Spich'rer Höhen dampften,
Kanonen heulten. Schwerschwadronen stampften.
Die Leiber zuckten in den Ackergrund,
Entsetzen athmete der Erde Mund,
Blut floß, als sei schon Rothwein-Kelterzeit;
Ha, Herscherhochzeit! Purpurfeierkleid!
Und Zug auf Zug, branntweinbefeuert, stürmt.
Hurrah und Vorwärts! Leichen aufgethürmt!
Zehntausend Nummern wen'ger oder mehr.
Hurrah! du preußisches, du tapf'res Heer!

Genommen! Sieg! Der Abend kühlt hernieder
Und küßt mitleidig die erstarrten Glieder.
Halbtodte lechzen in die laue Luft,
In ihre Nase wittert Leichenduft,
Die rothen Kreuze bahren auf, verbinden
Und hören Sterbeseufzer sich entwinden.
„Mein Weib, mein armes, o mein armes — ah!"
Der Rumpf schlägt hin. Hurrah Germania!

Te Deum! Trommeln thronen den Altar.
Die Bibel offen. Feldprobst im Talar.
Die schwachen Bataillone rund rangirt.
„Helm in die Hand!“ Der Hauptmann kommandirt.
Der Feldprobst räuspert sich: „O du da droben,
Laß deinen unerforschten Rathschluß loben!
Der heiligen Sache hast du Sieg gewährt
Und deinen Willen wunderbar erklärt.

Wir danken dir, du höchster Herr der Welt,
Daß du des Erbfeinds Höllenplan zerschellt.
Sei fürder mit uns! Segne du den Kaiser
Und alle angestammten Fürstenhäuser!
Laß deine Gnade aufgeh'n über allen,
Insonderheit für Die, so heut gefallen!
Für dich sind sie geboren in den Tod;
Gott, sei uns gnädig! Hilf aus aller Noth!“ — —
Die Mannschaft singt: „Herr Gott, dich loben wir!“
— „Helm auf!“ — Die Leute rücken in's Quartier.

Jenseits im Thale ward zur selben Zeit
Dem Gott Napoleons der Dienst geweiht.
Matt, knielahm steh'n sie mit gesunk'nem Blick
Und denken an ihr trauriges Geschick.
Im Stillen ballt und krampft sich manche Faust,
Indeß der düstere Choral erbraust.
Le prêtre aber faltet seine Hände:
„Mon Dieu! gieb, daß sich morgen alles wende!
Fleuch du dem kaiserlichen Aar voraus
Und stoß das Geiertier in Nacht und Graus!
Gott segne, segne unser Herrscherhaus!
Ich weiß, du wolltest uns gewiß erst prüfen.
Nun leih' uns Sieg! Wir schrein aus Herzenstiefen!“
Mit opferdumpfer Todergebung zieh'n
In ihr Gelaß die dünnen Kompagnien.
— — — — — — — — — — — — — — —

Die neue Zeit.

Es hat ein Hammer aufgeschlagen
Im menschlichen Maschinensaal,
Der Amboß klang, und fortgetragen
Wird sein Getön von Thal zu Thal.
Die Berge zittern seinem Dröhnen,
Die Meere wälzen seinen Ruf;
Er bebt ans Ohr der Erde Söhnen
Und lebt im Schönen, das er schuf.

Aus ihrem dunklen Mutterschoße
Wächst auf kur Kraft durch Noth und Leid
Die kampfgebor'ne, palmengroße,
Lichtaugenholde neue Zeit.
Der Dampf umbraust des Kindes Wiege,
Zur Hochzeit blühn ihr sternenklar
Zum selt'nen Lohn vollkomm'ner Siege
Leuchtblumenketten durch das Haar.

Glückauf, du neue Zeit der Milde,
Der Unschuld, die nur Wahrheit kennt,
Die nach der Zukunft Geistesbilde
Sich vorwärts zu gestalten brennt!
Wir richten unser Haupt zum Gruße
Entgegen deiner edlen Zier,
Wir streuen Palmen deinem Fuße
Und huld'gen und psalmiren dir.



Neuland.

(John Henry Mackay gewidmet.)

Ich stieg aus blühendem Thale,
Und stand mit einem Male
In einem Meer von Schutt.
Vom blutigen Purpur beschimmert
Lag eine Welt zertrümmert,
Ich aber weinte wie Ruth.

Im scheidenden Abendstrahle
Geborstene Ideale!
Nachteulen schwankten empor.
Und Finsterniß deckte die Scherben,
Ich aber lehnte zu sterben
Am ersten zerschmetterten Thor.

Doch als der Morgen, der fahle,
Erblinkte am morschen Portale,
Fuhr ich auf aus dumpfträumendem Tod.
Ein Sturmwind pfiff durch's Vergreiste,
Und das Feld erdröhnte und kreiste,
Eine Lerche rankte in's Rosenroth.

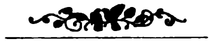


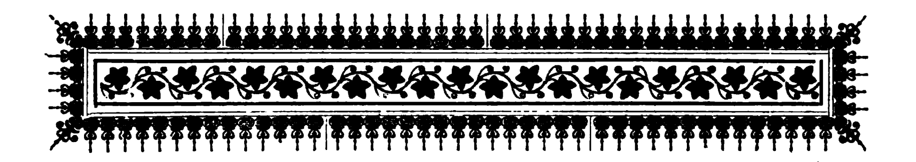


Leopold Jacoby

Leopold Jacoby, einer der idealsten und geistvollsten Poeten unserer Zeit ist heute der großen Masse der Arbeiter noch fremd, obwohl sein Herz stets für diese glühte, seine herzlichen Hymnen nur ihnen galten, in jeder Zeile dem Sozialismus entgegenjubelten. Als am 20. Dezember 1895 der edle Mann im Spital zu Zürich seine Augen für immer schloß, da konnte man mit Recht sagen: Er ist an seinen Idealen gestorben. Ideale! Eine gefährliche Krankheit. Aber es gibt ein sicheres Mittel gegen diese Krankheit: Die Ideale bei Zeiten in Geld umwandeln, sie rentabel machen, dann gedeiht man sehr gut dabei — Jacoby erkannte dieses Heilmittel nicht und deshalb starb er an seinen Idealen. Jacoby war auch Philosoph — das unrentabelste Handwerk, ein Luxussport für Professoren, die in festem Gehalt stehen, aber keine Beschäftigung für einen armen Teufel wie Jacoby einer war, der um nicht zu verhungern, erst die nöthigen Groschen durch Stundengeben sich verdienen mußte. — Sein ganzes Leben galt nur der Zukunft, der Zukunft, da das Gute herrscht und nicht mehr Kleinlichkeit und Niedertracht dominiren, nicht Millionen niedergedrückt sind unter dem Fluche der Noth, die den Menschen unter das Thier stellt. Er träumte von der Zukunft, da der Mensch sich seiner Menschenwürde bewußt wird, die Kulturarbeit des Sozialismus ihre Erfolge zeitigt. In seinem „Bekenntniß“ sagte er:

Dies ist das Große,
Was die neue Lehre verkündet:
Daß sie den Menschen hinstellt
In den Weltraum und auf Erden:
Die Arbeit hinter ihm,
Die Gleichheit unter ihm,
Die Liebe zu seiner Linken,
Die Gerechtigkeit zu seiner Rechten,
Die Wahrheit vor ihm
Und die Freiheit über ihm,
Aber die Schönheit in ihm!





Antike und moderne Welt.

(Von Aristoteles zu Reuleaux.)

Hört, was mit göttlichem Humor
Der weise Grieche*) führet vor:
„Ja, wenn in einer Welt wir lebten,
Wo die Weberschiffchen von selber webten,
Das Werkzeug wie mit einer Seele
Begabt, ausführte die Befehle
Des Herrn mit allem Schick und Fug,
Der ihm die Arbeit übertrug,
Dann wär' der Knechtschaft Qual vorbei
Und alle Sklaven würden frei!"

Hört, wie der kluge Mann von heute
In seinem Buch**) belehrt die Leute:
„Das Werkzeug, das ihr Menschen habt,
Ist heute fast vernunftbegabt!
Es führt belebt wie mit Verstand
Gedanken aus mit eig'ner Hand.
Jedoch der Mensch, der damit schafft,
Verliert des Menschen Eigenschaft,
Wird umgewandelt und zerstückt
Zum Werkzeug selbst herabgedrückt.
So blüht — o grauf'ge Ironie! —
Für ihn die Welt der Industrie,
Daß er als Knecht, als Sklave diene
Dem Werkzeug heute, der Maschine!"

Hier schaut ihr klärlich hingestellt
Antike und moderne Welt.

Und die Moral? Nun wählet sie:
Humor — und grauf'ge Ironie!
Seht, wie so menschenfreundlich groß
In unsres Arbeitsmannes Loos
Sich heute nach zweitausend Jahren
Des Fortschritts Wunder offenbaren.

---

*) Aristoteles. Politik. Buch I, Kapitel 2.
**) F. Reuleaux. Kinematik. Die Maschine in der Arbeiterfrage. 1885.

Karl Marx' Todtenfeier

im Cooper Institut zu New-York. (Den 19. März 1883.)

Im Arbeitskittel viele Tausend
Sie sitzen, stehn zumal,
Und ihr Gemurmel füllet brausend
Den Riesensaal.

In all den Sprachen, in den Zungen
Der Weltnationen dort
Dem todten Kämpfer ist erklungen
Ein Abschiedswort.

Der Britte sprach: „Geliebt in Hütten,
Gefürchtet im Palast,
Hat er gelebt, gewirkt, gestritten,
Ohn' Hast und Rast.

„Sein Name wo Maschinen schwirren,
Bei uns in Stadt und Land
Die Fenster der Fabrik erklirren,
Wird heut genannt!" —

Der Russe: „Wo Despoten thronen,
Bei uns durch Graus und Nacht
An ihrer Kette zerr'n Millionen,
Wird sein gedacht!" —

Der Franke: „Wie ein Weltbefreier
Von Völkerhaß und Krieg
Focht er, und diese Todtenfeier
Bürgt uns den Sieg!" —

Der Deutsche*) sprach: „In Liebe wollen
Wir vor den Andern heut
Dem Denker wie dem Kämpfer zollen
Ein Grabgeläut.

„Denn wie einst neu die Himmelskunde
Kopernikus erschuf,
Dem Wissen scholl aus seinem Munde
Ein Werderuf.

„Dem Wissen von des Volkes Leiden
Und von der Arbeit Qual.
Der Götze schon liegt im Verscheiden,
Das Kapital!

*) Adolf Douai † 1888.

„Er hat für unsern Kampf auf Erden
Ein scharfes Schwert verliehn,
Daß eine neue Welt soll werden;
Drum ehret ihn!

„Noch gab uns ein Geschenk kein Spender
Dem Donnerworte gleich:
Ihr Proletarier aller Länder,
Vereinigt euch!



Freiheit.

Freiheit! Freiheit!
Du Wunderport, du Wunderwort!
Du Inbegriff der herrlichsten der Lieder,
Wie klingst du in des Menschen Seele wieder!
Ein Wunderwort, ein Wunderhort,
Der alles Schönste in sich birgt,
Der alles Schönste aus sich wirkt!

Freiheit! Sie wird nicht ohne Mühe dein,
Will wie ein schönes Weib errungen sein.
Nur kämpfend bringst du vor
Zu ihrem köstlichen Genuß,
Nur wenn du sagst: Ich weiß, ich muß
Und kann nicht anders!

Du bist nicht frei, wenn du das Schlechte willst,
Du bist nicht frei, wenn du erwählst,
Was dir bequeme Freuden schafft,
Ein Sklave bist du deiner Leidenschaft.
Doch führt der Weg zur Schönheit auch durch Noth,
Droht er im Kampfe selbst den Tod, —
Daß du erkennst und weißt, du mußt,
Und vorwärts gehst du mit jauchzender Lust,
Bleibst deinem Ziel vollendet treu,
Dann bist du frei!

Die Schönheit ist des Werdens Ende!
Die Schönheit ist des Werdens Ziel!
Vollendetes Gezwungensein,
Den Weg zu wandeln vollbewußt
Nach diesem Ziel ist Freiheit!
Freiheit!



Das Volkslied.

Wohin du immer wanderst
Auf diesem Erdenrund,
Es spricht zu dir im Liede
Des Volkes Klagemund.

Und ist dieselbe Weise
Und gleiche Melodie,
Die aller Orten laut wird,
Und du vergißt sie nie.

Ob du den Fellah hörest,
Wenn er das Schöpfrad dreht,
Und ob den nord'schen Bauer,
Wenn hinterm Pflug er geht.

Der Slave und der Ire
Und der Romane singt
Sein schwermuthsvolles Liedlein,
Das dir zu Herzen dringt.

Es tönet wie ein Murmeln
Von tausendjährgem Leid,
Wie die gepreßte Stimme,
Die leis' um Hilfe schreit.

Und nach des Elends Ende
Ein Sehnen, tief und bang,
Wie eine Prophezeiung
Hörst du aus diesem Sang.



Botschaft einer neuen Zeit.

(Aus: Es werde Licht.)

Ein freier Bote steh' ich hier und Herold einer freien Stadt,
Und eine Botschaft künd ich dir, die mir mein Gott gegeben hat.
Zum ersten Mal geschieht es heut', auf dieser Erd zum ersten Mal,
Daß sich der Mensch auf Erden wird bewußt der ganzen Menschheit Qual;
Des Unrechts, das die Gier ihm thut und Herrschsucht übt, und der Betrug,
Der ihm die Augen stumpf gemacht, der seinen Geist in Ketten schlug.
Und die Bewegung, die du schaust, wird unaufhaltsam weiter geh'n,
Vor keines Wahnes Machtgebäu, vor keinem Trugbild bleibt sie steh'n.
Bis aus dem Gramgesicht der Welt das Elend nicht mehr grausig schaut.
Und bis auf Erden allerwärts ein neuer Menschenfrühling thaut
Das ist die Leuchte, die uns führt, sie strahlt in wunderbarem Glanz,
Und wandelt vor uns her im Streit, bis wir den Sieg errungen ganz.
Doch du, der Frauen hohe Zier, so anmuthreich, so schön und mild,
Im bittern Kampfe, der uns droht, ein liebliches Versöhnungsbild.
O glaube nicht, der nied're Mensch, er sei des Sinns der Schönheit baar.
Was auch der Bosheit Zunge spricht, o glaub' es nicht; es ist nicht wahr!
Ein tiefes, banges Sehnen zieht, ein Streben auch, ihm unbewußt,
Nach dem, was göttlich ist und schön, durch des geringsten Menschen Brust.
Wann abgewaschen von der Zeit das Unrecht sein wird und die Gier,
Dann blühen Blumen weit und breit in nie gesehener Pracht und Zier.
Dann sprudelt hell der Schönheit Born aus tausend Quellen wundersam.
Und Sangesweisen werden laut, wie sie bis heut' kein Ohr vernahm.
Die pflanzen fort und ewig fort der Menschheit höchsten Jubelschrei,
Bis alle Erdenmenschen ihn mitrufen können: Wir sind frei!



Wissen und Nichtwissen.

Unheilvoller
Als das Darben der Erdenkinder
Und alles Leid der Menschen ist
Das Nichtwissen
Vom eignen Elend.

Seh' ich
Millionen Menschenwesen
In ein Marterjoch gepreßt,
Stumpfen Blicks durch's Tagwerk wandeln,
Dann in bittrem Groll und Gram
Muß mein Herz und Hirn erbeben.

Thoren haben es Glück genannt,
Haben die Menschen selig gepriesen,
Die unbewußt der Seelenqualen
Sich des niederen Daseins freu'n,
Mit dem Vieh zugleich zufrieden leben.
Lieber wissend bluten in Qual,
Lieber bewußt in Qual vergeh'n!

Fürchterlicher
Als das Elend der Menschen ist
Das Nichtwissen,
Sei's auch vom Elend.



Gegenwart.

Dort, wo das Meer in schönem Bogen
Istriens Gestade einschließt,
Wandelt' ich am Ufer frühmorgens einsam.
Ueber die blaue Adriabucht
Märchenhaft klar
Grüßten Alpengipfelhäupter
Schneeblinkend herüber;
Aber mein Gemüth war kummerschwer,
Und bittrer Groll fraß mir am Herzen.

Ich dachte der düsteren Gegenwart,
Wie alles scheinbar rückwärts sich gewendet;
Menschenelend ringsum,
Von den Erwartungen der Zeit nichts erfüllt,
Und statt geträumter Freiheit allerlei Nachtgespenster
Und Spott und Hohn und Rückschrittsübermuth der Gegner.

Da schlug ein seltsam Geräusch an mein Ohr,
Wie polternd kam es näher und näher.

Und da ich aufblickte,
Sah ich auf der Straße vor mir
Dampfwandeln ein Wagenungethüm.
Sausend schwirrte droben das Schwungrad,
Aber die großen Räder drunten
Wälzten sich langsam,
Langsam vorwärts unter Aechzen und Stöhnen
Und zermalmten auf der Straße den Kies und die Steine
Knirschend.
Und hinter sich her an Ketten schleppte der Wagen
Eine riesige Schiffsdampfmaschine.

Und ich trat heran;
Doch wie ich in die Räder starrte,
Da durchzuckt es mich seltsamlich,
Daß die Speichen beim Radumlauf
Nach unten scheinbar rückwärts gingen,
Immer rückwärts nach unten nieder,
Und doch stampfte der Wagen vorwärts
Und rollten die Räder vorwärts unaufhaltsam.

Da ward ich getröstet wunderbar,
Wie der Koloß an mir vorbeizog,
Ein Bild der Zeit:
Der Wagen der Zeit rollt vorwärts unaufhaltsam
Unter Aechzen und Stöhnen,
Und ein Niedergang im Radumlauf
Solch ein Moment ist die Gegenwart.
Wie wenn Fliegen auf den Speichen sitzend
Sich freuen, daß sie rückwärts niedergehen,
So ist der Spott der Gegner heute.

Goldig glänzte die Luft und das Meer
Im aufsteigenden Sonnenstrahl,
Und ich grüßte über die Adriabucht
Die schneefunkelnden Alpenhäupter
Freudigen Herzens.

Lasciate ogni speranza.

(Laßt alle Hoffnung fahren.)

Als die jenseitlose Welt,
Die Welt des heitern Genießens
In Trümmer sank, schuldbeladen,
Wurmzerfressen von Sklaverei,
Da brach für die Menschen an
Ein träumendes, erdenberaubtes Dasein.

Hoffnungssklaven des Himmels quälten sie sich
Freudenenterbt und heimathlos
In irdischem Fluch, in irdischem Elend.
Wie ein Lottospieler
Harret auf des Glückes Loos, —
Entzogen wird ihm durch Hoffen,
Ausgesogen durch Hoffnung
Macht und Stärke von Hand und Hirn, —
So klammerten sich an Hoffnung an,
Die Menschenkinder
Und lebten den Tod und starben ihr Leben.

Da ein Dichter der Zeit
Auf die Hallen des Schreckens schrieb:
Die ihr eintretet, gebet die Hoffnung auf!
Grauenvoll klang das Wort
In die angsterbebenden, hoffenden Herzen.

Kommen seh' ich ein neu Geschlecht
Lebensfreudiger Menschen,
Wissend, daß sie müssen erzeugen,
Wissend, was sie müssen vollenden.
Ausgeträumt ist der öde Traum,
Umgestürzt der Moloch des Hoffens;
Da quillt aus eigner Kraft dem Menschen
Ungeahnte Segensfülle
Und ein Leben in Schönheit auf Erden.

Kommen seh' ich ein neu Geschlecht,
Und, wie die Griechen einst,
Auf Weisheitshallen schreibt es die Worte auf:
Kenne dich selbst! Das ist:
Mach dich von Hoffnung frei!
Freudig tönt das Wort
In den erwachten Herzen wieder.

Hoffnungslos, vollbewußt
Wirket dereinst am Weltenlauf
Der Mensch, der Verächter blinden Glücks,
Ein Gebieter des Schicksals.



Vision.

Im Dämmergrauen der Nacht stieg ich empor,
Mühsam aufwärts klimmend
Die zackigen Felsenhöh'n,
Die das Ufer des Meeres krönen.

An dem nachtblauen Firmament
Des Mondes schmale Sichel erblaßte allmählich,
Und abschiedfunkelnd
Geisterhaft leuchteten die Gestirne.
Von drunten aber tönte rauschend
Der Meereswogen Nachtgesang.
Auf einem Felsvorsprung saß ich nieder
In der schauervollen Runde
Und horchte dem Wellenlied,
Bis am Horizont im Osten ein Vorschimmer aufging
Und ein schmaler Streif sich spiegelte im Meer.

Da kam ein Windstoß von Süden her;
Er trieb die Nebelschleier herauf aus den Schluchten
Und Felsabgründen,
Die wogten hin und her bis zu den Gipfelnhöh'n.
Aber wie sie sich zusammenballten,
Und gegen und übereinander zogen,
Da wuchs mit einem Mal der Windhauch zum Sturm
Und seine Stimme zum Brausen.
Und mein Ohr war wundersam aufgethan
Den Tönen und Klängen über mir,
Unter mir
In der tobenden Sprache von Wind und Meer.
Ich horchte angstvoll, da scholl es herauf
Wie Weheruf aus den Tiefen,
Wie weinender Laut und Aechzen und Stöhnen,
Daraus ein dumpfes Grollen brach hervor
Weithin wiederhallend am Ufer.
Da wirbelten dichter empor die Nebel,
Und das Gewölk ward zum Kampfgewirr,
Schreckhaft groß, übergewaltig.

In tosendem Aufruhr heulte der Sturm;
Steine bröckelten los von den Felsen
Und stürzten ins Meer,
Laut knatternd —
Wie Schwertergeklirr, wie Rossegestampf,
Mir war, als hört' ich
Der Zertretenen Aufkreisch
Und wiederschallen ein Riesenschlachtfeld
In dem Brüllen und Pfeifen des Frühsturms.

So furchtbar stieg des Sturmkampfs Dröhnen,
Daß die Erde bebte
Wie mit geheimen mitfühlendem Grausen,
Und es bebte mein Herz voll innerstem Antheil.

* * *

Siehe, da brach durch die wildringenden Massen
Ein Morgenstrahl
Von wunderbar lösender Gewalt.
Und alsbald der Sturm heulte nicht mehr,
Und der gellende Tumult ward milder und klingend,
Wie die Wolken sich zertheilten;
Sie schmolzen und schwanden dahin,
Wie ein Reif schmilzt vor dem Hauch des Mundes,
Und durch die Nebelhüllen der Blick ward frei.
Da lag vor mir in Gluth getaucht
Der Himmelshorizont.
Sprühflammen durchzuckten des Ozeans Ostrand,
Und in dem letzten Grollen und Austönen des Sturmes
Erschien aus den Wassern die Himmelsleuchte,
Ein Sonnenaufgang,
Wie bisher meine Augen ihn nie gesehn.

Unter mir
Noch schlugen die Wellen an die Felsen,
Laut schluchzend,
Noch zitternd erregt von dem furchtbaren Kampfsturm,
Aber sie zogen freudig dahin
Ihre stolzen Meereslinien,
Und Siegesfanfaren rauschte ihr Morgengesang.

Verklärt schimmerten die fernen Gestade
Wie Inseln der Seligen in goldenem Licht,
Und die Sonne stieg empor
Freudig funkelnd,
Als ging sie über eine neue Welt
Zum ersten Male auf:
Schönheitstrahlend,
Segenspendend
Für alle Menschen gleich auf Erden.

Unterricht im Sozialismus.

1.

Fanny flüstert:

Aber in dem neuen Leben
Wann die schön're Sonne scheint,
Wird es dann auch Küsse geben,
Werden Thränen auch geweint?

Und die Mädchen und die Frauen
Welche Stelle haben sie?
Wirksam frei will ich sie schauen,
Sonst mag ich die Zukunft nie! —

Sei beruhigt, süßes Leben,
Wonn' und Weh bleibt stets vereint.
Küsse wird es immer geben,
Thränen werden auch geweint.

Und die Mädchen und die Frauen
Schwingen sich empor und frei
Wirksam schaffen sie und bauen
An dem neuen Weltgebäu!

2.

Fanny fragt:

Aber wenn die Sonne aufgeht
In der neuen, schönern Welt,
Wie sie ausschaut und ihr Lauf geht,
Das erzähl' mir, Liebster! Gelt?

Leicht versteh' ich, froh erwart' ich
Dort, wo nicht mehr reich und arm,
Wie dann aufhört tausendartig
Elend, Jammer, Noth und Harm.

Doch die Gleichheit schafft mir Grauen.
Macht die Zukunft Alles gleich,
Wird ihr Farbenbild nicht schauen
Trüb, einförmig, öd' und bleich?

Giebt es keine höchsten Kronen,
Wird das Maß auf Erden klein,
Und daß Niedere wird thronen,
Das Gemeine Herrscher sein. —

Fanny, deine Zukunftsfrage
Spiegelt sich in Wald und Flur.
Von der Gleichheit Antwort sage
Dir ein Bild aus der Natur!

Bist du über weite Haide
Je gewandert, süßes Kind,
Wo mit ödem braunem Kleide
Alle Pflanzen niedrig sind?

Wo kein Rauschen und kein Flüstern
Dich umfängt mit Liebesgruß,
Nur die starren Kräuter knistern
Knirschend unter deinem Fuß?

Und dir ist als mußt du weinen,
Todesschwermuth packt dich an;
Denn des Niedern und Gemeinen
Urbild hat dir's angethan.

Solche Gleichheit schafft das Heute,
Es erniedert alle Höh'n,
Unerbittlich wird zur Beute
Ihm, was herrlich, hoch und schön.

Aber ward dir Kunde nimmer
Von der Palmenwälder Pracht,
Deren Frucht und Blüthenschimmer
Selbst den Forscher staunen macht?

Deren Blätterkronen schweben
Ueber ihm im Aetherzelt,
Deren Wipfelhäupter leben
Wie in einer andern Welt?

Von den Palmen, die als Brüder
Stehen stolz und gleich und frei,
Und ihr Rauschen tönet nieder
Eine Wundermelodei?

Solche Gleichheit muß ein Morgen
Bringen mit der Sonne Pracht;
Vorwärts kämpfend laßt uns sorgen,
Daß zu Ende geh' die Nacht!

Alle Menschen sind erhoben
Und sie werden alle gleich
Nicht nach unten, nein nach oben
In dem neuen Weltenreich.

Gleich wie die lebend'ge Flamme
Sprüht nach oben nur empor,
Aufwärts strebend an dem Stamme
Prangt der Menschheit Blüthenflor.



Und ihr sollt vorwärts dankbar sein.

(Aus: Der deutschen Sprache Lobgesang.)

Jeder Erwachsene soll den Kindern dankbar sein,
Der Lehrer soll den Schülern dankbar sein,
Der Gegenwärtige soll den Kommenden dankbar sein.

Durch den Dank nach rückwärts ist die Knechtschaft gekommen,
Durch den Dank nach vorwärts
Müssen die Sklaven freie Menschen werden
Und muß alles Elend ein Ende haben.

Ihr sollt nicht Märchen für Wahrheit halten,
Denn wenn ihr das thuet,
So mordet ihr euch selbst
Und mordet eure Kinder.

Stehe auf, du Sprache, und gehe dorthin,
Wo der Jammer wohnet,
Wo das Elend zu Tische sitzt,
Und der Hunger in den Eingeweiden wühlet.
Wen du dort finden wirst,
Mache seinen zerschlagenen Arm stark
Und seinen stumpfen Blick helle.
Laß nicht ab von ihm
Wenn er sich hinlegt vom Elend
Und wenn er aufsteht zum Elend.
Trommle, zischle, raune ihm zu:
Du sollst dich nicht treten lassen,
Du sollst dich nicht unterdrücken lassen,
Du sollst dich nicht aussaugen lassen,
Du sollst den Sklavensinn von dir thun,
Du sollst die Knechtseligkeit von dir thun,
Du sollst dich nicht bücken vor einem lebendigen Menschen,
Denn er ist nicht mehr als du.

Wirst du dies befolgen,
So wird das Elend abfallen von dir,
Wie ein Reif von der Erde schwindet,
Wenn das Frühlicht kommt
Und die Sonne am Himmel pranget.

Denn weil du dich treten läßt,
Darum heulest du.
Weil du dich unterdrücken läßt,
Darum bist du elend,
Und weil du dich aussaugen läßt,
Darum mußt du Hunger leiden.

Wer aber seinen Nebenmenschen zwingt,
Mehr zu arbeiten, als er selber arbeitet,
Der unterdrückt seinen Bruder,
Der tritt auf ihn
Und der saugt ihn aus.

Und du Sprache,
Nimm eine Leuchte in deine Hand
Und gehe dorthin, wo es finster ist,
Wo es ganz finster ist,
Und strecke die Leuchte über die dort schlummern
Und nichts wissen von sich,
Bis ihre Wimpern zucken
Und sie sich hin und wieder wälzen.
Und rufe laut, daß es halle
Von Hügel zu Hügel,
Von Thal zu Thal:
Wacht auf! Wacht auf!
Ihr habt zweitausend Jahre geschlafen,
Das ist lange genug. Wacht auf! Seht,
Es will lichter Morgen werden!

Und es hören es die Hügel,
Und es hören es die Thäler,
Und es hören es die Ufer des Meeres alle,
Und die Wellen am Ufer hören es,
Und beginnen es gegen einander zu schlagen.
Und die Tiefen des Meeres hören es,
Und steigen mit Freuden empor,
Und die letzten Wellen hören es
Und schlagen es an die Felsen mit Jubel.
Da dröhnt das Land.
Ein neues Licht durchzuckt alle Menschen,
Aufjauchzen die Nationen der Erde,
Denn der Fluch ist von ihnen genommen,
Und den Blinden sind die Augen aufgethan,
Und wollen als freie Menschen auf Erden wohnen,
Und ein Blutbad unter ihnen wird nicht mehr sein.



Aus: Klage.

Wer nicht arbeitet, der soll nicht leben!
Der Geist, der heut herrscht, ist eine Schmach den Menschen
Und eine tiefe Schande den Völkern!
Sein Gift frißt um sich wie der Krebs.
Aber aus allen Ecken pfeift der Betrug heraus.
Wenn der Arbeitsmann vorbei geht,
Er weiß nicht warum, aber er ballt die Hand zur Faust.
Auf seinen Aeckern da geht der Bauer
Und stöhnet hinter dem Pfluge her.
Es ist nicht die Arbeit, die ihn stöhnen macht,
Denn sie war sonst seine Lust gewesen.

Aber die Halme, die er mähen wird,
Sie sind nicht mehr sein,
Und sein Haus, darinnen seine Eltern gewohnt,
Er wird es bald verlassen,
Frage doch die Vögel unter dem Himmel,
Die werden dir's sagen.

Und haben sich öffentliche Blätter gemacht,
Die sprechen von Allem, was nicht ist
Und was nicht gewesen ist.
Aber was gerecht ist, das reden sie nicht,
Und was noth thut, das sagen sie nicht.
Nach Gewicht steht da das Talent zu Kauf,
Und talentvoll und gewissenlos
Ist bei ihnen einunddasselbe geworden,
Darum sind sie mit Grund gering geachtet.
Sie vernichten das Denken,
Das höchste Gut des Menschen,
Und sie machen stumpfsinnig anstatt zu belehren.
Und rühmen sich dessen mit Heuchellügen
Und nennen ihr Geldgeschäft
Eine Geisteswohlthat für das Volk.
Sie haben einen feinen Teppich über den Sumpf gebreitet
Und sehen wohl zu, daß nichts durchdringe.
Das Schlagwort ist ihre Angriffswaffe,
Und die Phrasen sind ihr tägliches Brot.
Die Phrase aber ist der Betrug mit Worten,
Und das Schlagwörterthum
Der Mißbrauch gerechter Worte.





Eduard Rieger.

Reichsrathsabgeordneter Eduard Rieger stellte uns nachstehende Daten zur Verfügung:

Ich wurde am 15. November 1865 in Görkau in Böhmen, einem kleinen Städtchen am Fuße des Erzgebirges, als Sohn einer armen Weberfamilie geboren. Meine Eltern verlor ich als ich kaum sechs Jahre alt war. Nach dem Tode meiner Eltern wurde ich zu meinen Verwandten nach Ober-Kratzau (Nordböhmen) gebracht, bei denen ich dann auferzogen wurde. Ich besuchte in Kratzau die fünfklassige Volksschule und einen Jahrgang der Bürgerschule. 14 Jahre alt geworden wurde ich aus der Schule entlassen und mußte nun daran denken, durch eigene Arbeit mein Brot zu verdienen. Ich kam zu meinem Onkel — einem kleinen Tuchmachermeister — in die Lehre und erlernte das Tuchmachergewerbe. Im Jahre 1883 bereiste ich als Handwerksbursche Deutschland: die Städte München, Augsburg, Stuttgart, Heidelberg, Darmstadt, Köln, Elberfeld-Barmen, Halle, Leipzig und Dresden bezeichnen den Weg, den ich gegangen. Dem Sozialismus wendete ich mich frühzeitig zu. Meine öffentliche Thätigkeit für die Sozialdemokratie begann im Jahre 1885, indem ich in nordböhmischen Arbeitervereinen Vorträge hielt und in Volksversammlungen als Redner auftrat. Im Winter von 1889 auf 1890 wurde mir die Redaktion des neugegründeten Parteiblattes „Freigeist" in Reichenberg übertragen. Im Sommer 1891 übersiedelte ich von Reichenberg nach Brünn, dem „öster. Manchester" und übernahm die Redaktion der beiden Parteiblätter „Volksfreund" und „Arbeiterstimme". Im Jahre 1892 wurde ich in die Parteivertretung der öster. Sozialdemokratie gewählt, der ich bis zum heutigen Tage angehöre. Am 9. März 1897 erfolgte meine Wahl in das öster. Parlament als Vertreter des industriellen Nordmährens. Am 26. November 1897 wurde ich mit meinen sozialdem. Fraktionsgenossen mittelst Polizeigewalt aus dem Saale der Volksvertretung entfernt, weil wir als Antwort auf den verbrecherischen Anschlag gegen die Rechte und Freiheiten des Parlaments — die berüchtigte lex Falkenhayn — das mit diesem Verbrechen einverstandene Präsidium gestürmt hatten. — Meine ersten Gedichte erschienen in den letzten 80er Jahren in der „Neuen Welt", sonst sind solche im Druck erschienen in öster. Arbeiterkalendern, Parteiblättern und sonstigen Parteizeitschriften. — Noth und Entbehrungen der mannigfaltigsten Art lernte ich schon in meiner frühesten Kindheit kennen und ich kann von mir sagen: Meine treuesten Begleiter bis auf den heutigen Tag waren die schmerzlichsten Bitternisse dieses Lebens.





Verzage nicht!

Verzage nicht in bangen, trüben Tagen,
Wenn dich bedrückt der Erde hartes Leid,
Sprich festen Muth's: Noch einmal will ich's wagen,
Noch einmal trotzen aller Unglückszeit;
Noch einmal stolz im Weltgetriebe stehen,
Das mich umbraust so wild, so freudenleer,
Und kühn der Noth ins freche Antlitz sehen,
Dem Schicksal trotzen wie ein Fels im Meer.

Verzage nicht, wenn Wolken auch sich thürmen
Und kummervoll die Zukunft vor dir liegt;
Wenn hoch des Lebens Wogen dich umstürmen,
Dann zittre nicht — das Wahre, Rechte siegt,
Und alle Wolken nach dem Sturm sich theilen
Die Sonne wieder freundlich lächelnd scheint,
Und all die schweren Wunden wieder heilen,
Die Thränen trocknen, die du still geweint

Verzage nicht, wenn Menschen dich verhöhnen,
Weil du das Gute, Beste hast gewollt,
Und du dich hingezogen fühlst zum Schönen;
Wenn dir die finstre Macht des Schicksals grollt
Und dir verbittert dieses Erdenleben
Und tiefes Weh und Leid dein Herz durchdringt,
Dann suche Trost in edlem, hohen Streben,
In deinem Ideal, das dich beschwingt.

Verzage nicht, lern' Schweres überwinden,
Schließ' immer frohe Hoffnung in dir ein,
Laß Selbstvertrau'n und Liebe sich verbinden,
Und du erblühst in neuem, frischen Sein.
O weine nicht, es kommen schön're Stunden,
Nach Schmerz und Leid kommt wieder Freud und Glück,
Und jene Ruhe, die dir lang entschwunden,
Kehrt still und grüßend dir ins Herz zurück.

Gruß aus dem Kerker an den Arbeiterfeiertag.*)

Der Morgen naht – die nächt'gen Schatten weichen,
Im Osten steigt der junge Tag herauf
Und pflanzt sein Morgenroth als Siegeszeichen.
Schon fängt die Sonne an den Himmelslauf
In ihrem Bogen jetzt, dem goldigreichen
Und weckt die Menschen alle kosend auf,
Daß bald mit majestät'schen Adlerschwingen
Zum Firmament die Freiheitslieder dringen.

Auch ich spring auf von harter Lagerstelle,
Denn draußen fluthet gold'ner Sonnenschein
Und durch das Fenster meiner Kerkerzelle
Lacht mir ein Stückchen Himmel blau und rein;
Es ladet mild der Sonne Strahlenwelle
Auch mich zum frohem Feste heute ein,
Und mich ergreift ein unbeschreiblich Sehnen,
Im Arm der Freiheit freudig mich zu dehnen.

Laßt mich hinaus, will auf die Berge eilen,
Wo alles jubelt zu dem hohen Fest!
Laßt mich hinaus, will unter Menschen weilen,
Wo alles Lust und Freude tönen läßt!
Laßt mich hinaus, laßt mich den Jubel theilen,
O ist die Thür, das Gitter denn so fest?!
O hört ihr nicht in diesen Kerkerhallen
Verzweiflungsvoll den Ruf nach Freiheit schallen?!

Sei still mein pochend Herz, gieb auf dein Mühen,
Denn Thür und Gitter bleiben unverrückt,
Du darfst nicht seh'n die Morgenröthe glühen,
Die alle Hügel heute purpurn schmückt,
Du darfst nicht fort in weite Fluren ziehen,
Wo Blumenpracht heut' Aug' und Herz entzückt,
Ja tröste dich, mein Herz, entlaß dein Bangen,
Es ist umsonst, — du bist und bleibst gefangen.

Sagt, warum habt das Urtheil ihr gesprochen,
Das mich in düst're Kerkerbanden schlug?
So hab ich denn so Uebles wohl verbrochen,
Weil offen ich bekämpft der Dogmen Trug?
Weil ich im Zorn ein hartes Wort gesprochen,
Das doch der Wahrheit Stempel an sich trug!
Ich weiß es wohl — ihr könnt mir Freiheit nehmen,
Doch meinen Sinn für Wahrheit nimmer lähmen.

*) Während der ersten Maifeier —1890— verbüßte ich in Reichenberg wegen des Vergehens der Religionsstörung, begangen durch eine Versammlungsrede, eine 14tägige Arreststrafe. Die unfreiwillige Muse benützte ich zum Schreiben obiger Verse.

Sei mir gegrüßt, du holder Frühlingsbote,
Ich grüße dich, du warmer Sonnenstrahl!
Auf deinem goldnen Aetherwellenbote
Kommst du zu mir, zu lindern Kerkerqual,
Und sag'st, daß die Natur, die wintertodte,
Schon längst erwacht und grünen Berg und Thal;
Wie du den Winter in die Flucht geschlagen
Und neuen Schmuck frisch Flur und Wälder tragen.

Es geht ein lautes, weit vernehmbar Rauschen
Von Land zu Land mit übermächt'gem Drang,
Und ahnungsvoll die freien Geister lauschen,
Denn aus der Ferne rollt's wie Donnersang,
Die Sklaven hoffnungsvolle Blicke tauschen,
Drang doch zu ihnen auch der Wunderklang,
Die wahre Freiheit, Gleichheit ihnen kündend,
Die Menschen all zu Brüdern dann verbindend.

Das ist der Frühlingssturm im Völkerleben,
Man feiert heute schon den Ostertag,
Er hat die Kraft, gesunknen Muth zu heben,
Leiht allen freien Herzen rasch'ren Schlag,
Er macht den Geisteswinter tief erbeben
Und weckt, was noch in langem Schlummer lag,
Drum stimm' auch ich im Kerker meine Leier
Und grüß' mit meinem Lied des Tages Feier!



Trotz alledem!

Die Banner wehn! — Zum festen Bund geschlossen
Stehn unerschutterlich der Freiheit Reih'n.
Schwer ist der Kampf, doch muthig, unverdrossen
Kämpft fort der Arbeit Schaar um beſſ'res Sein.
Schon schlagen mit den geistigen Geschossen
Wir in der Feinde Festung Bresche ein;
Mag sich der Gegner auch verzweifelnd wehren,
Es muß der Sieg, die Zukunft uns gehören.

Nur nicht gewankt, geachtet nicht der Mühen,
Wenn auch so mancher wack're Kämpfer fällt!
Des Menschengeistes Blitze feurig sprühen,
Die tausendjährige Nacht wird rings erhellt.
Millionen Herzen schlagen heiß und glühen
Begeisternd für den Tag der neuen Welt,
Und wenn sich Licht und Wärme eng verbinden,
Muß auch das Eis des Völkerjoches schwinden.

Nur mit des Geistes reinen hehren Waffen
Sei stolz der Kampf geführt für Licht und Recht.
Wir wollen rastlos thätig sein und schaffen
Jetzt mehr und mehr ein denkendes Geschlecht,
Und uns're ganze Kraft zusammenraffen,
Damit es falle bald, was falsch und schlecht;
Daß die zum Jammerthal gemachte Erde
Zum Himmel für die ganze Menschheit werde.

Es hält der Gegner stark Entgegenstemmen
Die Freiheit nimmer auf im Siegeslauf.
Das Rad der Zeit kann man im Schwunge hemmen,
Doch keine Macht hält es für ewig auf.
Soll der geschwellte Strom nicht überschwemmen,
Dann führt man Dämme an den Ufern auf,
Doch wenn sie ihm zum Hinderniß gereichen,
Muß bald der Damm der Macht des Stromes weichen.

Den Funken „Freiheit“ ganz erstickt zu haben,
Vermeinte schon so manchesmal ein Thor;
Man glaubte oft die Wahrheit tief begraben,
Wild jubelte der Finsterlinge Chor,
Doch plötzlich, unerwartet und erhaben,
Stieg sie zu neuem, hehrem Glanz empor,
Zerbrechend dann die alten morschen Schranken,
Die man gesetzt dem forschenden Gedanken.

Es kann der Geist sich nur am Geist entzünden,
In der Gedanken leicht bewegtem Spiel.
Das Unerforschliche will er ergründen,
Ihn halten Dogmen nicht, ihn schreckt kein Ziel;
Den Spruch der Wahrheit will er laut verkünden,
Trotz Kerker, Scheiterhaufen und Exil:
Drum unverzagt die Geistesschlacht geschlagen,
Der Freiheit Morgen naht — bald wird er tagen!



Weihnachten im Stübchen.

Rauh durch das Städtchen heult der Wintersturm
Und treibt sein loses Spiel jetzt mit den Flocken,
Indeß vom hohen, alten Kirchenthurm
Zur Andacht laden feierlich die Glocken.
Des Heilands Wiegenfest, Weihnachten heute,
Und so bewegt denn bald ein bunter Strom
In warme Tracht gehüllter, frommer Leute
Sich langsam nach dem grauen, alten Dom.

Dort bei dem reichverzierten Kirchenthor
Dort steht ein blondgelockter Bettelknabe
Und hält die kleinen starren Hände vor
Und bittet inniglich um eine Gabe.
Umsonst — die guten frommen Christen gehen
An ihm vorbei und in den Dom heinein,
Den Bettelknaben wollen sie nicht sehen
Und nicht gestört in ihrer Andacht sein.

Da tritt er weinend bald den Heimweg an,
Mischt in des Windes Brausen laut sein Klagen:
„Wenn ich nicht Holz und Essen kaufen kann,
Was wird die gute, kranke Mutter sagen?“
Doch halt — des Schlosses Thürme sieht er ragen,
Er weiß es ja, dort ist ein großer Wald
Und dürres Holz genug, er will es wagen,
Es ist im Stübchen ja so bitter kalt.

Er nimmt den Weg zum Wald, bald ist er dort.
„Es wird der Förster heute sich nicht zeigen“,
So denkt er still und suchet fleißig fort
Nach abgebrochnen Reisern, dürren Zweigen.
„Ein Bündel jetzt“ — da jauchzt es auf im Knaben.
„Nun ist das Stübchen milde bald durchwärmt,
Was wird die Mutter da für Freude haben,
Die gute Mutter, die sich sonst so härmt.“

Doch plötzlich bellt ein Hund. Es birgt erschreckt
Der Knabe sich ins Dickicht halberfroren,
Er weiß, wenn ihn der Förster hier entdeckt,
Dann ist das ganze Bündel Holz verloren.
Zu spät, längst sahen ihn des Försters Augen:
„Ha, hab ich einen von den Leuten hier,
Die nur zum Betteln und zum Stehlen taugen!?“
Und bringt des Knaben Namen zu Papier.

„Jetzt gehe aus dem Walde gleich hinaus,
Es soll das Lumpenpack nur Holz sich kaufen,
Du solltest beten heut im Gotteshaus
Und nicht schon stehlen in die Wälder laufen;
Es darf das dürre Holz sich niemand holen,
Kommst du noch einmal, mußt du vor Gericht,
Ich handle nur, wie es der Graf befohlen,
Schau, daß du fortkommst, denn ich schone nicht.“

Er geht, der letzten Hoffnung nun beraubt,
Ermattet von den schneeverwehten Wegen,
Um bitter weinend jetzt sein Kindeshaupt
In seiner Mutter Hände treu zu legen.

Die Mutter aber streichelt seine Wangen,
Es ruht so schwer auf ihm ihr müder Blick,
Zu helfen, war er betteln heut gegangen,
Was wußte er von Freud' und Weihnachtsglück?

„Sei du nur still, mein Kind und tröste dich,
Es wird das Leiden deiner Mutter enden,
Dann nahen dir auch schön're Tage sich,
Und alles Leid wird sich zur Freude wenden.
Mit and'ren Kindern wirst du wieder spielen,
Im frohen, heiteren Beisammensein,
Dann werden wir uns wieder glücklich fühlen
Und alle Noth wird auch vergessen sein."

So tröstet die, die nah' dem kalten Grab. —
Sie fühlt den Tod, es kann kein Arzt sie heilen.
Da beugt zum Knaben sie sich leis' herab,
Um unter Thränen ihm noch mitzutheilen:
„Und wenn ich dich, mein Kind, einst muß verlassen,
Folg' nur der Mutter, was sie zu dir spricht;
Das Gute lieben und das Schlechte hassen
Sei stets dein Wahlspruch, von dem lasse nicht.

Halt rein dein Herz! Nur auf der rauhen Bahn
Des wahrhaft Schönen, Edlen darfst du schreiten,
Wie es dein wackrer Vater stets gethan.
Hab' Mitleid du mit andrer Menschen Leiden,
Steh fest, droh'n dir im Meer des Lebens Klippen." —
Da naht der Todesengel jetzt geschwind
Und kaum vernehmbar hauchen noch die Lippen:
„Leb wohl — mein gutes — und mein — braves Kind!"

Sie sinkt zurück und schließt die Augen zu,
Das Proletarierweib, das kühn gestritten
Im Lebenskampf; nun hat es endlich Ruh,
Das müde Herz, nun hat es ausgelitten.
Und was aus jenem Kinde wohl wird werden,
Das weinend bei der todten Mutter steht?
Wird es ihm gut und wohlergeh'n auf Erden?
Ob es im Sturm des Lebens untergeht?

Wer weiß es denn? Das Elend wirft und zieht
Jetzt in der Menschheit immer höh're Wellen,
Da werden oft die stärksten Herzen müd,
Mit Traum und Hoffnung müssen sie zerschellen.
Bei Hunger, Noth und Sorgen gut zu bleiben,
Ist nicht so leicht, das Elend oft sich rächt,
Wohl trotzte Mancher schon dem wilden Treiben,
Doch auch die Besten wurden falsch und schlecht.

Es ruht der Sturm und durch die reine Luft
Tönt friedlich all' der Weihnachtsglocken Klingen,
Das alle Christen jetzt zur Kirche ruft,
Des Heilands Wiegenfest mit zu besingen;
Und feierlich erschallen dort die Klänge
Von Nächstenliebe und von Menschenpflicht,
Es lauscht gespannt die sattgegess'ne Menge,
Was in der Kirche man heut singt und spricht.

Ja, feiert heute nur mit Sang und Klang
In Kirche und Palast die Jubelfeier,
Das Volk, das um das trock'ne Brod stets rang,
Es feiert nicht, ihm kam noch kein Befreier!
Nicht eher wird auf Erden ew'ger Frieden,
Eh' nicht der Völker Elend ist gelöst,
Wenn noch Millionen bitt're Noth beschieden,
Ist lange noch die Menschheit nicht erlöst!

Am Lohntag.

Noch lärmen laut die eisernen Maschinen
Und in den Sälen volle Thätigkeit
Von vielen Menschen, die hier Arbeitsbienen
Des Feierabends Stunde ist nicht weit,
Die Allen, die in diesen Räumen dienen,
Nun bringen soll des Sonntags Ruhezeit.
Wie gut, daß doch die Woche bald zu Ende
Und rasten können tausend fleiß'ge Hände!

Da schlägt es sechs und mit dem Glockenzeichen
Wird in den Räumen es allmählig still,
Der Woche Lärmen muß der Ruhe weichen.
Nun pfeift der Dampf auch, lang gezogen schrill,
Und die Maschinen, all die wechselreichen,
Sie steh'n mit ihren Rädern plötzlich still,
Die ungeheure Kräfte sonst verbrauchen.
Jetzt hören auch die Schlote auf zu rauchen.

* * *

Die Arbeit ruht — die Säle sind verlassen
Und unten drängen durch das einz'ge Thor
Sich hastig Männer, Frauen, Kindermassen.
Kein Jubellaut berührt hier unser Ohr,
Sie wandern schweigend auf den staub'gen Straßen,
Nur hin und wieder steigt ein Fluch empor.
Kein stolzer Gang, sie schleppen nur und schleichen,
Die Augen glanzlos — und die Wangen bleichen.

Ja, Flüche steigen auf! Lohntag war heute
Und wieder hat der Chef verkürzt den Lohn,
Was in die Hand ihm spielte reiche Beute.
Er that es wiederholt und häufig schon.
Was kümmert ihn die Noth der armen Leute,
Für ihre Klagen hat er Spott und Hohn
Sind sie doch frei! Wem nicht gefällt sein Treiben,
Der geh'; und wer sich fügt, nur der darf bleiben.

Verfluchte Freiheit, in den dumpfen Sälen,
Sich unablässig dürfen Tag für Tag
Vom Morgen bis zum Abend abzuquälen!
Verfluchte Freiheit — wer nicht will, der mag
Sich an der Straße einen Graben wäh'en
Und hungernd enden seines Herzens Schlag.
Er darf bestimmen, wo er will verderben
Und Niemand hindert ihn an seinem Sterben.

Der Zug hält an, die Proletarier stehn
Vor einem stolzen mächtigen Lokal.
Es wird beschlossen, da hinein zu gehen,
Hier will man sprechen über Hungerqual.
Nun wollen fordern sie und nicht mehr flehen.
Bald ist gefüllt der hohe große Saal
Von Männern, Frauen, Kindern im Gedränge,
Und athemlos lauscht die gepreßte Menge.

Ein alter schlichter Mann im Silberhaare
Und weißem Bart tritt jetzt als Redner auf.
Er blickt zurück auf viele lange Jahre —
Gestaltungsvoll ist seines Lebens Lauf.
Nun bettet man wohl auf der Todtenbahre
Ihn bald zum allerletzten Male auf.
Er spricht und ruhig ist die Redeweise,
Dann wieder sprüht's wie Feuer aus dem Greise.

Er schildert klar in wahrheitstreuen Farben
Das Massenelend und die Riesennoth,
Wie auf den Feldern tausende von Garben
Und doch das Volk der Arbeit ohne Brot,
Und wie auch Millionen Menschen starben
So elend schon den frühen Hungertod,
Und wie die Reichen alle mit den Armen
Noch niemals Mitleid hatten und Erbarmen.

Sein Auge glüht. Er spricht von neuen Zeiten,
Die sich erobern wird der Proletar,
Und wie sich rüstet schon auf allen Seiten
Der aufgeklärten Blousenmänner Schaar,

Wie sie zum letzten Kampf sich vorbereiten
Mit Geisteswaffen, schneidig, licht und klar,
Und wie die Massen wenden sich vom Wahne
Und schwören werden zu der rothen Fahne.

Die Menge horcht; ihr ist ja tiefes Sehnen
Was dieser Greis in Feuerworten sagt —
Und über viele Wangen rollen Thränen.
Was jeder häufig schon sich selbst geklagt
Und diese Armen denken, hoffen, wähnen,
Er sprach es auch — er hat es kühn gewagt.
Es jubelt laut die Proletariermasse,
Da — Trommelwirbel hört man von der Straße.

Gensdarmen treten ein. Es wird gerungen,
Doch ist zu groß und stark die Uebermacht
Und die Versammelten sind bald bezwungen,
Gewaltsam werden sie hinausgebracht,
Die deshalb in den Saal nur eingedrungen,
Um hier zu reden über Recht und Macht.
Nun, der Gesetze Ansehn muß man retten
Und schließt den Greis in schwere Eisenketten.

Es werfen sich zu kurzem Schlafe nieder,
Die Proletarier müd und sorgenschwer.
Verzweiflung heißen ihre Schlummerlieder
Und ihre Herzen sind von Hoffnung leer.
Vergebens haben sie gerungen wieder,
Vergebens einig sich gesetzt zur Wehr.
O Schmach der Zeit! Wann enden solche Sorgen
Und leuchtet Allen lichter Freiheitsmorgen!

Nur stolz gestrebt!

Nur stolz gestrebt zum Edlen, Schönen,
Nur stolz gestrebt, du Menschenkind,
Wie sich's geziemt der Menschheit Söhnen,
Die Kinder wahrer Freiheit sind.
Wie immer sich dein Schicksal wende
In Leidenszeit, in Freud und Glück,
Dem Guten reiche stets die Hände,
Zum Schönen richte stets den Blick.

Nur stolz gestrebt trotz aller Mühen,
Die dir das Leben auferlegt,
Fürs Edle laß dein Herz erglühen
Und für die Freiheit unentwegt.

Ihr sei mit Sinn und Herz ergeben,
Für Freiheit opfere dein Blut.
Dem Guten weihe still dein Leben,
Gerechtigkeit dein höchstes Gut.

Nur stolz gestrebt, halt ohne Zagen
Zu allen dem, was recht und wahr,
Halt nimmer dich an alte Sagen
Und zu der Dunkelmänner Schaar.
O reiß' dich los vom Thorenwahne,
Der freiem Denken Fesseln schlug,
Kämpf unter Wissens goldner Fahne,
Lieb' nur, was wahr, haff' allen Trug.

Und wenn dich Menschen stolz auch nennen,
Weil sie dein Streben nicht verstehn,
Und wenn dich Freunde selbst verkennen
Und achselzuckend von dir gehn:
Dein Herz darf dennoch nicht erbeben
Trotz aller Lebenseinsamkeit,
Denn nur in reinem, edlem Streben
Liegt Tugend und Glückseligkeit.

Ein Frühlingstraum.

Klar lächelte der Frühlingshimmel nieder.
Hoch von den Bergen rann der Schnee zu Thal,
Laut trillerte die Lerche ihre Lieder
Und freute sich im goldnen Sonnenstrahl;
Besiegt war ja des Winters eis'ges Wehen,
Hinaus ins Freie strömte Jung und Alt
Und in den nahen, frischbelaubten Wald;
Jetzt durch die Fluren trieb's auch mich zu gehen.

Wie hätt' ich mit der Lerche gern gesungen,
Als ich gewandelt durch die Frühlingspracht,
Wie gern wär ich mit Kindern froh gesprungen,
Hätt' in die Luft, wie sie, gejauchzt, gelacht;
Ach, all die Blumen hätt' ich mögen grüßen,
Hätt' gerne mich der Frühlingszeit gefreut,
Wo Alles sich zu frischem Sein erneut,
Und schwelgen wollen in dem Duft der Wiesen.

Doch ich blieb stumm bei all der Freudenfülle,
Denn das bedrängte Herz fand keine Ruh',
Und raschern Schrittes ging ich jetzt so stille
Dem duft'gen, liederreichen Walde zu:

Hier, unter seinen herrlich schönen Bäumen,
Da wollte suchen ich Glückseligkeit,
Vergessen hier den hohen Ernst der Zeit
Und nur von schönren, bessren Tagen träumen.

Wie ich da unter Tannen stumm gesessen
Und still gelauscht dem zarten Vogelsang,
Da hatte bald ich alles Leid vergessen
Und allen Kummer, der die Brust durchdrang.
Bald leiser, leiser war des Vögleins Singen,
Wie aus der Ferne nur klang mir sein Lied,
Ich schloß die Augen, fühlte mich so müd',
Und holder Träume Bilder mich umfingen.

Rings war es Nacht und alle Wesen schliefen,
Ich stand auf einem Hügel ganz allein,
Es grüßte mich aus Aethers dunklen Tiefen
So freundlich Abendsternes goldner Schein
Da faßte tief im Innern mich ein Sehnen,
Ich wollte von dem Erdplaneten flieh'n
Und durch den Weltraum fort zu Venus zieh'n,
Mich ungestört dort freun am wahrhaft Schönen.

Dort in den weiten, unermessnen Fernen,
Wo goldig funkelnd Stern an Stern sich reiht,
Dort wollte eine Welt ich kennen lernen,
Wo Liebe herrscht und wo Gerechtigkeit.
Da wurde mir, als hätt' ich Adlerflügel
Ich folgte rasch des Herzens heißem Drang,
Und immer höher, wie ein Vogel schwang
Ich mich zur Venus auf vom Erdenhügel.

Wie ich da aus des Weltraums Riesenweiten,
Durch die mein Schwingenpaar mich sicher trug,
Mich langsam ließ zur Venus niedergleiten,
Als wie ermüdet von dem langen Flug;
Wie aus den Höhen ich da niederschwebte,
Da sah ich eine Welt, der Erde gleich,
An Bergen, Thälern und an Menschen reich
Und menschenähnlich war auch, was da lebte.

Hier fand ich Dörfer, Städte, ganze Staaten,
Sah Strom und Straßen ihre Bahnen zieh'n
Und grüne Wälder, wohlbestellte Saaten,
Der Arbeit Segen sah ich reichlich blüh'n;
Voll Schönheit waren all die Menschenwesen,
Ich fand die Sorge, fand den Kummer nicht,
Nur stille Heiterkeit an dem Gesicht,
Und Glück und Freude nur konnt ich stets lesen.

Wohin ich überall den Blick ließ streifen,
Ich fand das Gute nur und stets das Recht;
Der Freiheit Früchte sah ich herrlich reifen,
Ich fand den Herren nicht, auch nicht den Knecht.
Hier sah ich es sich wunderbar entfalten,
Der Gleichheit stolzes herrlichstes Panier,
Der Wahrheit Ruhmestempel fand ich hier
Und sah Vernunft und Liebe glücklich walten.

Das freie Wissen lehrten alle Schulen,
Befreit von jeder Fessel war die Kunst,
Sie brauchte nicht, die Göttliche, zu buhlen
Nach schnödem Mammon und um Fürstengunst.
Es einte Alle nur das ernste Streben
Nach einem hohen Ziele licht und klar:
Womöglich gut zu sein und recht und wahr
Und himmlisch zu gestalten dieses Leben.

Ich war erstaunt, ein Paradies zu finden,
Wie ich als Kind es schöner nie geträumt.
Da ward es Nacht, ich sah die Sonne schwinden,
Der Berge Spitzen glühten rothumsäumt;
Die Abendglöcklein klangen aus der Ferne
So lieb und traut, als wie auf Erden hier,
Und majestätisch zeigten sich jetzt mir
Des Venushimmels goldne, prächt'ge Sterne.

Ich blickte sinnend auf zur Himmelshalle,
Empor zu jenen feierlichen Höh'n.
Da war ein Stern, an Pracht die andern alle
Weit übertreffend, friedlich, hehr und schön.
Nach seinem Namen wollt' ich fragen gehen.
Da plötzlich faßte weich mich bei der Hand
Ein wundervolles Weib in Prachtgewand.
Mit blondgelocktem Haar und hieß mich stehen.

„Wie jener Stern dort heißet willst du fragen?" —
So hub das Götterweib zu sprechen an,
„Nun denn, so stehe still, ich will dir's sagen:
Die Welt dort in dem Aetherozean,
Die flammend brennt, damit es lichter werde
Am dunklen, weiten Venusfirmament,
Die man die Zierde unsrer Nächte nennt,
Ist, Fremdling, — deine Heimath, ist die Erde!"

„„Wie"" — rief ich aus mit schmerzlicher Geberde,
„„Was herrlich dort am Horizonte steht,
Wär' meine Heimath, wär' dieselbe Erde,
Wo die Gewalt und Macht vor Recht noch geht.

Dort, wo die Völker schwere Bürden tragen,
Wo man die Besten wirft in Kerkernacht,
Und wo man es verstanden hat, mit Macht
Dem Menschengeiste Fesseln selbst zu schlagen!""

„„Dort, wo die Guten noch vergeblich ringen
Um beff'res Sein, um wahres Menschenthum,
Wo noch der Lüge kecke Worte klingen,
Zu lästern hoher Wahrheit Heiligthum,
Wo sich das Hohle und die Phrase brüsten,
Man hart verfolgt der Wahrheit heilig Wort,
Und wo zum großen, blut'gen Massenmord
In wilder Hast die Völker müssen rüsten!""

„„Wo der verachtet, der sein ganzes Leben
Für seines Volk's Recht und Freiheit giebt,
Weil jede Knechtschaft ihn macht zornerbeben
Und er sein Volk und er die Freiheit liebt.
Wo die geehrt, die sich mit Golde prahlen,
Wo man das Recht des Schwächern noch verhöhnt,
Und man das Edle, Schöne selbst verpönt,
Wie kann ein solcher Stern so friedlich strahlen?!""

„Und glaubst du, daß die Erde Schuld da trage,
Wird dadurch trüb ihr sonnenreicher Strahl?
Wer hat geschaffen denn der Menschheit Plage,
Die Erd' gemacht zu einem Jammerthal?
Lacht dort der Himmel nicht in blauer Farbe,
Hat sie nicht alle Reize der Natur?
Und grünen lieblich dort nicht Wald und Flur,
Birgt Brot für alle nicht des Feldes Garbe?"

„Nein, nein, mein Freund, ein Paradies zu nennen
Ist wohl mit Recht die kleine Erdenwelt.
Hemmt man auch dort des Geistesflamme Brennen,
Weil sie den Dunkelmännern nicht gefällt —
Es muß die Nacht dem Licht einst unterliegen,
Vergebens ruft dem Z itrad man: Halt!
Es muß auch weichen endlich die Gewalt,
Daß Recht und Wahrheit auch auf Erden siegen."

„Es währte auf dem Venus auch einst lange,
Eh' Lieb und wahre Freiheit herrschten hier,
Wohl fragte manches Herz auch damals bange:
Ob denn für immer Unrecht triumphier'?
Da loderten des freien Geistes Flammen,
Wohl fiel im Kampfe mancher wackre Mann,
Doch übrig blieb kein einziger Tyrann,
Und alle Knechtschaft stürzte nun zusammen."

„Mag immer man den Armen auch verhöhnen
Und mäglichst lähmen seine beste Kraft,
Mag man verlachen auch den Geist des Schönen,
Der alles Edle, wahrhaft Große schafft:
Es dürfen nur auf Erden nicht verzagen
Die Guten all und kämpfen fort mit Muth
Für alles das, was edel, recht und gut,
Und herrlich wird ein Freiheitsmorgen tagen.“

„Dann werden jene Bande endlich brechen,
Die man der Arbeit schlug jahrtausendlang.
Frei wird der Mund der Wahrheit dürfen sprechen
Und tönen laut der Freiheit Hochgesang.
Es wird die Kunst in freien Tempeln wohnen,
Und allen wird das Wissen dann zu theil,
Dann ist um Gold nicht mehr die Ehre feil,
Und wahre Liebe wird auf Erden thronen.“

„An Hasses Stelle wird der Frieden treten,
Verbrüdert werden dann die Völker sein,
Und allen Menschen auf dem Erdplaneten
Wird strahlen dann des Glückes Himmel rein.
Drum zage nicht, mein Freund, in schwachen Stunden,
Nur frisch nach vorwärts richte deinen Blick,
Kämpf' fort für Freiheit, Recht und Menschenglück —“
Rasch war das Weib im Dunkel jetzt verschwunden.

Auch ich erwachte nun. Vor meiner Seele
Stand lange noch der schöne Frühlingstraum.
Verstummt war Vögleins frohe Sängerkehle,
Nur leis' sprach Zephir mit dem Tannenbaum.
Es wurde dunkel in des Waldes Mitte,
Beendet längst war ja der Sonne Lauf,
Im Osten stieg das Sternenheer herauf,
Und heimwärts wandte schnell ich meine Schritte.



Nach der Schlacht.

Schon fängt der Tag an sich zu neigen,
Und lautlos steigt herauf die Nacht,
Und Stern um Stern beginnt zu zeigen
Am Himmel sich in goldner Pracht.
Jetzt die Kanonen alle schweigen,
Geschlagen ist die blut'ge Schlacht;
Es ruht das Schwert — die frohe Siegeskunde
Verbreiten laut die Glocken in der Runde.

Und majestätisch kommt gestiegen
Empor der Mond am Himmelszelt,
Wo ein'ge Wölkchen leicht sich wiegen
Hoch über'm weiten Todtenfeld;
Dort friedlich jetzt beisammen liegen,
Die gegenüber man gestellt;
Heiß war der Tag, und Tausende von Leichen
Bestrahlt der Mond mit seinem Licht, dem bleichen.

Hier schwer getroffen liegt darnieder
Der armen Wittwe einz'ger Sohn,
Und seiner Brust sich hin und wieder
Entringt ein dumpfer Schmerzenston,
Ein Beben geht durch seine Glieder,
Schon naht der Tod mit bitterm Hohn.
Rasch tragen ihn in heimathliche Hügel,
Ins Dörfchen jetzt der Seele leichte Flügel.

„O bringt, ihr lieben, goldnen Sterne,
Dem Mütterchen den letzten Gruß
Von ihrem Sohn, der in der Ferne
Auf ödem Feld verbluten muß,
Und sagt, ich fühlte noch so gerne
Der guten Mutter Abschiedskuß;
Grüßt freundlich mir mit eurem Goldesschimmer
Mein theures Liebchen, eh ich scheid' auf immer!"

„Könnt ich die Heimath nochmals schauen,
Wo ich die Jugend froh verbracht,
Wo auf den grünen Bergesauen
Ich heiter in die Welt gelacht
Und bei der Jugendpläne Bauen
An keine Sorge ich gedacht!
Doch werd' ich Dörfchen dich nicht wiedersehen,
Und 's Herz der Mutter wird vor Gram vergehen.

Er senkt das Haupt. — Es ist verklungen
Das Saitenspiel in seiner Brust,
Sein tapfres Herz hat ausgerungen
Und träumt nicht mehr von Freud' und Lust,
Rasch hat der Tod es nun bezwungen,
Das junge Leben in der Brust
Und breitet seinen ewig ernsten Frieden
Verklärend üb.r ihn, der nun verschieden.

Den durch des Lebens wilde Wogen,
Du, Mütterchen, einst hast geführt
Und zu dem Jüngling auferzogen,
Den Edelsinn und Tugend ziert.

Dich hat ein Spiel um ihn betrogen,
Das wilden Völkerhaß nur schürt —
Er sollte dich im Alter unterstützen,
Wer wird vor'm Bettelgange dich nun schützen?

Verkauft ist bald die letzte Habe
Kein Brod im Haus, kein einzig Laib,
So greift es denn zum Wanderstabe,
Das alte Proletarierweib,
Sich zu erbitten eine Gabe,
Bedeckt mit Fetzen ist sein Leib.
Da, um's Gesetz auch strenge durchzuführen,
Eilt man, die Bettlerin — zu arretiren.

Nur dir, o Freiheit!

Dein ist mein Herz mit seinem ernsten Streben,
Nur dir, o goldne Freiheit, dir allein
Gehört es an mit seinem ganzen Sein
Und nimmer wird's im Kampf für dich einst beben!

Nur dir, o Göttliche, weiht es sein Leben
Und weiht es seine Liebe, stark und rein,
Und schließt es Harm und bittres Leid auch ein —
Wer könnte beff'ren Trost als du ihm geben?

Und wenn sie es verfolgen und verpönen,
Weil nur der Freiheit gilt sein ganzes Glühn,
Die Feigen es verlachen und verhöhnen:

Dir, Holde, bleibt es treu trotz Spott und Müh'n,
Bis einst verkündet wird der Sieg des Schönen
Und seine Geistesfunken ringsum sprüh'n!

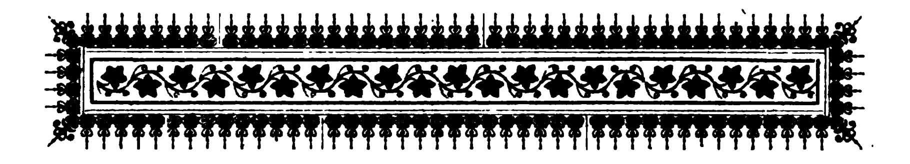




Ferdinand Bernt.

Ferdinand Bernt wurde 1876 als der Sohn eines Wirthes in einem kleinen böhmischen Dorfe geboren. Da seine Eltern keine feste Heimstätte hatten, konnte er frühzeitig die Leiden und Freuden des Wanderlebens genießen, und dieses wechselvolle Leben hat viel dazu beigetragen, seine jugendliche Phantasie zu erweitern und zu bereichern. Er erlernte in Komotau das Holzbildhauergewerbe; trat jedoch im Jahre 1894 in das dortige Pädagogium ein, das er, eingetretener pekuniärer Schwierigkeiten halber, 1896 wieder verließ, um sich von neuem seinem früheren Berufe zu widmen. Als Holzbildhauer arbeitete Bernt in Innsbruck, kam später nach Wien, das er nach kurzem Aufenthalt wieder verließ. Später reiste er über Bayreuth, Nürnberg nach München, mit der festen Absicht, sich für längere Zeit in der Schweiz niederzulassen. Dieses Unternehmen schlug ihm fehl Auf seinen Reisen und in der Werkstatt stand er in steter Berührung mit den sozialistisch organisirten Arbeitern, und trat später journalistisch und rednerisch für die Arbeiterbewegung ein. In letzter Zeit zog Bernt sich von der agitatorischen Thätigkeit zurück, und wirkt gegenwärtig als Hilfslehrer für Volksschulen in Böhmen. Ein Theil seiner Dichtungen ist in einem Bändchen unter dem Titel „Moderne Stimmungsbildchen" erschienen.





Die Autoritäten.

Nicht, nicht hierher, dort nehmet Platz!
Hier ist der Herrschaftstisch.
Der Sitz der vier weltweisen,
Hochlöblichen Gemeindehäupter,
Der vier Ordnungsstützen,
Fundamentalpfeiler bestehender Staatsmacht. —
Auf ihre kahlen, schwitzenden Häupter
Schaut Priamos und lächelt wehmüthig.
Hätten die für ihn wohlweisen Rath gepflogen,
Troja wäre nicht gefallen,
Trotz aller Schlauheit des Ulysses
Und Achyllens göttlicher Herkunft!
Es stünde heute noch. —

Seid still, meine Freunde! sprecht
Nicht von den Sozialisten.
's ist eine jüdische Erfindung
Der Sozialismus;
Der Pfarrer hat es längst bewiesen
Mit unwiderlegbaren Gründen. —

Ah, also Antisemit der Pfarrer?
Gewiß von echter Farbe,
Waschecht und ungebraucht
Wie das Hemd der kastilischen Isabella. —
Doch, hört ihn selber.

Der Pfarrer nimmt eine Prise,
Bedächtig, ernst, als stünd' er auf der Kanzel:
„Ich hab' es längst vorausgesagt
Wie's kommen wird. —
Man ließ den Rothen zuviel Spielraum,
Systematisch verhetzten sie das Volk,
Trugen Brand in die friedlichen Hütten
Und Aufruhr in das Land;
Das Ende ist — Revolution. — — —"

Der Förster nickte eifrig mit dem Kopfe,
Der Lehrer schneuzt sich,
Der Bürgermeister hält sich den Bauch und seufzt.

„Schlimmer wie anno Achtundvierzig“,
Fährt der Pfarrer fort, „wirds diesmal werden.
Man wird das Kind im Mutterleib nicht schonen;
Denn unter uns gesagt:
Die Rothen sind ärger wie die Teufel“. —

Gewiß, gewiß, nickt jetzt des Försters Kopf;
Der Lehrer räuspert sich,
Der Bürgermeister ächzt und stöhnt. —

„Das Niederträchtigste aber ist:
Daß aus dem Rummel nur der Jude
Den Nutzen zieht. —
Der ganze Rummel, glaubt, geliebte Christen,
Kommt vom Juden — —“
Und leise schaudernd blickt der Pfarrer nach oben. —
— — — — — — — — — — — —

„Das ist nicht wahr!“ erschallt's aus einer Ecke,
„Ihr lügt!“ — — —

Der Pfarrer neigt mitleidig lächelnd sein Haupt,
Und, auf den Areopag der Vier
Legt sich ein düst'res Schweigen. — — —

Weltschmerz.

Es pocht mit müden Schlägen
Mein Herz seit langer Zeit,
Und meine Seele zittert
In bangem Weh und Leid.

Es floh das Glück vom Wege
Gleich einem kurzen Traum;
Dornige Pfade führen
Zu der Erkenntniß Baum. —

Es litt der Nazarener
Mit blut'ger Dornenkron,
Mit Geißeln und mit Peitschen
Schlug man den Menschensohn.

Jetzt aber quält man Alle,
Der Erdensöhne viel,
Durch Qualen mehr als Geißeln,
Bis daß das Grab ihr Ziel. —

Du kind'scher Traum des Weisen,
Der für die Menschen litt:
Was Tausende verbrochen
Macht einer nicht mehr quitt. —



Ein Maienlied.

Glaubt nicht, daß hier ein Lied ertöne
Von Sonnengold und Maienduft,
Von Glück im Lenz, von Frühlingsschöne,
Von Vogelsang und blauer Luft.
Mein Lied hat eine dunkle Weise,
Hat einen wilden, rauhen Klang,
Es hallt gleich Sturmgedröh'n im Kreise,
Wie Donnerrollen, schwer und bang. —

Die Leyer, die ich mir gezimmert
Ist aus Gebein vom Schädelfeld;
Das ganze Leid der Menschheit wimmert
In ihren Saiten; eine Welt
Der Trübsal wecken meine Töne
In jedem Menschenherzen auf:
„Hie Maienglück! hie Maienschöne!"
Was giebt das arme Volk darauf? —

Hie Brot! gellt's laut aus tausend Kehlen,
Hie Brot, hie Brot! in Nord und Süd;
Das Volk hat Noth und soll nicht stehlen,
Hie Brot! das ist das rechte Lied.
Dem Reichen, der mit vollen Backen
Beim Schmause sitzt, dem singt: hie Brot!
Setzt die Faust ihm in den feisten Nacken
Und schreit: das Volk hat Noth, hat Noth! —

Den Grafen singt es und den Pfaffen,
Den Drohnen allen, Jud' oder Christ;
Den Hunden allen, die nichts schaffen,
Aber nehmen, solang zu nehmen ist.
Schreit ihnen zu: Auf dieser Erde
Ist's erstes, wichtigstes Gebot,
Mehr als der Dekalog im Werthe:
Hie Brot! und tausendmal: Hie Brot! —
— — — — — — — — — —

Mag auch der neue Frühling glänzen
Im jungen Lichte seiner Pracht,
Der Mai sich schmücken mit Blumenkränzen:
Für's Volk, das hungert, bleibt es Nacht. —
Drum wem's gefällt, der sing' von Liebe,
Vom Lenz und Mai, vom Morgenroth;
Mich stört es nicht in meinem Triebe,
Mein Lied das heißt: Hie Brot, hie Brot! —

Das Lied der Elenden.

„Wir können nicht lachen und singen mehr,
Unsre Freuden sind hin, unser Herz ist schwer;
Und ringsum das Leben so trübe zumal,
Ohne Licht, ohne Sonn, welch' schreckliche Qual! —

Dem Schmetterling bricht der Herbstfrost das Herz,
Unser Herz kann nicht brechen, ist stark wie das Erz;
Das Elend aber drückt in das Herz uns ein
Viel Sorge und Kummer und grimmige Pein.

Doch wie auch das Elend uns drücket und quält,
So wird doch das Herz uns im Busen gestählt,
Wird härter wie Eisen und das ist gut,
Man gewöhnt sich dann leichter an Kampf und an Blut.

Man mißt dann das Leben mit kaltem Blick,
Bricht lächelnden Auges dem Feind das Genick,
Steht fest wie ein Fels in der Revolution,
Mag ringsherum wanken auch Kanzel und Thron. —

Drum quäle nur Noth und quäle nur Pein,
Ihr machet die Herzen zu Eisen und Stein;
Und wenn uns das Quälen einst nicht mehr gefällt,
Hurrah, erwürgen wir die Qual auf der Welt! —"



Der Bettler.

Nicht einem habe ich's gesagt
Wie sehr mich Noth und Elend plagt;
Wie sehr der Gram mein Herz zerfrißt,
Und wie's kaum zu ertragen ist.
Ich konnte nicht um Mitleid flennen,
Höchst um ein Stückchen trocken Brot;
Denn für die Menschen bin ich todt,
Was nützt es auch, wenn sie mich kennen? —

Und doch hab' ich auf dieses Leben
Das gleiche Anrecht, so wie sie;
Auch ich hab meinen Zoll gegeben,
Geschenkt ward mir die Mahlzeit nie.
Gereget hab' ich meine Hände,
Denn sieben Würmer zog ich auf —
Was ihr mir gebt, 's ist keine Spende,
Ich hab ein heilig Recht darauf.

Ich habe gelebt, ich habe gestritten
Und that es nie für mich allein,
Für Andere habe ich gelitten
Verachtung oft und Qual und Pein.
Ich sah die Werke meiner Hand
Den Andern reichen Segen bringen;
Was gab man mir? O Schmach und Schand'!
Geht das wohl zu mit rechten Dingen? —

Hier steh ich vor dem Thor des Reichen,
Neig' demuthsvoll mein weißes Haupt;
Oft muß ich grollend weiter schleichen,
Weils der Constabler nicht erlaubt.
Oft giebt es Schelte statt der Gabe,
Oft wirft man's wie dem Hund mir vor:
Sagt mir, was ich verbrochen habe,
Daß ich so alles Recht verlor? —

O hätte ich die Macht der Stimme,
Wie Donnerhall von Golgatha
Rief ich's hinaus in wildem Grimme,
Was für ein Unrecht hier geschah.
Von meiner Wahrheit heil'gen Worten
Zerfiel wohl dann die Lügenwelt,
Die heuchlerisch sich an den Pforten
Eines frech erfundenen Himmels hält —
Gleich schwachem Halm. — — „Was hast Du Alter,
Du schreist und fuchtelst mit dem Stock?"
Nichts — nichts, Herr Polizeiverwalter,
Ihr tragt 'nen schönen neuen Rock. — — —

Der Schübling.

Sie haben ihn ertappt, im Freien,
Ohne Geld, ohne Arbeit und zerlumpt,
Mit durchgerissenen Schuhen.
Für diese große, übergroße Schuld
Giebt es nur eine Sühne —
Den Schub . . .

Er geht, den Kopf gesenkt,
Mit finsteren Blicken vor dem Hüter
Der öffentlichen Ordnung.
Und wilde Scham erfaßt sein Herz,
Hört er das lose Wort: Vagabund — — —
Vagabund!? — Haha —
Wer hätte das gedacht? — — —
— — — — — — — — — — —

Ist denn die Welt nicht so schön
Und das Reisen so prächtig?
Und hat ihn die Sehnsucht nicht hinausgelockt
So mächtig, übermächtig!?
Hat er nicht schon geträumt als Kind
Von den Herrlichkeiten der Welt,
So daß er sich oft Flügel wünschte, wie der Wind
Zu fliegen, wohin es ihm gefällt?
Und ist denn das Reisen ein Verbrechen,
Nur für die Reichen, für baares Geld? —
Ist denn die Welt nicht auch der Armen Welt,
Wer kann ihm hier kein Recht zusprechen? —

O, wie gern er Alles gesehen hätte!
Fremde Länder, fremde Städte,
Flüsse und Seen im Sonnenstrahl,
Die Donau, den Rhein, das Neckarthal;
London, Paris,
Die Alpen gewiß;
Hurrjeh, hurrjeh!
Die Berge voll Schnee;
Und dann hinunter, ganz überquer,
Zum großen, zum weiten, zum wallenden Meer —
— — — — — — — — — — —

Was steht und glotzt das Bürgerpack?
Glaubt ihr, er verdiene es,
Daß der hinter ihm hergeht
Mit der Pickelhaube auf dem Schädel?
Glaubt ihr, ihr seid es werth,
Ihm die Riemen zu lösen
Von seinen zerrissenen Schuh'n — — —?

Verzweiflung.

Ein schwacher Schimmer in endloser Ferne:
Seine Jugend — — —
Armer Proletarier!
Eingeschlossen mit einem kranken Weibe
Und vier hungernden Kindern. —
Vater, kein Brot? — — —
Ein kalter Schnitt geht durch sein Herz. —
Wir haben Hunger — — —
Haha! Hunger!? er lacht,
Aber das Lachen klingt wie das Stöhnen eines verwundeten Thiers.
Das kranke Weib beginnt zu ächzen. —
Auch die noch!? —
Mann, hole Brot!

Ihn greift grenzenloses Staunen — — —
Brot? Wer gibt Brot?!
Der Bäcker gibt ohne Geld kein Brot —
— — — — — — — — — — — —
Stille wird's im Gemache;
Dann wimmert's leise vom Bette her:
Die Kinder, die Kinder — — —!
Eine eisige Kälte herrscht;
Er spürt sie nicht. —
Der Herbstwind heult;
Er hört ihn nicht. — — —
Die Kinder, die Kinder — — —!
Er lächelt leise, das Lächeln eines Wahnsinnigen,
Und schielt nach dem Messer, das auf dem Tische liegt. —
— — — — — — — — — — — —
Die Kinder, die Kinder — — !

Revolution.

Als ich noch ein kleiner Knabe —
Von der Kindheit Wahn umfangen —
Mir allein gelebt nur habe,
Eines ist mir nicht entgangen:
Als die Alten still beisammen
Saßen nach der harten Froh'n,
Einer sprach's, wie ein Verdammen,
Dumpf das Wort: Revolution. —

Wie vor einem nahen Feinde
Kroch ich in der Stube Winkel,
Zitterte vor Angst und weinte,
Erst zuvor der laut'ste Schlingel.
Wie ein Fluch klang's, ausgestoßen
Mit des Elends finst'rem Hohn,
Schrecken bringend selbst den Großen,
Leises Wort: Revolution. —

Seit das Wort ich recht verstanden,
Hab' ich jede Angst verloren;
Denn mein Geist brach alle Banden,
Bin von niederm Stand geboren. —
Gluth und Hammer stählt das Eisen, —
Als des Volkes echter Sohn,
Lernt ich Licht und Freiheit preisen,
Sturm und Kampf, Revolution. —

Aus der Knechtschaft schweren Ketten,
Aus des dumpfen Geistes Schranken
Muß das Volk sich selber retten,
Ohne Furcht und ohne Wanken.
Selbst muß es die Ketten brechen,
Höh're Macht bricht keine Frohn;
Freiheit lernt erst Handeln, Sprechen,
Durch des Volkes Revolution. —

Doch nicht unter Blut und Morden
Wird der Freiheit Licht geboren,
Wird's gelehrt an tausend Orten,
Hören's abertausend Ohren. —
Laßt das Feuer mählich brennen,
Dann wird sich're Gluth der Lohn;
Jeder soll das Licht erkennen
Durch des Geistes Revolution. —

Hei, zu diesem Weltenbrande
Soll auch meine Fackel glänzen!
Flammen solls von Land zu Lande,
Fort bis an der Menschheit Grenzen. —
Fällt die alte Welt zusammen:
Neues Leben winkt uns schon,
Und in der Vernichtung Flammen
Siegreich jauchzt — Revolution. —

Ewig.

Nicht eine Tausendstel Secunde währt unser Leben;
Viel weniger als ein Augenblick;
Und eine Secunde sind hunderttausend Jahre,
Einer ganzen, großen Welt Geschick —
Eine Stunde sind soviel Jahrmillionen,
Als in einem Jahre Tage sind — — —
Und ein Tag, mein Kind?
Sind mehr als soviel Zehnmillionen Jahr
Als auf der weiten, großen Asia
Erwachsene Menschen wohnen . . .
Und ein Jahr, ein Jahr der Welt? — — —
Hier wanket mein Verstand,
Es giebt kein Maß mehr, das man setzen könnte,
Ein Nichts, für das man keinen Namen fand,
Und darum eben Nichts, ein Ende ohne Ende — — —
Die schwächlichen Menschen nennen es ewig,
Ewig, ewig? — Was heißt ewig? — — — — — — —

Das Armenhaus.

Rühmt wie ihr wollt, ihr Vielgereisten,
Die Herrlichkeiten der Welt;
Den himmelstürmenden, gigantischen
Dom von Köln, das Wunder aus Stein:
Die zierlich geschmückten Säulenhallen
Der maurischen Alhambra,
Den Tempel Karnak und
Wie die Herrlichkeiten alle heißen:
Ihr imponirt mir nicht,
Was ich geseh'n ist mehr,
Ist mehr als die sieben Wunder der alten Welt
Und alle Wunder der neuen.
Ihr zweifelt? Nun dann kommt und seht!
Wir brauchen gar nicht weit zu geh'n
Zum — Armenhaus,
Das mitten hier im Orte steht.

Nun macht die Augen auf,
Verstopft euch Mund und Nase,
Denn ich kann nicht für eure Gesundheit bürgen,
Geht ihr hinein. —
Ein Haus, sagst Du? ein Haus?
Gewiß, das Armenhaus.

Wir meinten, 's wär eine Höhle — — —
Bst, bst! wenn's die Gemeinde hört —?!
Sag, was du willst, 's ist eine Höhle — — —
Ja, weniger als das, ein Loch!
Ein rabenfinst'res, schmutziges Loch!
Das will ein Haus sich nennen?
's ist niederträchtig.
Vier schwarze, kahle Wände,
Die Fenster verstopft mit Lumpen, verklebt mit Pappe.
Der Fußboden dielenlos und,
Als ein Schaustück dort im Winkel
Ein rostzerfress'ner, alter Ofen.
Du bist ein Schalk, hihi, ein Schalk!
Wieso?

Nun, daß du's Wunder nennst. —
Und doch, ich bleib' dabei:
Es ist ein Wunder, wie's kein zweites gibt,
Ein großes, weltbewegendes Wunder;
Denn — ich sag' es euch in's Ohr,
Damit es sonst niemand hört:
Hier drinnen wohnen — Menschen — — —

Die Feldarbeiter.

„Um einen halben Gulden übertags
Arbeit' ich wie ein Vieh.
Um einen halben Gulden, der
Für mich nicht reichte, wenn ich leben wollt! —
Und ich hab Weib und Kinder.“ —

Er sprach's mit rauhen, ungeschlachten Worten,
Und schlug die Schollen mit der schweren Hacke,
Und würdigte mich weiter keines Blicks. —

Ich wandte mich davon und ging
Gesenkten Hauptes durch die Felder,
Durch saft'ge üpp'ge Wiesengründe
Und wohlbebaute Fluren.
Auf breiten Flächen wogte wie ein Meer
Die grüne Saat.
Ich blickte in die Ferne: endlos zog
Die Eb'ne sich vor meinen Blicken,
Am Horizonte mischte sich
Der Wälder Grün mit dunklem Aetherblau.
Im Frühlingsglanze lag die Welt.
Manch Dörfchen, halbversteckt von Blüthenschmuck,
Begrüßte mich, und eine frische Luft
Kam über Land.

Da weitete sich meine Brust,
Ein glückliches Gefühl durchzog
Mein liebsehnend Herz,
Sodaß ich hätte jauchzen mögen — — —
Doch plötzlich sah mein Aug'
Die armen Brüder auf dem Felde,
Die Schollen schlagen um —
Einen halben Gulden. —
Wem gehören diese Flächen? frug ich
Den nächsten, und er sprach:
„All, all dies, seine Hand
Wies einen weiten Kreis,
Die Fluren und die Wälder,
Die Meierhöfe und das Schloß,
Das dort aus hohen Pappelbäumen blickt
Gehört dem Fürsten.“ — — —

Ich wandte mich hinweg; unsagbar bitter
Stiegs in der Kehl' mir auf und eine Zähre
Fiel aus dem Auge mir hinunter auf
Die harten Schollen. — — —

Ihr reichen Fürsten, euch
Gehört die halbe Welt.
Wie kleine Königreiche strecken eure Fluren
Und Wälder sich ringsum,
Und, wie Rubinensteine glänzen eure Schlösser
Im Schein der sinkenden Sonne
Inmitten dieser Pracht:
Diejenigen aber, die euch alles schaffen
Und euren Reichthum mehren und begründen,
Die — laßt ihr verhungern. — — —

Die Knechte.

Was seufzet ihr, Ackerknechte,
Was seufzet ihr an eueren ehernen Ketten? —
Glaubt ihr denn, ihr verdient Mitleid,
Mitfühlende Thränen?
Nein, ihr Sklaven,
Verbrannt von der heißen Sonnengluth,
Rauh und roh
Wie die herdehütenden Cyklopen;
Ihr verdient kein Mitleid. —
Sagt euch der Falter nicht:
Ich bin frei?!
Jubelt die Lerche nicht:
Freiheit, wie schön?! —
Nein, ihr willigen Sklaven,
Ihr verdient Hohn,
Herben, beißenden Hohn. — — —

Schauet eure Arme an,
Mit Muskeln wie aus Stahl;
Schaut euere Körper an,
Ihr starken Schwächlinge!
Fragt euch dann: Sind wir des Mitleids werth? —

Was scharet ihr euch nicht zusammen,
Was stellt ihr euch denn nicht an eurer Brüder Seite,
Zu kämpfen für euer Recht?
Was gehorcht ihr gleich guterzogenen Kindern
Dem scheltenden Herrn?
Ist euere Knechtschaft nicht die Strafe
Für euere Feigheit? — — —
Seufzet nicht nach Mitleid, Knechte,
Klaget nicht!
Nur ein schwächliches Herz kann euch bedauern. — —

Frühlingsklänge.

Auf Sturmesflügeln naht die Zeit
Der Freiheit und der Menschlichkeit;
Die Welt in ihren Tiefen zittert,
Weil sie den neuen Frühling wittert.

Empor zum Himmelslichte strebt
Ein jedes Sämlein neu belebt;
Was lange, lang verborgen war,
Drängt sich zutage wunderbar. —

Die Fesseln löse der Titan
Im dunkeltiefen Ocean.
Und auf zur Sonn' stürmt seine Schaar
Die lang, ach, lang gefangen war.

Hört ihr das Jauchzen und das Wettern
Im weiten Umkreis furchtbar schmettern?
So jauchzt die junge Frühlingsluft
Aus Tellus qualbefreiter Brust. — — —

Zu Boden donnernd was sich stellt,
So naht der Lenz der neuen Welt,
Wie Zeus mit Blitz und mit Gewittern;
Der Starke lacht, die Feigen zittern. —



Nähe der Gottheit.

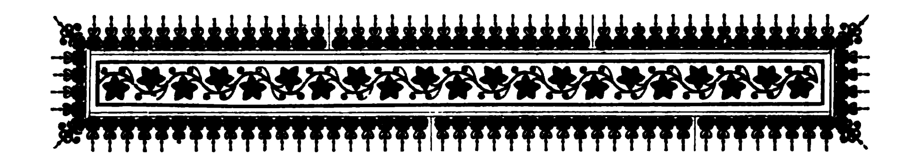
Wie oft ein träumerisch Gefühl
Durch uns're stille Seele geht;
Ein Himmelshauch so sanft und kühl,
Des Busens Nacht durchstreift, durchweht
Und unsern Geist entwirrt, entführt
Und ihm verborgne Dinge zeigt,
Daß er zur Seele tiefsten Winkel steigt:
Die Gottheit ist's, die uns berührt. — —

Die Gottheit ist's, das innerste Gefühl
In Welt- und Menschenherzentiefen,
Daß Eins im Andern wuchs und nicht ein Spiel
Das ganze schuf, dieweil wir schliefen.
Es ist der Geist, der uns zum Niedren hält
Und mit dem Höchsten uns verbindet,
Der alle Zweifel überwindet:
Nicht Unsichtbares schuf die Welt. — —



Josef Schiller.

Josef Schiller, der „Schiller-Sefi“, wie er seiner Volksthümlichkeit wegen in Oesterreich genannt wird, wurde am 29. Juni 1846 in Reichenberg geboren, wo er später die Tuchweberei erlernte. Er genoß eine nur sehr geringe Schulbildung, denn mit sieben Jahren schon mußte er in die Fabrik gehen. Die Noth hatte den „Seff“ frühzeitig denken gelernt und als im Jahre 1869 die Arbeiterbewegung in Böhmen ihren Einzug hielt, war Schiller einer der ersten, die für die neue Lehre thätig waren. Unter dem Eindrucke dieser Bewegung entstand sein „Sklavenjoch“, welches er im Jahre 1869 nach einer Versammlung in Reichenberg zum Vortrag brachte. Das Gedicht machte vermöge seiner Sprache einen großartigen Eindruck. Einmal an die Oeffentlichkeit getreten, versuchte er nun auch als Redner für die Partei zu wirken, und Schiller war ein ausgezeichneter Redner; seine bilderreiche Sprache, seine bald gemüthvolle bald humoristisch derbe Redeweise, unterstützt von einem wohlklingenden mächtig tönenden Organe machten ihn in kurzer Zeit zu dem beliebtesten Volksredner. Mehr als 27 Jahre stand er im Dienste der Arbeiterpartei und zumeist auf den schwierigsten Posten. Schiller war eine großangelegte, eine geniale Natur, die aber selbst von den Parteigenossen nur selten verstanden wurde. Er hat im Laufe von 30 Jahren eine große Anzahl von Gedichten geschrieben, unter denen sich wahre Perlen der Poesie befinden. Der weitaus größte Theil ist ihm aber bei den vielen Haussuchungen, die er zu bestehen hatte, von der österreichischen Polizei gestohlen worden. In den letzten Jahren vor seinem Tode machte sich bei ihm eine stets wachsende Verbitterung geltend, die ihn schließlich im Jahre 1896 übers Meer trieb. In Germanio, einem kleinen Städtchen Pensylvania's (N.-Am.), lebte er in buchstäblicher Einsamkeit und in den ärmlichsten Verhältnissen, mit der Außenwelt nur durch Zeitungen und Briefe in Verbindung stehend. Er stand im Verkehr unter anderen mit Robert Reitzel, dem bekannten deutschamerikanischen Dichter, der „Buffaloer Arbeiterzeitung“, dem „Volksanwalt“ in Cleveland etc. Am 16. August 1897, als er beim Schreiben saß, machte ein Herzschlag seinem so reichbewegten Leben ein Ende, nachdem ihm drei Wochen vorher seine Frau mit dem kleinsten Sohne nach Amerika gefolgt war. Das Leben Schillers ist mit der Geschichte der österreichischen, insbesondere aber der nordböhmischen Arbeiterbewegung auf das unzertrennlichste verknüpft. Weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus weckte die Nachricht von dem Tode des „Seff“ Trauer und ganz besonders amerikanische Arbeiterblätter waren es, die den Abgang „des erst neugewonnenen Genossen“ beklagten.



Der Geist der Geschichte.

Ein Geist geht warnend und belehrend
Durch unſ're Zeit, und roth wie Blut
Braust furchtbar, donnernd, wild, empörend
Des eiſernen Jahrhunderts Fluth.

Der Geist der Weltgeschichte schreitet
Zum furchtbar strengen Strafgericht!
Er straft die Lüge und bereitet
Den Sieg für Wahrheit, Recht und Licht.

Zu lange war für Recht und Wahrheit
Der Geist der Menschheit abgestumpft!
Jetzt naht die Zeit des Licht's, der Klarheit,
Die Zeit der siegenden Vernunft.

Bald wird die geist'ge Atmosphäre
Von gift'gen Stoffen frei gemacht —
Der Mensch wird frei, wenn ihm zur Ehre
Der Dummheit morsche Stütze kracht.

Des Aberglaubens Nebel sinken,
Entschwunden ist der Höllentraum,
Und Licht und Geistesfreiheit blinken,
Wie Morgenthau am Lebensbaum.

Das Dunkle fliehet vor dem Lichte —
Doch wo sich's auch verbergen mag,
Es wird ereilt, denn die Geschichte
Verkündet einen Erntetag.

Ihr, die ihr die Vernunft getreten
Jahrhunderte hindurch mit Hohn,
Ihr mögt nun fluchen oder beten —
Erwartet euren Sündenlohn!

Die ihr die Wahrheit stets geschlagen,
Ihr Heuchler, Lügner insgesammt,
Ihr mögt das Urtheil nun ertragen
Des Richters und sein Rächeramt.

Und sucht ihr auch in Todeskrämpfen
Nach Waffen in des Unsinn's Meer,
Ihr könnt den freien Geist nicht dämpfen,
Der sich nun Bahn bricht ringsumher.

Man kann auf schlechten Wegen wandeln
Die Willkür giebt Beweis genug;
Doch gegen die Vernunft zu handeln —
Ist Wahnsinn oder Selbstbetrug.

Wenn man sich auch dem Vorwärtsschreiten
Oft mit Gewalt entgegenstemmt,
Unmöglich war's zu allen Zeiten,
Daß man den Gang zum Bess'ren hemmt.

Wohl mag so mancher Kämpfer zittern
Vor all den kalten Todesweh'n,
Vor all' den drohenden Gewittern,
Die jetzt am Völkerhimmel steh'n.

Doch keiner soll aus Furcht erbeben,
Denn aus Verwesung, Grab und Tod
Schafft sich der Geist ein neues Leben,
Ein neues glüh'ndes Morgenroth.



Jeder Tag gehört zum Leben . . .

Lied der Phantasie aus „Morgenroth und Abendroth".

Es schwebt der Mensch auf Geistesschwingen
In unſ'rer Zeit durch alle Welt,
Um Erd' und Himmel zu erringen,
Bis er ermattet niederfällt.
Wo Gräberhügel sich erheben,
Da steht auf jedem Leichenstein:
Ein jeder Tag gehört zum Leben,
Ein jeder kann der letzte sein.

Wenn du ein treues Weib gefunden,
Das stets auf deinen Wegen geht,
Das in des Lebens schweren Stunden
Voll Muth an deiner Seite steht,
So sollst du es mit Lieb umgeben
Und jeden Tag sein Herz erfreuen,
Ein jeder Tag gehört zum Leben
Ein jeder kann der letzte sein.

Es blitzt das Gold am fetten Leibe,
Wenn Hochmuth in die Kirche geht,
Nicht einen Blick schenkt er dem Weibe,
Das bettelnd an der Thüre steht.
Die Armuth spricht mit leisem Beben:
Bald nagen Würmer dein Gebein,
Ein jeder Tag gehört zum Leben,
Ein jeder kann der letzte sein.

Kannst du die Hand dem Bruder drücken,
Der dich verläßt in größter Noth,
Dann iß', wenn auch mit nassen Blicken,
Als Mann getrost dein Kerkerbrod,
Und denke stets bei deinem Streben:
Nach trüber Zeit kommt Sonnenschein,
Ein jeder Tag gehört zum Leben,
Ein jeder kann der letzte sein.

Bist du im Kreise froher Zecher,
Und Lust und Jubel herrscht um dich,
Und schwimmt auf deinem vollen Becher
Ein Rosenblatt, so denk an mich,
Wenn frohe Lieder dich umschweben,
So rufe laut beim Glase Wein:
Ein jeder Tag gehört zum Leben,
Ein jeder kann der letzte sein.

Wenn du im Zorn mit heißem Blute,
Den Freund gekränkt, der dich geliebt,
Wenn dn im Jugendübermüthe
Das gute Mutterherz betrübt,
Dann trachte, daß sie dir vergeben,
Daß sie dir herzlich gern verzeihn,
Ein jeder Tag gehört zum Leben,
Ein jeder kann der letzte sein.

Und kommt ein Sturm in künft'gen Tagen,
Der deiner Hoffnung Blüthen knickt,
Und willst du fast vor Gram verzagen,
Weil dich die Sorge niederdrückt,
Dann soll mein Wahlspruch dich erheben,
Er schleicht' sich dir ins Herz hinein:
Ein jeder Tag gehört zum Leben,
Ein jeder kann der letzte sein.

Die Schranke der Freiheit.

(1869.)

So wie ein Strom der dunklen Kluft enteilet
Und Segen spendet über Flur und Feld,
So wie der Sturm die dunklen Wolken theilet,
So braust das Wort der Freiheit durch die Welt.

Das Wörtchen „frei“ beseelt die schöne Erde,
Denn alles Große faßt dies kleine Wort
Und nur den Menschen kostet es Beschwerde,
Sie haschen nach dem Worte fort und fort.

Sie kämpfen um das Wort und wenn sie's haben,
Dann ist es nicht so schön wie sie gedacht,
Dann sind es nicht die schönen gold'nen Gaben,
Wovon sie träumten in vergang'ner Nacht.

Die Freiheit ist das Höchste hier auf Erden,
Das Beste was der Mensch sein eigen nennt,
Doch kann die Menschheit dann nur glücklich werden,
Wenn sie der Grenze wahre Freiheit kennt.

Frei sei der Geist und frei sei der Gedanke,
Doch jeder, der Gedankenfreiheit liebt,
Der muß auch wissen, daß es eine Schranke
Für seinen Willen und sein Handeln gibt.

Doch viele, die hier kämpfen, dulden, ringen,
Sie müssen hilflos oft zu Grunde gehn,
Weil sie die Schranke tollkühn überspringen,
Weil sie das Wörtchen „frei“ nicht recht versteh'n.

Die Menschen wollen frei und gleich sich nennen,
Die zu einander halten felsenfest,
Und doch will oft der „Herr“ den „Knecht“ nicht kennen,
Von dem er lebt, und den er leben läßt.

Und weil die Menschen in dem Irrthum leben,
Daß einer mehr als wie der and're sei,
Und da sie stets in diesem Glauben schweben,
So werden auch die Menschen nicht recht frei.

Wir müssen alle um die Freiheit ringen
Und müssen uns von Stolz und Neid befrei'n,
Dann wird der Kampf, dann wird der Sieg gelingen,
Dann wird die gold'ne Freiheit unser sein.

D'rum kämpfet von der Wiege bis zum Grabe
Stets auf der Bahn der Freiheit, werdet frei,
Und führt Euch auch der Weg zum Bettelstabe,
So wanket nicht und bleibt der Sache treu.

Lernt frei von Stolz für wahre Freiheit streiten,
Durch Menschenliebe bringt der Menschheit Licht
Und wollt ihr nie die Grenze überschreiten,
So haltet fest an Ehre, Recht und Pflicht.

Doch wollt ihr euch ein and'res Ziel erstreben
Und seid ihr für die wahre Freiheit blind,
Wollt ihr nicht menschlich unter Menschen leben,
So geht dorthin, wo keine Menschen sind.

Denn jene Bande, die uns Menschen binden,
So lang es Menschen gibt bestehen sie,
Ihr werdet sie auf allen Wegen finden,
Kämpft gegen sie, die Bande schwinden nie.

Stürzt alles nieder, tretet es mit Füßen,
Glaubt was ihr wollt, stürzt jede Obrigkeit,
Ihr werdet dennoch nicht das Glück genießen,
Daß ihr ganz frei und ungebunden seid.

Und schlügt ihr auch die halbe Welt in Trümmer,
Ja wenn ihr selbst das edelste verletzt,
Der Freiheit Schranke stürzt ihr nie und nimmer,
Denn diese Schranke heißt Naturgesetz.



Die bedenkliche Kiste.

Das Weib des Kreishauptmanns von Deuben
Die sprach zu ihrem lieben Mann:
„Ich kann nicht länger bei dir bleiben
Mir schwillt die Leber riesig an.

Ich muß in's Bad, um zu gesunden,
Ich bin schon gar zu fett und rund,
Ich hab ein Mittelchen gefunden:
In Karlsbad werde ich gesund."

Der Kreishauptmann sprach: „Liebes Weibchen,
Der Reiseplan ist gar nicht schlecht,
Verlierst du was von deinem Leibchen,
So wäre mir das wirklich recht."

Das Weibchen reiste voll Vergnügen,
Nach Karlsbad in die Badekur,
Und athmete in vollen Zügen
Die reinen Lüfte der Natur.

Der gute Kreishauptmann von Deuben
War froh, sein Weibchen war im Bad,
Er konnte sich die Zeit vertreiben
Mit Rettungsplänen für den Staat.

Er war ein Feind der Sozialisten,
Er drückte sie zu jeder Zeit;
Doch seine Furcht vor Anarchisten,
Die war bekannt gar weit und breit.

Er hatte Briefe schon erhalten,
Wo deutlich drin geschrieben stand:
„Wir werden dir den Schädel spalten
Du größter Schuft im Vaterland."

Nun kam der Namenstag des Gatten,
Was sollte sie ihm senden nur?
Gleich kaufte sie beim Goldschmied Schatten
Die allerschönste Pendeluhr.

Der Kreishauptmann erhielt die Kiste:
„Was mag denn da darinnen sein?
Ich öffne nicht, und wenn ich müßte,
Ich schaute trotzdem nicht hinein."

Er rief herbei die Polizisten,
Und dann den Herrn Geheimrath Schmidt:
„Das ist ein Werk der Anarchisten,
Da drinnen steckt nur Dynamit."

Die Polizisten trugen leise,
Die Kiste in das Feld hinein,
Und schossen dann nach Jägerweise
Mit scharfen Kugeln fest hinein.

Dann öffneten sie leis' die Kiste,
Und sahen die zerschoss'ne Uhr —
Der Kreishauptmann und alle fluchten,
Von Dynamit war keine Spur.



Der Konfessionslose.

(1870.)

Ich bin ein Greu'l dem Haufen der Sophisten,
Weil ich entfernt mich hab von ihrer Bahn;
Auch hassen mich die sogenannten Christen —
Ich bete nicht wie sie die Götzen an.
Ich kann es nicht! Und wenn die Menschen wüßten,
Daß uns ein Stein doch nicht erhören kann,
Sie würden nicht vor flimmernden Altären
Anstatt der Gottheit kalte Steine ehren!

„Du bist verflucht! dich treffe Schmach und Schande!"
Das sind die Worte, die mein Bruder spricht,
Weil ich mich freigemacht von einem Bande,
Das mich gehemmt! Ich fand die Gottheit nicht
Dort, wo im goldgestickten Meßgewande
Ein Priester predigt von Gebot und Pflicht;
Denn was er lehrt, heißt: Dulden, leiden, tragen!
Mein Inn'res lehrt mich: Schaffen, ringen, wagen!

Was haßt ihr mich? Glaubt ihr ich kann nicht beten,
Weil ihr mich nie in eurem Tempel seh't? —
Ich kann die dunkle Halle nicht betreten,
Wo buntgeputzt zur Schau die Menge steht;
Wo ihr so oft in eu'ren Lebensnöthen
Von einem Bilde euer Heil erfleht:
Die Gottheit, hört ihr alle, die mich hassen,
Läßt sich in keine Bilderrahmen fassen! —

Wie glücklich bin ich, daß die Nebel schwinden,
Daß ich sie fand des Lebens rechte Spur:
Ich weiß den Geist der Gottheit stets zu finden,
Bewund're ich daß Schaffen der Natur.
Und will ich liebend mich mit ihm verbinden,
So such ich ihn in meinem Inner'n nur;
Dort find ich ihn und hab ihn stets gefunden
Und nie geahntes Heil und Trost empfunden.

Ihr aber ringt verzweiflungsvoll die Hände,
Wenn Krankheit, Hunger, Elend euch bedroht;
Ihr glaubt, daß euch ein Gott dies Leiden sende
Durch seinen Willen, durch sein Machtgebot,
Ihr wißt es nicht, daß die vier feuchten Wände
Und eure Nahrung schuld sind an der Noth;
Ihr wißt es nicht und in dem blinden Glauben,
Laßt ihr euch so daß beff're Leben rauben!

Ihr kennt sie nicht, die feindlichen Gewalten,
Die Schuld an allen eu'ren Leiden sind;
Denn eu're Kräfte mögt ihr nie entfalten,
In eu'rem Glauben seit ihr wie ein Kind:
Ihr wißt euch stets an etwas anzuhalten,
Für alles And're seid ihr taub und blind;
Drum seit ihr jeder Täuschung hingegeben
Und findet nie den rechten Weg zum Leben! —

Blickt doch einmal in eu'res Herzens Tiefen,
Wenn euer Lebensschifflein in Gefahr; —
Versucht es doch, die eigne Kraft zu prüfen,
Ihr findet Manches, was euch möglich war,
Wenn all die Bilder, die im Herzen schliefen,
Vor eu'rem Geiste stehen hell und klar,
Ihr findet Manches, was euch schon gelungen,
Wenn ihr mit Muth und Manneskraft gerungen.

Ihr sollt die eig'nen Kräfte nie beschränken,
Sonst stempelt ihr euch selbst zum nied'ren Knecht:
Nicht blinder Glaube soll die Kräfte lenken,
Prüft immer selbst, was falsch ist oder echt.
Ihr mögt nur menschlich fühlen, menschlich denken,
Dann wißt ihr ja, was gut ist oder schlecht:
Und dieses Denken nenn' ich — beten, Brüder,
D'rum betet so — kniet nicht vor Götzen nieder!

Kommt doch mit mir in meine Andachtshalle,
O Brüder, kommt auf's freie Feld hinaus!
Ob Jud, ob Christ, willkommen seid ihr alle
In diesem freien, großen Gotteshaus.
Hört, wie es rauscht vom frohen Jubelschalle,
Seht, wie es grünt — die Bäume schlagen aus.
O Brüder, kommt, laßt uns den Wald betreten,
Dort sehen wir, wie alle Wesen beten.

Seht, wie die Pflanzen liebend sich vereinen,
Wie Eins das And're bildet und erhebt,
Wie die Natur im Großen wie im Kleinen
In freier Ordnung nach Veredlung strebt.
Und nirgends, nirgends wird euch Zwang erscheinen,
Die Liebe ist's, die alles rings belebt.
Erkennt euch selber, soll es Frühling werden,
Laßt frei den Geist — der Himmel ist auf Erden.

Die gute Kuh.

(1897.)

Mein Nachbar hat auf seiner Farm
Von Hühnern einen ganzen Schwarm.
Zwei Pferde, acht Stück schöne Rinder,
Ein treues Weib und sieben Kinder.

Bei so viel Kindern, so viel Vieh,
Da gibt's viel Trubel und viel Müh',
D'rum hat mein Nachbar alle Tage
Mit seiner Wirthschaft Sorg' und Plage.

Besonders eine rothe Kuh,
Die stört ihn oft in seiner Ruh',
Die macht ihm Trubel und viel Mühe,
Sie folgt nicht wie die andern Kühe.

Sie geht ganz willig an den Pflug
Und hat auch festen sich'ren Zug.
Doch wenn es ihr zu lange dauert,
Dann bleibt sie steh'n wie angemauert.

Sie thut wohl ihre Rindviehpflicht,
Doch liebt sie mag're Weide nicht.
Sie giebt viel Milch und fette Butter,
Doch sie verlangt auch gutes Futter.

Sie bleibt nicht gern auf dürrer Höh',
Sie sucht am liebsten grünen Klee;
Sie achtet nicht des Nachbars Grenzen
Durchbricht und überspringt die Fenzen.

Sie kommt nicht gern in großen Schweiß,
Denn scheint die Sonne gar zu heiß,
So legt sie sich in kühlen Schatten
Im nahen Wald auf grüne Matten.

Sie ist von ganz besond'rer Art.
Behandelt man sie nicht recht zart,
Zeigt sie ganz häßliche Manieren,
Sie kickt und schlägt mit allen Vieren.

Das Rindvieh ist in diesem Land
Als ordnungsliebend wohl bekannt.
Doch diese Kuh — es ist zum Lachen —
Die läßt sich keine Vorschrift machen.

Sie brüllt des Nachts auf Knall und Fall,
Hat sie nicht Streu genug im Stall.
Und thut man nicht nach ihrem Willen,
So hört sie auch nicht auf zu brüllen.

Wenn sie einmal recht durstig ist
Und ringsumher kein Wasser fließt,
So setzt sie sich recht breit und heiter,
Und trinkt die Milch aus ihrem Euter.

Da flucht's mein Nachbar: „Schwere Noth!
Ich schlag die Kuh noch einmal todt,"
Doch bald verliert sich seine Galle,
Es ist sein schönstes Stück im Stalle.

Auch mir gefällt das gute Thier,
Und ganz im Stillen denk ich mir:
O armes Volk, wann wirst denn du
Einmal so klug wie diese Kuh? —



Allerseelen.

(November 1894.)

Aus der Kerkerphantasie „Die Einzelzelle."

„ . . . . . Nur einen Blick noch nach dem Friedhof hin,
Mein lieber Freund, heut ist ja Allerseelen."
So fährt die Holde mir durch meinen Sinn,
Sie will mir von den Todten was erzählen.

Ich seh' vom Friedhof nur ein kleines Stück,
Ich seh' nicht, was die Menschen thun und treiben,
Und daß ich es nicht sehe ist ein Glück,
Ich könnte nur mit Groll darüber schreiben.

Ja, ja, die Liebe geht bis über's Grab,
Das sieht man ganz genau am heut'gen Tage,
Ob man dem Todten lebend Liebe gab,
Das freilich ist wohl eine schwere Frage.

Liebt euch und helft euch! weil ihr lebt und strebt,
Was hilft der schöne Kranz mit seid'nem Bande,
Wenn ihr dem Lebenden sein Recht nicht gebt,
Wenn ihr ihn quält bis zu des Grabes Rande.

Ihr habt den Sterbenskranken oft gestärkt,
Wenn er vor Schmerzen winselte und ächzte,
Doch euer stolzer Blick hat nie bemerkt,
Wenn er nach Liebe und Vergebung lechzte.

Da rennen sie mit Kränzen, Prunk und Schmuck,
Damit die Gaffer Glanz und Wohlstand sehen;
Hätt' ich die Kraft, ich machte euch den Spuck
Und ließ die Todten wieder auferstehen.

Mit fratzenhaft verzerrtem Angesicht,
Stürzten gewiß die meisten Heuchler nieder
Und flehten um ein gnädiges Gericht,
Der längst verstorbnen Eltern, Schwestern, Brüder.

Drum liebt euch und vergebt so lang ihr lebt!
Wir alle sind nur schwache Menschenkinder.
Verzeiht! Denn wer den ersten Stein aufhebt,
Der ist der größte und der schwerste Sünder.

Die wahre Liebe zeigt sich durch ihr Thun,
Sie mag durch Glanz und Flitter nicht bestechen;
Sie will nur gutes thun und kann nicht ruhn,
Sie handelt edel ohne viel zu sprechen.

Drum sprecht nicht viel, verlöscht mein Lämpelein,
Ich bin kein Freund von Weinen und von Wimmern;
Wenn ich einst sterbe, wird sich mancher freu'n,
Und mancher wird sich um's Begräbniß kümmern.

Denn wer mich liebt, der liebt mich herzlich stark,
Denn ich war stets ein lustiger Geselle;
Zwei Heller giebt ein jeder auf den Sarg,
Dann komm ich in die letzte Einzelzelle.



Ein Stimmungslied am Abend.

(1896.)

Ich wohne hoch, den „Thurm" nennt man das Haus,
 Wo ich jetzt lebe, träume, dichte,
Blick ich zum Fenster sinnend still hinaus,
Seh ich des Lebens drollige Geschichte.

Zwei Straßen kreuzen sich dicht unter mir,
Da geht's geschäftig zu und immer munter,
Hier seh ich immer allerhand Gethier,
Drum blick ich ganz besonders gern hinunter.

Die Krämer und die Händler machen Licht,
Um ihre Abendkunden anzulocken,
Ein frecher Unternehmerpfiff durchbricht
Den hellen Klang der Feierabendglocken.

Das Arbeitsvolk erscheint im raschen Lauf —
Man hat's auf ein'ge Stunden freigelassen —
Und Lärm und Lachen tönt zu mir herauf;
Jetzt wird's lebendig, laut in allen Gassen.

Sie seh'n der Lebensmittel allerlei.
Doch vorwärts geht's, zu ihren Lagerstätten;
Sie eilen überall so rasch vorbei,
So rasch, als wenn sie was gestohlen hätten.

Gewiß hat jeder Hunger, doch kein Geld,
Sie dürfen sich kein Stückchen Fleisch mehr gönnen,
Mich wundert's, daß in dieser Krämerwelt
Die armen Leute auch noch lachen können.

Nun blitzt es auf, ringsum wird Licht gemacht;
In allen Räumen, selbst in Dachspelunken
Erscheint die herrlich nie bezähmte Macht
Und wenn auch nur als kleiner Feuerfunken.

Mir gegenüber wohnt ein reicher Mann,
Der füllt sich eben seinen fetten Magen
Wie schön, das ich ihn so betrachten kann,
Er ißt nicht rasch, jedoch mit viel Behagen.

Zwei munt're Kinder sitzen mit am Tisch,
Mit vollen Wangen, ein paar böse Jungen,
Und eine junge Dame, schlank und frisch.
„'s ist die Verzieherin“, behaupten böse Zungen.

Ein süßer Klang dringt schmeichelnd an mein Ohr,
Wer seufzt so hungrig wie im Liebesfieber?
Ich hebe meine Augen rasch empor
Und seh' in eine Kammer gegenüber.

Da steht ein Knabe oder Jüngling schon,
Ein junger Mensch mit kummervoller Miene,
Er sucht des Friedens nie gefund'nen Ton
Auf seiner lieben, trauten Violine.

Sein Auge glüht, die heiße Stirne schwitzt,
Er blickt voll Hoffnung nach den schönsten Sternen,
Indeß ein andrer bei der Lampe sitzt,
Denn das Kameel muß „griechisch“ denken lernen.

Das ist Studentenleben, das ist klar,
Ihr mögt nun griechisch lernen oder geigen,
Ihr hemmt den Vollmond sicher um kein Haar,
Der eben jetzt beginnt emporzusteigen.

Da über allen Dächern steigt er auf,
Und nur der Judentempel will ihn hindern,
Jedoch kein Rothschild ändert seinen Lauf,
Der Mond ist gut mit allen Menschenkindern.

Da kommt ein Windstoß, und in einem Nu
Jagt über'm Vollmond eine dunkle Wolke;
Ein zweiter Stoß! man macht die Fenster zu,
Und rührig wird es bei dem Krämervolke.

Jetzt hebt der Sturm den Straßenstaub empor,
Und Fetzen, faule Blätter, Lumpenreste,
Die wirbeln aufwärts in dem grauen Flor
Und tanzen in die Zimmer der Paläste.

Der Sturm zerschlägt die Fenster und die Dächer;
Es saust und braust und heult rings um den Thurm,
Ja, gegen Straßenstaub, da hilft kein Fächer,
Ihr feinen Damen, hütet euch vor Sturm.

Die Polizisten stehn in ihren Ecken,
Die hören nichts, sie sind wie blind und taub,
Die suchen sich im Winkel zu verstecken,
Das macht der Sturm, das macht der Straßenstaub.

Jetzt ist es still, das Wetter ist vorüber,
Und friedlicher gestimmt ist mein Gemüth,
Und meines Nachbars Geige gegenüber,
Die singt ein muntres altes Freiheitslied.



Der Sozialdemokratie von Nord-Amerika.

(Erschienen im „Volksanwalt“ Cleveland drei Wochen vor dem Tode des Dichters am 24. Juli 1897, anläßlich der stattgefundenen Neuconstituirung der Nordamerikanischen Sozialdemokratie.)

Ihr Brüder, Freunde und Genossen,
Den Bund, dem ihr euch habt geweiht,
Dem ihr euch freudig angeschlossen,
Erhalte Treu' und Einigkeit.

Nicht habt ihr in Utopiens Fernen
Den Plan der bess'ren Welt geseh'n;
Ihr seht ihn bei den Landessternen,
Als hellen Punkt im Banner stehn.

Das ist ein großes, männlich' Wollen.
Steht fest zusammen, Weib und Mann. —
Die bangen „Wenn“ und „Aber“ sollen
Ganz hinten geh'n, der Muth voran. —

Gebt acht nur, daß die schwarzen Schäfer
Verdunkeln nicht das Morgenroth. —
Ich schlag' die Koloradokäfer
In meinem Garten alle todt.

Man kann die Viecher zwar verbrennen
Und Oel gewinnen aus dem Fett. —
Doch Bauern, die die Sachen kennen,
Die sagen: 's stinkt und ist nicht nett.

Der Geldsack sitzt auf hohem Rosse
Und füttert seine Preßlakei'n
Und die gedruckten Giftgeschosse
Umschwirren täglich eu're Reih'n.

Die Lüge, dieser Judas-Jünger,
Weckt Widerstand und spornet an,
So wird die Hetze guter Dünger
Für euere Saat und eueren Plan.

Der Industrialismus, Brüder!
Das Roß, auf dem der Geldsack sitzt,
Tritt Kunst und Wissenschaft darnieder;
Die Arbeit wird mit Koth bespritzt.

Es bricht sich Bahn durch Blut und Leichen,
Es ras't dahin, wie taub und blind.
Der Geldsack spornt es in die Weichen,
Denn er verschont nicht Weib, noch Kind.

Ihr ruft nun: Halt! Ihr wackren Streiter,
Damit zu aller Menschen Glück
In kurzer Zeit der freche Reiter
Bricht niederstürzend sein Genick. —

Drum muthig vorwärts voll Vertrauen,
Nehmt meinen Brudergruß zu Theil,
Den Männern Hoch, ein Hoch den Frauen,
Und eurem Bunde Glück und Heil!



Sinnspruch.

Muth und Thatkraft kann nicht rosten,
Vorwärts geht es ohne Ruh;
Mag es Blut und Leben kosten,
Wie der Erdball stets nach Osten,
Drängt der Geist der Freiheit zu.

Frühlingsgedanken.

Frisch auf, liebe Brüder, der Frühling erwacht!
Kommt, laßt uns den Frühling begrüßen,
Seht, wie sich das Leben entwickelt mit Macht;
D'rum laßt uns das Leben genießen!
Die schwellenden Knospen, sie drängen hervor
Und sprengen die drückende Hülle;
All' überall keimt es und sprießt es empor,
All' überall waltet in Feld und in Flur
Der großen, erhabenen Mutter Natur
Allgütiger, mächtiger Wille.

Die Mutter Natur, ach, wie meint sie es gut
Mit ihrem allmächtigen Willen!
Und wie sie auch waltet und was sie auch thut,
Es soll uns mit Ehrfurcht erfüllen.
Dort — wo sie gewaltsam und ungerecht scheint,
Wenn stolz ihre Kraft sie entfaltet,
Da wissen wir oft nicht, wie gut sie es meint.
D'rum eilet, dem Frühling in's Auge zu seh'n,
Damit wir die Sprache der Mutter versteh'n,
Die alles zum Guten gestaltet.

Es grünen die Bäume und jeglicher Baum
In seinem natürlichen Triebe,
Er träumet bewußtlos den seligen Traum
Von Freiheit, Entwicklung, von Liebe.
In allen den wachsenden Blättern so klein,
Da regt sich's, wie Ringen und Mühen;
Denn um zu erstehen und um zu gedeih'n,
Bedürfen sie all' der Bewegung des Lichts.
Gebricht es an diesem, an allen gebricht's —
Dann gibt es kein Grünen und Blühen.

Schaut hin, wie der Sonne allmächtiger Strahl
Erschließet gewaltige Quellen!
Die rauschen als Wasser vom Berge zu Thal,
Um Flüsse und Ströme zu schwellen;
Und in den gewohnten alltäglichen Lauf
Da drängen und treiben die Fluthen.
Oft über die Uferwand steigen sie auf,
Die Felder verwüstend, die Saaten, das Land —
Doch wo sie gezügelt des Menschen Verstand,
Verwandelt sich alles zum Guten.

Wir hören das Brausen, es hebt sich die Brust.
Und wenn wir die Fluthen erblicken,
Da möchten wir, all' ihrer Kräfte bewußt,
Die Menschheit entfesseln, beglücken. —
Es drängt uns zu schaffen, wenn alles erblüht,
Es regen sich Keime und Triebe,
Ein mächtig Verlangen die Geister durchglüht.
Und so, wie bewußtlos der grünende Baum,
So tragen bewußt wir in's Leben den Traum
Von Freiheit, Entwicklung und Liebe.

D'rum, Brüder, o nützet die goldene Zeit,
Ein Frühling ist wieder erschienen.
Schafft Freiheit und haltet die Liebe bereit,
Dann werden die Saaten euch grünen.
Schafft Freiheit, dann wird die Entwicklung gedeih'n
Und fallen des Vorurtheils Schranke;
Gleich werden wir endlich und brüderlich sein,
Und ferner nicht Glauben, nicht Namen und Stand
Uns trennen; es tritt nur in freiem Verband
In's Leben der freie Gedanke!

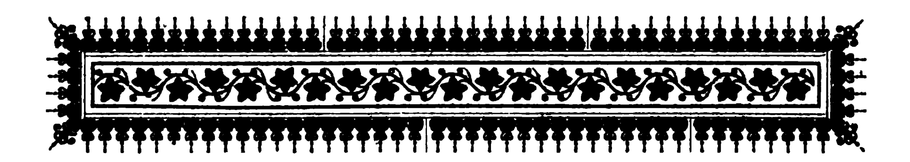
So wird durch der Freiheit erwärmenden Strahl
Urewige Kraft uns erfreuen,
Herab von den Höhen des Wissens zumal
Erkenntniß und Wahrheit erneuen,
Damit die Natur uns zum Heile erscheint,
Und ihre gewaltigen Fluthen
In's Strombett des Segens gebahnt und vereint,
Glückbringend verjüngen die Saaten, das Land;
Denn wo sie begegnen des Menschen Verstand,
Verwandelt sich alles zum Guten.





Heinrich Bartel

Heinrich Bartel wurde am 9. Oktober 1874 in Reichenberg geboren, wo er die Volksschule besuchte. Mit drei Jahren schon verlor er den Vater und die Mutter sah sich gezwungen, den der Schule entwachsenen Burschen sofort „verdienen" zu schicken. So arbeitete er eine Zeit hindurch als „Spinnerjunge" und dann als Weber in verschiedenen Fabriken Reichenberg's. Zu Anfang des Jahres 1889, als die Arbeiterbewegung nach der Persecutionszeit wieder im Aufblühen begriffen war, besuchte er die erste Volksversammlung und trat dann dem bald nachher gegründeten Fachverein der Textilarbeiter als Mitglied bei. Durch Josef Schiller, den in Nordböhmen wie kein zweiter beliebt gewesenen Volksdichter und Volksredner, der sich seiner warm annahm, wurde er mit der Arbeiterbewegung immer vertrauter, bis er schließlich, durch Schiller dazu aufgemuntert, anfangs bei kleineren, und dann bei großen Versammlungen als Redner auftrat. Nachdem er einigemal gemaßregelt worden und um sich durchzuschlagen die verschiedensten Arbeiten verrichtet hatte, kam er im Jahre 1894 durch Vermittlung Victor Adlers nach Wien. Von dort ging er auf Wunsch der dortigen Genossen nach Graz und später nach Teplitz, wo er noch heute mit seiner Frau, der Tochter Josef Schillers, lebt und als Redakteur der „Freiheit" und Redner für die Partei thätig ist. Bartel hat in vielen Parteiblättern Gedichte und Feuilletons veröffentlicht und zu verschiedenen Arbeiterfesten Prologe, Festgedichte und Liedertexte geschrieben. Dann gibt er alljährlich die „Peitsche", ein humoristisch-satyrisches Faschingsblatt, und in zwangsloser Reihenfolge erscheinende zeitgemäße Liedersammlungen heraus. Außerdem gab er unter dem Titel „Nordböhmische Klänge" eine Sammlung von Arbeitergedichten aus Nordböhmen heraus.



Ich bin ein freier Sängersmann.

Ich bin ein freier Sängersmann,
Hab weder Gut noch Geld,
Mein Reichthum ist mein freier Sinn,
So zieh ich durch die Welt.

Und wo ich freie Menschen seh,
Da halt ich kurze Rast,
Denn wo die Freiheit Wirthin ist,
Da bin ich gerne Gast.

Ich ziehe rüstig meine Bahn.
Und streu' der Zukunft Saat,
Ich singe laut und jedes Lied
Sei eine kühne That.

Es brause durch das Weltenall
Wie ein Entrüstungsschrei,
Wie Donnergroll und Sturmgebraus
Tön' seine Melodei.

Bis in die Stickluft uns'rer Zeit,
Ein freier Odem zieht;
Kein Sklave mehr vor einem Herrn
In Demuth niederkniet.

Bis alle Schläfer aufgewacht,
Tön' es mit hellem Klang,
Es sei der Freiheit Siegeslied,
Der Knechtschaft Grabgesang. —

So zieh ich singend durch die Welt
Und rufe auf zum Streit,
Ich will der Freiheit Lanzknecht sein,
Ein Sohn der neuen Zeit.



Sehnsucht.

Ein jeder Mensch hat seine Sehnsucht,
Die man ihm niemals rauben soll,
Sie ist ein Theil des Menschenlebens,
Bald macht sie froh, bald kummervoll.
Wenn alle Freunde uns verlassen,
Wenn es an allem uns gebricht,
Sie bleibt uns treu bis an das Ende,
Nur sie allein verläßt uns nicht.
Sie ist der Quell von Lust und Thränen,
Je ärmer unser Herz sich fühlt,
Je größer ist der Schmerz der Sehnsucht,
Der tief in seinem Innern wühlt.

Wenn einsam, von der Welt verlassen
Der Mensch den Kampf ums Leben ringt,
Wenn jeder junge, neue Morgen
Ihm neuen Schmerz und Jammer bringt;
Wenn Krankheit ihn ans Lager kettet,
In seinem Heim die Armuth wohnt,
Da sehnt er sich, so heiß, so innig
Nach Liebe, die im Herzen thront.

Der Arme, der sich rastlos schaffend
Im Kampf um's Dasein plagt und müh't,
Und dem als Lohn für all sein Mühen
Nur Elend, Noth und Kummer blüht,
Er sehnt sich still nach frohen Tagen,
Er hofft und strebt nach jener Zeit,
Wo man sein Wirken ehrt und achtet,
Er sehnt sich nach Gerechtigkeit

Den Jüngling treibt die Sehnsucht rastlos
Nach seines Herzens Ideal. –
Die Liebe leitet seine Schritte,
Sie ist sein Glück, sein Hoffnungsstrahl — —
Das zarte Kind hat schon sein Sehnen,
Und selbst der altersschwache Greis
Sieht noch am Rande seines Grabes
Die Sehnsucht blüh'n als grünes Reis.
So hat ein jeder seine Sehnsucht,
Die er ganz still im Herzen trägt,
Sie bleibt ihm treu bis an das Ende
Und wird mit ihm ins Grab gelegt.

Weckruf.

(An die Arbeiter des Böhmerwaldes.)

Armes Volk des Böhmerwaldes
Hör' den Ruf der neuen Zeit;
Raff' dich auf zu ernstem Ringen
In dem großen Völkerstreit.
Hoch im Walde, tief im Schachte,
Schaffst du emsig und gewandt,
Wirkst zum Ruhme und zum Segen
Für dein liebes Heimathland.

Blick um dich! Sieh' deine Berge,
Sieh' den stolzen Tannenwald;
Alles, was das Auge fesselt
Mit des Reizes Allgewalt; —
Das romantische Gebirge
Deines Waldes Heiligthum
Zeugt vom Schweiße deiner Stirne
Und zum Fluch wird dir sein Ruhm.

Armuth herrscht in deinen Bergen,
Weil du arm noch bist an Muth;
Kennst nicht das Gefühl der Freiheit,
Und des Zornes heilge Gluth.
„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.“
Doch sag' an, wo bleibt dein Segen,
Wo der Lohn für deinen Fleiß?

Sag', wer ist es, der dich tröstet,
Wenn die Hungerthräne quillt,
Welcher Heiland kommt zu Hilfe,
Der des Grames Schmerz dir stillt? —
Niemand kommt um dich zu retten;
Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott,
Deine Kraft und deine Macht nur
Wird befrein dich aus der Noth.

Jag' die Dummheit aus den Bergen,
Dann erst wird es besser sein,
Denn die Armuth, sagt der Dichter,
Ist der Dummheit Töchterlein.
Frömmelei und Aberglaube
Sind der Dummheit anverwandt.
Jedes kühne Vorwärtsstreben
Hemmen sie mit starker Hand.

Und seit alten, ew'gen Zeiten
Haben sie die Noth vermehrt
Und dem Volke alle Freuden,
Jedes Lebensglück verwehrt.
Denken sollst du! Der Gedanke
Gibt dem Streben Götterkraft
Und erweckt in deinem Herzen
Der Begeist'rung Leidenschaft.

Wie ein Funke, den ein Windstoß
Kühn zur Flamme angefacht,
Loh' die Flamme der Begeist'rung
Mächtig in die finst're Nacht.
Nur der eig'nen Kraft vertraue,
Brich die Fesseln selbst entzwei!
Du allein bist dein Erlöser,
Drum wach auf! Dann wirst du frei.



Sylvester.

Das Jahr verrinnt, es geht zu Ende,
Und während es zu Grabe sinkt,
Rings auf dem ganzen Erdenrunde
Der letzte Abschiedsgruß erklingt.

Das letzte Lied zur Scheidestunde,
Das von den Lippen leise fließt,
Es wird zum Hoffnungs-Hochgesange
Der laut das neue Jahr begrüßt.

Es ist das Lied von bess'ren Zeiten,
Das ewig durch die Lande tönt,
Es klingt in jedem Herzen wieder,
Das sich nach Glück und Freiheit sehnt.

Die Menschen kommen und vergehen,
Das Leben ist ein Augenblick.
Wir sehen Haß und Liebe schwinden
Doch nicht die Hoffnung nach dem Glück.

Der Hoffnungstraum wird schon dem Kinde
In's zarte Herz hineingelegt,
Er lebt in uns, bis man am Ende
Den müden Leib zu Grabe trägt.

Auch heute steht das Traumbild wieder
Vor uns'rem Geiste hell und klar,
Und mit der Hoffnung in dem Herzen
Begrüßen wir das neue Jahr.

Wir wollen kühn mit festem Blicke
Der Zukunft in das Auge sehn,
Denn uns beseelt stets ein Gedanke:
Das Wissen, daß wir vorwärts gehn.

Wir wissen, daß die Zahl der Streiter
Mit jedem Tage größer wird
Und daß die Bahn, auf der wir gehen
Uns endlich doch zum Siege führt.

Die alten Vorurtheile stürzen,
Wenn wir geeint zusammenstehn,
Und wo Gewalt und Willkür thronen,
Dort werden Freiheitsbanner wehn.

Drum laßt uns muthig weiter ringen
Für aller Menschen Wohlergehn,
Bedenkend, daß wir an der Wiege
Des zwanzigsten Jahrhunders stehn.

Das Ziel liegt nah, der Weg ist offen,
Nur vorwärts Brüder in den Streit.
Ruft laut hinaus in alle Winde:
Wir kämpfen für Gerechtigkeit.



Christliche Predigt.

Hört! ihr Leute, hier auf Erden
Soll es wieder dunkel werden,
Frisch gewagt ist halb gethan,
Darum vorwärts, frisch voran.
Nehmt dem Volk die Schule.

Hat die Schule man in Händen,
O, dann wird sich alles wenden,
Alles tanzt dann, eins, zwei, drei,
Nach dem Wunsch der Clerisei,
Und gehorcht den Pfaffen.

Alle Redner, Journalisten,
Und die rothen Sozialisten
Werden dann in einer Nacht
Alle heimlich umgebracht,
Dann wird Ruhe werden.

Lesen, Rechnen und auch Schreiben
Wird man künftig nicht betreiben,
In der Schul', wie sich's gehört,
Wird nur Religion gelehrt,
Denn die ist sehr wichtig.

Scheiterhaufen, Vehmgerichte,
Steh'n uns trefflich zu Gesichte,
Und die Folterkammer auch
Sind uns ein sehr lieber Brauch;
Hoch das Mittelalter.

Alle Länder hier auf Erden
Müssen dann ein Staat nur werden,
Und die Schwarzen ganz allein
Werden tonangebend sein
Mit dem Papst als König.

Alles tanzt nach uns'ren Noten;
Denken, das wird streng verboten,
Nur die Dummheit soll allein
Alsdann noch geduldet sein,
Die kann uns nicht schaden.

Darum merket was ich sage:
Predigt fleißig alle Tage
Nur die Dummheit weit und breit,
Damit unser Werk gedeiht,
Seid gesegnet! Amen.

Die Opfer der Gewalt.

Es war ein schöner Maientag,
Die Schlote der Fabriken dampften,
Die Luft war rein und klar, indeß
Im Saale die Maschinen stampften.
Ich ging hinaus zum grünen Wald
Wo lustig, frei die Bäche rauschen,
Um dort im Tempel der Natur
Dem Sang der Vögel still zu lauschen.

Es war so schön, so wunderschön,
Am Himmel stand die gold'ne Sonne,
Und in den Lüften jubelte
Die Lerche laut vor Lust und Wonne.
Ich sah im goldnen Sonnenstrahl
Die bunten Schmetterlinge fliegen
Und auf der Tanne dünnem Ast
Das muntre Eichhorn lustig wiegen.

Vom Berge sah ich in das Thal
Wo all die armen Leute wohnen,
Die stumm im Kampfe mit der Noth
Bei dröhnenden Maschinen frohnen. —
So war ich lang umhergeirrt,
Bergauf, bergab ging meine Reise,
Da tönte mahnend an mein Ohr
Der Klang der Abendglocke leise.

Um Rast zu halten, warf ich mich
Ermattet auf die Haide nieder,
Und leise senkte sich der Schlaf,
Auf meine müden Augenlider. — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Da schien es mir im Traume so,
Als hätte Stimmen ich vernommen,
Und schon sah ich den Berg herauf
Drei geisterhafte Wesen kommen.
Sie kamen immer näher her,
Mir triebs das Herzblut in die Wangen;
Ich hörte, wie im Grabeston
Sie leise Klagelieder sangen.

Da waren sie! Das Schreckensbild
Vergeß ich nie im Leben wieder,
Mir war's, als käm der Tod zu mir,
Der Schrecken lähmte mir die Glieder.
Nun standen sie ganz dicht vor mir
Und wollten nicht von dannen gehen;
Die Augenhöhlen waren leer,
Sie waren schrecklich anzusehen!

Ich schwieg; da trat der eine vor,
Und eh' ich zu mir selbst gekommen,
Eh' ich mich noch vom Schreck erholt,
Hatt' er mich bei der Hand genommen.
Er sprach: „Heut ist der Jahrestag,
Wo man das Leben uns genommen,
Und jedes Jahr an diesem Tag
Da müssen wir zur Erde kommen.

Als Zeugen einer schweren Zeit
Das arme Volk wir wollen mahnen:
Denkt stets an uns! Vergeßt uns nicht,
Geht vorwärts auf der Freiheit Bahnen.

Verzeiht, o Brüder, jenen nicht,
Die uns den Tod gegeben haben,
Die uns, als wir nach Brot geschrie'n,
Kalt Blei und Pulver gaben."

„„Wer bist du?"" frug mit Zittern ich,
„„Wer hat das Leben euch genommen?
O sagt mir doch, warum, weshalb
Seid Ihr ans Licht herauf gekommen?""
Da sprach er matt: „Du kennst uns nicht,
Kannst meine Rede nicht verstehen?
O sag', hast du uns niemals noch
In deinem Leben je gesehen?

Besinn dich doch! und schau uns an,
Dann wirst du niemals wieder fragen;
Denn wer wir sind, das werden dir
Ganz deutlich uns're Wunden sagen.
Wir sind gleich dir du lieber Freund,
Dem Proletariat entsprossen,
Wir sind die Opfer der Gewalt,
In Dörfel*) wurden wir erschossen — — —."
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Und ehe bleich vor Schreck ich noch
Ein Wort von meinen Lippen brachte,
Da kam ein Sturm, das Bild verschwand,
Mein Herz schlug heiß, als ich erwachte.

Der Protz.

Da geht er, der vom Schweiß der Armen
Vermögend sich und reich gemacht,
Dem uns're Noth und unser Hunger
Den Ueberfluß ins Haus gebracht.

Der feine Stoff an seinem Körper,
Die weiße Wäsche, wie pikant,
So blickt er fragend durchs Monocle:
„Aeh, sagt mir, bin ich nicht charmant?"

Auf hohlem Schädel den Zylinder,
Den Gigerlstock in seiner Hand,
Bald rechts bald links recht protzig grüßend,
Mit jeder Dirne gut bekannt.

*) In Dörfel bei Reichenberg wurden am 21. Mai 1896 während eines Textilarbeiterstreiks drei Arbeiter erschossen.

Die gold'ne Kette auf dem Bauche,
Ein Ring fast jeden Finger „ziert“,
So sieht man ihn wie er tagtäglich
Das Straßenpflaster strapezirt.

Nun denkt einmal den Schmuck, die Kleider,
Das Geld von ihm escamotirt.
Jetzt frag' ich euch, was bleibt noch übrig,
Womit der Affe imponirt.



Gruß dem Heimgekehrten.

(Dem aus 14½jähriger Kerkerhaft wiedergekehrten Genossen Christof Czerny. Czerny war das schwerste Opfer der Persecutionsperiode der Sozialdemokratie in Böhmen. Er verließ am 15. Juli 1899 die Strafanstalt Pilsen. Kaum 4 Monate später starb er an den Folgen der jahrelangen Kerkerhaft.)

In tragisch düst're sorgenvolle Zeiten,
Hat uns dein Gang zur Freiheit jäh versetzt;
In Zeiten, wo man uns wie Wild gehetzt,
Weil wir es wagten, für das Recht zu streiten. —
Mit Blut und Thränen ist die Bahn gedüngt
Auf der das Volk zum Lichte rastlos dringt,
Auf der es kämpfend um die Freiheit ringt.

In Zorn und Scham muß sich das Auge senken,
Wenn unser Geist in das Vergang'ne schweift,
Wenn die Erinnerung das Wort ergreift,
Um trüben Sinns zurückzudenken.
Es klirren Ketten und im dumpfen Ton
Schallt frevelnd zügellos wie Spott und Hohn
Der Kampfesruf der finst'ren Reaction.

Wir hören Richter kalt ihr Urtheil sprechen,
Das Todesurtheil für so manchen Freund,
Um den ein Weib voll Gram und Kummer weint,
Indes im Kerker seine Kräfte brechen.
Man strafte streng das leiseste Vergeh'n;
Und weil's auf höheren Befehl gescheh'n,
So mußten Hunderte zu Grunde geh'n.

Wir wurden den Verbrechern gleich verachtet,
Und höhnisch außerhalb des Rechts gestellt;
Arm und verlassen von der ganzen Welt
Ist mancher Freund in Kerkers Noth verschmachtet.
Man hat uns zornig vogelfrei erklärt,
Weil wir uns gegen die Gewalt gewehrt,
Weil wir als Menschen gleiches Recht begehrt.

Du hast sie mitgelebt die Schreckenstage,
Du bist ein Opfer noch aus jener Zeit,
Wo Willkür uns das Recht entweiht
Und Alles niederriß mit einem Schlage,
Was wir mit Müh' und Sorge aufgebaut
Indem wir muthvoll sonnenwärts geschaut
Und uns'rer Kraft und Einigkeit vertraut.

Man hat dein Bestes damals dir genommen,
Der Jüngling kehrt als Mann zu uns zurück;
Doch hast der Jugend Fröhlichkeit und Glück
Mit deiner Freiheit du zurückbekommen? —
Des Lebens Frühling, deine Blüthezeit,
Starb hin in Kerkers-Grauen, Gram und Leid
In weltenferner düst'rer Einsamkeit.

Nun hast die Leidensstätte du verlassen,
Doch eines blieb dir — die Erinnerung
An jene Zeiten der Entwürdigung.
Dir bleibt der Groll im Herzen und das Hassen.
O schüre der Entrüstung heil'gen Brand,
Er leuchte dir als sich'res Unterpfand,
Daß wir dein Streben als gerecht erkannt.

Vergiß nun jetzt vergang'nen Schicksals Weben,
Trag hoch das stolze Haupt als freier Mann
Und klage trotzig die Gewalten an,
Die fast vernichtend griffen in dein Leben.
Dort, wo des Volkes rothe Banner weh'n,
Wird deine Jugend wieder aufersteh'n,
Drum sollst du kühn dem Feind ins Auge seh'n.

Nimm uns're Hand! nimm sie zum Gruß entgegen,
Wir ehren dich als tapfer'n, echten Freund;
Und jene Liebe, die uns heute eint,
Sie folge dir auf allen deinen Wegen.
Sie schmücke deine Dornenkrone grün,
Daß Freud' und Hoffnungen dir neu erblühn;
Und Kraftgedanken dein Gehirn durchziehn.

Dein Kommen soll uns neue Kräfte geben
Zu ernstem Kampf im heil'gen Völkerkrieg;
Und im Vertrauen auf des Volkes Sieg
Gilt nur der Sache unser ganzes Streben.
Indem wir kämpfen mit des Wissens Macht
Für Recht und Pflichten gegen Niedertracht,
Sei für dein Opfer dir der Dank gebracht.

Neues Leben.

Im Frühling wenn die Veilchen blüh'n,
Wenn alle Knospen springen,
Und wenn von Lieb und Liebeslust
Die kleinen Vöglein singen,
Da ist's so schön
Zum Wald zu geh'n,
Hinaus auf Feld und Flur.
Und groß und klein
Im Sonnenschein
Erfreut sich der Natur.
Und überall
Auf Berg und Thal
Herrscht Liebe rings auf Erden.
O, wenn es für den Armen doch
Bald möchte Frühling werden — —.

Der Arme kämpft jahrein, jahraus
Mit Noth und mit Beschwerden;
Er plagt und grämt sich ewig fort
Und kann nicht glücklich werden.
Er grämt sich ab
Bis in das Grab,
Bis ihm das Auge bricht,
Doch was er schafft
Durch Muth und Kraft,
Man achtet seiner nicht.
Doch kommt die Zeit,
Wo weit und breit
D e Armen sich vereinen,
Dann wird auch einst für sie einmal
Die Frühlingssonne scheinen.

Gerechtigkeit.

„Drei Wochen", spricht der alte Mann,
„Drei Wochen, das ist viel,
Weil ich nun nicht mehr schaffen kann
Und doch nicht hungern will. —

Ich habe nun fast fünfzig Jahr
Geschafft als braver Mann,
Und jetzt sind meine Kräfte gar,
Was fange ich nun an? —

Aus einem Strafhaus kaum heraus,
In's andere hinein;
So geht es fort jahrein, jahraus,
O, schrecklich, arm zu sein.

Zehn Jahre war ich Grenadier,
That treulich meine Pflicht,
Ein Kreuz bekam ich wohl dafür,
Doch Brot bekam ich nicht.

Das Bein verlor ich in der Schlacht,
Den Arm in der Fabrik,
Ja, ja, ich hab es weit gebracht." — —
Spricht er mit nassem Blick.

Der Richter, des Gesetzes Hort,
Er fühlt des Alten Schmerz;
Doch hier hat das Gesetz das Wort
Und nicht das Menschenherz.

Drei Wochen, wie das Urtheil spricht,
Sperrt man den Alten ein,
Denn Gnade gilt nicht vor Gericht,
Gerechtigkeit muß sein.



Uebermenschenthum.

(Nach Anhörung eines Vortrages über Friedrich Nietzsche.)

„Jenseits geht von Gut und Böse,
Klebt am Alltagsstaube nicht.
Steigt empor, seid neue Menschen!"
Also Zarathustra spricht:

„Was da schwach ist, das laßt sinken,
Nur der Kraft gebührt der Ruhm.
Schwingt euch auf aus Schutt und Moder,
Auf, zum Uebermenschenthum!"

— — — — — — — — —

Neue Lehren, neue Götter,
Neues kommt, das alte fällt,
Aber alles kehrt einst wieder;
Das ist so der Lauf der Welt.

Uebermensch? bleibt mir vom Halse,
Denn mich lehrt der Zug der Zeit:
Daß ihr keine Uebermenschen —
Ja nicht einmal Menschen seid.



Der Schrei der Besiegten.

. . . . . Nun ist's vorbei, wir sind geschlagen,
Die Noth hat uns zu Fall gebracht;
Ihr habt uns kalt zurückgeschleudert,
In uns'res Elends finst're Nacht. —
Doch höhnt uns nicht, und handelt menschlich;
Bewahrt uns vor dem Hungertod.
Bedenkt die Kraft der großen Masse —
Weh' Euch! wenn uns Verzweiflung droht.

Der Streik mißlang, wir müssen grollend
Ins Joch zurück, ins alte gehn,
Doch jubelt nicht! bald schlägt die Stunde,
Wo wir von neuem vor euch stehn.
Wer dann siegt, mag die Zukunft lehren —
Wir sind bereit! Und thut es noth,
Dann soll kein Bitten uns erweichen,
Weh' Euch! wenn uns Verzweiflung droht.

Wir sind der Grundstein des Gebäudes,
Das ihr beherrscht, wir sind der Staat.
In uns liegt eu're Macht und Größe,
In uns, dem Proletariat.
Drum seid gerecht gerechten Wünschen,
Denn wißt, die Noth kennt kein Gebot;
Und zwingt uns nicht, auch wir sind Menschen.
Weh' Euch! wenn uns Verzweiflung droht.

Pfingsten.

Pfingsten! Herab vom Kirchenthurme
Ertönt der Glocke heller Klang,
Und in den Jubelton der Vögel,
Mischt sich der Gläubigen Gesang.
Es ist das Fest des „heiligen Geistes,"
— Seht ihr die Prozessionen ziehn? —
Der, wie die Bibel uns berichtet,
Als weiße Taube einst erschien.

Wenn man auch heute solchen Wundern
Den rechten Glauben nicht mehr schenkt,
Es wird doch unser Thun und Handeln
Von einem heiligen Geist gelenkt,
Von einem Geist, der uns regieret,
Der sich in jedem Menschen regt,
Der unser ganzes Wollen leitet,
Das große Rad der Zeit bewegt.

Der heilge Geist, der Geist des Lichtes,
Der Geist des Fortschritts ist erwacht,
Der in den Herzen aller Völker
Die Freiheitsflamme angefacht
Die Nacht entflieht, bald wird es tagen,
Seht wie sich ringsum alles regt,
Die Flamme wird zum Feuerbrande,
Der bis hinauf zum Himmel schlägt.

Der Riesenbrand wird täglich größer,
Er bricht mit Schnelligkeit sich Bahn,
Ja, er durcheilt die ganze Erde
Gleich einem wüthenden Orkan.
Hört! wie es kracht und zischt und prasselt,
Schon sinkt des Aberglaubens Macht;
Die Dummheit stürzt von ihrem Throne,
Seht wie die Freiheitssonne lacht.

Bald wird's für alle besser werden,
Das Nachtgewölk, es wird verwehn,
Wenn alle Armen, Unterdrückten
Den Geist der Wahrheit recht verstehn.
Wenn wir nach Recht und Freiheit streben,
Dann wird der Feind zum Fall gebracht,
Der uns durch tausendjähr'ge Herrschaft
Zu willenlosen Sklaven macht.

Ihr sollt euch stets als Menschen fühlen;
Erfüllt als solche eure Pflicht,
Zerstört den Wahn des Aberglaubens
Und strebt nach Wissen, Recht und Licht.
Dann wird euch einst die Nachwelt ehren,
Denn was ihr schafft, das wird bestehn;
Mag auch die Mitwelt euch verspotten,
Das Gute kann nicht untergehn.

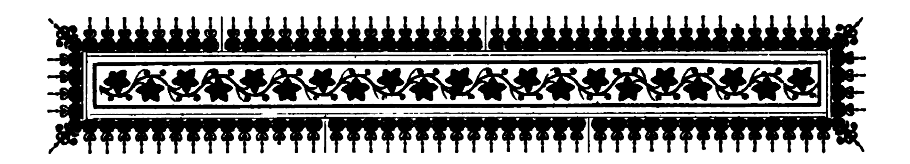




Dr. Wilh. Ludwig Rosenberg.

Dr. Wilhelm Ludwig Rosenberg, geb. 10. Januar 1850 in Hamm (Westfalen), ist der Sohn eines städtischen Beamten, der früh starb. Sein Stiefvater, ein Gießermeister, gab ihm eine gute Erziehung. Er studirte Philologie und Philosophie und war jahrelang Lehrer des Lateinischen Im Jahre 1875 begann er für die Sozialdemokratie zu schreiben und war Mitarbeiter der „Neuen Welt" u. s w. Nach Erlaß des Sozialisten-Gesetzes wanderte er (1880) nach den Vereinigten Staaten aus, wo er zuerst in Boston Lehrer, später Redakteur in der „Chicagoer Arbeiter-Zeitung" war. Rosenberg ging 1884 nach New-York, um an dem Wiederaufbau der Sozialistischen Arbeiter-Partei zu arbeiten. Er war 5 Jahre lang National-Sekretär der Partei und zwei Jahre Redakteur des Partei-Organs. Nach der Spaltung der Partei im Jahre 1890 zog er sich von der aktiven Agitation zurück und ging nach Cincinnati, wo er sechs Jahre Mitredakteur der Cincinnatier Zeitung und später Redakteur des Cinc. Tageblattes war. Ist augenblicklich in Cleveland journalistisch thätig. Von seinen Schriften erschienen kurz vor seiner Auswanderung „Lieder und Gedichte"; später in Verlag von Schabelitz, Zürich: „Aus dem Reich des Tantalus." Wie sein Landsmann Freiligrath verfaßte er eine große Anzahl sozialpolitischer Gedichte, die durch die deutsch-amerikanische Presse gingen. Rosenberg versuchte sich auch als dramatischer Dichter und ließ in Cincinnati u. a. ein soziales Drama: „Crambleton" aufführen, das einen sehr großen Erfolg erzielte. In einem zweiten Bühnen-Werke: „Auf der Moralwage" behandelte er das Prinzip der Keuschheit und Tugend der Frau in modernem Sinne vom sozialpolitischen Standpunkte aus. Er gedenkt sich ganz der Bühnenschriftstellerei zu widmen, die er eigenartig gestaltet, indem er die wirthschaftlichen Bewegungsgesetze auf das Drama anwendet und damit den Naturalismus zu überwinden sucht.





Meines Vaters Glaubensbekenntniß.

Einen Zettel hatt' neulich der Lehrer geschickt
Für Vater und Mutter beide.
Mein Vater hat lachend darunter gesetzt:
„Memento! Ich bin ein Heide.

Ich glaube nicht, daß zum Jammerthal
Die Erde ist auserkoren.
Ich glaube nicht, daß der Mensch auf ihr
Als Sünder ist geboren.

Ich glaube nicht, daß wir an Kreuz und Noth,
An Schrecken und Tod soll'n denken,
Die Blicke von hier in ein Land des Spuks,
In düstere Nebel soll'n lenken.

Ich glaube nicht, daß wir demüthiglich,
Zerknirscht die Knie' soll'n beugen,
Vor einem strafenden, rächenden Gott,
Von dem viel' Menschen zeugen.

Ich glaube auch an die Abtödtung nicht
Des Fleisches und des Leibes,
An die Seele, geklärt von Leidenschaft,
Stumpf gegen die Liebe des Weibes.

Ich glaube nicht an die Durchgangsstation
Der Erde als Vorplatz vom Himmel,
Trotz inbrunstvollstem Kirchengesang
Und lautestem Glockengebimmel.

Ich glaub' nur, daß man die Demuth lehrt,
Damit die Dummen sich ducken
Und die Armen, Geknechteten, geistesblind,
Nicht ob ihrer Ketten mucken.

Damit sie geduldig sie schleppen dahin,
Als göttliche Strafe bewundert,
Für Sünden und Schuld, die das Menschengeschlecht,
Belasten seit zwanzig Jahrhundert.

Ich glaub' an die Schönheit der ewigen Welt,
Und die wahre, menschliche Güte,
An die Liebe und Freude, sowie das Kind
Glaubt an die Zuckerdüte.

Ich glaub' an das Licht des Geistes auch,
Und oft an gründliche Hiebe,
Als Hebel und Fortschrittselement
Der thätigen Menschenliebe.

Ich glaub' an ein Donnerwetter auch
Und glaub' auch an die Rache
Der gekränkten Natur, und an den Sieg
Einer heiligen, großen Sache.

Dies mein Bekenntniß, Herr Lehrer! Ich hoff',
Sie nehmen's mir nicht zu Leide,
Und werden versteh'n, warum ich bin
Mit Gruß
Ihr ergebener
Heide!"

Patriotismus.

Patriotisch sind uns're Herr'n Bürger sehr,
Das heißt, wenn's gilt die Taschen,
Doch hört man von Patriotismus nichts mehr,
Gibt's am Futtertrog nichts mehr zu haschen.

Mein Vater sagt: „Patriotismus ist
Wie der Speck in der Mausefalle,
Er riecht appetitlich und die schnuppernden Mäus',
Die Dummen, werden nicht alle.

Der Tramp, der gezwungen die Länder durchstreift,
Und Herr Rothschild, der überall räubert,
Die pfeifen auf Grenzpfahl und Geographie,
Gleich der Raupe, die radikal säubert.

Sie beide allein sind das Spiegelbild
Der universellen Gebilde,
Sie führen verbrieft einen Pfandschein und
Drei goldne Kugeln im Schilde.

Und darüber hockt lachend der Satan und schneid't
Eine jämmerlich komische Fratze.
Als wollt' er sagen: Den Braten hat
Ueber Nacht gefressen die Katze.

Es liegt ein tiefer, sehr tiefer Sinn
In dieser symbolischen Gleichung —
Nicht jeder denkt einen Gedanken aus
Und nicht jeder den Plan einer Zeichnung."

Mein Vater hat Recht: Patriotisch sein,
Verlangt patriotische Zeiten,
Heischt Menschen, die nicht nur für sich allein
In's Himmelreich möchten reiten;

Die als Einzelne dennoch als Ganzes sich
Begreifen und brüderlich sorgen
Für's Ganze, damit auch der ärmste Mensch
Als ein Freund sich fühle geborgen.

Patriotismus gleicht der Mutterbrust,
Der saugend die Kinder anhangen —
Fehlt die Milch, so fehlt auch die Liebe und
Nach dem Vaterland das Verlangen.

Den Manen Friedrich Engels.

(† 5. August 1895.)

Kein Grabmal schließt die letzten Reste
Des todten Geisteshelden ein;
Kein Hügel wölbt' mit Grün umsponnen,
Sich über erd'beworf'nen Schrein.

Kein Vöglein singt zu seinen Häupten,
Im Rosenstrauch, im Weidenbaum;
Kein Blümlein senkt sein zartes Köpfchen
Zu ihm hernieder, wie im Traum.

Kein Pilger legt den Kranz der Liebe,
Wie auf sein Antlitz, ihm auf's Grab,
Steht vor ihm, voll Erinnerungen,
Gestützt auf seinen Wanderstab.

Sein Grab ist nicht in enger Erde,
Von Stein belastet, dumpf und schwer,
Sein Grab ist das unendlich große,
Rastlose, stolze Weltenmeer.

D'rin fluthet sein gelöst Gebeine
An alle Küsten weit und breit,
Wie der Gedanken Wogenfülle
In seiner Unergründlichkeit.

Sein Wille war's, der Welt zu zeigen,
Daß noch im Tod sein Denkergeist,
Wie eines Meeres Riesenwelle,
Was künstlich ist erbaut, zerreißt;

Daß, ob die Sprachen sie auch trennen,
Das Herz der Menschheit Eins doch ist,
Der Menschheit Würde nicht der Bürger
Der Welt nach Völkerfarben mißt;

Daß, was er mit dem großen Freunde
Zum Heil der Unterdrückten fand:
Das ewige Licht der Wahrheitssonne,
Hinfluthe über Meer und Land;

Daß es als gute Botschaft diene,
Erlösung aus der Knechtschaft Joch.
Was da bedarf es für den Todten,
Den großen, eines Denkmals noch?!

Sein Denkmal ist der Fels des Wissens,
Der allen Völkern angehört,
Und den, ein Leuchtthurm, nicht die Brandung
Der himmelhohen Gischt zerstört.

Von dem herab die helle Fackel
Wegweisend durch die Nächte scheint
Und alle Völker, seufzend, leidend,
Zu einem Bruderbund vereint.

Sein Denkmal wächst wie eine Eiche
Aus dankerfüllten Herzen auf —
Indeß der Strom der ewigen Wahrheit
Des Todten hinströmt seinen Lauf.



Warum wir arm sind.

Ich weiß nicht, lieber Vater,
Warum so arm wir sind?
Warum die Mutter muß kargen
Und leer sind Schrank und Spind?

Giebt's Butter und Brot nicht in Fülle,
Und Fleisch und Kleider und Schuh?
Man braucht nur gehen und holen.
O, Vater, was schweigest du?

Du hast so viel gelernet,
Viel mehr, als ich lernen kann,
Wär' ich, wie du studiret,
Ich wär' ein reicher Mann.

Ich hätte Roß' und Wagen
Und ein Haus so hoch und schön!
Die Mutter müßte in Seide
Da drinnen spazieren geh'n.

Und 's Schwesterlein Marie
Bekäm eine Kette von Gold,
Daß sie um ihr weißes Hälslein
Wie Sonnenschein funkeln sollt.

O lieber, guter Vater!
Ich weiß, was dich traurig macht:
Es sind die bösen Menschen
Die uns die Noth gebracht.

Sie sind's, die uns mißgönnen
Das Leben, die Luft, das Licht.
Sie woll'n, daß wir betteln gehen,
Doch das, das thun wir nicht.



Der Gott der Reichen.

Die Leute sagen, weiß nicht, ist's wahr?
Da hinter dem Sternengewimmel,
Da wohn' ein allgewaltiger Herr
In einem prächtigen Freuden-Himmel.

Der habe die Welt aus Nichts gemacht,
Die Menschen und Thiere und Bäume,
Wie ein Hexenmeister hab' er erfüllt
Dereinst die Leere der Räume.

Auch sagt man: Er habe ein Paradies
Geschaffen im Garten von Eden,
Doch das sei, seit Adam drin Aepfel stahl
Geschlossen schon längst für Jeden.

Und drum schauen die Menschen zum Himmel auf,
Die Herzen voll Sehnsucht und Hoffen,
Als schlösse da droben ein Paradies
Von neuem der Herrgott offen.

Mein Lehrer sagt: Es nimmt Tausend Jahr
Da hinauf zum Himmel zu fahren,
Selbst der Blitz, der brauchte zum letzten Stern
Allein an 500 Jahren.

Wie schad! Daß keiner empor da kann!
Ich wagte sonst wahrlich mein Leben,
Ich flöge hinauf im Luftballon,
Um's einmal dem Herrgott zu geben.

Ich sagte ihm dann: Deine Welt taugt Nichts,
Sie ist nur für Schlechte und Böse,
Und wenn du wirklich allmächtig bist,
Dann schnell die Armen erlöse.

Dann mache, daß Zehn nicht Alles ha'n
Und Tausend müssen hungern,
Daß Tausend zu Tode sich rackern fast,
Indessen die Wenigen lungern.

Dann gieb' der Mama ein neues Kleid,
Und dem Schwesterchen eine Puppe,
Und thu' nicht so, als ob Alles dir
Auf Erden wäre schnuppe;

Als ob du keine Ohren hätt'st
Und Augen nicht um zu schauen,
Daß, was auf Erden geschieht, ist so,
Daß Menschen vor Menschen grauen;

Daß man denkt, du wärest bloß ein Gebild,
Der Dummen und Schlauen nicht minder,
Wie die dumme Geschicht' vom schwarzen Schaf
Zu erschrecken die kleinen Kinder.

Und das sag' ich dir und das mein ich ernst,
Wenn du nicht bist Herrgott der Armen,
Dann fühl' ich, wenn dir ein Malheur passirt
Im Himmel, für dich kein Erbarmen.

Einen Herrgott für Reiche brauchen wir nicht,
Spräch' ich zum Schluß nachdrücklich,
Und wie mein Papa, so lebte die Welt
Wohl ohne dich ebenso glücklich.

Der Weltenherrscher.

Ich bin der Herrscher der ganzen Welt,
Der Herrgott der Menschenwesen,
Mich hat die Habgier und Intelligenz
Zur Allmacht auserlesen.

Ich stehe auf Säcken, gefüllt mit Gold,
Der Frucht der Menschenbienen,
Ich schwinge die Peitsche über sie,
Und zwinge sie, mir zu dienen.

Ich werfe die Saat der Verderbniß aus
Ueber alle Meere und Lande,
Ich lösche die Fackel der Hoffnung aus,
Füll' den Sorgenbecher zum Rande.

Ich bin das verkörperte, selbstische Ich,
Die Bestie im Menschenkleide,
Sie erwürgt wie ein unersättlicher Wolf
Die Lämmer auf blühender Weide.

Mich trägt die unendliche Schafsgeduld,
Die Trägheit der blökenden Massen,
Die mit Versprechungen, Hunger und Noth
Sich schinden und treten lassen.

Mein Thron steht fest auf Menschengebein.
Mich segnen als Herrscher die Pfaffen
Und ich bringe beim perlenden, schäumenden Wein
Ein Hoch auf die menschlichen Affen.

Der Ruf des Jahrhunderts.

Wenn Ihr dämmt ab den Strom des Fortschritts,
So thut Ihr's, bedenket, auf eigene Gefahr,
Denn auch dieser muß meerwärts zu seiner Freiheit,
Die ihn im Schooße der Völker gebar.
Wie thöricht diese ohnmächtigen Schranken!
Er frägt nicht nach Dämmen und Wällen und Wehr,
Und thürmtet Ihr Berge, um soviel mächtiger
Stürmt er auf seinem Triumphzug daher.

Wir spotten Eurer verbündeten Kräfte,
Ihr haltet den Flug der Gedanken nicht auf,
Und wie die Fluthen der Wasser, so fluthen
Trotz Eurer sie ihren beschleunigten Lauf,

Bis die Vesten der feindlichen Mächte genommen,
Das Heer der Tyrannen wie Spreu verweht,
Und ein neuer Odem durch Länder und Völker
Neufurchtend am Tage des Sieges geht. — —

Ob in der Vorhut der Kämpfer als Führer,
Wie bitter der Anprall des Streites auch sei,
Ob tragend geduldig das Kreuz der Lasten,
Des Lebens erschlaffendes Einerlei —
Stets schwebt uns voran eine einzige Hoffnung,
Mit rothen Lettern vom Schiffes Kiel
Im Banner: Befreiung vom Joche der Menschen!
Erlösung der Menschheit das große Ziel!

Was scheert's da, ob anfangs wir unterliegen,
Der Feind auch Vernichtung erfleht und ersinnt?
Im Kampfe der Finsterniß mit dem Lichte,
Das Licht doch immer den Sieg gewinnt.
Schon eilen neue Freiheitssoldaten
Herbei, um das Banner der Wahrheit gesellt.
Ihr Ruf ist der große Ruf des Jahrhunderts
Und ihre Hoffnung die Hoffnung der Welt.

An den Proletarier.

Was wird aus dir, wenn deine Kraft entflieht,
Wenn deines Lebens Lust ist ausgetollt,
Wenn schwach dein Aug' und trübe dein Gemüth,
Und müd' dein Blut in deinen Adern rollt —
Was wird aus dir?

O wende abseits nicht dein blühend Haupt,
Und schaue nicht voll Uebermuth mich an —
Denk' an den Sturm, der Eichenkronen raubt,
Er faßt auch dich einmal, und dann —
Was wird aus dir?

Du sorgst und schaffst. Nur für des Tages Brod?
Ist damit alles Sorgen abgethan?
Kriecht nicht einmal auch jene schwere Noth
Des Alters mit dem siechen Leib heran?
Was dann mit dir?

Glaubst du, es wär' ein weiser Schicksalsschluß,
Der dich verurtheilt zu der Ketten Last,
Indeß der Nächste wühlt in dem Genuß?
Und daß du nie das Recht zu fragen hast:
Was wird aus mir?

O schüttle ab Verblendung, falschen Wahn,
Den dir des Mammons Selbstsucht eingepflanzt,
Und schleud're Demuth ab, und sei ein Mann!
Du hast das Recht ja, daß du fragen kannst:
Was wird aus mir?

So lang' du freundlich wedelst gleich dem Hund,
Und folgsam bist wie ein verstandlos' Kind,
Bist gut du deinem Herrn: doch wenn dein Mund
Zur freien Frage kühnen Muth gewinnt:
Was wird aus mir?

Dann zeigt er seine Krallen, sein Gebiß,
Und rollt die Augen zornig, voller Wuth,
Und schlägt den Schweif, und dräuet, bis
Das Opfer zitternd an dem Boden ruht —
Was dann mit dir?

O schließ' dich fest an deine Brüder an,
Und horche nicht, daß der Verrath dir sagt,
Was er in List und Tücke dir ersann! —
Das Haupt empor, und kühn das Wort gefragt:
Was wird aus mir?

Ein böser Geist hat Demuth dich gelehrt,
Ein Geist des Lugs für Menschen und Natur,
Der uns in uns zum Fratzenbild entehrt —
Vernichte durch die Frage seine Spur:
Was wird aus mir?

Das Fundament der neuen Welt.

Ein Urtitan, das Haupt so stolz, zu Aetherhöh'n blick' ich empor!
Der Zeiten Wellen schlagen laut-tosend an mein waches Ohr.
Sturmwetter brausen und der Blitz, züngelnd mit seinem tück'schen Schwert,
Zu stürzen mich, mit Donnerschlag auf mich hernieder jählings fährt. —
Ich stehe fest, ich wanke nicht, ich bin des Universums Mark,
Je näh'r der Feind zu Leib mir rückt, je mächt'ger fühl' ich mich und stark.

Wer ist's der sich zu messen wagt mit mir an urgewalt'ger Kraft!
Wer ist's, der noch so kühn und dreist, mit mir im Ringkampf nicht erschlafft?
Ja, bötet ihr, ein Zwergenvolk, ein Heer von Kriegern auf zumal,
Und gäbt ihm Waffen, schneidig scharf, ein ganzes Kriegesarsenal,
Und dingtet selbst zum Bund'sgenoss' die feile Dirn: Verrätherei,
Wie ihr es thut — ich lachte doch spöttisch ob eurer Kinderei.
Ihr wißt nicht, wessen Stoff's ich bin und wißt auch d'rum nicht, was ihr thut,
Ihr wißt es erst, wenn röchelnd ihr vor mir im Blut am Boden ruht;

Wenn auf Euch nieder mitleidlos mein eh'rner Fuß zermalmend tritt,
Wenn, stromgleich, ohne Halt sich drängt mir nach das Volk, das stöhnend litt,
Das Volk, das Ihr verhöhnt, verlacht, so manches Jahr, so manche Stund',
Auf das verachtend Ihr geblickt und ausgespie'n mit gift'gem Mund,
Und das geduldet all' die Qual, nur weil es weiß das alte Wort:
Wenn sich die Zeit erfüllet, reißt der Strom was morsch ist, spielend fort."

Ihr fragt mich, wer ich bin? Hebt nur den Schleier der Vergangenheit:
Von Urbeginn hab' ich gelebt und leb' in alle Ewigkeit.
Ich war, eh' aus dem Thierreich noch ein menschlich Wesen sich entwandt;
War, als sich einst was nützt und frommt der Mensch aus Noth und Zwang erfand.
War es, der fern am Horizont ihm flammend seine Zukunft schrieb,
Der ihn aus träger Ruh hinan die steile, dorn'ge Höhe trieb,
Von der herab sein Sehnsuchtsblick ein weites Thal beschauen konnt',
Ein Thal, worin der freie Mensch sich frei in Himmelsstrahlen sonnt;
Worin kein Knecht zur Frohnde geht, dem Stier gleich vor den Pflug gespannt,
Verschmachtend unter schwerer Last, betrogen weil er sich verkannt.
Ich war es, der in tiefer Brust der Völker jenen Zorn entfacht',
Vor dem manch' Gottesgnadenthum, manch' stolzer Herrscherthron zerkracht';
Ich war es, den zu hemmen, man die Welt in Ketten schlug und schlägt,
Und dennoch, hoch erhob'nen Arm's, die Völkerfreiheit trug und trägt.

Ihr fragt mich, wer ich bin? — Vernehmt: Ich bin des Fortschritt's Riesengeist,
Der Urtitan, deß' gährend Blut im Volk der Unterdrückten kreis't,
Ich bin der Riese, dessen Faust den Bau des Rückschritts jach zerschellt,
Auf meinen Schultern trag' ich stolz das Fundament der neuen Welt.
Stürm' an, du alt' Geschlecht, stürm' an! Der Heerruf schallt: Zur Schlacht, zur Schlacht!
Ein Triumphator, steh' ich da, ein Held, der aller Zwerge lacht. —
Seht! Um die Stirn', die freie, schling' ich mir des Sieges Lorbeer schon,
Und langsam schreit' die Stufen ich empor zum Freiheitsthron.

Eugene v. Debs.

— — „Niemals wird es Friede geben zwischen Kapital und Arbeit! Da giebt es keinen Compromiß! Es ist ein Krieg zwischen Beiden auf den Tod! Das Eine oder das Andere muß gehen! Und es ist das kapitalistische System, das gehen muß!"
(Aus Debs' Rede in Milwaukee, 9. Juli 1897.)

Ich hab's gewagt! Und Tausend stehen
Schon hinter mir in Reih und Glied!
Ich hab's gewagt! Und neuer Odem
Der Unterdrückten Brust durchzieht.

Ich hab's gewagt und hab's erwogen
Und folge höh'rem Pflichtgebot,
Sowie sein Schiff vorbei an Klippen
Zum Hafen steuert der Pilot.

Ob mir's gelingt? Mich soll's nicht kümmern,
Seh' ich nur vor mir Ziel und Pfad.
Den Irrenden entschuldigt immer
Die männlich große, erste That.

Laßt nicht bei Worten uns verweilen!
Leiht, Brüder, Kopf und Herz und Hand!
Zu räumen gilt's die Hindernisse
Des Weges zum gelobten Land.

Herbei in hellen, freud'gen Schaaren!
Zum gleichen Banner! Alle sind
Willkommen, denn das Volk, das ganze,
Nur durch Verbrüderung gewinnt.

Noch ist's ein Traum.

(Frei nach dem Englischen des Symonds.)

Noch ist's ein Traum, doch wird's gescheh'n;
Ein edler' Geschlecht die Welt wird seh'n;
In seiner Seele der Freiheit Hauch,
Das Licht des Wissens in seinem Aug'.

Und kräftig wird es und muthig sein,
Nicht im Vergießen von Blut, o nein!
In Allem, was schafft der Menschheit Wehr
In Feuer und Luft, auf Erde und Meer.

Volk wird um Volk und Land um Land
Umschlingen der Freiheit friedlich Band,
In jedem Herzen und Haupt dann kreist
Ein Alle brüderlich söhnender Geist.

Und gleich soll die Frau mit dem Manne sein,
Strahlend in Freiheit und Schönheitsschein,
Auf ihrer Stirne, tugendhaft,
Die Krone geheiligter Mutterschaft.

Ja, neue Herzen seh'n wir erglüh'n,
Und neue Weisen in Liedern blüh'n.
Ein jedweb' Leben ein Lied, ein Sang,
Wenn die Erde im Paradieses Geprang. —

Noch ist's ein Traum, — doch wisse, Kind,
So wird's, wenn wir Alten gegangen sind.
Wir sehen sie dämmern, die neue Zeit,
Leuchtend in goldener Herrlichkeit.

Aus: Tramp-Philosophien.

I.

Was ich bin.

Die Großen fressen die Kleinen auf
Und wollen doch satt nicht werden,
Das ist der industrielle Lauf,
Der sich vollzieht auf Erden.

Und was sie verbauen, das Excrement,
Hier seht Ihr's exakt im Bilde:
Ich bin das urwüchsige Element
Des Auswurfs, der Trampen-Gilde.

Ich bin der Revers, die andere Seit'
Der Civilisationsmedaille;
Ich bin in dieser glorreichen Zeit
Die vermaledeite Canaille.

Ich bin ein sehr garstiger Nachtreflex,
Euer eigenes, böses Gewissen,
Auf der „göttlichen Ordnung" ein Tintenklex,
Bespritzt, zerlumpt und zerrissen.

Ein Verstoßener und ein Paria,
Der ein Weib hat, ein Rudel Kinder, —
Wir hungern Alle pro Patria,
Das heißt: für 'ne Handvoll Schinder.

Ich bin ein Gespenst, das Ihr selbst erschuft,
Von den rothen eins, ein reales,
Das zwischen Euch hockt, auch wenn Ihr's nicht ruft
Inmitten des glänzendsten Mahles.

Nach Fusel duftet mein Odem zwar,
Doch der ist ja Euer Gebräue.
Ihr tauscht für Champagner und Trüffeln in Baar
Ihn ein, ohne Spur von Reue.

Ich bin, — und das Lachen vergeht Euch noch! —
Der Simson mit struppigen Locken,
Der erschüttern wird Eurer Veste Joch,
Wenn erzittern die Weltsturm-Glocken.

II.

Der letzte Schritt.

Wellsville, Mo., 1. Juli 1897.

Wir gingen zu Viert auf dem Schienenstrang,
Vier Tramps, die eiserne Straße entlang.

Die Füße waren uns allen wund
Von dem Schwellentritt, und verdorrt der Mund.

Verdorrt war auch das fiebernde Hirn',
Zum klaren Denken verhäddert wie Zwirn.

Der Eine meinte: „Die Welt ist krumm,
Und die göttliche Schöpfung unsäglich dumm“.

Der Andere nickte: „Es wird bald Zeit,
Sie wird erst durch Dynamit gescheit“.

Der Dritte wies auf ein Haus in der Fern':
„S' ist unnütz, es winkt uns doch dort kein Stern“.

Als vierter hob ich das Wort und sprach:
„Wenn Keiner will betteln, ich frage nach.

„Und weist man mich ab ohne Herz und Lieb',
So adelt die Noth den Tramp als Dieb“.

Der Erste rief höhnend und wie ergrimmt:
„Ein Feigling, der bettelt erst und dann nimmt“.

Der Zweite nickte: „Wirf's über Bord,
Zur göttlichen Ordnung gehört der Mord“.

Der Dritte wies auf das Abendroth
Und sprach so traurig: „Uns ruft der Tod!“

Sie setzten sich auf die Schwelle die Drei,
Es puffte von Ferne ein Zug herbei.

Es schnitt mir die Kehle fast ab das Weh,
Das ich empfand, als ich sagte Abe!

Was sie gesprochen zusammen, ich kann
Es denken mir, hört ich's auch selbst nicht an.

Es sprach der Erste: Ist's auch nichts nutz,
Ich thue es doch der Welt zum Trutz“.

Der Zweite: „Es währt nur 'nen Augenblick,
Wir sind ja doch nur so ein Geflick!“

Der Dritte: „Ich küsse den letzten Strahl
Der scheidenden Sonne zum letzten Mal."

Der Erste ward plötzlich so ernst und stumm,
Der Zweite kehrte sich zu ihm um:

„Hier war's, wo vor Jahren ihr Beide und ich
Mit unserer Schaufel gemacht manchen Stich.

Wahrhaftig! Dieselbe Schiene ist's noch,
Die gelegt wir, hier seht ihr's am Bohrungsloch."

Der Zweite bückte sich forschend und tief — —
Der Dritte sprach: „Eben der Tag entschlief." — — —

Man fand die Drei trotz Warner's Ruf
Zermalt von des eisernen Rosses Huf.

Sie lagen beisammen am Schienenstrang,
Mit denen geträmpt ich viel' Tage lang.

Sie blickten anklägerisch noch im Tod
Auf die ruchlose Welt, gleichgültig der Noth.

Sie, die nach Arbeit gesucht und Glück
Und den Fluch empfangen als Lohn zurück.

Das Todtenhemd.

Er war so matt, so erdenmüde,
Das Hirn war ihm so öd' und leer,
Er war gewandert viele Tage
Durch alle Straßen hin und her.

Die Stadt, so voll von hohen Häusern,
Die Läden voll mit Gut und Brot,
So leicht zu leben, wenn nur Arbeit,
Und nicht so viele, viele Noth.

Er war so jung, mit kräft'gen Gliedern,
Doch überflüssig war er jetzt,
Sein Schuh war sohlenlos; die Hose,
Der Rock durchlöchert und zerfetzt.

So stand er ziellos vor dem Gitter;
Der Menschheit „Auswurf", bittend, dort:
„O liebe Frau, o gebt mir Arbeit,
Schickt nicht auch ihr mich grausam fort."

„Ich will das Gras euch gerne schneiden,
Das Holz euch spalten, gebt mir nur
Ein Stückchen Brot! Bei Gott! Seit gestern
Ich nichts als Kränkung hier erfuhr".

„Wenn ihr nicht Arbeit habt, so lasset
Erweichen euren Frauensinn,
Ihr reicht das Letzte einem Todten
Als Gnadenspende heute hin".

„Ungläubig lächelt ihr. Wahrhaftig!
Nichts giebt's zu lachen in der Welt,
Seht her! Ich hab am Leib kein Hembe,
So ist's jetzt mit dem Volk bestellt".

„Nicht weiß es, wie zu Christus Zeiten
Wohin sein Haupt es legen soll,
Und wenn's sein Recht als Menschen fordert,
So nennt man's frech und wüst und toll".

„Ich mach 'nen Strich heut' durch die Rechnung,
Doch möcht ich sterben nicht als Hund,
Den nackt man, ohne Scham, verbuddelt,
Am Heerweg fühllos in den Grund.

Mein Mütterchen würd' schier vergehen
Und weinen sich die Augen roth,
Säh' ohne Hemd im Geist sie liegen
Den vielgeliebten Sohn im Tod".

* * *

Er aß sich satt, er aß mit Rührung
Und nahm das Hemd mit vielem Dank.
Auf güt'ge Hand, die's gab zum Abschied,
Schwer eine heiße Thräne sank.

Dann zog er's hinterm Zaun am Hofe
Bedächtig an und sprach Ade!
Es ging der Frau, es ging dem Fremden
Durch's Herz ein bitterschneidend' Weh'.

Zwei Stunden drauf am Schienenstrange
Fand einen Leichnam man, der fremd,
Der trug, erstaunlich! ein sehr feines
Mit Blut betupftes weißes Hemd.

Unsere Zeit.

Wir leben in einer großen, in einer gährenden Zeit.
Es rüsten sich alle Geister zu einem gewaltigen Streit.

Sie stoßen in die Hörner, und ordnen sich zu Armeen,
Das scheidende Jahrhundert ergreift es mit Frühlingsweh'n.

Es bersten die alten Mauern, es zittert der stolzeste Thurm,
Es ballt sich zu Donnerwettern und naht mit Gewittersturm.

Am fernen Horizonte erscheint ein Riesenweib,
Im Banner der Morgenröthe gehüllt der stolze Leib.

Es weist mit blankem Schwerte auf qualmende Schlote hin:
„Ich bin versklavter Menschheit," ruft sie, „Erlöserin!"

„Ich breche der Frohnde Ketten, genannt Lohnsklaverei.
Proletarier aller Länder! Ihr Helden des Geist's herbei"!

„Formt euch zu Sturmkolonnen, und schlagt die Geisterschlacht,
Es giebt für euch kein Zaudern, im Kampf von Licht und Nacht."

„'s giebt nur ein kühn' Entscheiden: Für oder wider mich!
Der Menschheit Zukunftsglaube, der rettende, bin ich!"

„Es harren Millionen auf seine Wunderkraft
Wie auf den Arzt der Kranke, der Heil durch Wissen schafft."

* * *

Wir leben in einer großen, in einer gewaltigen Zeit,
Es kämpfen die größten Geister den Sieg der Menschlichkeit.

Sie kämpfen um Tod und Leben, Weltauf-, Weltuntergang,
Um eine Weltenwende und neuen Weltenfang.

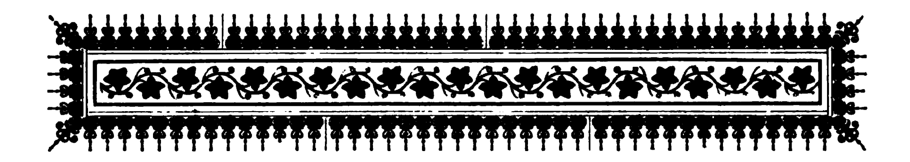




Adolf Heinrich Strodtmann,

(dessen Porträt uns leider nicht zur Verfügung gestellt werden konnte), wurde am 24. März 1829 zu Flensburg geboren, wo damals sein Vater Subrektor an der Gelehrtenschule war. Er besuchte die Gymnasien in Flensburg, Hadersleben, Plön und Eutin und trat 1848 als Freiwilliger in das schleswig-holsteinische Heer, sich am Aufstand Schleswig-Holsteins gegen Dänemark betheiligend. Im Treffen bei Bau verwundet und gefangen genommen, verbrachte er den Sommer theils in Lazarethen, theils auf dänischen Kriegsschiffen. Nach seiner Auswechselung bezog er im Herbst 1848 die Universität Bonn, woselbst er jedoch bald relegirt wurde, da er ein Gedicht auf den am badischen Aufstand betheiligten Dichter Gottfried Kinkel gemacht hatte. Strodtmann wandte sich nun nach Paris und von dort nach London, sodann im Jahre 1852 nach Nordamerika. In Philadelphia gründete er eine Buchhandlung und gab eine belletristische Zeitschrift „Die Lokomotive" heraus, verlor aber bei dem Unternehmen fast sein ganzes Vermögen. 1856 nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er seinen Aufenthalt in Hamburg, später in Berlin, woselbst er am 17. März 1879 starb. Strodtmann hat eine beträchtliche Anzahl formvollendeter Dichtungen verfaßt, aus denen fast durchweg das Sehnen eines freien Geistes spricht. Hervorzuheben sind seine „Lieder eines Kriegsgefangenen", „Lieder der Nacht" u. s. w. Auch aus dem Englischen und Französischen hat er treffliche Uebertragungen geliefert. Sehr verdienstvoll war ferner sein Bemühen, das deutsche Publikum durch vortreffliche Bearbeitungen mit den hervorragendsten Leistungen der modernen skandinavischen Litteratur bekannt zu machen.





Gruß den Freien in Amerika.

Ein wilder Geselle auf wildem Meer,
Gewappnet in blinkender Liederwehr,
So komm' ich vom kranken Europa her
Zu euch hinüber geschwommen.
In Wellen sandt' ich die finstere Qual,
Ich grüße die Berge, ich grüße das Thal
Und heiß im blitzenden Morgenstrahl
Euch freie Männer, willkommen!

Kein Träumer bin ich, den Kampf erschreckt,
Kein Thor, der bleiche Systeme heckt —
Mich hat aus dem Schlummer die Zeit geweckt,
Ihr Schaffen rüstig zu theilen;
Eine Welle bin ich im Wogendrang,
Ein Lied im stürmenden Weltgesang,
Ein Rebell, der die Fahne des Aufruhrs schwang,
Der Menschheit Wunden zu heilen.

Noch hebt der Würger sein trotzig Haupt,
Noch sind die Armen der Luft beraubt,
Und es will der Tag, an den wir geglaubt,
Noch nicht den Wolken entschweben;
Der Tag, wo des funkelnden Goldes Macht
Des Besitzes höhnende Winternacht
Zersprengt, in leuchtender Frühlingspracht
Sich frei dem Volk zu geben!

Und so komm' ich zu euch! was die Stunde bringt,
Ob sie Ketten bricht, ob sie Schwerter schwingt,
Ob sie jauchzende Lieder der Zukunft singt:
Ich will es gläubig erlauschen,
Will mich stellen zu euch in Kampf und Pein,
Bis vom letzten Sklaven die Erde rein,
Und der Gleichheit Banner im Morgenschein
Des Armen Tempel umrauschen.

Ein Schützenfest.

Es stürmt mit Spieß und Stangen die Burg der Rachetroß;
Der König saß gefangen im festen Marmorschloß.
Sein Banner war zerrissen, geschlagen war sein Heer —
Da birgt in's seid'ne Kissen sein Haupt er kummerschwer.

Er steigt vom gold'nen Throne herab mit schwankem Fuß,
Er wirft die Königskrone hinunter in den Fluß.
Wie sonst, die Wellen ziehen die glatte Spiegelbahn —
Mit euch wohl möcht' er fliehen stromab zum Ozean!

Doch sieh — schon bricht zusammen der Veste starkes Thor;
Es schlagen rothe Flammen am Schloßportal empor.
Der König sieht's mit Grausen, verzweifelnd starrt sein Blick,
Und jubelnd hört er draußen den Ruf: „Die Republik!"

Jetzt nah und näher bringt ihm die heiße Flammengluth —
Vielleicht ein Sprung gelingt ihm durchs Feuer in die Fluth!
Schon schlägt mit glüh'ndem Brande die Flamme ihm ins Gesicht;
Er tritt zum Fensterrande — hindurch! dein Schloß zerbricht!

Der König ist gesprungen hinunter in den Fluß,
Und wirbelnd hat gesungen der Brand den Todesgruß;
Die Wellen schlagen brausend in weißem Gischt empor,
Dann taucht im Strome grausend ein bleiches Haupt hervor.

Er rudert wild zum Strande, von Todesfurcht durchgraut —
Doch weh', ihn hat vom Lande des Volkes Schwarm erschaut!
Ein Wink — und hundert Kähne ihm nach mit raschem Schuß;
Der König beißt die Zähne und schwimmt hinab den Fluß.

Hei, wie die Schüsse knallen zum Königsschützenfest!
Hei, wie die Rufe hallen — die Kraft den Schwimmer läßt.
Schon schießt der erste Nachen heran mit Sturmeswuth,
Da springt mit heiserm Lachen ein Zweiter in die Fluth.

Er faßt den müden Schwimmer, dem schon der Abgrund droht:
Solch Ringen sah man nimmer — o Fürst, das ist dein Tod!
Er packt ihn bei den Haaren, und rudert ihn zum Kahn —
Ha, wie die kecken Schaaren den Bleichen lachend sah'n!

Sie binden ihm die Hände zusamm' mit festem Strick,
Und jubeln ohne Ende: „Freiheit und Republik!"
Und weiter rauscht die Sage des jungen Völkerruhms —
Das war am letzten Tage des Gottesgnadenthums.



Volk und Fürst.

Was irrt am Bettelstabe das Volk durch Stadt und Land?
Die Armuth seine Habe, und Lumpen sein Gewand!
Sie liegen auf den Gassen, das Haupt am Pflasterstein;
So nickt der Tod die Blassen zu ew'gem Schlummer ein.

Verhungert und erfroren, verblichen und verhärmt!
„Was haben auch die Thoren so wild im März gelärmt?
Was wollten sie in Scherben zerhaun des Thrones Pracht?
Nun mag die Brut verderben in kalter Wintersnacht!" —

„„Herr König, habt Erbarmen, so eisig winkt der Tod!
O schenket mild dem Armen ein Stücklein schwarzes Brot!""
Der König spricht mit Lachen: „Reicht Brot dem Volke dar!
Ich will euch ruhig machen, verfluchte Bettlerschaar!"

„Allons"! Die Hähne blitzen, die Kugel fährt ins Herz,
Die Reitersäbel flitzen zermalmend niederwärts;
Kartätschenschlünde krachen bis spät zum Abendroth.
„Ich will euch ruhig machen!" . . . Das war ein Fürstenbrot.

Und Ruhe rings und Stille, im Grabe ist Frieden doch!
Es war des Königs Wille — „Der König lebe hoch!"
Der Sieger macht die Runde, sein Mantel wallt wie Blut;
Und ruhig ward zur Stunde die bleiche Bettlerbrut.

Für Polen.

Sie ist nicht todt! ihr könnt sie nicht erschlagen,
Sie lacht ob eurem Wüthen, eurem Drohn!
Ob ihr sie hundertmal zu Grab getragen:
Unsterblich lebt die Revolution!
Ihr wähntet sie geknebelt und gebunden,
Erwürgt mit Strang und Blei und scharfem Stahl
Und doch, wie Banquo's Geist, zu allen Stunden
Beut sie euch Trotz, und weist auf ihre Wunden,
Ein stummer Gast bei jedem Königsmahl!

Und wieder stürmt sie nun mit blut'gem Locken,
Flammenden Aug's, durch Polens Felder hin:
Sie zerrt in jedem Dorf des Aufruhrs Glocken,
Von allem Volk umjauchzt als Retterin!
Sie winkt: — Es opfern ihr die letzte Habe
Magnat und Bauersmann, zur Schlacht bewehrt;
Bei ihrem Ruf erwächst zum Mann der Knabe,
In Jugendkraft erglüht der Greis am Stabe,
Und selbst die Jungfrau greift zum Heldenschwert!

Verrathnes Land! Du hast den Kelch der Schmerzen,
Der Schmach, des Hohns geleert mit Duldermuth!
Der Steppengeier wühlt' in deinem Herzen,
Bis sein Gefieder troff von deinem Blut.
Geächtet irrten deine besten Söhne
An fremder Stätte heimathlos umher;
Doch jeder flog beim Ruf der Kampfestöne
Zum Schlachtfeld hin, daß er mit Ruhm dich kröne,
Der Freiheit ruheloser Ahasver!

Denn also ist's: Wo nur auf blutigen Sohlen
Ein Volk für seiner eignen Freiheit Strauß
Das Schwert erhebt, da kämpft es auch für Polen,
Und Polen kämpft mit ihm für Herd und Haus.
Mag über Schleswig Flur der Krieg gewittern,
Der Schlachtenrauch durch Ungarns Pußten ziehn,
Vom Hall der Bomben Praga's Wall erzittern,
In Trümmer selbst der Vatikan zersplittern:
Kein Volk wird frei, bis alle Dränger fliehn.

Das ist die Botschaft, unser Zeit verkündigt,
Ihr Evangelium in Blut getauft!
Vernehmt es, die an Polen ihr gesündigt,
Und nun gleich ihm, zerrissen und verkauft,
Vernimm es, Deutschland, das mit Mörderkrallen
So oft des weißen Adlers Leib zerfleischt,
Daß, wenn des Volksgerichts Posaunen schallen,
Nicht auf dein Haupt des Rächers Blitze fallen,
Der Sühnung einst für jeden Frevel heischt!

Wach auf mein Volk! — Es ist die zwölfte Stunde;
Weh' dir, wenn ungenützt die Zeit verstrich! —
Auch Deutschlands Zukunft schläft auf Polens Grunde,
Und Polens Helden bluten auch für dich!
Sei ihrer Werth, zerreiß' die Sklavenbande,
Dein Feind, dein Russe, steht am Rhein und Belt,
Es herrscht in Wien, Berlin, am Eiderstrande —
Wirf deinen Russen aus dem eignen Lande,
So machst du Polen frei, und frei die Welt!

Aspromonte.

Ein Lied des Fluchs, ein wildes Lied von Fürstendank und Fürstenschmach!
Das Maaß der Tyrannei ist voll! Nun komme, was da kommen mag!
Ihr seid verstockt und blind und taub! Und käm' ein Gott, ihr seh't ihn nicht!
So gehe denn des Volkes Zorn mit euren Sünden ins Gericht!

Verzeichnet stehn sie allzumal in der Geschichte ew'gem Buch;
Schlagt nach, ihr lest auf jedem Blatt von Freiheitsmord und Herrschertrug'
Solang' die Erde steht, bis heut, war nie ein Fürst gerecht und rein,
Und bis der letzte Thron zerbricht, wird Friede nicht auf Erden sein.

Ein Beispiel wieder künd' ich euch — mag zeugen Jeder, der da lebt! —
Wie sich auf Lug, Verrath und Mord des Königsthumes Bau erhebt.
Von Garibaldi spricht mein Lied, von dieser Tage einz'gem Mann,
Dem einen echten Fürstenlohn sein Herr und König jüngst ersann.

Er warf mit einer Heldenschaar sich in der Feinde Wall hinein,
Aus ihrer blut'gen Mörderhand die schöne Heimath zu befrei'n.
Italiens Krone saht ihr ihn dem Sardenkönig dann vertrau'n,
Er selbst, wie neuer Cincinat, ging wieder seine Rüben bau'n.

Und übers Jahr zum Andern mal verließ er seiner Insel Strand,
Die Perle Rom, das Kronjuwel, zu spenden dem befreiten Land.
„Rom oder Tod! Mein Herr und Fürst, was ich erkämpft beherrsche du
Wie jüngst die Krone, nimmst du wohl von mir die Perle auch dazu!"

Was war sein Dank? Die Kugel fragt, die ihn bei Aspromonte traf!
Für eine Kron' ein Stückchen Blei — o Fürst, deine Schütze zielte brav!
Ein Meuchelmord auf höchsten Wink (wie einst zu Eger wars auch hie),
Und dann der Gnade Ehrenbrief — „dem Fürsten Piccolomini!"

Durchziehe denn die Welt mein Lied von Fürstendank und Fürstenschmach!
Das Maß der Tyrannei ist voll! Nun komme, was da kommen mag!
Solang die Erde steht, bis heut, war nie ein Fürst gerecht und rein,
Und bis der letzte Thron zerbricht, wird Friede nicht auf Erden sein.

Das Kasematten-Parlament in Rastatt.

Der Tag ist um — sie mögen rasten!
Sie mühten ja vom Morgenroth
Bei Frost und Kummer, Grimm und Fasten
Sich für das Stückchen Kerkerbrod;
Sie mußten ohne Wort und Klagen
Den Karren ziehn, die Steine tragen,
Daraus man ihre Zwinger baut;
Sie mußten Deich und Wälle schanzen,
Des Siegers Ackerfeld bepflanzen,
Das noch vom Kämpferblut bethaut.

Wohl mancher ließ die müden Arme
Hinsinken auf den kalten Stein,
Und Manchen schnitt — daß Gott erbarme! —
Der Ost durchs zitternde Gebein.
Wohl Manchem fiebert's im Gehirne,

Und manchen brannte noch die Stirne,
Darauf die Wunde blutig klafft —
Doch auf den Nacken ließ der Sbirren
Verruchte Hand die Peitsche schwirren,
Bis er zum neuen Werk sich rafft.

Nun sank der Tag — im Dämmergrunde
Verschwimmt des Abends letzter Schein;
Den Schächern auch ertönt die Kunde:
„Vorüber heut des Schaffens Pein!“
Zerlumpten Kleides, am Fuß die Kette —
So wandeln sie zur Schlummerstätte,
Unheimlich knarrt das Eisenthor;
Einzieht die Schaar mit blassen Wangen,
Der Schließer prüft die Kerkerstangen
Und schiebt den Riegel zögernd vor.

Sie sind allein, es harrt im Saale
Das schwarze Brod, der Wasserkrug;
Sie kosten stolz vom schlechten Mahle,
Und schlürfen gierig Zug um Zug.
Ein Leben das, und das ein Rasten!
Ein Bissen Brod — die Henker praßten! —
Und dort ein Bündel faules Stroh,
Daß zu erneutem Tageswerke
Den müden Leib der Schlummer stärke,
Wenn ihm für heut die Kraft entfloh!

Der Posten späht, Gewehr im Arme.
Daß nicht die Schaar das Schweigen bricht
Stumm soll sie sein in ihrem Harme —
Doch wie! gehorcht der Sklave nicht?
Zusammen treten sie mit braunen
Gesichtern ernst und still, und raunen
Vom Weh, das in der Seele brennt;
Sie fürchten nicht das Loos der Schächer,
Sie wählen trotzig gar den Sprecher
Zum Kasematten-Parlament.

Seht her! Das war ein ander Tagen,
Ein Wort von anderer Gluth getauft,
Als wo um Gold die Menschheitfragen
Ein Professorenvolk verkauft!
Das war kein Prahlen und kein Schwätzen,
Kein blumenduftig Wortesetzen,
Kein nachtumhüllter Freiheitsmord;
Das war sittsam Hundewedeln —
Das war aus harten Denkerschädeln
Ein unerbittlich Richterwort!

Ja seht! Das sind die Proletaren,
Der Zukunft Rächerparlament,
Das nur ein machtlos Wort des Zaren
Vom hellen Tag des Sieges trennt.
Gefangen im Verbrecherreigen,
Erwählen sie der Nächte Schweigen
Zu Waffenbahn und Kriegeszelt,
Und hinter Riegel, Schloß und Gittern,
Wie in des Kampfes Ungewittern,
Verhandeln sie das Loos der Welt.

„Zum Werke, Volk der Kasematten!“
Der Sprecher ruft's am stillen Ort;
„Eröffnet Sitzung und Debatten —
Trotz Blei und Pulver frei das Wort!“
Und wie sich finster überm Meere
Zusammen ziehn die Wolkenheere,
Daraus die zackige Lohe schießt,
So harren sie in dumpfem Grollen,
Der Eine so zur Erde gießt:

Von Neuem ging der Kampf verloren,
Auf den wir unser Heil gebaut,
Weil noch einmal den klugen Thoren,
Den Weltbeglückern, wir getraut!
Dem Banner folgten wir, dem falben,
Die Schlechten waren's und die Halben,
In deren Hand der Würfel lag —
Und nimmer anders wird es kommen,
Bis einst das Volk, von Haß entglommen,
Die ganze Freiheit fordern mag!

„Sie fragten noch mit ernstem Munde
Nach Mark und Grenze, Schärp und Band,
Und wußten doch: Es hat zur Stunde
Der arme Mann kein Vaterland!
Und wußten doch — sie mußtens wissen! —
Daß, wenn die Fessel hier zerrissen,
Auch dort der Thron in Flammen steht,
Und daß beim Fall zerbrochner Kronen
Von Nation zu Nationen
Das rothe Freudenbanner weht!

„Ja, wieder hat man uns betrogen,
Durch deren Arm die Menschheit lebt,
Und denen, wenn zum Kampf sie zogen,
Der Erde morscher Grund gebebt;
Die nur geboren, um zu sterben,

Die, ewig schaffend, nie erwerben,
Die nur der Schmerz zu Menschen tauft;
Das Mal der Knechtschaft an der Stirne,
Und deren Tochter sich zur Dirne,
Zum Sklaven sich der Sohn verkauft!

„Gold! Gold! Um dich auf blut'ger Sohle
Durchschweift die Welt der Reichen Heer,
Es treibt sie fort von Pol zu Pole,
Es jagt sie über Land und Meer.
'S ist nicht der Geist, der gluthentflammte,
Der ihres Wuchersinns verdammte
Geschwader in die Fremde trug;
Die Welt ein Krämerhaus der Waaren —
Und selbst die fernsten der Barbaren
Verschonte nicht des Goldes Fluch!

„Sie haben Land und Meer bezwungen,
Die Erde dient dem Krämertroß,
Der Schacher feilscht in allen Zungen
Und dampfend knirscht das Eisenroß.
Das alte Lied! Die Bettler darben,
Für uns die Saat — für euch die Garben,
Besteuert Boden, Fleisch und Licht!
Der Hunger weht an allen Enden,
Ihr wühlt im Gold mit vollen Händen, —
Doch uns ernährt die Erde nicht!

„So muß denn neu der Kampf beginnen
Der unser Gut dem Volk erschließt,
Das ihr bei Motten und bei Spinnen
Erbarmungslos verderben ließt!
Die Zügel reißen schon, die straffen,
Und bei dem Zornesschall der Waffen
Schlägt euch die Freiheit in den Grund!
Für Alle Licht und Luft und Leben —
Und mit dem Feuersaft der Reben
Besiegeln wir den Völkerbund!

Er schwieg. Um seine Wangen hauchte
Der Siegeszukunft stolze Gluth,
Und in der Brüder Herzen tauchte
Sich tönend seiner Rede Fluth.
Kein Jauchzen drang, kein Beifallrufen,
Wie um der Rednerbühne Stufen,
Aus jener Hörer Kreis empor;
Sie ließen dumpf die Kette klingen,
Und huben grollend an zu singen
„Das Lied vom Brod" in finsterm Chor.

Seht diesen Geist in Haft und Banden,
Wie ihn die Hoffnung kühn umlacht!
Für diese Feuerworte standen
Die Leiber in der Todesschlacht!
Von dieser Kampfesweise tönten
Die Klänge jüngst im Feld und höhnten
Der Königsschergen freche Lust;
Und was die Henker heut verdammen:
Es ist der Weltgeschichte Flammen,
Durch Nacht und Nebel siegbewußt!

Ein Reden, Singen, Zornesleuchten —
So ging es fort die halbe Nacht,
Bis dann ein Fieberschlaf auf feuchtem
Strohlager sie zur Ruh' gebracht.
Vielleicht, daß in dem Kerkerraume
Der Eine noch im wachen Traume
Zu laut die Marseillaise sang;
Dann durch das Gitter schoß die Wache —
Ein geller Schrei — und „Rache! Rache!"
Erscholl es düster und verklang.

Arbeiterlied.

Zu Schmerz und Noth aus dunkler Nacht entsprossen,
Das Auge hell, die Stirne hoch und frei,
So bricht, das Schwert von starker Faust umschlossen,
Der Arbeitsmann sein Sklavenjoch entzwei!
Auf, laßt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! Die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann.

Zu lange schon, vernichtend Lust und Leben,
Bezwang den Geist des Goldes falsche Macht —
Sei nun das Gold in Volkeshand gegeben,
Daß auch dem Armen Glück und Freude lacht!
Auf, laßt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Heraus zum Kampf! Die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

Was kümmert uns die bunte Pracht der Fahnen?
An unserer Spitze flammt das eine Roth!
Uns blieb gemein des Hungers trotzig Mahnen
Gemein die Schmach, Entbehrung und die Noth.

Auf, laßt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! Die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann.

O prahlet nicht mit eurer Krone Glänzen —
Der gold'ne Reif zerbricht am scharfen Stahl!
Bald ruft euch fort von Spiel und Fest und Tänzen
Zum blutigen Tanz der Schlachtensonne Strahl!
Auf, laßt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! Die Freiheit führt uns an!
Fortan die Welt gehört dem Arbeitsmann!

Genug des Hohns! wir athmen noch und leben,
Vor unserm Tritt erbebt die alte Welt!
Wir schaffen Brot dem armen Volk, und heben
Der Gleichheit Banner auf zum Sternenzelt!
So laßt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Siegen!
Hinaus zum Kampf! Die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

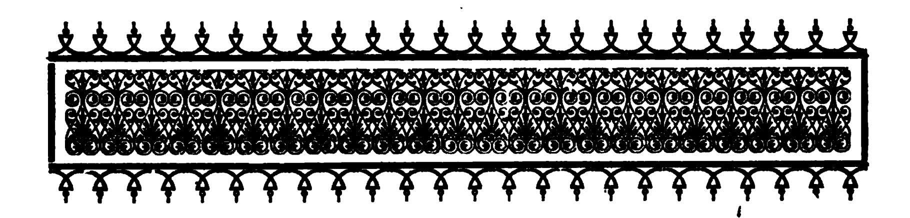




Otto Krille.

Otto Krille, geboren am 5. März 1878 in Börnersdorf bei Gottleuba in Sachsen, hat trotz seiner Jugend zahlreiche Dichtungen verfaßt, in denen tiefes Empfinden mit warmer Begeisterung wetteifert, und deren Sprache und Gedankenreichthum ein beachtenswerthes Talent verrathen. Krille war der dritte Sohn eines Maurers. Erst in einer Dorfschule, später in der II. Bürgerschule zu Großenhain genoß Otto Krille seinen Schulunterricht und wurde nach dessen Absolvirung von seinen Verwandten, (der Vater war vor der Geburt des Knaben tödtlich verunglückt) in die kgl. sächs. Soldatenknabenerziehungsanstalt zu Kleinstruppen bei Pirna gebracht, von wo er im Jahre 1893 in die Unteroffizier-Vorschule zu Marienberg kam. Das dortselbst herrschende Drillsystem unterdrückte jede individuelle Regung und machte dem jungen Mann das Leben in dieser Sphäre unerträglich. Im November 1895 wurde Krille wegen „Ungeeignetheit zum Unteroffizierstande" entlassen. Nunmehr wurde er, wie er selbst sagt: „Ein schwitzender, darbender und — — hoffnungsfreudiger Proletarier." Seine Gedichte — meist in der Fabrik entstanden — sind Kinder der jeweiligen Stimmungen, gährender Most, der guten Wein erhoffen läßt.





Kampfrohe Jugend.

Und das ist unser gutes Recht:
Wir stürzen das Alte, was morsch und schlecht,
Und lachen ob eurer Gesetze.
Denn was eure Sattheit für Recht ermißt,
Für uns noch lange nicht heilig ist,
Daß der Hunger es nicht verletze.

Und weil die eure uns nicht gefällt,
Drum bauen wir selber uns eine Welt,
Und schaffen uns eigene Götter.
Wie Frühlingssturm brausen wir in den Tag;
Was fallen und stürzen, was fallen mag
In dem weltenerlösenden Wetter.

Und graut euch vor eurem Untergang,
Nun, so grollt nicht lang, so schmollt nicht lang,
So stellt euch mit uns zum Gefechte!
Heraus mit den Schwertern des Geistes, heraus!
So streitet im tobenden Geisterstrauß
Um eure vermoderten Rechte!



Schicksal.

I.

Der Kolben stampft, das Schwungrad saust,
Das nied'rige Gewölb' erbraust,
Die eisernen Träger wanken.
In Fieberhitze perlt die Stirn,
Und spenstisch zucken mir im Hirn
Krause, grelle Gedanken.

Wär ich, o wär' ich kein Proletar,
Könnte ich wohl das ganze Jahr
Meine Jugend sonnen.
Wär' ich geboren in reichem Haus,
Brauchte ich nicht jahrein, jahraus
Hungern und dursten und frohnen.

Der Fabriken düstere Nacht
Hat mich müde und elend gemacht,
Hat mich gefesselt, gebunden.
Meine brausende Jugendkraft,
Himmelstürmende Leidenschaft,
Alles, ist alles verschwunden.

In der Arbeit ruh'lose Pein
Dringt das Getriebe der Räder hinein,
Donnernd bricht's an den Wänden,
Bald wie stöhnender Grabgesang,
Bald wie ein Schrei, so gellend und bang:
„Knechtschaft, wann wirst du enden?!"

II.

So zwischen Müssen und Wollen zu schweben,
In Nacht, in Dunkel und Elend leben
Und doch voll Sonnensehnsucht sein,
Das nagt an Leben, Mark und Bein.

Oft, wenn ich vor der Maschine gekauert
Und auf die Mittagsstunde gelauert,
Leuchtete mir durch Herz und Hirn
Des Wahnsinns blendendes Gestirn.

In schimmernde Fernen schien ich zu versinken
Aus blitzendem Becher Vergessen zu trinken.
Da hab' ich mich zornig emporgereckt
Und die sehnige Rechte ballend gestreckt.

Einen Fluch, einen kräftigen ließ ich erschallen
Und zwischen den tobenden Rädern verhallen
Und wankte müde, im Herzen Qual,
Zum kargen, kurzen Mittagsmahl.

Das Proletarierkind.

Wie sie verächtlich dich begaffen!
Sie nennen protzig, wie sie sind,
Sündhaft die Lust, die dich geschaffen,
Zerlumptes Proletarierkind.

Weh' strömt von deinem bleichen Munde,
Der noch der Mutterküsse harrt.
Verflucht das Bett, verflucht die Stunde,
Da Armuth sich mit Armuth paart.

Der Hunger, dieser rauhe Treiber
Wird stets an ihrer Seite stehn.
Nur Elend wird aus ihrer Leiber
Wollüstiger Umarmung gehn.

Die Armuth ist sich gleich geblieben:
Hohlwangig, fieberäugig, blaß,
Elend im Leben und im Lieben
Und wild und prächtig nur im Haß.



Das Leid.

Hast du einmal das Leid gesehen,
Wenn still es durch die Straßen schlich,
Bald aufgeputzt, geschminkt, geziert,
Einarmig bald, bald krank und siech;

Bald im zerlumpten Bettlerkleid
Bald im modernen Prachtgewand,
Das dunkeläugig' blasse Leid,
Das Thränenkrüglein in der Hand?

Bald macht sichs auf der Straße breit,
Bald weint's im Eck die Augen roth,
Bald wiegt's auf Sammtkissen sich,
Bald sitzt es stumm im Straßenkoth.

Bald weilt's im Banne des Bordells,
Bald kauerts zitternd hint'rm Strauch,
Bald liegt's auf harter Lagerstatt
Mit Todesschmerz im starren Aug.

Bald geht's rothwang'g durch die Stadt
Mit Zauberlächeln, wie das Glück;
Bald sitzt's im prunkenden Salon
Und bald in dunstiger Fabrik.

Es geht die Gassen auf und ab;
Bei jedem Schritte bebt ein Herz,
Und seiner Spur folgt, müden Schritts,
Sein krankes, blasses Kind, der Schmerz.



Gesang der Jungen.

Wir sind der junge Staat, erzeugt
Vom Proletarierweibe.
Uns hat die Mutter Noth gesäugt
An ihrem dürren Leibe.
Aus elendsdunkler Hütte Schooß,
Mit wunden Füßen, nackt und bloß,
Sind wir emporgestiegen.
Vor uns der sonnentrunk'ne Tag
Nun geht's hinein mit Schwerterschlag
Zum Sterben oder Siegen.

Des Reichthums Kinder können froh
Am Wissensquell sich laben,
Ob sie auch Hoffarth nur und Stroh
Im stolzen Schädel haben.
Doch hat man unser'n Feuergeist
Mit Stock und Bibelspruch gespeist,
Er ist noch nicht gestorben,
Und schaffen wir auch ohne Glück
In Nacht und dunstiger Fabrik,
Wir sind noch nicht verdorben!

Noch glüht in unserm Arm die Kraft,
Der Stolz des rothen Blutes,
Noch gährt und braust die Leidenschaft
Des kecken Jugendmuthes.
Und tragen wir auch huckepack
Den steinbeschwerten Bettelsack,
Und müssen wir gleich hungern
Und ohne Arbeit, ohne Brot,
Getrieben von der blassen Noth
Auch lumpen oft und lungern:

Der Zukunft Morgen bleibt uns doch,
Den hoffnungskühn wir schauen,
Wir brechen doch das alte Joch
Der Sklaverei und bauen
Der Menschheit eine reiche Flur.
Und klingt auch jetzt im Liede nur
Das Maienglück der Erden.
Hinaus! Hinan! Der Morgen naht!
Der Freiheit Mutter ist die That.
Das Lied soll Wahrheit werden!

Ballhausgespenster.

Die Stirn ist heiß und fieb'risch perlt mein Blut,
Die Wangen leuchten in des Ballsaals Gluth.
Ich will mich hinter jene Pflanzenhecken
Vor all der tollen Lust verkriechen und verstecken.
Dort will ich träumen süß, dort will ich lauschen
Von was die Seidenroben flüstern, rauschen.
„Schmück dich fein, schmück dich fein,
Mägdlein näht tagaus, tagein,
Näht ein Kleid aus Sammt und Seiden,
Näht hinein ihr Herzeleiden,
Stickt auch bunte Perlen ein,
Perlen aus ihren Aeugelein."
Wie das knistert, wie das flüstert
Von verwelkten Mädchenblüthen,
Und umstrahlt vom Glanz der Lichter
Seh' ich blasse Angesichter,
Große starre Kinderaugen,
Die sich in die meinen senken,
Mir der Seele Ruhe saugen.
All' mein Sinnen und mein Denken
Ist verdrängt von diesem Bild.
Jählings spring' ich auf und lasse
Hinter mir des Saales Schimmer,
Eile durch die stille Gasse,
Doch im Ohre tönt's noch immer,
Und im Herzen klingt es weiter,
Und noch immer muß ich lauschen
Was die seid'nen Roben rauschen.



Von der Straße.

Es treibt der Tag dahin mit lautem Hasten.
Das Leben wogt wie Meeresfluth vorbei
Und um des Daseins Freuden, Leiden, Lasten,
Entbrennt der Kampf mit dumpfem Zornesschrei.

Ein Siegen hier und dort ein Unterliegen.
Es schwankt das Glück im wild entfachten Streit,
Und mitten d'rein, in all' das tolle Kriegen
Zum steten Kehraus fegt der Sturm der Zeit.



Wär' ich ein Bannerträger.

Wär' ich ein Bannerträger,
  Ein Rufer gar im Streit,
Ein kecker wilder Schläger,
Allzeit zum Kampf bereit:

Mein Schwert, es sollte blitzen
Und schlagen euch vom Kopf
Die Schlaf- und Büttelmützen
Und euren langen Zopf.

Mein Schlachtruf sollte gellen,
Ein dröhnend Rolandshorn,
Und über Land und Wellen
Hintragen meinen Zorn.

Wär' ich . . o zahmer Wäger,
Nun werde endlich wild!
Mein Lied, es sei mein Schläger
Und auch mein Wappenschild.

Der Gefangene.

Durch das Fenster dringt der erste
  Sonnenstrahl in meine Zelle.
Es erfüllt die sonst so dunkle
Ein wunderbare Helle.

Blumenduft zieht durch die schmale
Ritze — in das Holz gespalten —
Blumenduft und Sonnenstrahlen
Mischen sich zu Lichtgestalten.

Wie sie schmeichelnd mich umpfangen!
Ja, sie küssen mir die blassen
Wangen, die der Gram gebleichet,
Sel'ge Wesen, die nicht hassen.

Und wie Hoffnungsschimmer schwebt es
Um die schwarzen Eisenstäbe.
Hoffst du, Herz, daß einst ein Morgen
Dich zum Sonnenlichte hebe?

Ahnst du, daß du einst wirst schlummern
Unter rauher Zuchthauserde?
Hoffst du, daß die Kerkerthüre
Dir noch einst geöffnet werde?

Hoffe, harre, dulde, glaube!
Mag auch niemand um dich weinen!
Glaube nur, der Tag der Freiheit
Wird auch ohne dich erscheinen.

Hier auf uns'res Kerkers Trümmern
Werden einst die Kinder spielen,
Und den Schooß der Zuchthausrede
Wird der Ackerpflug durchwühlen.

Uns're bleichenden Gebeine
Wird der Greis dem Enkel zeigen.
Aus den Kerkern, aus den Grüften
Wird der Geist der Wahrheit steigen.



Im Konzert.

Musik, Gesang. Ich sitze eingezwängt,
Ringsum Philister, bäuchig und behäbig,
Lächelnden Blick's, die Arme leicht verschränkt,
Satt=protzig und gemein=gesinnungsschäbig.

Ich lausche still, ganz in der Töne Bann.
Ich bin bezaubert, fühl' es mit Entzücken
Und fühl' und sehe, wie sie dann und wann
Stolz und verächtlich auf mich niederblicken.

Ein Flüstern hör' ich durch die Runde gehn.
(Ob sie erkannt an mir der Armuth Stempel?)
— — — Und als ich's endlich bebend konnt' verstehn,
Entfloh ich schnell aus dem entweihten Tempel.



Winter.

Winterlust und Festesfreuden,
Wirr umtanzt von weißen Flocken.
Fernes traumverlor'nes Läuten,
Wie von hellen Weihnachtsglocken.

Maskentrubel, Narrenschellen — —.
Durch die Säle rast die Freude,
Und dazwischen hör' ich gellen
Hilferufe von der Haide.

Den Todten des März.

Wo irgend in der Welt ein Herz bricht,
Ein müdes Haupt sich neigt,
Eines Armes Kraft verraucht
Für die Freiheit,
Dort sollte ein Tempel stehen,
Daß über ihm
Der Glutwind des Mittags
Die Schwüle des Abends küsse,
Wie heißer Kampf
Den Schatten der Lorbeerhaine.
Ueber euren Gräbern steht kein Tempel,
Ihr Todten des März,
Aber Mittag und Abend küssen sich auf ihnen.
Wie Waffen- und Kettengeklirr
Rauscht es um eure Hügel,
Wie gedämpftes Rufen nach den Schnittern,
Das Kornfeld der Menschheit zu mähen.
O ruhet!
Nur einen Tag,
Nur einen Sommertag,
Dann ist es gereift,
Das Korn der Freiheit.
Wir prüfen schon die Sehnen des Arms,
Jugendfrisch gürten wir
Mit Mohnblüthen uns
Und schmücken das lockige Haupt
Mit der rothen flammenden Gluth
Und harren des Sommertags.
Ruhet, ihr Kämpfer!
Eure Gebeine vermodern,
Eure Gräber zerfallen,
Aber ewig jung und märzenkühn
Lodert der Freiheitsgedanke.

Er kommt.

Er kommt! Er kommt! Er muß uns golden tagen,
Der Freiheitsmorgen naht mit Macht!
Der Lerche gleich, will ich die Flügel schlagen
Und künden laut den Niedergang der Nacht.
Ob uns auch dumpfes Brüten
Und Sorgen noch umspinnt,
Am Freiheitsbaum die Blüthen
Schon längst gesprungen sind.

Das Morgenroth wird manches Auge feuchten,
Zerbroch'nen Schwertern wird es sprüh'n,
Um halbzerfall'ne Gräber wird es leuchten
Und schweißbethaute Stirnen wird's umglüh'n.
O knospenreiche Helle,
Wir stehen schon bereit
Lichthungrig an der Schwelle
Der neuen Maienzeit!



Heimkehr.

Du kennst mich nicht! Ich seh's an deinem Blick.
Kein froh' Erkennen jählings an ihm blitzt.
Mit scharfem Griffel hat mir das Geschick
Ins Angesicht mein Fehlen eingeritzt.
Es zuckt das Weh in allen meinen Zügen
Im Auge flirrt mir noch der tolle Wahn.
Schau' in mein Angesicht, es kann nicht lügen,
Es predigt meine ganze Dornenbahn.

Du kennst mich nicht? So geh' wie's dir gefällt.
Mein Pfad er führt nur weiter in die Nacht.
Lenzfrohe Kindheit trug ich in die Welt,
Verwelkte Jugend hab' ich heimgebracht.
Im Ohre klingt es: Ein verfehltes Leben!
Und tief im Herzen nagt der Reue Wurm,
Laß mich hinfort der Menschheit Sache leben:
Mein Schwert der Haß und mein Genoß' der Sturm!



Wenn mich ein Sturmwind mit sich nähme — —!

Wenn mich ein Sturmwind mit sich nähme
Und trüg' mich fort, weit übers Meer,
Daß ich mit meinem Leid alleine,
Verschollen und vergessen wär, — —
Wenn er mich auf ein Eiland trüge,
Umbraust von Wogen nur und Wind — —
Wenn mich ein Sturmwind mit sich nähme,
Dann würd'st du weinen, schönes Kind!

Wenn mich ein Sturmwind mit sich nähme,
Daß ich der Erde wär' entrückt
Und mir das Leid vom Herzen nähme,
Das Leid, des mich so sehr bedrückt — —,

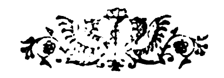
Wie wollt' ich jauchzend durch die Lüfte
Vorbei am Sonnenballen ziehn
Und über Länder, über Meere
Nach unbekannten Fernen fliehn.

Wenn mich ein Sturmwind mit sich nähme,
Und trüg' mich fort, wer weiß, wohin!
Wie würd' es mich zurück zur Erde
Zu meinem alten Elend zieh'n!
Und trüg' er mich auf seinen Schwingen
Hinaus bis an das Morgenroth,
Fort würde mir im Ohre klingen
Das Lied von meiner Brüder Noth.

In tiefster Schmach.

In tiefster Schmach hat mich die Welt gesehen,
Ich hab' gelebt ein Leben hart und schwer,
Doch immer sah' die Welt mich aufrecht stehen,
Das Antlitz starr, das Auge thränenleer.
Ob ich die Stirn in wildem Trotz erhoben,
Ob ich mit dumpfem Gleichmuth dreingeschaut,
Die Stürme konnten wüthen, konnten toben,
Doch immer hab ich meinem Stern vertraut.

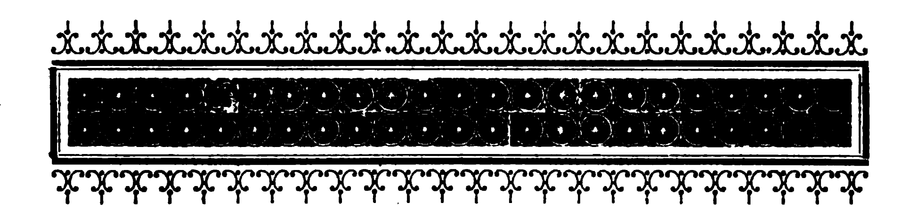
Ich mußte frieren, mußte dursten, darben,
Kein Schmerz, kein Leid, kein Weh' blieb mir erspart.
Mein Herz schrie auf, als meine Träume starben,
Und doch hab' ich den Mannesstolz bewahrt.
Du lächelst! Ja, ein winz'ger Rest von Größe,
Des Bettlers Stolz! Es klingt wie bitt'rer Hohn.
Ich sehe ohne Wunden keine Blöße
An mir, des Elends nachtgebor'nem Sohn.





Heinrich Heine.

Als den größten Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet man mit Recht Heinrich Heine und das deutsche Proletariat feiert in ihm mit gutem Grund den hervorragendsten Bahnbrecher der Freiheit aus der vormärzlichen Zeit. Er lebte und starb als Revolutionär. Er haßte den Absolutismus sammt Junkern und Pfaffen. Für ihn gab es nur eine einzige Partei, die Beachtung verdiente: die Kommunisten. Es ist Heine's unsterbliches Verdienst, der nahenden Freiheit die Gasse eröffnet zu haben, indem er sich mit nie zögernder Entschlossenheit auf den Feind warf, wo er ihn traf. Welch schmerzliche Wunden er ihm schlug und wie die Furcht vor ihm noch heute den Dunkelmännern und Rückwärtsern durch die Glieder zittert, das verräth deutlich ihr wüstes Schimpfen und Schreien in den letzten Jahren, als es sich darum handelte, dem „ungezogenen Liebling der Grazien" ein Denkmal zu setzen. — Heinrich Heine wurde 1797 oder 1799 (das Jahr ist nicht genau feststellbar) am 13. Dezember in Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Mit 15 Jahren kam er zu einem Wechsler in Frankfurt a. M. in Stellung, zwei Jahre später etablirte er sich in Hamburg, mußte aber nach zwei Jahren das Geschäft wieder aufgeben und studirte nun in Bonn und später in Göttingen, wo er 1825 zum Doktor der Rechte promovirt wurde. Vorher schon war sein herrliches „Buch der Lieder" entstanden. Anfangs der dreißiger Jahre ging Heine nach Paris, woselbst er bis zu seinem, am 17. Februar 1856 erfolgten Tode verblieb. — Seine hervorragendsten Schöpfungen sind: „Buch der Lieder", „Reisebilder", „Atta Troll", „Deutschland, ein Wintermärchen", „Die romantische Schule", „Romancero", „Lazarus".



Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl über die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick.
Die lebenden lassen die todten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! Wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Staatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel' Hundertpfünder,
Sie helfen auch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinnste
Der abgelebten Redekünste,
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Ratten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen.

Wir, Bürgermeister und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichst an alle Klassen
Der treuen Bürgerschaft erlassen:

„Ausländer, Fremde, sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! sind selten Landeskinder.

„Auch Gottesleugner sind es meist;
Wer sich von seinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von seinen irdischen Behörden.

„Der Obrigkeit gehorchen, ist
Die erste Pflicht für Jud' und Christ.
Es schließe Jeder seine Bude,
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

„Wo ihrer Drei beisammen steh'n,
Da soll man auseinander geh'n.
Des Nachts soll Niemand auf den Gassen
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

„Es lief're seine Waffen aus
Ein Jeder in dem Gildenhaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponirt am selben Orte.

„Wer auf der Straße räsonnirt,
Wird unverzüglich füsilirt;
Das Räsonniren durch Geberden
Soll gleichfalls hart bestrafet werden.

„Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten."



Jammerthal.

Der Nachtwind durch die Lucken pfeift,
Und auf dem Dachstublager
Zwei arme Seelen gebettet sind;
Sie schauen so blaß und so mager.

Die eine arme Seele spricht:
„Umschling mich mit deinen Armen,
An meinen Mund drück fest deinen Mund,
Ich will an dir erwarmen."

Die andre arme Seele spricht:
„Wenn ich dein Auge sehe,
Verschwindet mein Elend, der Hunger, der Frost
Und all mein Erdenwehe."

Sie küßten sich viel, sie weinten noch mehr,
Sie drückten sich seufzend die Hände,
Sie lachten manchmal und sangen sogar,
Und sie verstummten am Ende.

Am Morgen kam der Kommissär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatirt,
Den Tod der beiden Kadaver.

„Die strenge Witterung“, erklärte er,
„Mit Magenleere vereinigt,
Hat beider Ableben verursacht, sie hat
Zum Mindesten solches beschleunigt.“

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst nothwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung.



Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkst du itzt,
Daß man dir die besten Suppen
Vor dem Maule wegstibitzt?

Als Ersatz war dir versprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleisch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube schwächer
Oder stärker dein App'tit?
Du ergreifst den Lebensbecher
Und du singst ein Heidenlied!

Michel! fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du still verdauen kannst.



Lumpenthum.

Die reichen Leute, die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelei'n —
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfaß, das schwinge keck
Vor jedem göttlich gold'nen Kalb;
Bet an im Staub, bet an im Dreck,
Vor Allem aber lob' nicht halb.

Das Brot ist theuer dieses Jahr,
Jedoch die schönsten Worte hat
Man noch umsonst. — Besinge gar
Mäcenas' Hund, und friß dich satt!

Der Wanzerich.

Es saß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und spreizte sich,
Wie ein Rentier, und sprach: „Wer Geld hat,
Auch Ehr' und Ansehn in der Welt hat,
Wer Geld hat, ist auch lieblich und schön —
Es kann kein Weib ihm widerstehn;
Die Weiber erbleichen schon und zittern,
Sobald sie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht;
Sie wälzte sich auf ihren Matratzen,
Und mußte sich beständig kratzen."

Ein lustiger Zeisig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört;
Im heiteren Unmuth sein Schnäbelein schliff er,
Und auf das Insekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und schmutzig der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

* * *

Und die Moral? Der Fabulist
Verschweigt sie heute mit klugen Zagen,
Denn mächtig verbündet in unseren Tagen
Das reiche Ungeziefer ist.
Es sitzt mit dem Geldsack unter dem A—
Und trommelt siegreich den Dessauer Marsch.

Stoßseufzer.

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöthen,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen,
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Aus: Deutschland.

Ein Wintermärchen.

I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist' ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt' ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begannen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahrem Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben in jener bessern Welt,
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopei vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenne auch die Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir euch besuchen
Dort oben, und wir, wir essen mit euch
Die seligsten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein besseres Lied!
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Die Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönsten Genusse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder! — — —

III.

Zu Aachen im alten Dome liegt
Karolus Magnus begraben, —
Man muß ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, der lebt in Schwaben.

Ich möchte nicht todt und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleiner Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.

Ich bin in diesem langweil'gen Nest
Ein Stündchen herumgeschleudert.
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch
Mit den hohen, rothen Kragen —
„Das Roth bedeutet Franzosenblut",
Sang Körner in früheren Tagen.

Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
Der Reiter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm
Mit der stählernen Spitze nach oben.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze!

Zu Aachen auf dem Posthausschild,
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir so tief verhaßt! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luft'ger Höh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt,
Mit Scepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blasen Tusch
Und rufen: „Es lebe der König!"

XIII.

Die Sonne ging auf bei Paderborn
Mit sehr verdrossner Gebärde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geschäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat sie die eine Seite erhellt,
Und bringt sie mit strahlender Eile
Der anderen ihr Licht, so verdunkelt schon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Sisyphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! — —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührothschein das Bild des Manns
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Sie haben dir übel mitgespielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden so rücksichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; du hättest geschrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Censor hätte gestrichen darin,
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Censur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hättest du nur einen anderen Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Besaßet ja Geist und Talent genug,
Und konntest schonen die Frommen!

Geldwechsler, Bankiers hast du sogar
Mit der Peitsche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängst du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Ist das eine Antwort?

Laß die heil'gen Parabolen
Laß die frommen Hypothesen—
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist Das eine Antwort?



Das goldne Kalb.

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakobs Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brumm — brumm — brumm —
Paukenschläge und Gelächter!

Hochgeschürzt bis zu den Lenden
Und sich fassend an den Händen,
Jungfrau'n edelster Geschlechter
Kreisen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenschläge und Gelächter!

Aron selbst wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnsinnswogen,
Und er selbst, der Glaubenswächter
Tanzt im Hohenpriesterrock
Wie ein Bock —
Paukenschläge und Gelächter!



Aus: König Langohr I.

.... Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht länger die Rede, und weiter sprach er:
„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchst ungehalten bin ich,
Daß ihr so schamlos widersinnig
Verunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eselsstandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwen-Ideen
Von meiner Politik verstehen,
Nehmt euch in Acht! In meinem Reiche
Wächst manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die schönsten Galgen zimmert,

Auch gute Stöcke. Ich rath' euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten!
Ich rath' euch, ganz das Maul zu halten!
Die Raisonneure, die frechen Sünder,
Die lass' ich öffentlich stäupen vom Schinder;
Sie sollen im Zuchthaus Wolle kratzen.
Wird Einer gar von Aufruhr schwatzen,
Und Straßen entpflastern zur Barrikade —
Ich lass' ihn henken ohne Gnade.
Das hab ich euch, Esel, einschärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen."
Als diese Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Esel, die jungen und alten;
Sie riefen einstimmig: I-A! I-A!
Es lebe der König! Hurrah! Hurrah!



Die Weber.

Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöthen;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulniß und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.
Wir weben, wir weben!"



Weltlauf.

Hat man Viel, so wird man bald
Noch viel Mehr dazu bekommen.
Wer nur Wenig hat, Dem wird
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar Nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die Etwas haben.

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmuth beseelet,
Doch hast du schlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen sie dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat dir zu bringen,
Und manchen Schlachtgesang von dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft
Und würzet die Getränke.

Michel nach dem März.

(Verfaßt im Jahre 1850, abgedruckt im Frankfurter Musenalmanach von 1851.)

So lang ich den deutschen Michel gekannt
War er ein Bärenhäuter;
Ich dachte im März, er hat sich ermannt
Und handelt fürder gescheuter.

Wie stolz erhob er das blonde Haupt
Vor seinen Landesvätern!
Wie sprach er — was doch unerlaubt —
Von hohen Landesverräthern.

Das klang so süß zu meinem Ohr
Wie märchenhafte Sagen,
Ich fühlte, wie ein junger Thor,
Das Herz mir wieder schlagen.

Doch als die schwarz=roth=goldne Fahn',
Der altgermanische Plunder,
Auf's neu erschien, da schwand mein Wahn
Und die süßen Märchenwunder.

Ich kannte die Farben in diesem Panier
Und ihre Vorbedeutung:
Von deutscher Freiheit brachten sie mir
Die schlimmste Hiobszeitung.

Schon sah ich den Arndt, den Vater Jahn —
Die Helden aus anderen Zeiten
Aus ihren Gräbern wieder nah'n
Und für den Kaiser streiten.

Die Burschenschaftler allesammt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren.

Ich sah das sündenergraute Geschlecht
Der Diplomaten und Pfaffen,
Die alten Knappen vom römischen Recht
Am Einheitstempel schaffen. —

Derweil der Michel geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen,
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen.



Doktrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht
Und küsse die Marketenderin,
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschire trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegel'sche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn,
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

Aus: Ratcliff.

„. . . Robin ist
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, die im Ueberflusse schwelgen,
In Sammt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich im Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Graham's ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln
Und stolz herabseh'n auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert (Bitter lachend.)
O seht nur doch die klugen satten Leute,
Wie sie mit einem Walle von Gesetzen
Sich wohl verwahren gegen allen Andrang
Der schreiend überläst'gen Hungerleider!
Weh' Dem, der diesen Wall durchbricht!
Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen, —
Je nun! manchmal gibt's Leute, die das nicht scheun!

Tom:

So dacht' ich auch und theilte ein die Menschen
In zwei Nationen, die sich wild bekriegen,
Nämlich in Satte und in Hungerleider."

Das Sklavenschiff.

I.

Der Superkargo Mynheer van Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er kalkulirt der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein —
Die schwarze Waare ist besser.

„Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

„Ich hab' zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Prozent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro“.

Da plötzlich wird Mynheer van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgus tritt herein,
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Die Nase voll rother Warzen —
„Nun, Wasserfeldscherer“, ruft van Koek
„Wie geht's meinen lieben Schwarzen?“

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab' den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

„Ich inspizirte die Leichen genau;
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal todt, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Todten die Eisen ab;
Und wie ich gewöhnlich thue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Fruhe.

„Es schossen alsbald hervor aus der Fluth
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionäre.

Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch,
Mit schnuppernbem Fraßgelüste.

„Es ist possirlich anzusehn,
Wie sie nach den Todten schnappen!
Die faßt den Kopf, Die faßt das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

„Ist Alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken.“

Doch seufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: „Wie kann ich lindern
Das Uebel? Wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern.“

Der Doktor erwidert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

„Auch starben Viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödtlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen.“

Da ruft van Koek: „Ein guter Rath!
Mein theurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexanders Lehrer.

„Der Präsident der Sozietät
Der Tulpenveredlung in Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

„Musik! Musik! Die Schwarzen soll'n
Hier auf dem Verdecke tanzen,
Und wer sich beim Hopfen nicht amüsirt,
Den soll die Peitsche kuranzen.“

II.

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch, der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung' schlägt die Trommel dazu,
Der Doktor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Frau'n
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Taktmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoß —
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist Maître des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimulirt,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dibeldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungethüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische, viele Hundert;
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstückstund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen; die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dibeldumdei und Schnedderedeng
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
„Trau keiner Bestie, die nicht liebt
Musik!" sagt Albions Dichter.

Und Schnedderedeng und Dibeldumdei —
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynheer van Koek
Und faltet betend die Hände:

Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Rinder.

„Verschone ihr Leben um Christi will'n,
Der für uns Alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben."

Die Audienz.

„Ich laß nicht die Kindlein, wie Pharao,
Ersäufen im Nilstromwasser;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabschlachtenlasser.

„Ich will, wie einst mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben."

So sprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: „Du bist wohl ein Schwab'?
Das ist just keine Schande,"
„Gerathen!" erwidert der Schwab', „ich bin
Geboren im Schwabenlande."

„Stammst du von den sieben Schwaben ab?"
Frug Jener. „Ich thu' abstammen
Nur von einem einz'gen", erwidert der Schwab',
„Doch nicht von allen zusammen."

Der König frug ferner: „Sind dieses Jahr
Die Knödel in Schwaben gerathen?"
„Ich danke der Nachfrag'", antwortet der Schwab',
„Sie sind sehr gut gerathen."

„Habt ihr noch große Männer?" frug
Der König. „Im Augenblicke
Fehlt es an großen", erwidert der Schwab',
„Wir haben jetzt nur dicke."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der König sprach: „Du bist nicht so dumm,
Als wie du aussiehst, mein Holder."
„Das kommt", erwidert der Schwab', „weil mich
In der Wiege vertauscht die Kobolder."

Der König sprach: „Es pflegt der Schwab'
Sein Vaterland zu lieben —
Nun sage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimath getrieben."

Der Schwabe antwortet: „Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich dort geblieben."

„Erbitte dir eine Gnade", sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

„Der Mensch ist frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O gebe Sie, Sire, dem deutschen Volk
Zurück seine Menschenrechte!"

Der König stand erschüttert tief —
Es war eine schöne Szene;
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.

Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum!
Leb' wohl, und werde gescheidter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich dir zwei Begleiter.

„Zwei sichre Gendarmen, die sollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb' wohl! ich muß zur Parade gehn,
Schon hör' ich die Trommel rühren."

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
Die Kindlein zu sich kommen.



Duelle.

Zwei Ochsen disputirten sich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen, zornentbrannt,
Den andern einen Esel genannt.
Da „Esel“ ein Tusch ist bei den Ochsen,
So mußten die beiden John Bulle sich boxen.

Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit,
Geriethen auch zwei Esel in Streit,
Und heftig stritten die beiden Langohren,
Bis einer so sehr die Geduld verloren,
Daß er ein wildes I-A ausstieß
Und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschirt,
Wenn man ihn Ochse titulirt.
Ein Zweikampf folgte, die beiden stießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben sich manchen Tritt in den Podex,
Wie es gebietet der Ehre Kodex.

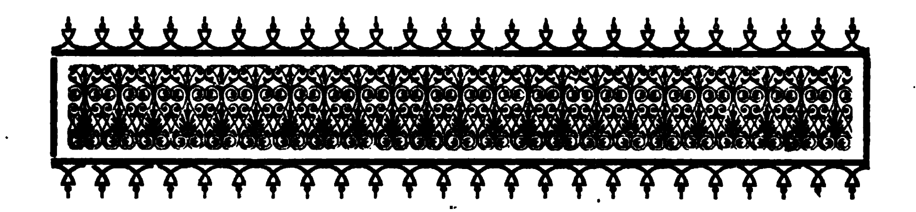
Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,
Wo unvermeidlich sind die Duelle;
Es muß sich schlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.





Marie Eugenie delle Grazie.

Fräulein Marie Eug. delle Grazie wurde zu Weißkirchen in Ungarn am 14. August 1864 geboren und verlebte ihre Kindheit dortselbst sowie in Bersaska im Banate, wo ihr Vater als Bergwerksleiter thätig war. Als der Vater starb, siedelte sie mit ihrer Mutter nach Wien über, besuchte hier erst die Bürgerschule und dann die Lehrerinnenbildungsanstalt zu St. Anna, doch sah sie sich gezwungen, aus Gesundheitsrücksichten den Lehrerinnenberuf wieder aufzugeben. Nunmehr widmete sie sich ganz der Poesie und erhielt schon 1883 von der Schwestern-Fröhlichstiftung das Litteraturstipendium. Fräulein delle Grazie lebt gegenwärtig in Wien. Außer zahlreichen, warmempfindenden Gedichten hat sie auf dem Gebiete der Epik ein geradezu einzig dastehendes Werk unter dem Titel „Robespierre" geschaffen, das ein Meisterwerk der neueren Litteratur genannt werden muß. Auf dem Gebiete des Dramas hat sie sich durch die Tragödie „Saul" eingeführt und neuerdings hat sie ein Drama „Schlagende Wetter" der Oeffentlichkeit übergeben, das in packender Weise erschütternde Bilder aus dem Bergarbeiterleben zeigt. Auch auf dem Gebiete der erzählenden Litteratur ist sie durch eine Anzahl stimmungsvolle Arbeiten (der Rebell, Bozi, die Zigeunerin) vertreten.



Zarenmahl.

Er tafelt . . .
Vor der sammtverhang'nen Thüre,
Die Hand am Schwerte stehen die Hartschiere;
Gewandt und mit ehrfürchtigem Gekriech
Bedienen ihn die schwänzelnden Lakeien —
Nun speise, Väterchen, und labe Dich!
Sieh ringsum, Deinen Gaumen zu erfreuen,
Gehäuft, was nur ein Weltreich bieten kann!
Nicht reden darfst Du, Großer, nur ein Winken,
Schon deiner stolzen Augen herrisch Blinken
Genügt, und was Du willst, es ist gethan!

Und näher rückt der Zar die gold'nen Teller —
Da, siehe, bricht es plötzlich wie ein greller
Und blut'ger Wiederschein daraus hervor:
„Gedenkst Du Karas?“ tönt es an sein Ohr,
„Aus jenem Bergwerk, Zar, sind wir gewonnen,
Dort glänzt es, wie von unterird'schen Sonnen
Von Gold — und alles, Väterchen, ist Dein!
Viel hundert Arme werken in den Minen —
Verbannte sind's, Unschuld'ge unter ihnen,
Und täglich, stündlich mehrt sich ihre Zahl —
Schlaff ist ihr Körper und ihr Antlitz fahl;
Seit Jahren traf ihr Ohr kein and'rer Ton
Als das Gesaus' der Ruten, oder Hohn,
Wenn schwächer sie die müden Hände rühren;
Und treibt sie der Kosak des Nachts zu Bette,
So klirrt an ihrem Arm und Fuß die Kette,
Daß sie im Traum noch Deine Macht verspüren.
An jedem Barren klebt ein Tropfen Blut,
Ein wilder Fluch und eine Thränenfluth —
Wir wissen es — wir, Deine Prunkgefäße . . .
Allein was thut es? Gold und Zarengröße
Verrosten nie! Nun iß und laß Dir's munden,
Der Himmel schenke Dir noch viele Stunden!“

Zur Erde läßt der Zar die Teller klirren;
Aufspringt er jäh und seine Blicke irren
Wie fieberglastend durch den prächt'gen Raum . . .

Herzuspringt der Lakei, dem Todesbleichen
Zur Stärkung das gefüllte Glas zu reichen —
Er nimmt's und trinkt, apathisch, wie im Traum.

Da horch! Geschrei und Lärmen auf der Straße —
Zusammenfährt, weit off'nen Aug's, der Blasse —
„Was soll dies!" haucht er, und sein Blick wird stier.
„O Herr", erwidert, tief vor ihm sich neigend
Ein Diener, schüchtern nach der Straße zeigend —
„Die nach dem Leben frech getrachtet Dir,
Man führt die Schnöden heut' dem Strick entgegen,
Milchbärte sind's und Dirnen allerwegen;
Die gottverlass'nen, tollen Nihilisten —
Gott schütze Dich und alle guten Christen!"

In tiefe Falten legt der Zar die Stirn.
Das hämmert heut' so toll in seinem Hirn . . .
Von seinen gift'gen Feinden wieder sieben
Entlarvt — er hat das Urtheil unterschrieben —
Nun führt der Henkerkarren sie zum Tod!
Da zittert seine Hand, und blutigroth
Entrieselt's seinen Fingern . . . wie vom Bösen
Gepackt, schreit furchtbar der Gequälte auf.
Doch sieh, es ist nur sein Bordeaux gewesen,
Den zitternd er vergoß — das edle Naß!
Aufstampfend wirft er weit von sich das Glas . . .

Die Hand zu rein'gen, reicht ihm der Lakei
Geschmeidig die entfaltete Serviette —
Da raschelt ein Papier heraus — führwahr,
Ein Brief! Auf seinem Tisch — an dieser Stätte?
Bleich wird der Diener, bleicher noch der Zar.
„Wie kam dies her?" brüllt er. „Ihr müßt es wissen!"
Doch schluchzend stürzen jene ihm zu Füßen —
„O Väterchen, o Herr, wir wissen's nicht!
Jahrzehnte schon sind wir in Deinen Diensten,
Und treu und ungeübt in solchen Künsten,
Und Gott ergeben, Dir und uns'rer Pflicht!"

Mit banger Hand entfaltet er das Schreiben
Und liest: „Vernicht' uns, doch wir werden bleiben!
Schick' uns als Sklaven nach Sibirien,
Wir werden doch vor Deinem Geiste steh'n;
Wähn' Dich gesichert, wähne Dich allein —
Wir geh'n doch allzeit bei Dir aus und ein;
Laß uns zu Tode knuten oder hängen —
Die Menschheit wird auch Deine Ketten sprengen!"

In Gesellschaft.

Kaum eingetreten, hab' ich's schon gerochen:
Soeben wurde hier von mir gesprochen!
So „kollegial“ umfächelt mich die Luft,
Ein halb gereizter, halb pikanter Duft —
Es riecht nach litterarischen Skandälchen,
Nach Lügen und ergötzlichen Novellchen,
Auch etwas nach entrüsteter Moral,
Und schlau verkappten Neid's geheimer Qual . . .

Verlegen hinkt ein dürrer Musensohn
Auf mich zu, purpurn im Gesicht wie Mohn.
Er ist gar oft an meinem Tisch gesessen, —
Heut' scheut er sich fast, mir die Hand zu pressen,
Nichts Neues just! Ich kenne den Patron:
So hielt er's auch bei mir mit andern schon,
Und kamen sie, war stets dies seine Weise —
Manch' Opfer steht gleich mir in diesem Kreise!

Die Beine hoch, bleibt eine „Freundin“ sitzen,
Emancipirt bis in die Fingerspitzen —
Ich hab' manch' würdig Autograph von ihr —
Halb scheu, halb feindlich blitzt' ihr Aug' nach ihr —
Da rühm' ich mir die Weitgereiste dort:
Kaum zuckt das falsche Aug', kaum stockt ihr Wort,
Der Unverschämtesten nenn' ich sie Eine —
Allein — sie hat Routine und Schliff, die Kleine!
Sie weiß so theilnahmsvoll dich auszufragen,
So freundschaftlich das Widrigste zu sagen,
Sie setzt die Perfidie dir in Musik,
Und giebt den Text dazu mit Wort und Blick,
Und je gemeiner dich ihr Mund zerrissen
Um desto herzlicher wird er dich küssen!

Inzwischen hat die Hausfrau sich gesammelt,
Und halb verlegen ihren Gruß gestammelt.

Und nun — hebt an! Abwesend sind noch Viele,
Für Spott und Lüge hochwillkommene Ziele;
Ich werd' euch lauschen, weil ich lauschen muß,
Wie ich empfangen euren Judaskuß;
Nicht staunen, geht es über den und jene,
Nicht lachen, ändert plötzlich sich die Scene
Und tritt ein Vielgelästerter herein —
Und Wunder nehmen soll mich nur allein:
Daß diese lachen kann, der noch erröthen,
Und jene gar in ihren Seelennöthen

Die Beichtstühle der halben Stadt bebräu'n,
Um wettermedisierend zu bereu'n,
Und daß, wenn endlich die Handschuhe fallen,
Ich Finger sehe, statt der Bestienkrallen!

Sturmeshymne.

Wenn müd' und sonnenarm
Der herbstliche Himmel trauert,
Die letzten Blumen hinwelken, und
Das fahle Gespenst der Melancholie
Auf nächtlichen Schwingen die Welt umkreist, —
Dann nahst du, Sturmwind, Herold des Todes,
Heulender Bote des Untergangs!

Dämonisch, mit Riesenschnelle
Durchfliegst du das zitternde All;
Dein frostiger Athem entfärbt die Blätter,
Und unter dem Brausen deiner Schwingen
Erstarrt der Pulsschlag der Natur.
Am finster brütenden Himmelszelt
Umfängst du die bleiernen Wolken;
Sie blicken trostlos herab
Und netzen die Säume deines Mantels
Mit trüben, schwermuthvollen Thränen,
Die langsam zur Erde fallen
Und leise, leise
An unsere Fenster pochen,
Verkörperte Schmerzen der Natur.

Der Regen rieselt und rauscht ... doch deine Stimme
Läßt alle Laute machtlos verhallen;
Entsetzliche Klagelieder
Durchbrausen das zitternde All,
Und rastlos auf- und niederschwebend
Besingst du das Elend der Welt
In räthselhaften Symphonien ....
Die muthigen Helden der Vorzeit
Verglichen dich einem trotzigen Hünen,
Der grimmig die Höhen Walhalls verließ,
Und zürnend, ein machtvoll dräuender Gott
Den Staub der Verwesung durchpflügte.

Den gläubigen Vätern warst du
Der mächtige Wodan; doch ich
Vergleich' dich dem Geist der Menschheit,
Der ruhe- und friedlos,

Sehnend und haltlos
Zwischen Himmel und Erde schwebt.
Dein brausendes Klagelied
Erdröhnt wie ein Jammerschrei der Natur,
Die trauernd ihr elendes Dasein fristet,
Von Anbeginn mit der Gottheit kämpft, und doch
Den quälenden Götterdrang
Von Anbeginn in der Brust trägt!

Wer bist du,
Woher kommst du,
Ruhlos Gespenst,
Freund der Zerstörung,
Fiebernder Athem der Schöpfung?

Hast du das Elend der Menschheit belauscht, oder hast du,
Sehnsuchtsvoll gen Himmel schwebend,
Den leeren Raum statt der Seele des Alls,
Den kalten Tod statt der Gottheit gefunden?



Bienen.

Durch off'ne Fenster zog die Frühlingsluft
In mein Gemach, den Duft des ersten Grüns
Herein mir tragend, und die warme Goldfluth
Des Licht's. Von fleiß'ger Hand gereinigt, blitzen
Die Scheiben auf, der Ampel Bronzebehang,
Des Spiegels blanke Fläche; und die Ecken,
Darinnen grau solang' des Winters Dämm'rung
Gehaust, sie lagen frei, ein Tummelplatz
Dem Licht, das seine gold'nen Schmetterlinge
Nun keck dort spielen ließ. Der Boden nur
War noch zu bohnen; doch schon duftete
Vom Wachs er, das die Hand der wackern Alten,
Die mir ihn pflegt, zerstrich. Gern' plauder' ich
Mit ihr, die sich trotz Müh' und Noth noch immer
Den Kindersinn der Wienerin bewahrt,
Und munter mit der Hand die Zunge geh'n läßt.

So stand ich heute auch bei ihr; da — eben
Verklang der Glocken Mittagsgruß — begann
Es wirr um uns zu summen. Und was sah
Aufblickend ich? Ein ganzer Schwarm von Bienen
Erfüllte mein Gemach! Herbeigelockt
Vom süßen Duft des Wachses, schwirrten sie
Herein, umsummten und bedrängten uns.
Der Lenz, der sie dem starren Winterschlaf
Entrissen, bot noch keine Blüthen; doch

Des Sommers ganze Blumenfülle hauchte
Sie an aus diesem Duft, und die Erinn'rung
An eines ganzen Jahres Mühe. 's war
Ein Stück von ihrem Leben, das sie da
In fremder Stube plötzlich fanden — und
Erregt begehrten sie's zurück, und schwirrten
Am Boden hin mit zornigem Gesurr,
Berochen und betasteten die Fläche,
Und blieben leer doch! Rührend war's zu seh'n,
Und mußten wir auch ihrem Stachel weichen —
Wir lachten — denn wir fanden sie im Recht!

Von ihrem Treiben glitt mein Blick zur Alten,
Die mir zur Seite stand. Wie dort die Flügel
Der Bienen, schimmerten im Sonnenlicht
Auf ihrer falt'gen Stirn des Schweißes Tropfen —
Und hart stand plötzlich vor der Seele mir
Der Unzählbaren Loos, die Jahr um Jahr
Sich müh'n und werken, emsig wie die Bienen,
Und ihres Lebens ganze Ernte doch
In fremden Speichern oder Stuben finden
Zuletzt. Wenn heut' sie kämen, angelockt
Vom Hauch des eig'nen Schweißes, wie die Bienen,
Wer sähe sie im Recht? Und doch begehrten
Sie mehr nicht, als das kleine Thierchen hier:
Ein Theil von dem, was ihre Müh' geschaffen!

. . . Mein Blick ward trüb; ich lächelte nicht mehr.



Teufelsträume.

I.

Er blieb mir immer nah' . . . . Wie viel der Götter
Mein Denken auch verbaut, wie viel an Wahn
Und Glauben ich von mir gewiesen, reulos,
Zu stolz, ein Lotophag des Trugs zu sein —
Kampfshungrig, sinnendurstig, nach dem Leben
Begehrend, wie es in mir aufschrie, und
Bereit, lieber die Hölle einzuhandeln,
Die Hölle, die da „Selbsterkenntniß" heißt,
Als einer Lüge bodenlosen Himmel,
Ein Siechen-Paradies, drin welke Kraft
Und müd' hindämmernde Gehirne feiern,
Und selig thun . . . . Er blieb mir immer nah'!
Und seltsam war's, zu seh'n, wie er allein
Sein düst'res Räthselhaupt emporhob aus
Der Sintfluth meiner zornigen Gedanken,

Die höher stieg und immer höher: erst
Der Kindheit unschuldvolle Friedensstätten.
Hinwegspülend; die Tempel dann, darin
Im Flitterstaat die steifen Götzen thronen,
Die wir anbeten, weil die Mutter es
Gethan, die uns gesäugt und jene Größ're,
Die uns'rer Mutter Mütter aufgesäugt:
Vergangenheit, die welke Menschheitsamme.
Hoch über ihre Tempel ging die Fluth . . .
Drauf meines eig'nen Herzens Heiligthümer
Begann sie zu bespülen — kalt, eiskalt,
Daß mich ein Grau'n durchschüttelte, wie ich
Allmählich die verschwinden sah, und jene
Als Strandgut auf den Fluthen treiben; Alle
Lebendig einst, und Theile meines Ichs —
Nun Leichen . . . und die Fluth stieg höher, höher!
Schon zwischen meines einst'gen Glückes Trümmern,
Und dem Gebälk der Tempel meiner Götter,
Und meiner Ideale krampferstarrten
Leichnamen trieb frei meine Arche hin —
Doch er blieb nah' mir: aus der Ebene
Des Oceans, der über Ideale
Und Götter seine schwarzen Wogen rollte,
Eintönig, hob er gipfelstolz das Haupt,
Wie damals aus dem Meer der Engelschaaren
Er's hob, unüberwindlich, da Jehovah
Die weiten Himmel frug: „Wer ist wie Ich?!"

II.

Ich aber — wie an einer Krankheit litt ich
An ihm, der Qual mir war, und doch auch wieder
Geheime Leidenschaften, darin ein mystisch
Begehren fremd mit angebor'nen Schauern
Sich paarte, und mit einer Sehnsucht, die
Ich liebte, scheu und heiß wie einen Frevel.
Um mich schien er zu sein, wo ich auch ging,
Ein ungeseh'ner, doch empfundner Schatten,
Dem Form zu geben und Gestalt ich rang.
So nah' oft schien er, daß mir war, als fühl'
Ich seiner Athemzüge Geh'n und Kommen,
Und müss', kehrt' ich ein wenig nur das Haupt,
Ihn lächeln sehen, über meine Schulter
Hinweg . . . Zumeist dies Lächeln quälte mich,
Dies ungeseh'ne, und doch ahnungsvoll
Geschaute! So viel Freiheit lag darin,
Und ein wollüstig königliches Glück,
Das froh in stolzer Einsamkeit sich sonnte,
Und Muth hatte, reulosen, unbeirrten
Despotenmuth . . . .

Wer also lächeln konnte,
Der hatte viele weinen schon gemacht —

Ich fühlt' es wohl, und haßte ihn darob,
Wie Sklaven und Getret'ne Freie hassen,
Und Schwache Starke. Doch wenn aufgelöst
Ich lag im Bann des Schlummers; wenn nach innen
Die Sinne all' sich kehrten und aufschrie'n
Wie Hungrige; das Blut Haschisch ward, und
Machtlos, wie ein Betrunkner, das Bewußtsein
Just auf derselben Schwelle lag, die sonst
Erbebt vom Echo seiner Büttelschritte —
In dieser Stunden Ohnmacht riß er mich
Vom Lager auf, gewaltig, wie Traumwandler
Des Mondes Strahl emporzieht. Nacht für Nacht
Geschah mir so. Nicht daß im Traum er schreckhaft
Vor mich hintrat — sein Kichern nur vernahm ich,
Ein leis' anlockend', wunderliches Kichern —
Und seinem Schalle folgt' ich Schritt für Schritt,
Neugierig, mit scheu angezog'nem Athem.

Stets führt' es vor dieselbe Thüre mich,
Verschlossen war sie — doch dahinter saß er —
Ich wußt' es wohl, hob meine Hand auch nie
Zur Klinke sich, denn feig sind Händ' und Augen,
Bewußtseinsknechte! Tapfrer war mein Ohr:
Das lauschte gierig, lüstern, bis die Seel'
Sich frug: „Wie mag der drinnen sich vergnügen?“

Und sieh': wofür ich wachend ihn gehaßt,
Im Traum begann ich drumm ihn zu beneiden!
Einmal so auflachen können — ah —
Ein einzigmal nur — unbekümmert, reulos . . .
Und plötzlich schien dies Lachen mir ein Gut,
Ein großes, herrliches darum die Menschheit
Betrogen ward, oder sich selbst betrog,
Und noch betrogen wird, und das sie heimlich
Zurücksehnt, vor verschloss'nen Thüren lauernd,
Wie ich . . . .
Wenn sie versuchte, so zu lachen?
Wenn . . . Und ganz heimlich quoll's dann in mir auf,
Als woll' es sich zu jenem Klang verdichten.
Doch — da verstummte er — und plötzlich war mir,
Als säh' ich ihn, wie er, vor sich hinlächelnd
Das Haupt neigte, um mich nun zu belauschen . . . .

Entsetzt, in Schweiß gebadet wacht' ich auf.

III.

Ob je ich's wage, jene Thür zu öffnen?
Feig sind wir, Knechte, selbst wo wir begehren!
O pfui der greisenhaften Lüsternheit,
Dazu die Leidenschaft in uns entmannt ward,
Der Freiheit, die als Bagnosträfling wir
Tagtäglich mit den Ketten rasseln hören,
Und lachen nicht dazu, und bleiben ernst,
Und staunen, Vaterstolz im blöden Auge,
Der Sitt' und Nützlichkeit Homunkel an!
Sind sie nur herdentüchtig! Keines andern
Vorzug's bedarf es, wo so allgemach
Zur Tugend sich die Wolle hat vervollkommt!

Ich dacht' es, und entschlief — entschlafend noch
Mich fragend: „Wie mag jener sich vergnügen?"
Da kam ein Traum hold dämmernd über mich,
Ein Traum, wie keiner noch mir Sinn' und Seele
Entzückt: Ein fremdes Land sah ich, fremd mir
Bis auf die Töne, die ans Ohr mir schlugen,
Bis auf die Farben, die mein lechzend' Aug'
Berauschten. So dem ersten Blick erschien es,
Der wie betäubt aufging in brünst'gem Schau'n,
Und tief einschlürfendem Genuß. Allmählich
Erkannt' ich erst die Farben meiner Welt;
Nur daß sie and're Dinge färbten, als
Dort oben, wunderlich vertheilt mir schienen,
Und doch so wahr hier wirkten, daß beschämt
Als Unnatur sich plötzlich die Erinn'rung
Empfand. —
Da lag ein rosenfarb'ner See,
Krystallhell bis auf seinen Grund. Stahlblaue
Reflexe, und grün gold'ne huschten leis'
Wie Schemen über seine Fläche, und
Ein Klingen ging von seinen Wogen aus.
Phantastische Gewächse wucherten
Längs seiner Ufer: Riesenblumenkelche,
Die wie Fühlhörner ihre Staubfäden
Ins Naß der Fluthen tauchten, tastend, saugend
Und schlürfend, in wollüstigem Genuß.
Dahinter hoben schwarze Marmorfelsen
Wie Festungsmauern sich, steil abfallend,
Und pfadlos — weltausschließend, weltverachtend.
Doch wo zum einz'gen Durchblick sie sich theilten,
Da brach's herein, wie eines unbekannten
Gestirnes Lichtfluth, blendend, sinnberückend,
Das Sonnencentrum, das den Dingen rings

So eig'ne Farben lieh, und doch sich selbst
Verbarg, geheimnißvoll, unnahbar, wie
Ein Gott im Strahlenkleid des eig'nen Licht's . . .
Und aufschrie plötzlich heiß in meiner Seele
Ein Wunsch: die Sehnsucht, dort zu sein, entgegen
Zu steuern diesem Licht, das trunk'ne Farben
Ringsum zerstreute, und Empfindungen,
Die nie mein Herz berauscht, nie meine Sinne
Durchschüttelt. Sieh, und wie ich's dachte, nahm
Gleich einem Boote eine ros'ge Welle
Des See's mich auf, und trug mich schaukelnd weiter
Und weiter. Leis' klang unter mir die Fluth,
Im Rhythmus einer wundersamen Weise.
Aus ihrer Tiefe aber stierten halb
Entsetzt, halb lüstern, unzählbare Augen
Zu mir empor, geheimen Neid im Blick,
Und durst'ge Gluth, und eunuch'sche Trauer.
In bleichen, freudlosen Antlitzen brannten
Wie Kohlen hinter einer Maske sie —
Nur daß lebendig jede Maske war,
Daß klingend ihre Lippen sich bewegten.

„Wir wagten's nie, dem Meer des Blut's uns zu
Vertrauen!" klagten sie. „Nun schaukelst Du
Dahin, als hätt' es keine Ungeheuer
Und keine Tiefen . . . Reißt hinab sie, die
Verbrecherin!" Und ihre Arme, welke
Asketen-Arme, reckten sich empor,
Und suchten meines Kleides Saum zu haschen.
Doch kraftlos sanken sie zurück, und hell
Auflacht' ich, plötzlich ihres Neid's mich freuend,
Und ihres Zorn's, der ohnmächtiger Wunsch
Nur war, nicht mehr . . .

Die Welle trug mich weiter.
Vorbei an jenen Riesenblumenkelchen
Nun glitt ich, die zuerst mein Aug' berückt.
Doch sieh — nicht Blumen, Götterknäblein waren's,
Die knapp am Strand sich sonnten, derb-frohe,
Gesunde Genien! Händ' und Füß' und Lippe
Betauten wechselnd in den Fluthen sie,
Und ihre Flüglein, tau'ge Falterschwingen,
Bewegten auf und nieder sich dabei,
Wie athmend. Und sie sangen:
„Sei bedankt,
Daß an des Blutes Heilquell du uns wieder
Aufblüh'n läßt — deiner Sinne Genien sind wir!"

Und weiter, weiter trug die Welle mich.
Schon glitt im Feuerzauber jener Sonne
Ich hin, und nun — ha — nun erblickt' ich sie:
Ein Eiland war's! Allein, selbstherrlich lag
Es da, selbstleuchtend — ein vergess'nes Eden!

Am Saume seines Ufers aber lag,
Im Glanze ihrer gold'nen Schuppenringel
Sich sonnend, eine Schlang', gekrönten Haupt's.
Dämonisch, wie mit unsichtbaren Fesseln
Zog mich ihr wollüstiger Blick ans Land . . .

Hinsank ich. Meine Lipp' nur hauchte: „Satan!"
Da streckte sich die Schlange über mich . . . . .

IV.

Es war, als wacht' ich auf aus tiefem Schlummer,
Erquickt, und sinnenfrisch und thatbereit.
Aufhorcht' ich, und ich hört' — und täuscht' mich nicht —
Aufs neue jenes wunderliche Lachen.
Nur heller klang es, und in seiner jähen
Kadenz vibrirte ein verhalt'ner Schrei.
Aufzog es mich auch heut', und jener Thür zu.
Doch sicher klang mein Schritt, nicht schlich ich mehr,
Und an mir nieder rieselte das Grau'n
Wollüstig, wie die Ringel jener Schlange.

Ein Griff — ein Druck — aufflog die Thür... ha, träumt' ich?
Da stand ich selbst, und lächelte mich an!
Gehüllt in weiße Kleider stand ich, Rosen
Im Haar, blutrothe, lebenschwellende,
Im Angesicht das Lächeln, das an ihm ich
Zuerst gehaßt, sein freies, reu'loses
Despotenlächeln . . . starr zu meinen Füßen
Lag, und entseelt die Schlange jenes Traum's.

Wer war Phantom hier?
Da nahm sie das Wort,
Die Kranzgeschmückte, die wie eine Herrsch'rin
Vor mir stand: „Sieh, nun bin ich frei!" Und auf
Die Schlange setzte sie den Fuß. „Mein Balg ist's,
Der Kerker, drin die Herde fest mich hält,
Seit für das „Wir" die königliche Freiheit
Des „Ich's" sie hingab, dort, im Paradies!
Das eigne Ich verdammte sie als Schlange,
Da kraftberauscht in ihrem Blut es aufstand
Und schrie: „Genießet, daß Ihr seid wie Gott!"

Ihm lauschend, aß vom Baume der Erkenntniß
Der Mensch — vor ihm erbebend aber floh er,
Und schämt sich der Nacktheit seiner Kraft,
Der göttlichen, und ließ die gold'nen Früchte
Am Baum des Lebens ungenossen steh'n.
So heut' wie damals thut er noch: Er schaudert,
Und giebt sich hin als Sklav' den Göttern und
Den Brüdern, und wagt nie, er selbst zu sein,
Und sieht die Schlang', wo nur sein Ich sich aufbäumt,
Und nach der Frucht am Baum des Lebens langt!
Ich geh' nun, sie zu brechen! Lang genug
Krümmt' ich im Dienste deiner Feigheit mich —
Aus meinem Weg, Gespenst!"
Sie rief's, und an mir
Vorüber, schritt hinaus sie — ich hinein.

Zufiel dumpf krachend zwischen uns die Pforte . . . .

Ich.

I.

Unheimlich bin ich — und die Liebe schreckt,
Wohl fühl' ich es — ein Wesen, wie das meine,
Darin Sarkasmus jed' Empfinden neckt,
Und von verdorrten Blumen überdeckt
Ein Abgrund gähnt, bei fahlem Irrlichtscheine.

Unheimlich bin ich, — und erbebend weicht
Vor mir zurück, wer sich am Wahn berauschen
Und letzen will . . . nicht bin ich klar und seicht,
Weff' Auge meiner Seele Grund erreicht,
Dem graut es, fürder noch hinabzulauschen:

Denn nackte Wahrheit blickt den Trug dort an,
Und löst als höhn'sche Sphynx des Lebens Fragen.
Weil meine Bitterkeit Euch weh gethan,
Weil ich ein Gift besitz' für Euren Wahn,
Deshalb, Bethörte, wollt Ihr nach mir schlagen?

Drängt' ich mich je in Eure Feste ein?
Verachtend kehrt' ich ihnen früh den Rücken.
Nicht Ihr habt mich davon verbannt — o nein,
Ich trug die Wonnen einer großen Pein,
Was gab's bei Euch, als Flitter zu zerpflücken?

Unheimlich bin ich — ohne Scheu und Zier
Erkannt' ich früh mich schon von Euch verschieden
Und floh Euch — aber muthig sag' ich's hier,
Trotz allem fühlt' ich reiner mich als Ihr —
Und darum, darum hab' ich Euch gemieden!

II.

In Eure Schranken soll ich brav mich fügen,
Mich finden zahm in Eure stumpfen Lügen,
Mit diesem Herzen, diesem Blut,
Das, Beute seiner eig'nen Gluth,
Nur Eines nicht gelernt: betrügen?!
Mit dieser Sehnsucht, die, was ihr gefällt,
An sich reißt, wild, zum Trotze einer Welt,
Und Eines nur nicht kennt, das Wort: Genügen?!

Sucht andre Euch, die matt'rem Blut entsprossen,
Wie Ihr, der Lüg' und Sklaverei Genossen,
Gebändigte, die kettensiech
Hinschleppen ein zertret'nes Ich,
Das Brauch und Sitte krummgeschlossen
Zum Bagnodienst des Lebens! Die zu schwach,
Zu sprengen des ererbten Joches Schmach,
Und selbst zum Trotz zu müde und verdrossen!

Ich lieb' den Kampf! Ich lieb', was ich gelitten,
Und was geendet unter meinen Tritten,
Was ohne Reu' und falsche Scham
Mit unerschrock'ner Hand ich nahm,
Der Beute froh, die ich erstritten!
Allein in Wonnen, einsam in Gefahr,
Mir selbst Gesetz und Richter immerdar,
Und frei, weil fern dem Elend Eurer Sitten!

Des Volkes Kind, das einst die Siebenhügel
Beherrscht im Zeichen gold'ner Adlerflügel.
Und seine Ferse ins Genick gestellt
Den wahlgebor'nen Knechten dieser Welt;
Und jenes Stammes Sproß, der ohne Zügel
Durchschweift die braune Wüste, hoch zu Roß,
Der Löwe und der Panther sein Genoß,
Und seiner Eile Maaß des Sturmes Flügel!

raber, Gallier, Römer und Barbaren,
Und der Normanen sturmgebräunte Schaaren,
Der Trotz des Nordens und des Südens Gluth
Begegnen brünstig sich in meinem Blut,
Und Ahnen nenn' ich sie, die Herrscher waren,
Und schnellt ihr Kind auch nur des Liedes Pfeil,
Er trifft und klingt und bringt mir Ruhm und Heil,
Und ihren Kranz trag' ich in meinen Haaren!

Cäsarenwahnsinn.

Götterwürd' und Götterrechte
Habt ihr kühn euch angemaßt,
Geist und Tugend wurden Knechte,
Wo die Willkür toll geprasst:

Trotzig fern den Erdgebornen,
Aber auch der Götter Huld,
Mußtet ihr den Wahlerkor'nen
Furchtbar zahlen eure Schuld!

Wahnsinn schlang sich mit der Krone
Rom's um die Cäsarenstirn,
Erbt' vom Vater sich zum Sohne,
Fraß am Herzen euch und Hirn;

Wahnsinn übt als Schicksalsfehme
Heute noch den gleichen Spruch:
Götter schenken Diademe,
Wer sie raubt, den trifft ihr Fluch!



Auferstehung.

Ueber den Grüften flammt ein Tag,
Den alle Sprachen nennen —
Was unten in Nacht und Banden lag,
Hat seinen Auferstehungstag,
Dem ew'ge Lichter brennen!

Ueber den Grüften flammt ein Tag,
Der reißt die Kreuze zur Sonne,
Wie tief auch die Tiefe bergen mag,
Es kommt der Auferstehungstag,
Und wandelt Qual in Wonne!

Ueber den Grüften flammt ein Tag,
Dem Dichter und Propheten
Geblutet mit jedem Herzensschlag —
Der große Auferstehungstag,
Den alle Völker beten!

Ueber den Grüften erst flammt der Tag,
Doch Noth und Wahrheit und Sorgen,
Was unten gequält und zertreten lag,
Erschauert schon jetzt dem großen Tag,
Und kommen wird auch sein Morgen!

Dann liegt das Unrecht bloß dem Tag,
Und bebt vor dem eig'nen Namen —
Und daß es also geschehen mag,
Da betet am Auferstehungstag
Ein Mensch und Dichter .... Amen!

Aus: Moralische Walpurgisnacht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eigenthum.

Heilig, heilig ist das Gold,
Soweit es klingt, soweit es rollt,
Soweit in seinem Bann auf Erden
Wir Dirnen oder Schurken werden!
Sein Klang klirr' uns die Herzen taub,
Zum Gottesdienst werd' uns sein Raub!
Klebt auch des Nächsten Schweiß daran,
's ist seine Pflicht, was er gethan!
Wär's blutbefleckt auch und verflucht —
Nur Zahl und Serie wird gebucht!

Gerechtigkeit.

Heilig, heilig ist das Recht,
Solang ihr sagt, was gut und schlecht,
Soweit die Macht des Starken reicht,
Und knirschend sich der Schwache beugt!
Die ihr verdarbt, vernicht' ich ganz,
Beschließend euren blut'gen Tanz:
Die Mörder ihr — der Richter ich —
Nun Opfer zuck' und krümme dich!

Eigenthum.

Der Richter du, der Mörder ich —
Nun, Opfer, zuck' und krümme dich!

Humanität.

Heilig, heilig ist das Werk,
Das verbirgt, was ihr zerstört,
Und, was auch der Tadel merk',
Durch ein Thränlein ihn bethört!
Die ihr triebt von Hof und Haus
Speis' im Armenstift ich aus;
Christlich pfleg' ich im Spital,
Die ein Treibrad bracht' zu Fall!
Mit geraubtem Waisengut
Helf' ich Denkmäler errichten —
Und wie bläht sich erst mein Muth,
Darf ich Glaubenshändel schlichten!
Die euch morden, sollten, küssen
Euch die Hände, dankbeflissen,
Schurken werden Menschheitsretter,
Diebe preisen laut die Blätter —
Ja, ob ich auch Luxus schein' —
Immer bring' ich Zinsen ein!

Oeffentliche Meinung.

Glaubt nicht, daß ich selbst mich preise,
Die ich dienend euch umkreise —
Heute so und morgen so,
Immer brav und sklavenfroh!
Frech wie ihr bis an die Stirne —
Heute Dame, morgen Dirne,
Bald erröthend, bald erbleichend,
Heute stürmend, morgen schleichend —
Aber stets in eurer Spur,
Wie's geziemt der Knechtsnatur!
Wo ihr schweigt — gelob' ich Ruh' —
Wo ihr tödtet, schlag' ich zu!
Ihr verdammt — ich thu' entrüstet —
Ihr bestaunt — ich werde toll!
Jedem, dem nach mir gelüstet
Geb' ich hin mich ganz und voll —
Aber — und wär's auch nur Schein:
Stets muß es der Stärk're sein!

Ehe.

Heilig ist das Doppel-Thier,
Ward daraus auch nie ein Wir,
Flucht auch Sie, verräth auch Er —
Drückt die Kette noch so schwer!
Teufel Recht und Eigenthum
Seht hier euer Mysterium;
Schaut hier euern Höllenbund:
Knirschend, schlangenstachel-wund . . .
Nie fand ich im Geiste mich,
Mit dem Fleisch verfaule ich —
Zwischen Ekel und Verrath
Zeug' ich künft'gen Lebens Saat!

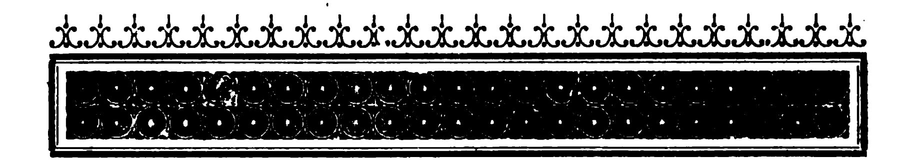
Wissenschaft.

Heilig ist auch meine Kraft,
Heilig ist die Wissenschaft —
Ob Gewalt sie auch ernährt.
Und den Maulkorb ihr beschert!
Hei, wie kühn schlug ich einst los,
Noch Gehalt- und Ehren-bloß,
Nur der Wahrheit angetraut . . .
Doch das war 'ne arme Braut!
Und man bot mir die Maitresse
Pfründe, daß ich sie vergesse,
Ordensstern und Palmenfrack,
Und — haut-goût — die Faust im Sack!



Dr. Adolf Stark.

Dr. Adolf Stark wurde am 8. Oktober 1873 in Prag als der Sohn eines mittellosen Buchhalters geboren. Da sein Vater schon frühzeitig starb, mußte sich der kaum Sechzehnjährige durch das Ertheilen von Lektionen seinen Unterhalt erwerben. Seine Gymnasial- und Universitätsstudien vollendete er in Prag, wo er an der deutschen Karl-Ferdinands-Universität zum „Doktor der gesammten Heilkunde" promovirt wurde. Seit 3 Jahren hat Stark sich in der als Mittelpunkt des westböhmischen Kohlenreviers bekannten Stadt Falkenau a. E. als praktischer Arzt niedergelassen und bekleidet hier die Stelle eines Bezirkskrankenkassaarztes. Der Partei gehört er schon seit seiner Studentenzeit an und war Mitte der 90er Jahre einer der Mitgründer des „Vereins deutscher Arbeiter" in Prag, der ersten und noch heute bestehenden deutschsprachigen, aber auf sozialdemokratischem Boden stehenden Organisation in der slavischen Centrale. Seine Gedichte erschienen zerstreut in verschiedenen Parteiblättern.



Der Drang nach Freiheit.

(1898.)

Der seit der Erde Urbeginn der Menschheit ganzes Sein beseelt,
Der im jahrtausendlangen Kampf vom Neuen stets den Arm gestählt,
Der, oft gekreuzigt und verbannt, auf der Gebieter Machtgebot
Vom Neuen stets dem Grab entstieg, der Drang nach Freiheit ist nicht todt.

Er war es, der von Betlehem der Menschheit neues Heil erwarb,
Er war's, der auf Golgathas Höh'n den bittern Tod des Kreuzes starb,
Er war's, der in dem Bauernkrieg des Bundschuh's rothe Fahne schwang.
Er war's, der barfuß, hosenlos in Frankreichs Königsburgen drang.

Er war's, der von der Knechtschaft Schmach die deutsche Bürgerschaft befreit
Im tollen 48er Jahr; der Jahre 50 sind es heut,
Nur 50 Jahre — kurze Zeit. Und heute lohnt sie's mit — Verrath.
Doch eine Zuflucht hat er noch — das Volk, das Proletariat.

Er ist's, der aus dem dumpfen Schlaf die große Volkesseele schreckt,
Er ist es, der zu dem Klassenkampf den armen Arbeitssklaven weckt.
Er ist es, der zum Himmel dringt in Schlachtgesang, im Arbeitslied.
Er ist's, der im Entscheidungskampf voran den Bataillonen zieht.

Ob auch das feige Bürgerpack auf uns bezahlte Schergen hetzt',
Ob's auch der Kämpfer Reihen schwächt durch Ausnahmsrecht und Schubgesetz,
Und ob die Hungerpeitsche auch auf unser Haupt herniedersaust,
Und ob auch bittre Noth und Leid in unser'n Reihen schrecklich haust;

Liegt auch manch armer Arbeitsmann in schwarzer Geistesknechtschaft noch,
Und schwört auf feiler Pfaffen Wort: es hilft euch nichts, wir siegen doch.
Uns hindert kein Papiergesetz, von Volksbedrängern ausgedacht,
Uns zwingt kein Bannstrahl, der auf uns aus Pfaffenmunde niederkracht.

Nur vorwärts, vorwärts, ist's Panier; uns hält in unserem Siegeslauf
Nicht Protzenzorn, noch Pfaffenfluch, ja selbst der Tod hält uns nicht auf,
Reißt er mit seiner Knochenhand auch manchen Kämpfer aus den Reih'n
Ein jüngerer greift die Fahne auf und tritt an seine Stelle ein.

Drum vorwärts, vorwärts! Achtets nicht, wenn rechts und links manch Streiter fällt,
Viel Opfer heischt ein großer Kampf; gilt's zu erobern doch — die Welt,
Unsterblich ist der Freiheitsdrang, der uns beseelt zum heil'gen Krieg.
Entrollt der Freiheit roth Panier, mit uns das Recht, mit uns der Sieg.

Nicht wie der Sturmwind möcht' ich sein!

Nicht wie der Sturmwind möcht' ich sein,
Der brausend über'n Erdball fährt
Und was sich in den Weg ihm stellt,
Mit urgewaltger Kraft zerstört:
Reißt heut in seinem Siegeslauf
Er ganze große Städte weg,
Schon morgen baut sich neue auf
Der winzge Mensch am selben Fleck.

Nicht wie der Sturmwind möcht ich sein,
Dem kleinen Bohrwurm möcht ich gleichen,
Der unbekannt, ja ungeahnt
Sich einbohrt in der Erde Weichen.
Er bohrt und bohrt, bis daß er stirbt;
Doch weiter bohrt die reiche Brut,
Und deren Brut. Und weiterrollt
Des Lebens bunte Wechselfluth,

Die, oberflächlich wie ihr Sein,
Nur an der Oberfläche klebt,
Nicht ahnend, daß ein Würmchen ihr
Des Daseins Pfeiler untergräbt.
Bis, den sie ewig fest geglaubt,
Der Boden wankt, auf dem sie steht;
Ein Ruck, ein tausendfältger Schrei,
Und eine Welt in Trümmer geht.



Geh' nicht hinaus in's finst're Weltgetrieb'!

Geh' nicht hinaus in's finst're Weltgetrieb'!
Lüg' und Verleumdung lauern auf den Straßen.
Du bist so schuldlos rein, mein junges Lieb,
Ich will den Glauben dir nicht rauben lassen.

Den holden Kinderglauben an das Gute,
An eine Welt, voll Mitleid, Lieb' und Recht.
Da draußen schwingt Jehova seine Ruthe
Zu züchtigen ein sündiges Geschlecht.

Da steigt kein Engel, keine Fee hernieder
Mit ihrer Huld die Sterblichen zu schmücken,
Da singt kein Hirt im Hain verliebte Lieder,
Da kommt kein Prinz, Aschputtel zu beglücken.

Da grünt kein Thal, wo sanfte Bächlein rauschen —
Nur düst're Waldesklüfte gibt es draußen,
Wo hinter jedem Busche Mörder lauschen
Und Molch und Kröt' und gift'ge Schlangen hausen.

Kein Ritter kommt des Weg's einhergezogen
Die Drachen zu bestehen im Gefecht:
Kein Lohengrin zieht auf des Stromes Wogen
Herbei als Schirmer für der Unschuld Recht.

Wohl trugen manche nach dem Kampf verlangen;
Mit schwarzer Kunst hat sie der Molch besiegt.
Nun hält in düst'rer Höhl' er sie gefangen,
Vor deren Thor er selbst als Hüter liegt.

Dort müssen sie ihm Knechtesdienste thun;
Sie weben Purpur, schmieden edles Erz
Und dürfen niemals rasten, niemals ruh'n,
Denn immer mehr begehrt sein gierig Herz.

Einst kommt die Zeit — so geht die alte Sage, —
Wo sie des Drachenzaubers Bann zerbrechen;
Dann stürmen sie voll Jugendkraft zutage,
Im Drachenblut der Knechtschaft Schmach zu rächen.

Dann schallt es durch die Welt: „Der Molch ist todt!"
In Saatfeld wandeln sich die Bergesgründe
Und strahlend steigt empor das Morgenroth,
Daß es der Sonne künft'ges Reich verkünde.

Dann steigen all' die Himmlischen hernieder
Auf diese Welt. Der holden Wunder Zeit,
Die Zeit der Kindermärchen naht sich wieder.
Einst, einst — wir aber leben, leiden heut.

Und heute herrscht noch in der Welt der Drachen;
Wer draußen lebt, gleich mir, ist ihm verfallen.
Schon sperrt nach neuen Opfern er den Rachen
Und streckt nach dir voll geiler Gier die Krallen.

Geh nicht hinaus in Laster und Gemeinheit!
Um meinetwillen nicht! In diesen Räumen
Löst mir den Drachenzauber deine Reinheit.
Bleib hier, und laß uns Märchenträume träumen!

Die Fenster auf!

Von Dumpf und Moder riechts im Haus,
Staub liegt auf Schrank nnd Stuhl und Tisch,
Halbdunkel herrscht; dem Lichte wehrt
Den Eintritt die Portiere aus Plüsch.
Und draußen lacht ein Frühlingstag,
Ringsum sprießt neues Leben auf,
Die Sonne wärmt, es grünt der Haag —
Die Fenster auf!

Die Fenster auf!
Und rasch den Besen in die Hand!
Schlagt die Portieren weit zurück
Und kehrt die Spinnweb' von der Wand!
Wischt ab den tausendjähr'gen Staub
Von Tisch und Stuhl, von Bank und Schrein,
Die Fenster auf, die Thüren auf,
Laßt Licht herein!

Laßt Licht herein!
Werft über Bord, was alt und schlecht,
Fort mit dem tausendjähr'gen Zopf,
Der neuen Zeit ein neues Recht!
Verschließt nicht trotzig Aug' und Ohr,
Ihr hemmt doch nicht des Schicksals Lauf;
Thut ihr's nicht selbst, so reißt die Zeit
Die Fenster auf!



Kampfruf.

Den Philistern.

Kommt an! kommt an!
Noch bin ich jung, noch hab ich Muth,
Noch rollt in den Adern mir wild das Blut,
Noch fühl' eine Welt ich in meiner Faust
Und jubelnd mein Ruf euch entgegenbraust:
Kommt an! Kommt an!

Kommt an! kommt an!
Ich bin ein Ritter, des Kampfes werth,
Zwar schützt mich kein Schild, zwar trag' ich kein Schwert;
Das ist im Kampfe mit euch nicht Brauch,
Da thut's eines Esels Kinnbacken auch.
Kommt an! kommt an!

Kommt an! kommt an!
Ihr habt euch ja trefflich ausstaffiert;
Wie glänzt das Gewaff, das im Kampfe ihr führt,
Das Schild, Rel'gion, die Lanze Moral,
Der Helm — das heil'ge Privatkapital;
Kommt an! kommt an!

Kommt an! kommt an!
Wie stellt ihr so muthig euch in Positur,
So stand John Fallstaff wohl einst auf Mensur;
Glaubt ihr, daß nur Gethue mich schreck'?
Ein Schlag, so liegt der Krempel im Dreck.
Kommt an! kommt an!

Kommt an! kommt an!
Und kommt ihr nicht selber zu mir heraus,
Zerschlag' ich die Thüre und dringe in's Haus;
Auf Tod oder Leben! Die Welt ist zu klein,
Wir können nicht beide darinnen sein —
Kommt an! kommt an!



Der vergessene Text.

Ich hatte geschrieben ein scharfes Lied,
Ein Lied vom Kämpfen und Hassen,
Geschrieben mit meinem Herzensblut
Wider Protzenthum und Pfaffenbrut;
Das Volk sang's auf den Straßen.

Ich schrieb den Text. Es sang das Volk
Dazu die Melodei
Wie Sturm, der über die Föhren fegt,
Wie Hagel, der prasselnd herniederschlägt,
Der Natur Empörungsschrei.

Das kam vom Volk, das drang in's Volk.
Das hat die Herzen erweckt.
Einst sang's der Vater, nun singt's der Sohn
Und die kleinen Enkel singens schon,
Die Mächtigen lauschen erschreckt.

Verschollen ist längst der alte Text,
Die Melodie ist geblieben;
Als Kampflied tönt sie fort und fort
Und ist auch vergessen mein Dichterwort,
Nicht reut mich's, daß ich's geschrieben.

Aus: Götterdämmerung.

(Ein episches Gedicht.)

Im dunklen Schacht,
Tief unten im Berge
Da mühn sich und plagen sich
Tausende Zwerge
Und täufen das Gold
Um kargen Sold
Hervor aus der Tiefe
Und schmieden und schaffen
Die köstlichsten Waffen,
Das schönste Geräth.
Und müssen sich plagen
Ihr Leben wagen
Um kargen Gewinn.
Denn was sie erschaffen
Verjubeln, verprassen
Die mächtigen Asen*)
Und ihrer Gelage
Lautschallender Jubel
Dringt durch die Berge
An's Ohr der Zwerge.
Die knirschen die Zähne
Und ballen die Faust
Und der schwere Hammer
Herniedersaust
Auf das sprühende Erz
Ohne Rast, ohne Ruh,
Das stöhnt, wie im Schmerz
Und sie singen dazu:
„Leid und Kummer, Noth und Pein
Führen uns in's Leben ein;
Leid und Kummer, Pein und Noth
Sind uns Führer bis zum Tod.
Krankheit wühlt in unserer Brust,
Hunger in den Eingeweiden;
Wissen nichts von Lebenslust,
Wissen nur von Müh'n und Leiden.
„Satt sein heißt ein voller Magen"
Wissen wir von Hörensagen,
Haben's nie so weit gebracht.
Preisen täglich Gottes Stärke,
Preisen täglich seine Werke,
Der die Welt so schön gemacht —
Haben nichts davon geseh'n
Müssen an dem Ambos steh'n

*) Asen=Götter der alten Germanen.

Abends spät und morgens früh,
Tag für Tag dieselbe Müh',
Götter in Walhalla*) droben
Wollt ihr, daß wir ferner loben,
Daß wir dulden euer Reich —
Sorgt, daß uns kein Hunger plage,
Gebt uns manchmal Freudentage,
Wenige nur, den euren gleich.
Götter, hört auf unser Flehen!
Was wir wollen ist nur Brot,
Luft und Licht, und Sonne sehen!
Schlimmer Rather ist die Noth.
Grimmer Herr ein leerer Magen,
Reizt das Hirn, entflammt das Blut,
Die Verzweiflung gibt uns Muth:
Wollen's so nicht länger tragen.
Hört ihr nicht auf uns're Worte,
Schafft ihr baldigst Hilfe nicht,
Brechen wir hervor an's Licht,
Stürmen wir Walhallas Pforte.
Lieber rasch im Kampfe sterben
Als so langsam zu verderben.

Aus: Zeitgesänge.

I.

(Einleitung).

Auf, mein treuer Pegasus
Allzulang ward schon geruth,
Allzulang ward schon geschwiegen,
Und es heischt nach neuen Kriegen
Stürmisch schon das heiße Blut,
Das die Adern mir durchbraust.
Rasch die Feder in die Faust
Diese Waffe meiner Siege,
Und nun fliege, Rößlein, fliege!
Brr! — so war es nicht gemeint;
Immer hübsch am Boden bleiben!
„Fliegen" war nur ein poetisch —
Metaphorisch Uebertreiben.
Ziehe ein dein Schwingenpaar!
Wozu in die Lüfte fliegen?
Schwester Lerche, Bruder Aar
Werde ich doch nicht bekriegen.
Jene Feinde, die ich suche,
Steigen nicht empor zum Licht;

*) Walhalla Himmel der alten Germanen.

Sind ein ekles Wurmgezücht,
Lebend nach dem alten Fluche
In der Gosse Schmutz und Dreck.
Ja, die Sippschaft ist nicht reinlich
Und der Kampf ist etwas peinlich;
So, da sind wir schon am Fleck.
Hurtig, in den dicksten Haufen,
Schimmel! Zaudern kann nichts nutzen;
Werden wohl nicht gleich ersaufen
In dem Schmutz, und uns beschmutzen
Das gelingt dem Wurmgezücht
Selbst im schärfsten Kampfe nicht.
So, jetzt sind wir mitten drin.
Puh! hier ist's recht infernalisch
Und die Lüfte, die hier ziehn,
Riechen scheußlich, bestialisch,
Nicht wie Rosenknospenduft
Noch wie Weihrauchodem — puh!
Ja, da heißt's halt: „Nase zu!"
Und wird gar zu schlecht die Luft,
Wendet sich mir um der Magen,
Wirst mich du, mein wack'res Roß,
Auf in reinere Lüfte tragen.

Hoch empor in reine Lüfte,
Wo sich Lerch und Adler baden
In der Sonne warmem Licht.
Nicht verfinstert und gebrochen
Durch des Erdenschmutzes Dunstkreis
Dringen dort die Sonnenstrahlen
Durch das Auge tief in's Innere
Tief hinein in Hirn und Herz.
Freudig soll mein Blick sie schlürfen,
Ohne Furcht vor blödem Blinzeln
Oder künft'gen Augenschmerzen.
Ich kanns wagen; bin ich selber
Doch ein Sonnenkind; im Innern
Trag ich einen Strahl der Mutter
Sonne. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

II.

Nun mußt ich erzählen, wo ich so lang
Mich draußen herumgetrieben
Und ob nach der Heimath mir niemals bang
Und ob ich der Alte geblieben.

Ich habe in manchem fremden Land
Studiret Volk und Sitten,
Ich habe bewundert den Verstand
Und das Genie der Britten.

Ich hab' am Strande der Seine und Loire
Französ'schen Esprit empfunden,
Ich habe in der Schweiz sogar
Ein freies Volk gefunden.

Ein Volk, nicht frei nur durch freies Gesetz,
Nein, frei auch durch freie Gedanken,
Dort kennt man nicht Sprachen- noch Rassenhetz,
Dort fielen die kleinlichen Schranken.

Dort hab' ich der Freiheit Odem gespürt,
Ich selbst schien mir besser und freier;
Doch als ich die schwarzgelben Pfähle passirt
Ward mir nicht recht geheuer.

Fürwahr, ich fühle mich gar nicht wohl
In meinem Vaterlande.
Die schwarzgelbe Farbe deucht mir das Symbol
Von seinem heutigen Stande.

Indessen vom gelben Neid verführt
Die Völker sich selbst ruiniren,
Versteh'n es die Schwarzen, ungenirt
Das Reich zugrund zu regieren.

Alt-Oest'reich, feudales Pfaffenregim,
Das Geist und Herz beenget,
Zu langsam ist selbst das Ungestüm,
Das jetzt auseinander dich sprenget.

Zerfielst du noch heute, allsogleich,
Ich weinte dir keine Thränen.
Allein, wer baut ein neues Reich?
Wer wird die Völker versöhnen?

O, könnt ich ihn doch im Siegerglanz
Den Völkerversöhner sehen!
Wie kams, daß ich den rothen Hans
Sah plötzlich vor mir stehen?

Den Hans, den man in's Loch gesetzt,
Und später abschubirte,
Weil er die Menge aufgehetzt,
Weil er das Volk verführte.

Hans Lump als Retter! Ein Stoff, famos
Zu einem Theaterschwanke.
Ich lachte. Doch ließ mich nicht mehr los
Der närrische Gedanke.

Er grub sich tief in's Herz mir ein,
Ja, er erfüllt mich ganz:
Der Hans wird Oestreichs Retter sein,
Der Hans, der rothe Hans.

Der nächste Fall. . . .

(Aus dem chirurgischen Lehrsaal.)

„Der nächste Fall"! Man bringt auf einer Bahre
Ein Weib, fast noch ein Kind, anämisch blaß,
Die Züge des Gesichts von Schmerz entstellt.
„Die Anamnese*)!" fordert der Professor.
Ein Hilfsarzt liest mit monotoner Stimme:
„Arbeiterin, sechzehn Jahre alt, noch ledig;
Die Patientin wurde heute morgens
In der Papierfabrik, wo sie beschäftigt,
Vom Triebrad der Maschine am Arm erfaßt".
Vom Arme, nein von jenem Ort, wo sonst
Der Arm zu sitzen pflegt, nimmt nun herab
Der Assistent die blutige Compresse.
Nur flüchtig untersucht der Kliniker.
„Narkotisiren!" Und zu seinen Hörern
Gewendet: Hier in diesem Falle giebt's
Ein Mittel nur — die Amputation.
Wir sehen hier auf unserer Klinik
Dergleichen Fälle heutzutag nicht selten;
Auch ihnen wird als Aerzten in der Prax'
Des öfteren solch' Fall wohl unterkommen.
Die Sache ist nicht weiter interessant".

— — — — — — — — — — — — —

Du armes Kind! Und das Papier, das damals
Die stampfende Maschine schuf, als dich
Ihr Triebrad faßte und den Arm dir raubte,
Das wandert weit hinaus jetzt in die Welt,
Als Buch, modern und elegant gebunden,
Der Blätter Rand mit Goldschnitt fein verziert,
Und auf dem Titelblatt steht „Lebenslust"
Und auf den Seiten klingts in fünfzig Liedern:
„Wie herrlich ist die Welt, wie schön das Leben".

*) Anamnese = Krankengeschichte.

Epigramm.

(Uebersetzt aus dem Czechischen des J. S. Machar.)

Du erster Mai, du alter Bursche,
Wie bist du jetzt so frisch, so schön!
Ganz anders sah in früher'n Jahren
Ich dich vom Winterschlaf erstehn.

Kraftlos, in greisenhaftem Grimme,
Die Stirnesader zorngeschwellt,
So blicktest du, von Scham geschüttelt,
Schier sauertöpfisch in die Welt.

Ich weiß warum. Die alte Leier,
Der Dutzenddichter Frühlingslieder
Mit ihrem süßlich-falschen Pathos
Begrüßten Jahr für Jahr dich wieder.

Und du, aus Sonnenlicht entsprossen,
Mit stolzer Jugendkraft geziert,
Sah'st dich durch diese Versemacher
Zum Spießer-Frühling degradirt.

Das ist vorbei. Die Sing-Sangdichter
Die lassen weislich dich in Ruh'.
Der Spießer sperrt bei deinem Nahen
Voll Angst die Thür und Fenster zu.

Und unter deinem alten Banner
Versammeln sich, wo Menschen wohnen,
Die heut Enterbten; und der Grund
Erbebt vom Tritt der Legionen.

Da springst du hurtig auf vom Lager
Und Dampfeshauch dein Athem ist;
Dein guter Name ist gerettet;
Heil!, alter Bursche, sei gegrüßt!

Ein Dichter.

Und bin ich keine Nachtigall,
So will ich ein Rabe sein.
Und kann ich nicht singen mit lieblichem Schall,
So kann ich doch krächzen und schrei'n.

Und krächzen will ich ohne Unterlaß
Mein wildes Rabenkind,
Ein schaurig Lied vom Zorn und Haß,
Der mir im Herzen glüht.

Und wenn mein Lied von Galgen und Rad
Nur einen der Räuber schreckt
Und wenn es nur einen vom Proletariat
Aus dem Geistesschlafe erweckt.

Und findet mein Singen Wiederhall
In meines Volk's Gemüth —
Dann neid' ich nicht der Nachtigall
Ihr schmelzendes Liebeslied.



Sonett.

Ein jeder muß des Lebens Bürde tragen,
Da heißt es Dulder oder Kämpfer sein.
So wisse: stellst du dich in uns're Reihn
Wählst du den Kampf und mußt als Mann ihn wagen.

Dann endige dein kindisch, eitel Klagen.
Kein Gott kann dich von deiner Last befrein.
Vertrau dir selbst! Steh' für die andern ein:
Dann wird dir der Erlösung Stunde schlagen.

So wähl' denn Freiheit oder Sklaverei.
Trägst weiter du in Demuth still dein Joch
So klage nicht, daß es dir drückend sei.

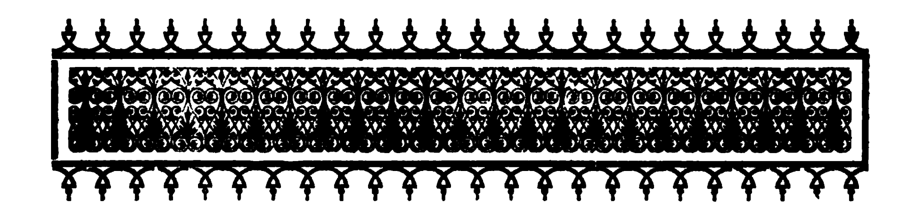
Doch fühlst du dich als Mann, als freier noch,
So stell' als Bruder dich in uns're Reih'
Und glaub's: Trotz alledem, wir siegen doch.





Wilhelm Leopold August Geib.

Wilhelm Leopold August Geib wurde in Duchroth in Rhein-Bayern am 10. August 1842 geboren. In den Jahren von 1855—1858 erlernte er die Kaufmannschaft in Meisenheim und trat sodann in Hamburg in Stellung. Hier wurde er mit der Arbeiterbewegung bekannt und betheiligte sich rege am Vereinsleben. 1864 etablirte sich Geib in Hamburg als Buchhändler, trat dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein bei und war 1869 Mitbegründer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Er wurde Mitglied des Parteivorstandes, als welches er 1870 auf Befehl Vogel von Falkensteins wegen dem von Parteivorstand herausgegebenen Braunschweiger Manifest verhaftet und nach Lötzen transportirt wurde. Im Dezember 1870 erfolgte seine Entlassung. 1874 wurde Geib in Freiberg (Sachsen) in den deutschen Reichstag gewählt. Er starb am 1. August 1879. — Seine Dichtungen athmen die begeisterte Siegeszuversicht des Freiheitskämpfers und ihre flammende Sprache ist so recht geeignet, dem Volke die hehren Ziele der revolutionären Freiheitsbewegung zu demonstriren.



Der alte Demokrat.

Ich komme zurück aus fernem Land,
Ach Freunde, weil müde zum Sterben,
Wohin ich gegangen und wo ich stand,
Eine bleibende Stätte ich nirgens fand
Unseliges Werben — Verderben!

In Deutschland fehlte mir Freiheit und Brot,
Viel Freunde mein saßen gefangen,
Das Liebchen küßte mir bleich der Tod,
Ja, der Tod — und so starb sie im Arm der Noth,
Die Spatzen ein Grablied ihr sangen.

Ich stieg in ein Schiff, wohl über das Meer
Nach England, dem freien, zu fahren,
Dort schwang ich den Hammer zur Arbeit schwer,
Und wie ernst ich auch sorgte, — die Taschen leer,
So wuchs ich an Einsicht und Jahren.

D'rauf wandert' ich aus nach Amerika,
Von dem Alle träumen und singen.
Da war ich der Hungerfreiheit so nah,
Wie mir selten in Deutschland und sonst geschah —
Kein Brot! und das Herz zum Zerspringen.

Und wo ich mich ferner auch umgeschaut,
Zu Kapstadt, Neuseeland und weiter,
Stets fand ich dem Vorrecht das Nest gebaut,
Und es seufzte das Volk und es klagte laut,
Doch nirgends erstanden ihm Streiter.

So kehr' ich denn wieder nach Deutschland zurück,
Durch Frankreich zuletzt noch gekommen,
Ich kehre zurück — armseliges Glück!
Noch — noch steht mein Volk, gebeugt das Genick,
Davon ihm das Joch nicht genommen.

Wie früher? Nein, nein, so steht es nicht mehr.
So! — laßt mich ins Antlitz euch schauen;
Erkannt ist der Freund, ihr stellt euch zur Wehr,
Und ihr gebt den Bedrückten die heilsame Lehr,
Nur eigener Kraft zu vertrauen.

Unsterblich waltet sie in der Idee
Beglückender Gleichheit auf Erden,
Der Gleichheit, die stolz auf des Wissens Höh'
— Nicht in schwindelnd erträumter Egalité —
Besiegt und behauptet will werden.

Ich komme zurück aus fernem Land,
Und bin auch müde zum Sterben,
Ein Hurrah euch mit dem lodernden Brand
Der Erkenntniß, des Wissens in fester Hand,
Ein Hurrah dem Volk, meinem Erben!



Im Winter.

Im Walde dröhnt des Beiles Hieb,
Holzfrevler sind es in der Nacht,
Doch weh, der Förster hält die Wacht,
Und der verschonet keinen Dieb.

Halt, ruft er laut, ich kenne euch,
Zehn Francs, das ist gerechte Straf'!
Und wie ein Blitz zerschmetternd traf
Dies Schreckenswort die Armen bleich.

Es schluchzt der Mann, es schluchzt das Weib,
Der Förster singt ein Liedlein froh:
Hast du nicht Holz, so brenne Stroh,
So brenne deinen eigenen Leib!

Sie geh'n nach Haus, die Kälte plagt,
Sie zünden Licht, die Thräne rinnt:
Erfroren liegt das einz'ge Kind,
Und Erd' und Himmel sei's geklagt!

Aufschreit das Weib voll wildem Schmerz,
Der Vater starrt wie festgebannt,
Die Flamm' entsinket seiner Hand
Und lodert prasselnd himmelwärts.

Es qualmt der Rauch, es heult der Hund,
Vom Thurme tönet Sturmgeleut',
Und tausend Retter sind bereit,
Denn „Feuer“ schallt's von Mund zu Mund.

Einstürzt das Dach, einstürzt das Haus,
Es zischt und kocht der Wasserstrahl
Und wie ein banger Todesqual
Der letzte Hilfruf hallt heraus.

Drei Leichnam' zieht man still hervor,
Mann, Weib und Kind, verkohlt, verbrannt,
Die faustgeballte Knochenhand
Wie flehend ragt sie noch empor.

Der Förster kam, sah Mann und Weib,
Dann ging er summend, ho, ho, ho,
Hast du nicht Holz, so brenne Stroh,
So brenne deinen eignen Leib.

Der Tod des Rebellen.

1871.

Der Morgen graut — mit bangem Zögern
Senkt sich der junge Tag herab,
Ob er wohl ahnt, daß heut die Sonne
Bescheinen wird manch frisches Grab?
Ob er von seiner düstern Schwester,
Der Nacht, erfahren, was sie sah,
Erfahren, daß das Herz der Erde,
Paris, fast dem Verbluten nah'?

Wohl muß es sein, denn tief in Falten
Die sonst so heit're Stirn er legt:
„Paris verbluten, welch' ein Grauen,
Wer ist's, der ihm die Wunden schlägt?"
So fragt er noch die Nacht, die düst're,
Dann ruft er selbst sich Antwort zu:
„Sie betten heut' den Sohn der Arbeit,
Sein Glück, sein Recht zur ew'gen Ruh.

Ja, höhnend wird er heut begraben,
Wonach gestrebt der Arbeit Sohn,
Heut wird erdrosselt die Kommune,
Ha, unter'm Galgen steht sie schon!
Horch, nur ein Aechzen noch und Stöhnen,
Ein wilder Fluch und Todesschrei —
Die Henker jauchzen Siegeshymnen —
O wär's doch Nacht, o wär's vorbei!"

So spricht der junge Tag des Maien,
Dann zieht er sinnend seine Bahn,
Indes dort an der Seine Strande
Dem Morden Einhalt nicht gethan:
Der Chass'pot wüthet ohn' Erbarmen,
Und knatternd tönt sein grauser Sang,
„Freut euch, ihr Herren Kommunisten,
Kopf hoch, ich prozessir' nicht lang'!"

Sie, die gekämpft für ihre Ziele,
 Der Freiheit und der Arbeit Heim,
Sie, die mit ihrem Herzblut tränkten
 Der bessern Zukunft Lebenskeim,
Vieltausend nun gefangen schreiten
 In Fesseln sie zum Richtplatz hin,
Wo bald, verhüllend ihre Leiber,
 Die grauen Pulverdämpfe ziehn.

Jetzt kommt auch dort die breite Gasse
 Gemess'nen Schritt's ein Trupp herauf,
Und Todeskandidaten sind es,
 Bald stehn sie vor der Flinten Lauf;
Ob jung, ob alt, 's gibt keine Gnade,
 Sie fleh'n auch nicht, trotz aller Noth,
Sie wissen, daß die Ordnungsschergen
 Sich letzen gern am Blute roth;

Da plötzlich, als zum Aufmarschiren
 In Todesreih'n schon kommandirt,
Schallt eine Stimme herzzerreißend:
 „Weh, weh, nun wird er füsilirt!"
Und aus des nächsten Hauses Pforte
 Stürzt flugs ein junges Weib hervor,
Ein blasses Weib, auf schwachen Händen
 Hält zitternd sie ihr Kind empor.

„Sie dort den Vater! Ach zum Sterben,
 Zum Sterben ruft der Offizier, —
Das kann nicht sein, komm Herz und eile
 Den Vater retten du mit mir!
Hier, sieh den Vater, hier, o sag' ihm
 Schnell mög er mit uns heimwärts gehn!"
Da droht des Kommandanten Stimme:
 „Hinweg, sonst ist's um Euch gescheh'n!"

„Nein, nein, ich will und kann nicht lassen
 Von ihm, der böses nie gethan",
So ruft das Weib in treuer Liebe
 Und bricht sich zu dem Gatten Bahn,
Dann folgt ein inn'ges Herzen, Küssen —
 Sie hebt das Kind auf seinen Arm —
Ein Traum des Glücks, aus dem erwachen
 Sie nimmer sollt' zu neuem Harm.

Die Salve kracht — es liegt getödtet
 Das treue Weib in seinem Blut,
Der Gatte auch, er liegt im Sterben,
 Der Schergen Kugeln treffen gut!

Nur Einen haben sie verschonet —
'S ist des Rebellen junger Sohn —
O, wenn der einstens groß geworden,
Dann zahlt er dafür gern den Lohn!

Ein schrecklich Bild dem Blick sich zeiget,
Ob es wohl je nach Rache schreit?
Der Sieger mag dies selbst entscheiden,
Er, der sich ganz der Rache weiht,
Er, der noch heut die besten Männer
In Fesseln schleppt zum Richtplatz hin,
Wo über die erschoss'nen Leiber
Nun graue Pulverdämpfe ziehn.



Weihnachten.

Schon wieder ist es Weihnachtszeit, ein theurer Gast ist kommen,
Der heut' als Geist der Liebe weilt bei Freien und bei Frommen,
Bei Freien, wenn Verbrüderungssinn sie jemals tief durchdrungen,
Bei Frommen, wenn ihr Herz nicht ganz dem Himmel verdungen.

In Dorf und Stadt von Thür zu Thür der alte Gast jetzt schreitet,
Er, der so gern heut' Jung und Alt ein frohes Fest bereitet.
Ich habe reichlich in dem Sack, so ruft er durch die Gassen,
Kommt, kommt, und alles, was ich hab', will ich euch freudig lassen.

Halloh, da gibt's ein bunt Gewühl, ein Treiben und ein Jagen,
Ein Jeder will den schönsten Theil für sich nach Hause tragen.
Hier reicht er Nüsse, Aepfel dort, und daß er Allen lohne,
Holt er zuletzt noch aus dem Wald die grüne Tannenkrone.

Bald herrscht nun Stille weit und breit, nur in den Häusern drinnen
Die Kleinen um den duft'gen Baum den Weihnachtssang beginnen.
Und sinnend steht der Alte noch und freut sich seiner Werke,
Beglückt, daß er durch solches Thun die Lieb' auf Erden stärke.

Da, — ist's nicht, als ob durch den Sang ein schwerer Seufzer dringe?
Ist's nicht, als ob es fern und nah wie lautes Wimmern klinge?
Der Alte schaut erschreckt um sich, dann tönt's aus seinem Munde:
Wer klagt, wenn Alles fröhlich ist, wer weint zu dieser Stunde?

Der Erde Aschenbrödel sind's, der Arbeit arme Kinder,
Wir, die im Sommer fast verglüh'n und starr'n vor Frost im Winter!
Nicht eine Gabe reicht man uns, des Glückes Sonne scheinen
Uns Armen, ach, wohl niemals will, drum laß uns weinen, weinen!

Wohl spricht darauf der Alte mild, ist nun mein Sack geleeret,
Und Allen, die mich keck umdrängt, ward eine Gab' bescheeret,
Ihr kommt zu spät — doch weinet nicht, ich will auch euer denken
Und tief aus meines Herzens Grund ein hohes Gut euch schenken.

Ein hohes Gut, o guter Geist, so jauchzt es — halb mit Beben,
Und wie heißt dieses hohe Gut, wann willst du es uns geben?
O sag' es gleich und reich' es uns, bevor wir ganz umnachtet,
Bevor wir in der tiefsten Noth und ihrer Pein verschmachtet!

Hört Kinder, nicht in meinem Herz liegt es allein vergraben,
Und dennoch ist's der schönste Preis von allen Weihnachtsgaben;
In eurem Innern schlummert's längst, ihr braucht es nur zu wecken,
Dann wird sich festlich bald für euch der Tisch auf Erden decken.

Verbrüdert euch, so heißt das Gut, verbrüdert: nicht zum klagen,
Nein, nein, zu Schutz und Trutz, nur so könnt' eure Feind' ihr schlagen,
Die Arbeit frei, euch Losung sei, die Arbeit Lust für Alle!
Dem Vorrecht Tod! und mit ihm auch die Klassenherrschaft falle!

Der Alte spricht's, schnell reichen sich die Hörer rings die Hände,
Und wie ein Blitzstrahl sie's durchzuckt: der Anfang ist's vom Ende!
Und heim in ihre Hütten geh'n sie nun mit freud'gem Herzen
Dorthin, o Wunder, wo entflammt jetzt viele tausend Kerzen!

Vieltausend, nicht am Tannenbaum, nein, hoch am Baum des Lebens,
An ihm, dem Sinnbild bessrer Zeit, dem Vorbild höchsten Strebens,
An ihm, woran die Blüthen zwar schon oft das Haupt geneiget,
Worinnen stürmisch neuer Saft jetzt neue Kräfte zeuget.

Der Alte schaut's, dann spricht er leis: Nun kann ich fröhlich scheiden,
Bald wird mit frischem Grün die Welt all' ihre Aeste kleiden,
Und endlich werd' auch ich, verjüngt, mit höherm Lebenstriebe
Einzieh'n in aller Menschen Herz, als Geist der ew'gen Liebe!



Die Kommune.

Zertrümmert ist der erste Bau,
Den unsere Brüder kühn errichtet,
Noch war der Frühling allzu rauh,
Es liegt die junge Saat vernichtet,
Die junge Saat,
Zum freien Staat,
Zu Ehr' und Ruhm
Dem Menschenthum
Zum gleichen Recht für Alle.

Ein Kampf war es wie nie vorher,
Sein oder Nichtsein klang die Frage,
Hier fiel das Vorrecht, liebeleer,
Die neue Zeit dort in die Waage,
Die neue Zeit,
Die uns befreit
Von Druck und Last,
Von Müh und Hast
Will gleiches Recht für alle!

Der Knechtschaft Schergen siegten ob,
Sie wälzten sich im Blut der Rothen,
Und so wie sie der blaue Mob; —
Zur Rache rufen drum die Todten!
Zur Rache? — Nein!
Zum Sieg allein,
Trotz Feindes Wuth
Mit heiliger Gluth
Zum gleichen Recht für alle!

Ein andrer Frühling kommt wohl bald
Um allem Schlaf ein End zu machen,
Dann wird, ein Phönix an Gestalt,
Aus seinem Traum das Volk erwachen,
Aus seinem Traum;
Gibt weiten Raum
Der Weisheit Rath,
Dem freien Staat,
Dem gleichen Recht für alle.

Lied der Internationalen.

Zum Bund, den keine Macht kann sprengen,
Sei sie auch noch so hoch gestellt,
Laßt nun in feurigen Gesängen
Aufrufen uns die ganze Welt.
Die ganze Welt, hurrah, erwache,
Was selbstbewußt sich drängt und regt,
Was stolz das Menschenantlitz trägt,
Auf, auf, zur großen Völkersache!

Die Arbeit ist's, die diesem Bunde
Verleiht sonst nie geahnte Kraft,
Sie, die auf unserm Erdenrunde
Allein nur alle Werthe schafft;

Mit ihren Söhnen, ihren Helden
Tritt sie nun auf und ruft: „Ich bin
Allein nur eure Königin,
Geht, allen Völkern es zu melden!“

„Ein neues Recht den Menschen bring ich,
Mein Recht, das alle glücklich macht,
Drum zürnend mit dem Vorrecht ring' ich,
Horcht, wie's in seinen Fugen kracht!
Die Freiheit steht mit mir zusammen,
Sie, die wir sonst von fern nur sah'n,
Und Liebe ebnet mir die Bahn,
Entzündend der Begeisterung Flammen“.

„Die Welt zu wecken, komm ich heute
Die taube Welt, ein schweres Müh'n
Die Glocken drum zum Sturmgeläute
Muß ich auf allen Thürmen zieh'n;
Und immer neue Jünger werben
Will ich, mein Banner hoch entrollt,
Ihr, Unterdrücker, habt's gewollt,
So sei es: Siegen oder sterben!“

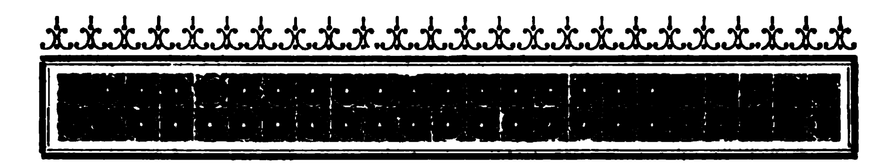
Wohlan, wir haben es vernommen,
Sei unser Bund die Antwort jetzt! —
Den Feinden sein soll's nimmer frommen,
Daß sie vernehmt ihn und gehetzt;
Ihn schlägt man nicht im Waffentanze,
Nicht im Gericht, mit Standrecht nicht,
Ein Höh'rer einst sein Urtheil spricht:
Der Arbeit Volk im Siegeskranze!





Wilhelm Hasenclever.

Wilhelm Hasenclever, geboren am 19. April 1834 zu Arnsberg in Westfalen, besuchte mehrere Klassen des Gymnasiums und erlernte sodann die Lohgerberei. Als Handwerksbursche bereiste er ganz Deutschland, sowie Oberitalien und lernte so das Leben der Arbeiter mit all seinen Mühen und Entbehrungen praktisch kennen. Durch Lassalle's Auftreten begeistert, schloß er sich dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein an und wurde Mitarbeiter am offiziellen Organ, dem „Sozialdemokrat". Als 1875 die beiden großen sozialistischen Gruppen („Lassalleaner" und „Eisenacher") sich verschmolzen hatten, wurde Hasenclever Vorstandsmitglied der neuen Partei und trat in die Redaktion des „Hamburg-Altonaer Volksblatt", später mit Liebknecht in die Redaktion des Leipziger „Vorwärts" ein. Unter dem Sozialistengesetz wurde er aus Leipzig ausgewiesen. Seit 1869 wurde er wiederholt in den deutschen Reichstag gewählt. 1887 mußte er wegen Geistesgestörtheit in einer Anstalt bei Berlin untergebracht werden, woselbst er am 3. Juli 1889 starb. Als Parlamentarier und Volksredner, wie auch als Proletarierdichter gehört Hasenclever mit zu den hervorragendsten Persönlichkeiten, die aus den Reihen der deutschen Arbeiter hervorgegangen sind.



Erhebung.

(1863.)

Man sieht es wohl an meinem Wesen,
Daß mich die Trauer oft umschlingt;
In meinen Blicken kann man's lesen,
Im Liede hören, das sie singt;
Sie hält mein armes Herz gefangen,
Es liegt in tiefem Schmerz und Bangen,
Doch rufe ich in lauten Tönen
Und sollt' das Schicksal ich verhöhnen:
Ich will, ich will noch glücklich sein!

Die Trauer hielt mich fest umwunden,
Wenn ich ans Vaterland gedacht;
In diesen bittervollen Stunden
Da hab ich bittervoll geklagt.
Doch ließ die Hoffnung mich nicht sinken,
Mich Wonnerausch die Zukunft trinken;
Ich jauchzte auf in lauten Tönen
Und sollt' ich auch Tyrannen höhnen:
Du wirst, du wirst noch glücklich sein!

Mein armes Herz wird immer traurig,
Wenn es erblickt, daß in der Welt
Ja alles doch so elend, schaurig
Und wirr und rechtlos ist bestellt.
Man kreuzigt immer noch den Heiland,
Dem Barrabas ergeht's, wie weiland.
Doch ruf' ich aus in lauten Tönen
Und sollt ich gar die Welt verhöhnen:
Du sollst, du sollst noch glücklich sein.

So werd' ich immer, immer rufen;
Das sei des Lebens Lust und Leid,
Zu knien auf deines Altars Stufen,
O Göttin der Glückseligkeit.
Und werd' ich drum auch angefeindet
Von harten Menschen, freudescheuen,
So bleib' ich selber mir befreundet
Und nimmermehr will ich's bereuen.
Die ganze Welt muß glücklich sein!

Der Weltgeist.

(1861.)

I.

Vor unsren Blicken liegen ausgebreitet
Die wunderbaren Werke der Natur,
Aus diesen Werken mög' man lernen nur
Den Geist, der wechselvoll das Leben leitet.

Der Alpen Pracht, die unser Auge weitet,
Das weite Weltmeer ohne Pfad und Spur,
Die Riesenwälder, die durchstürmt der Ur,
Sind Zeugen jener Kraft, die ihn begleitet.

Wer ist der Geist, wie dient man ihm, der Leben,
Ein wunderbares Dasein uns gegeben?
Das ist der Menschen ewig alte Frage;

Unduldsam oft gelöst der Welt zur Plage:
„Gott will es!", daß man Tod und Elend trage
Zu dem, dem er befohlen hat zu leben.

II.

Das ist der Menschen ewig alte Frage,
Wie man ihn nennet, der die Welt in Händen
Hält, sie nach Willkür hin und her zu wenden.
Man zwingt ihn, daß er einen Namen trage,

Den Namenlosen, — ach ihm selbst die Klage —
Die Welt in seinem Namen dann zu schänden;
Man will durch frev'len falschen Schein ihn blenden,
Daß man zu seiner Ehre Alles wage.

Ob sie ihn Zeus, ob sie ihn Allah nannten
Jehova oder Gott, ob Feuer brannten,
Ob Kerzen ihm — sie paßten ihm ein Wesen

Und Eigenschaften, wie sie's auserlesen
Und liebten, an. — Doch welche sind's gewesen,
Die ihn, den höchsten Geist, am Besten kannten?

III.

Nicht Jene sind's, die fromm die Hände falten
Und kettelhaft auf ihren Knien liegen,
Sich augverdrehend an das Kreuz hinschmiegen;
Nicht die sind's, die einst stolz zum Tempel wallten,

Darin die Namen Zeus, Jehova hallten;
Nicht die sind's, die in schlaffe Träum' sich wiegen
Und stracks zum Himmel glauben hinzufliegen,
Umarmend dort der Houri Lichtgestalten.

Das sind sie Alle nicht, die stolzen Thoren.
Doch die mit warmem Herzen Gutes üben
Und alle Menschen gleich wie Brüder lieben,

Den Europäer und den armen Mohren —
Sie sind es, die den Geist der Welten kennen
Und die ihn deshalb nie bei Namen nennen.



Das goldene Kalb.

(1874.)

Kinder Israels — sie sprangen
Um das gold'ne Kalb herum,
Sie bejauchzten, sie besangen
Diesen Gott, der kalt und stumm.

Kalt und stumm!? — O welches Leben
Hat der gold'ne Gott gezeigt
Alles Schaffen, alles Streben
Opfernd hat man ihm gereicht.

Ja, man hat gepflegt ihn treulich,
Aus dem Kalb ein Ochse ward;
Und das ist doch wohl verzeihlich,
Denn es liegt so in der Art.

Ward so recht ein großer Ochse,
Um ihn tanzt die ganze Welt,
Atheisten, Orthodoxe,
Bis der „Schwindel“ sie befällt.

Bis sie schwindlich niederfallen
Mit Gewimmer und mit „Ach“
Und im Falle winselnd lallen
Ueber den gewalt'gen „Krach.“

Doch es eilen andre Schaaren
Rasch herbei zum tollen Tanz,
Und die eben voran waren,
Springen um des Ochsen Schwanz.

Also geht es immer weiter,
Einmal Jene, einmal Die,
Manchmal freudig, manchmal heiter
Tanzen sie um's liebe Vieh.

Und das nennt man Menschenleben,
Und das nennt man Menschenthum,
Und das nennt man Menschenstreben,
Und das nennt man Menschenruhm!?

Arme Menschen! — Wie Europen,
Hat ein Ochse euch bethört;
Während mächtige Cyklopen
Euch mit Waffen wohl bewehrt,

Während euch die Himmelsgeister
Dienstbar sind bei Tag und Nacht,
Daß ihr als der Schöpfung Meister
Leben könnt in Ruhm und Pracht;

Während sie den Strahl der Sonne
Selbst in eure Macht gestellt — — —
Um den Ochsen voller Wonne
Tanzt ihr — Pfui! Ihr „Herrn der Welt!“

Das Volk ist mündig worden!

(Gedenkblatt der großen französischen Revolution.)
(1869.)

Zum König drängt das Volk heran.
Von ihm sein Recht zu fodern;
Der schaut es drob verwundert an,
Und seine Augen lodern.
Zum Nächsten donnert er in Wuth:
Was wollen diese Horden?
Doch Jener spricht mit festem Muth:
Das Volk ist mündig worden.

Der König stutzt — er sinnt und denkt:
Was mag das Wort bedeuten?
Ich habe nie mein Volk gekränkt,
Ließ nur vom Recht mich leiten.
Des Volkes Recht ist auch mein Recht,
Ich will das Recht nicht morden.
Nur klingt das Wort mir gar zu schlecht:
Das Volk ist mündig worden.

Des Königs erster Diener naht
Mit schmeichelnder Gebärde:
Das Recht, das euer Volk erbat,
Ist eures Thrones Fährde;
Die Umsturzmänner sind's allein,
Sie geizen selbst nach Orden,
Drum hört man sie jetzt immer schrei'n:
Das Volk ist mündig worden.

Der König lauscht dem falschen Wort
Aus diesem falschen Munde;
Er jagt das Volk im Hohne fort —
Doch naht die Rächerstunde.
Zerschmettert sinkt der Königsthron,
Es braust in Sturmakkorden
Hin durch die Revolution:
Das Volk ist mündig worden.

Und aus der Revolution
Erblühte Heil und Segen,
Die Freiheit war des Kampfes Lohn
Und Gleichheit allerwegen.
Im ganzen schönen Frankenland
Vom Süden bis zum Norden,
Da war der Siegesruf entbrannt:
Das Volk ist mündig worden!

Im Walde.

(1869.)

Am frischen Frühlingsmorgen
Hinaus in die Waldesluft,
Dort blühet die goldene Freiheit;
Auf Höhen und in der Kluft,
Wie ihm der Schnabel gewachsen
Der Vogel schwatzt und ruft.

Das ist die wahre Freiheit
Dies heitere Vogellatein,
Die Raben und die Elstern
Den König der Lüfte beschrei'n,
Und all' die andern Kleinen,
Die lachen zwischen drein.

Kein Richter und kein Kerker
Sperr'n ihnen die Schnäbel zu;
Kein bunter Polizeimann
Gebietet ihnen Ruh',
Nicht mal dem Nachtskandaler,
Dem trotzigen Uhu.

Ohn' jegliche Erlaubniß
Die Frösche versammeln sich frei,
Erheben über Alles
Viel Lärmen und Geschrei;
Und dennoch läßt sie in Ruhe
Die löbliche Polizei.

Den Ameisen, den flinken,
Wohl wird ihnen manchmal heiß;
Bei ihrer schweren Arbeit
Gerathen sie gar in Schweiß —
Kein Anderer aber verprasset
Die Früchte von ihrem Fleiß.

Es wagen die Blümlein zu blühen
Sogar in Rebellen-Roth;
Kein Staatsanwalt beantragt
Für Hochverrath den Tod.
Im frischen, freien Walde
Bestehet kein Verbot.

Und doch ist alles geordnet,
Es regen sich Zauberhänd' —
Husch — husch — die Waldesgeister —
Wie Alles fliegt und rennt!
Es führt die alte, heil'ge
Natur ihr Regiment.



Lassalle's Todestag.

(Lassalle starb den 31. August 1864.)
(1865)

Der beste Mann — der Arbeit treuster Hort,
Er sank hinab in dunkle Grabesnacht'
Er, der gekämpft, gerungen und gedacht
Für euch mit Mannesmuth und Manneswort.
Ein herrlich Menschenleben ist zerschellt,
Er sank dahin, der Arbeit erster Held.

Er sank dahin, der euch so klug gelehrt,
Wie ihr das Sklavenjoch zerbrechen sollt,
Er, der für euch allein so heiß gegrollt,
Er reicht' euch sterbend noch sein blitzend Schwert:
„Wohlan, wohlan, ihr kämpft für euer Recht
Jetzt gen' ein feiges, feindliches Geschlecht!"

Sein Schwert, es ist des Wissens heller Strahl —
Der hat Erkenntniß unter euch gebracht;
Erkenntniß eurer Lage ist die Macht,
Der widersteht kein Gold und auch kein Stahl;
Denn die Erkenntniß führt zur Einigkeit
Und Einigkeit macht stark in alle Zeit.

Du deutsches Arbeitsvolk, du Riesenmacht,
Wenn du nur willst vereint zusammengehn,
Dir kann das Weltenrad nicht widerstehn —
Du rollst es vorwärts aus der finstern Nacht
Ins ew'ge, hehre Sonnenlicht hinein;
Dann leuchtet auch auf dich der Sonne Schein. —

Ein Jahr ist nun seitdem dahingerollt,
Seitdem das Herz des großen Mannes traf
Die falsche Kugel, die zu ew'gem Schlaf
Ihn an die kalte Scholle fesseln sollt'. —
Der Leib des Meisters ruht am dunklen Ort,
Jedoch sein heller Geist lebt fort und fort.

Und seine Jünger stehen fest geschaart,
Sie predigen die neue Lehre frei
Von Recht und Gleichheit ohne Furcht und Scheu —
Vom Meister lernten sie die deutsche Art.
„Zerstieben muß der finstre Freiheitsbann!
Ja, Recht und Gleichheit auch dem Arbeitsmann!"

So lehrt Lassall', so klingt auch unser Wort,
Sein Weg ist nur der wahre ganz allein!
Und mächtig schallt es durch des Volkes Reih'n:
Lassall' war unser Held und unser Hort
Er ist es noch, uns schwebt sein Geist voran,
Er leitet uns auf hoher Siegesbahn!



Ostern.

(1867.)

Die Osterglocken läuten
Am Auferstehungstag
Des Heilands, der gewaltig
Der Menschheit Ketten brach

Er predigte Liebe und Freiheit
Und Gleichheit mit ernstem Mund —
Sie haben ihn drum gekreuzigt,
Die Stellen waren zu wund..

So kreuzigt man noch Jeden.
Der von Freiheit und Gleichheit spricht;
Das konnten sie niemals vertragen
Und können's noch immer nicht.



Der Haß.

(1868.)

Du armer Mann, der du so heiß geliebt
Dein theures Weib, das niemals dich betrübt,
Es starb dahin vor Elend und vor Noth;
Dein Sohn fand in der blut'gen Schlacht den Tod,
Du selbst bist hungernd, bist so krank, so blaß —
Was ist geblieben dir? — Es blieb der Haß.

Das ist der Fluch, der auf der Arbeit ruht,
Das Zeichen Kains in blutig-rother Gluth,
Das dem Enterbten auf der Stirne flammt,
Zu Siechthum ihn, zu Leid und Tod verdammt. —
Du kennest diesen Fluch, oh' Unterlaß
Auf diesem Fluche ruht dein ganzer Haß.

Und die sich freuen über solchen Fluch,
Der die Enterbten bis ins Leichentuch
Verfolgt und hetzt in namenloser Pein —
Sie preisen ihn beim vollen Glase Wein,
Weil er für sie die Scheuer füllt, das Faß —
Auf diesen Jubel wirf du deinen Haß!

Wie schön ist doch die Erde, o wie schön!
Noch blickt man sehnsuchtsvoll nach Himmelshöhn:
Doch hier auf Erden ist das Paradies
Vom Augenblick, da uns der Fluch verließ —
Wir wollen bannen diesen Fluch, auf daß
Zur heil'gen Liebe werde unser Haß.

Lerche und Rebhuhn.

(1874 im Kerker zu Zeitz.)

Die Lerche schwingt sich frisch empor
Und läßt ein Freiheitslied erschallen,
Da hört sie unter sich im Rohr
Das feiste Rebhuhn schläfrig lallen:

„Du Thörin du, was soll dein Drang
Nach Freiheit, den du hast verkündet,
Was soll dein schmetternder Gesang
Der doch nur deine Brust entzündet?

„Ich höre wohl dein stolzes Lied
Und all dein stürmisch Jubiliren
Doch weil dies Jahr das Korn gerieth,
Werd' ich den Gleichmuth nicht verlieren.

„Steh' dort den Falken in der Höh',
Ihm sind verhaßt die Freiheitslieder,
Du lockst ihn nur zu eignem Weh,
Und jählings stößt er auf dich nieder."

Es klingt der Lerche Antwort jetzt:
„Und sollt' ich dulden, sollt' ich leiden,
Und sollt' ich sinken hin zerfetzt —
Die Freiheit will ich drum nicht meiden.

„Gern gönn' ich dir die träge Ruh',
Gern gönn' ich dir das öde Fressen:
Ich jauchze auf, der Sonne zu,
Du scharrst im Kothe unterdessen.

„Und singe ich ein Freiheitslied —
Stößt dann der Falke auf mich nieder:
Ein schöner Tod, den mir beschied
Der Freiheitsdrang durch meine Lieder.

„Es sprüht mein frisches junges Blut
Zur Erde hin als warmer Regen —
Und jedem Tropfen rother Gluth
Entsprießt ein neuer Liedersegen."



Die deutsche Marseillaise.

(Als im November 1874 die Freisprechung derselben durch das Berliner Kammergericht erfolgte.)

„Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet
Zu unserer Fahne steht zu Hauf."
Jakob Audorf.

In vielen tausend freien Herzen
Fand eine Stätte Audorf's Lied;
Der Muth ist nimmer auszumerzen,
Der frische Muth, den es beschied.
Kein Staatsanwalt, kein andrer Dränger,
Auch nicht die hohe Polizei,
Sie fangen weder Lied noch Sänger —
Zum Fang gehören immer Zwei.

Es tönt die Weise von Marseille
Durch alle Gau'n von Ort zu Ort,
Sie schmettert fort und fort Reveille,
Bis daß erwacht der Freiheit Hort.
Sagt, wollt ihr dieses Lied vernichten?
Nicht möglich, daß es Ernst euch sei,
Denn solches Trachten, solches Dichten
Wär' mehr als Donquixoterei.

Denn, wenn ihr stürmt mit stolzer Lanze
In donnerndem Galopp daher,
Das Lied entflieht im Ringeltanze
Und lockt euch in die Kreuz und Quer;
Glaubt ihr den Flüchtling zu erhaschen,
Dann schießt er rasch an euch vorbei,
An euren Lanzen und Pallaschen
Und spottet eurem Kampfgeschrei.

Drum klüger war ja auch der Richter,
Er trat nicht ein in eure Reihn,
Er hat das Lied und hat den Dichter
Befreit von solchen Plackerein. —
Nun steigt das Lied in mächt'gen Klängen
Empor und lockt das Volk herbei,
Und aus den brausenden Gesängen
Ertönt's: „Die Menschheit werde frei!"

Ja, frei und gleich und glücklich Alle —
Der Reiche und der Proletar,
Sie soll'n von diesem Erdenballe
Verschwinden einst für immerdar;
Das ist ein frisches, schönes Ringen
Gen' Sklaverei und Tyrannei. —
Und endlich wird ein Lied uns singen,
Daß nun die Welt erlöset sei.

Zum Kampf!

(1866.)

Wir ziehen in den heil'gen Streit
Für Freiheit, Menschenrechte;
Wir woll'n nicht Einzelherrlichkeit,
Wir wollen keine Knechte.
Und unsre Waffe, unsre Kraft,
Es ist die echte Wissenschaft,
Sie ist mit unsrer Sache.

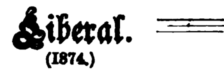
Und einig wir zusammenstehn,
Ein Wall, so fest wie Eisen,
Auf dem der Freiheit Banner wehn,
Der Menschheit Recht zu preisen.
Unzwingbar aller Feindeswuth,
So stehen wir mit festem Muth:
Es gilt der Menschheit Sache.

Fürwahr, in unsrer Einigkeit,
In ihr liegt das Gelingen:
So können wir in alle Zeit
Den stärksten Feind bezwingen.
Ja, Einigkeit, auf dich gestellt
Wird einst der Tempel dieser Welt:
Der Menschheit heil'ge Sache.

Wohl giebt es Feinde überall,
Die möchten gern uns spalten
Durch List und Trug und Phrasenschwall,
Durch frömmelnd Händefalten.
Das alles hilft den Schlauen nicht,
Wir lachen ihnen ins Gesicht
Ob ihrer kleinen Sache!

Der Mensch sei Mensch! Und alle gleich,
Das wollen wir erringen,
Und müßten wir ein ganzes Reich
Voll Teufel selbst bezwingen.
Der Mensch sei Mensch! Dies Menschenwort
Es donn're durch die Lande fort,
Und: Sieg der Menschheit Sache!





Liberal.

(1874.)

Du bist nicht klug, du bist nicht dumm,
Du bist nicht g'rad, du bist nicht krumm,
Du bist nicht schlecht, du bist nicht gut,
Hast weder kalt's, noch warmes Blut.

Du liebst die Freiheit nur für dich,
Du übst die Knechtschaft — gegen mich;
Nach oben bückst den Rücken du,
Nach unten schärfst die Krallen zu.

Und Gleichheit willst für Jedermann,
Der solche Gleichheit achten kann,
Wo Einer schafft, der Andre praßt,
Wo Eine blüht, die Andre blaßt.

Und Menschenliebe übst du auch,
Doch darf's nichts kosten deinem Bauch —
Dein Schwert ist stumpf, dein Witz ist schal;
Wie ist dein Name: „Liberal!"



Anhang.



Konrad Telmann

(Konrad Zitelmann), wurde geboren 26. November 1854 zu Stettin, lebte zuerst in Mentone, vermählte sich 1891 mit der Malerin Hermine von Preuschen. Starb am 24. Januar 1897 in Rom.

Den Kommenden.

Wenn einst die Stunde kommt, für die wir streiten,
Der uns'rer Herzen heißes Ringen gilt,
Ihr Brüder, denen wir den Tag bereiten,
Ihr Kommenden in lichten Zukunftsweiten,
Gedenkt auch unser dann erinn'rungsmild!

Wir weihten euch die Unrast uns'rer Tage,
Euch uns'rer Nächte hoffnungsschwangern Gram,
Wir schufen Bahn mit scharfem Schwertesschlage,
Euch galt der Todtgeweihten Ruhm und Klage,
Bis eures Frühroths junges Leuchten kam.

Wir aber schauten nur vom Felsenkamme
Gleich Moses sterbend ins gelobte Land,
In wunder Seele heilger Sehnsucht Flamme,
Zu Füßen sah'n dem auserwählten Stamme
Die Bahn des Sieges schimmernd wir gespannt.

Ihr Glücklichen, die unter hell'ren Sonnen
Ein Reich des Friedens segnend sich erbaut,
Die reinen Menschthums Blüthe sich gewonnen,
Seit uns'rer Kämpfe Qual und Gluth verronnen,
Wir haben euch und eurem Stern vertraut.

Wir grüßten euch mit letztem Herzenspochen,
Ihr ward uns Ziel und Trost, Panier und Schwert.
Und was das Werde eurer Zeit gesprochen,
Aus uns'rer Asche ist die Gluth gebrochen;
Die still umlodert eures Friedens Herd.

So richtet mild, auch wo wir ringend irrten,
Wo unser tastend Sehnen schwer gefehlt,
Der Ketten denkt, die unsern Fuß umklirrten,
Als klein der Schwarm sich sonder Heim und Hirten
Lichthungrig eurer Zukunft Pfad gewählt.

Letzter Wunsch.

Laßt mich im Grabe nicht vermodern,
Hört meiner Seele heiß Begehr:
Laßt meinen Leib in Flammen lodern,
Und meine Asche streut ins Meer!

Mit meinem Denken, meinem Wollem,
Mit ungestümer Wünsche Brand,
Mit heißem Lieben, wildem Grollen
Dem Feuer fühl' ich mich verwandt.

Und fühle mich verwandt dem Meere,
Das einst mein Wiegenlied gerauscht.
Dem Tag um Tag das leidensschwere,
Das trostberaubte Herz noch lauscht.

So brech' in Feuersgluth zusammen
Mit meinem Leib die irre Qual,
Die heiße Sehnsucht, die in Flammen
Durchzuckt ihn und zermalmt einmal.

So spüle das, was ich gewesen,
Die Welle fort, wenn sie zerschellt —
Es sei der Hauch von meinem Wesen
Den Elementen zugesellt.

Er geh' in ihnen auf und schwinde
Und lasse nirgens eine Spur,
Es tragen Wellen ihn und Winde
Heim zur Erzeugerin Natur!

Fortlebend dann möcht' ich mich wähnen
In Windesweh'n, im Wellenstreit.
Nicht glauben kann ich, nicht ersehnen
Die andere Unsterblichkeit.

Laßt mich im Grabe nicht vermodern,
Hört meiner Seele heiß Begehr:
Laßt meinen Leib in Flammen lodern,
Und meine Asche streut ins Meer!

Friedrich Theodor v. Vischer,

geboren 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, studirte Theologie, wurde 1866 Professor der Aesthetik in Stuttgart, war begeisterter Hegelianer. Starb am 14. September 1887 in Gmunden.

Glaubensbekenntniß.

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich Alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.
Wär' einer droben in Wolkenhöhn
Und würde das Schauspiel mitansehn,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Thier gegen Thier und Menschenbild
Mensch gegen Thier und Menschenbild
Wüthet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.
Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen.
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten wie dazumal mich umarmen —
O, leg' in's Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Rohheit.
Wohl dir, wenn du das hast erfahren
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und Schaffen
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott.



Wettrennen.

Heute ergießt sich die Welt, das Rennen der Rosse zu sehen,
Wagen an Wagen gedrängt, stürzen sie rasselnd hinaus.
Heut wie ein Blumenfeld erglänzet die Blüthe der Schönheit
In des leuchtenden Schmucks voller berauschender Pracht.
Selber lenket das Roß am Scharlachband die Lorette,
Fürstliches Viergespann leitet der schlanke Jockey.
Ringsum gaffet das Volk und nach dem beneideten Glanze
Lecken die Bürger der Stadt gierig den lüsternen Mund.
Aber wer kann, fährt mit, es schleppt den gemietheten Wagen,
Blutend von viehischem Hieb, keuchend der Klepper dahin.
Könnt' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen,
Aus des Peinigers Faust, gäb' ich die Menschen daran.
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren
Mit dem sämmtlichen Volk, welches den Schwindel beglotzt.
Möchten sie Arme und Beine nur immer brechen! Ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr werth, als das ganze Geschmeis.



Karl Franz Egon Frohme,
geboren am 4. Februar 1850 in Hannover, hatte als Politiker und Litterat zahlreiche Kämpfe mit den Behörden auszufechten, wurde mehrmals zu längeren Freiheitsstrafen verurtheilt, seit 1881 sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und seit einer Reihe von Jahren Redakteur im „Hamburger Echo".

Völkerlenz.

(1891.)

Erfüllt wird nun des edlen Dichters Singen:
„Wie eine Jahreszeit kommt die neue Zeit!" *)
Die Weltakkorde ihres Geistes klingen,
Ein heil'ger Geist, im lichten Strahlenkleid
Die Welt durchbrausend wie auf Sturmesschwingen,
Daß er die Menschheit neuen Zielen weiht!
Es flieht die Nacht, und alle Fesseln springen
Vor dieses Geistes allgewalt'gem Ringen.

Das Leben lag umnachtet und gebunden,
Geschieden, eng umgrenzt von Raum und Zeit,
Und jeden Kreis hielt eine Macht umwunden,
Die ihn der Herrschaft schnöder Willkür weiht;
Die Menschheit blutete aus tausend Wunden,
Und kam ein Held zur Hilfe kühn bereit —
Ach, welch ein Wehruf tönt aus alten Tagen! —
Ward er mit Hohn und Spott ans Kreuz geschlagen.

Das „Kreuzigt ihn!" zwar immer noch entgegen
Es grimmig laut dem Freund des Volkes tönt,
Noch mangelt uns der wahre Gottessegen,
Des ew'gen Rechtes, das die Welt versöhnt,
Noch wird der Wahrheit Mahnen allerwegen
Von Lüg' und Thorheit sonder Scheu verhöhnt,
Doch läßt sie nimmermehr zu Grab sich betten,
Und siegend spottet sie der Feinde Ketten.

Der Geist ist frei! Und alle guten Mächte
Im hehren Bündniß wirken auf ein Ziel:
Daß Mensch nicht mehr den Menschen schmachvoll knechte,
Wie's Willkür, Stolz und frommem Wahn gefiel;
Man fordert laut der Menschheit heil'ge Rechte —
Und fehlt an der Erfüllung auch noch viel:
Vertraut dem Geist, der frei beherrscht das Leben,
Ihm neuen Inhalt, neue Form zu geben!

---

*) Herder.

Was überbraust die Erde feuersprühend,
Durchfurcht das Meer mit wunderbarer Hast?
Was stampft und hämmert durch die Nächte glühend?
Was schafft und fördert ohne Ruh' und Rast
Viel mehr, als ob Millionen Hände, mühend
In Qual und Noth, der Arbeit Werk erfaßt?
Es ist der Geist, der siegend neue Waffen
Sich aus dem Reichthum der Natur geschaffen!

Das Leben wogt und macht die Schranken fallen!
Von Pol zu Pol ergießt sich rasch die Fluth;
Geöffnet sind der Erde weite Hallen,
Der Norden mischt sich mit des Südens Gluth:
Die Laute aller Zungen hört man schallen,
Erweckend neue Hoffnung, neuen Muth
Dem Volk der Arbeit rings in allen Landen,
Das seufzend ringt in schweren Elends Banden.

Wohin wir auch erstaunt die Blicke wenden,
Das Recht der Arbeit bricht sich siegend Bahn:
Vor'm Licht der Wahrheit schwindet aller Enden
Der Massen Unverstand, der falsche Wahn!
Der Kampf des Geistes wird das Werk vollenden,
Die Nacht entweicht, ein neuer Tag bricht an;
„Die Himmelsfackel strahlt nicht Ewigblinden," —
Nein, Sehenden, den Weg des Heils zu finden!

So hat die Macht des Menschthums sich erschlossen,
Aus Geist und Kraft gehn Licht und Freiheit auf,
Wie unaufhaltsam sich das Meer ergossen,
Wie die Gestirne nehmen ihren Lauf;
Millionen Strahlen sind in Eins geflossen,
Ein schön'rer Tag des Lebens steigt herauf,
Und wie ohn' Ende Wind und Wetter fließen,
Muß Licht und Kraft stets freier sich erschließen.

O, glaubt dem Wort, aus tiefstem Geist entsprungen:
„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."
Der Pfad der Menschheit ist nicht wirr verschlungen,
Er führt zum Menschenrecht, zur Menschenpflicht,
Wie sie seither im Kampf sich aufgerungen,
Sie ringt auch fortan sich aus Nacht zum Licht,
Nicht kann die Willkür ihren Fortschritt hemmen
Und keine Macht kann sich dagegen stemmen!

Platz für den Geist der neuen Zeit!

Ist es denn wahr, wird nie sich wenden
Der Menschheit jammervolles Los?
Wird nie ihr schmerzlich Sehnen enden,
Nie Freude blühn in ihrem Schooß?
O nein, o nein! Ich kann's nicht glauben
Und wüchse stündlich auch das Leid,
Ich laß die Hoffnung mir nicht rauben
Auf eine beff're, schön're Zeit!

Wohl sitz' ich oft in stillen Nächten
Und trau're bis zum Morgengraun,
Wenn von der Selbstsucht feilen Knechten
Mir keiner kann ins Auge schaun;
Wohl ballt auch oft im wilden Grimme
Sich meine Faust, doch stets befreit
Vom Weh mich der Geschichte Stimme:
„Vertrau' dem Geist der neuen Zeit!“

Die Stimme kann den Gram bezwingen,
Die bringt dem Herzen frischen Muth
Und stählet es zu neuem Ringen
In herrlicher Begeist'rung Gluth. —
Was soll das Trauern?! Dieses Auge,
Es künde stolze Männlichkeit,
Es zeuge, daß zum Kampf ich tauge —
So will's der Geist der neuen Zeit!

Mit ihm zum Kampf! Hier gilt kein Zagen
Und keine lange, bange Wahl —
Frei werden, oder Ketten tragen — —
Wem macht solch eine Wahl wohl Qual?!
Frei werden, frei und glücklich werden
Durch dich, Göttin Gerechtigkeit,
Soll jedes Volk rings auf der Erden —
Du lügst nicht, Geist der neuen Zeit!

Was du versprichst, du wirst es halten,
Du führest nicht umsonst den Krieg
Gen all' die finstren Truggewalten;
Dir wird in diesem Krieg der Sieg'
Will mich zum Kampfe dir verbünden,
Will dir ein Herold sein im Streit
Und sterbend selbst noch freudig künden:
Platz für den Geist der neuen Zeit!

Natur und Mensch.

Es wirkt Natur in ihren weiten Reichen
Nach festem Plan, nach dauernden Gesetzen,
Ein ewig Schaffen, Stürzen und Zersetzen,
Ein Ineinanderweben sonder Gleichen.

Zum Guten bildend das vermeintlich Schlechte,
Zu Riesenkörpern die Atome einend,
In schönster Harmonie, nur feindlich scheinend,
Versteckt und offen treiben tausend Mächte.

Laß Meist'rin die Natur dir immer sein
Geplagter Mensch, von ihrem Wirken lerne
Die kleinste Kraft dem Dienst im Ganzen weihn.

Nicht in erträumter, märchenhafter Ferne
Such' dir dein Glück, halt dich ans eigne Sein!
„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“



Ideale.

Umschwebet mich, ihr holden Lichtgestalten,
Ihr Friedenskinder, meine Ideale!
Reicht mir den Zaubertrank aus goldner Schale
Darin die ew'ge Jugendkraft enthalten,

Daß sich mein Geist mög', eurer werth, entfalten
So lang', bis daß er kreist zum letzten Male,
Daß er der Menschheit seine Schuld bezahle
Im harten Kampf gen feindliche Gewalten!

Einst kommt die Zeit, o wär' sie nicht mehr weit,
Wenn dieser Kampf voll Muthes ausgestritten,
Wo euch kein Lästermund mehr frech entweiht.

Ich seh' im Geist, wenn lang' ich ausgelitten,
Euch als vollkomm'ne schöne Wirklichkeit,
Als Körper-Gottheit in der Menschen Mitten!



Friedrich Stoltze,

geboren am 21. November 1816 zu Frankfurt a. M., machte sich als Dialektdichter einen Namen und war Herausgeber der „Frankfurter Laterne“. Er starb daselbst im Jahre 1891 am 28. August.

Michel.

(1879.)

Michel, o Michel, der über die Ohren,
Ueber die Augen die Pelzkapp gezogen,
Kann man dich denken als Denker geboren,
Welchem zugleich auch Apollo gewogen?

Wer kann dir helfen und wer kann dir rathen?
Wer kann dich warnen, wer wahren vor Kummer?
Andere werden doch klüger durch Schaden,
Du wirst durch Schaden nur dummer und dummer.

Offenen Maules und selig im Glauben
Und im Bewußtsein des Christen und Weisen
Harrst du und hoffst auf gebratene Tauben,
Welche dir Pfarrer und Amtmann verheißen.

Zieht über'n Schädel man glatt auch das Fell dir
Gleichwie der Metzger das Vließ eines Bockes,
Lächelst du pfiffig, als wär ein Pedell dir
Dienstreich behüflich beim Anzieh'n des Rockes.

Saget dir Einer: „Je mehr als du zahlest,
Um so viel reicher dann mußt du auch werden,“
Nickst du und freust dich und lächelst und strahlest, —
O du unseligster Esel auf Erden!

Je dich zu bessern, was wäre vergebens;
Eine Methode, wer kann sie erklügeln?
Wie du ein Denker gewesen zeitlebens,
Wirst du als Engel ein Strohwisch mit Flügeln.

Michel als Seele, als himmlisch verklärte!
Michel mit Schwingen, o, Michel als Flieger!
Michel, der Heros germanischer Erde
Neben Sankt Michel, dem Drachenbesieger!

Laßt uns noch hoffen, er ändert sich plötzlich
Und tritt dann stolz auf und wild auf und frei auf;
Wenn er in Wuth kommt ist Michel entsetzlich, —
Statt einer Pelzkapp setzt er dann zwei auf!

Aus dem Prolog: Zur Börne-Säkularfeier.

— — — — — — — — —

Was ist der Tod mit seinem Banne?
Er bannt nicht, was uns Börne gab!
Ein Herz kann nicht in Staub zerfallen,
Wird nicht von Todesnacht umhüllt,
Ein Herz, das so im Ueberwallen
Von Menschenliebe war erfüllt.
Dem Manne Preis, der, ohne Zagen,
Selbstlos und ohne Ruhmbegier,
Des Rechtes Leuchte hochgetragen,
Der Freiheit muth'ger Pionier;
Ein Pred'ger in der Wüste, kündend,
Was er in Haupt und Seele trug,
Und gottbegeistert, bis es zündend,
Entflammend in die Herzen schlug.
Ein Geist, die ganze Welt umfassend,
Den ganzen, großen Menschenring,
Und doch vom Vaterland nicht lassend,
An dem sein Herz mit Liebe hing.
Grunddeutsch sein Denken ohne Wanken,
Dem Volk ein beſſ'rer Adelung
Wie jener mit den Lorbeerranken;
Sein Wort war Blüthe, Kraft und Schwung!
Geistsprühend! Oft ein Schwert in Rosen,
Doch den Verfolgten ein Asyl;
Spott und Humor den mächt'gen Großen,
Doch Freiheit all sein Zweck und Ziel!
Entzweite Völker zu versöhnen,
Daß sie gemeinsam Hand in Hand,
Das hohe Werk der Bildung krönen,
Es war sein Herz dafür entbrannt.
Wie edel all sein heißes Streben
Und seine Seele, frei und groß,
So rein war auch sein ganzes Leben,
So fleckenlos, so makellos. –
So feiert ihn! Nicht eine Wolke
Trübt sein Gedächtniß drüben her,
Und treuer hat's mit seinem Volke
Gemeint noch Keiner als wie er.



August Graf von Platen,

geb. am 24. Oktober 1796 in Ansbach, lebte seit 1826 in Italien und starb am 5. Dezember 1835 in Syrakus. Platen verfaßte eine größere Anzahl formvollendeter Dramen und Gedichte.

Das Reich der Geister.

Es lag ein Wütherich auf gold'nem Kissen,
Und schlief; da kamen fürchterliche Träume
Ihm in's Gemüth, gleich wilden Schlangenbissen:

Sie führten ihn in außerirdische Räume,
Vom Reich der Geister fühlt' er sich umfangen,
Das ewig klar und ohne Wolkensäume;

Entsetzlich war ihm, was die Geister sangen,
Wie einst Tarquin vom Brutus ward vertrieben,
Und wie Hipparchos nicht dem Tod entgangen.

Und solche Frevler wagt man hier zu lieben,
So denkt er bei sich selbst, wo ist die Achtung
Für jeden Machtspruch, den ich ausgeschrieben?

Was will die Sonne hier, da längst Umnachtung
Ich über'n Horizont der Welt verbreitet,
Wo jeder kniet vor mir in Selbstverachtung?

Und sieh, ein Mann mit hoher Stirne schreitet
An ihn heran und ruft: Bejammernswerther,
Welch' Schreckenschicksal ist dir hier bereitet!

Hier herrscht die Freiheit stets in unbeschwerter
Gedankenruh', du kannst sie nicht versagen,
Ohnmächtig sind hier alle deine Schwerter!

Doch will zuerst ich, wer ich sei, dir sagen:
Ich bin der große florentinische Dichter,
Nach dessen Staub du magst Ravenna fragen:

Ich war den Sünden meiner Zeit ein Richter;
Doch unter allen, welche schon verwesen,
Erreichte keiner dich und dein Gelichter!

Was wird man einst auf deinem Grabe lesen,
Der du zugleich Herodes gegen Kinder,
Und gegen Männer Ezzelin gewesen!

Ein Unterdrücker, nicht ein Ueberwinder;
Gezeugt von einer schauderbaren Lemure,
Und dann gepropft noch auf den Stamm der Schinder!

Sohn eines Bankerts, Enkel einer H . . .,
Vernimmst du nicht, daß alle dich begrüßen:
Rehabeam, wie steht's mit deinem Schwure?

Hier hast du nun die grause Schuld zu büßen:
Die Letzten selbst im Reich der Geister grollen
Dir ins Gesicht und treten dich mit Füßen!

Gehorsam wußte dir die Welt zu zollen!
Dort nannten Schurken dich sogar den Frommen,
Hier wär's Verbrechen, dir gehorchen wollen!

Wo sind die Sklaven alle hingekommen
Die unterwürfig ihrem Herrn und Meister
Jedweden blutigen Frevel übernommen?

Hier gilt Gesetz, hier äußert sich in freister
Thatkraft die Tugend, die du hast gelogen:
Hier giltst du nichts, du bist im Reich der Geister.

Wie haben deine Schmeichler dich betrogen!
Nun wirst du (wer gedächte dich zu schonen?)
Zur ungeheuren Rechenschaft gezogen!

Vernimm! Von allen jenen Millionen,
Die du gestürzt in Jammer und in Klage,
Die du geschleppt in fürchterliche Zonen,

Von allen, denen du verkürzt die Tage,
War jeder Mensch wie du, der Seelenwäger
Hat sie gewogen auf derselben Waage:

Bald stehn sie alle gegen dich, die Kläger,
Wann ihre Zähren sich zum Strom vermählen,
Aus dem du schöpfen sollst als Wasserträger!

Vom König Kodrus will ich dir erzählen,
Der in den Tod ging, um sein Volk zu retten:
Deins muß sich deinethalb zu Tode quälen!

Und noch auf Lorbeern wähnst du dich zu betten,
Wie deine Schmeichler dir es vorgeplaudert?
Tyrann, erstick in deinen eig'nen Ketten!

Er spricht's. Der Wütherich erwacht und schaudert.



An einen Ultra.

Du rühmst die Zeit, in welcher deine Kaste
Genoß ein ruhig Glück?
Was aber, außer eine Puderquaste,
Ließ jene gold'ne Zeit zurück?

Kann bloß Vergangnes dein Gemüth ergötzen,
Nicht frische, warme That?
Was blickst du rückwärts nach den alten Götzen,
Wie Julian, der Apostat?

Es führt die Freiheit ihren gold'nen Morgen
Im Strahlenglanz herbei!
Im Finstern, sagst du, schlich sie lang verborgen:
Das war die Schuld der Tyrannei.

Wer spräche laut, wenn's ein Despot verwehret,
Der allen schließt den Mund?
Selbst Christi Wort, das alle Welt verehret,
War lang nur ein geheimer Bund.

Nicht Böse blos verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt sich ein:
Das Vaterland, auf off'nem Markt verrathen,
Weint seine Thränen ganz allein.

Den Herrscher, sagst du, soll ein Zepter zieren,
Das unumschränkt befiehlt,
Als stünd' ein Mensch er zwischen wilden Thieren
Nach denen seine Flinte zielt!

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Gluthgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!

Umsonst, Verstockter, tadelst du das Neue,
Allmächtig herrscht die Zeit:
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue,
Doch schöner ist Gerechtigkeit!

Und ist es nur, was einst der Weltgemeinde
Freiheit verliehn und Glanz,
Vor jenem fünften Karl und seinem Feinde,
Dem schnöden Unterdrücker Franz?

Und sollt' ich sterben einst wie Ullrich Hutten
Verlassen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu sein!

Epigramme.

Nicht wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel;
Doch wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß;
Pöbel und Zwingherrschaft sind innig verschwistert, die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

* * *

Freiheit, selbst wenn stürmisch und wild, weckt mächtigen Genius:
Mög' es bezeugen Athen, mög' es bewähren Florenz,
Wo man, während sie stand, aufwuchern Talent an Talent sah;
Aber sie fiel, und zugleich alle Talente mit ihr.

* * *

Schlechtes verbietest du leicht; doch gegen des Genius Werke
Sind ohnmächtig und schwach Scherge, Minister, Despot:
Während du glaubst das Genie zu beherrschen, beherrschest du höchstens
Blos des Genie's Leichnam, welchen die Seele verließ.

* * *

Unglückseliges Land, wo stets militärjesuitisch
Söldner und Pfaffen zugleich saugten am Marke des Volkes.





Detlev von Liliencron

geboren 3. Juni 1844 zu Kiel, nahm als Offizier am deutsch-österreichischen und deutsch-französischen Kriege theil. Sehr fruchtbarer Dichter. Lebt gegenwärtig in Altona bei Hamburg.

Pidder Lüng.

„Frii es de Feskfang,*)
Frii es de Jaght,
Frii es de Strönthgang,
Frii es de Naght,
Frii es de See, de wilde See
En der Hörnemmer Rhee."

Der Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch,
Schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
Heut fahr' ich selber hinüber nach Sylt,
Und hol' mir mit eigner Hand Zins und Gült.
Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
Sollen sie Nasen und Ohren lassen,
Und ich höhn' ihrem Wort:
Lewwer duad üs Slaav!**)

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
Stützt finster sich auf sein langes Schwert.
Hinter ihm von der hohen Geistlichkeit
Steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit.
Er reibt die Hände, er bückt den Nacken:
Der Obrigkeit helf' ich, die Frevler zu packen;
In den Pfuhl das Wort:
Lewwer duad üs Slaav!

Für Hörnum hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,
Ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt.
Und es knirschen die Kiele auf den Sand,
Und der Ritter, der Priester springen ans Land,
Und waffenrasselnd hinter den Beiden
Entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
Nun gilt es, Friesen:
Lewwer duad üs Slaav!

Die Knechte umzingeln das erste Haus,
Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster hinaus.
Der Ritter, der Priester treten allein
Ueber die ärmliche Schwelle hinein.

*) Frei ist der Fischfang,
Frei ist die Jagd,
Frei ist der Strandgang,
Frei ist die Nacht,
Frei ist die See, die wilde See
In der Hörnumer Bucht.
**) Lieber tot als Sklav!

Des langen Peters starkzählige Sippe
Sitzt grad an der kargen Mittagskrippe.
Jetzt zeige dich, Pidder:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
Der Priester will anheben seinen Sermon.
Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
Und verbeugt sich noch einmal: Ihr erlaubt,
Daß wir euch stören bei eurem Essen,
Bringt schleunig den Zehnten, den ihr vergessen,
Und euer Spruch ist ein Dreck:
Lewwer duad üs Slaav!

Da reckt sich Pidder, steht wie der Baum:
Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum,
Wir waren der Steuern von jeher frei,
Und ob du sie wünschest, ist uns einerlei.
Zieh' ab mit deinen Hungergesellen,
Hörst du nicht schon meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
Lewwer duad üs Slaav!

Bettelpack, fährt ihn der Amtmann an,
Und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann:
Du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,
Als bis dein Geld hier liegt zu Hauf.
Der Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken
Und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.
O Wort geh nicht unter:
Lewwer duad üs Slaav!

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
Immer heftiger in Wuth geräth der Tyrann,
Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
Nun geh an deinen Trog, du Schwein!
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
Zu seinen Leuten nach außen sich wenden.
Dumpf tönt's aus der Ecke:
Lewwer duad üs Slaav!

Einen einzigen Sprung hat Pidder gethan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran,
Und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei.
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
Brüllt er, die Thüren und Wände zittern,
Das stolze Wort:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß,
Die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
Durchbohren den Fischer und zerren ihn fort,
In den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.
Pidder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
Ruft noch einmal im Leben, im Sterben
Sein Herrenwort:

Lewwer duad üs Slaav!



Im Walde.

Kein Mittagessen fünf Tage schon.
Die Heimath so weit, kein Geld und kein Lohn,
Statt Arbeit zu finden, nur Hunger und Noth,
Nur wandern und betteln und kaum ein Stück Brot.

Was biegt der Handwerksbursch in den Wald?
Was läuft ihm über's Gesicht so kalt?
Was sieht er trostlos in den Raum?
Was irrt sein Auge von Baum zu Baum?

Die Sonne sinkt und Stille ringsum,
Die Drossel nur lärmt noch, sonst Alles stumm,
Was schaukelt der Erlbaum am Waldesrand?
In seinen Aesten ein Mensch verschwand.

Von seinem ärmlichen Bündel den Strick,
Er legt um den Hals ihn, um Wirbel, Genick,
Dann läßt er sich fallen — nur kurz ist die Qual,
Er sah die Sonne zum letzten Mal.

Der Thau fällt auf ihn, der Tag erwacht,
Der Pirol flötet, der Tauber lacht.
Es lebt und webt, als wär' nichts gescheh'n,
Gleichgültig wispern die Winde und weh'n.

Ein Jäger kommt den Hügel herab
Und sieht den Erhängten und schneidet ihn ab,
Und macht der Behörde die Anzeige schnell;
Gendarmen und Träger sind bald zur Stell!

In hellen Glacees ein Herr vom Gericht,
Der prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht.
Sie tragen den Leichnam in's Siechenhaus,
Und dann, wo kein Kreuz steht, in's Feld hinaus.

Da Niemand zuvor den Todten geseh'n,
Erhält er die Nummer dreihundert und zehn,
Dreihundert und neun schon liegen im Sand,
Wer hat sie geliebt, wer hat sie gekannt?

Das Wunderthier.

Was ist, was eilt, was läuft, was hetzt,
Was hat die Fenster dicht besetzt
Und Trepp' und Dach und Thür und Thor,
Und drängt langhin die Hälse vor,
Was mag denn da wohl kommen?

Ein moosbewachsener Jubilar,
Ein Zweiradklub, ein Dromedar,
Ein Schützenfest, ein Turnerzug,
Ein Hochzeitkranz, ein Aschenkrug,
Ein Rennpferd, das gelaufen?

Ich misch' mich in die Menschen rings,
Und frage rechts und frage links,
Die brüllen nur und schrei'n mich an:
Geduld, Geduld, mein lieber Mann,
Du sollst es gleich erfahren.

Sieh da, sieh da, gebeugt, gebückt,
So spinnwebdünn, so eingedrückt,
So hohl, so finster, wer kann's sein,
Wer ist das schlotternde Gebein?
Das ist ja unser Dichter.

Es raunt mir zu ein Bourgeois:
Der Narr ist's in Germania;
Heut hat er wieder nichts zum Fraß,
Sein kalter Ofen macht ihm Spaß,
Wir späh'n, wie lang er's aushält.

Die Menge tobt und lärmt und lacht,
Und viele Wetten sind gemacht —
Der Dichter schreitet stolz gradaus,
Und aus dem Quälerschwarm heraus
Hat er den Weg gefunden.

Und auf die Haide ging er hin,
Schon ganz verwirrt in seinem Sinn.
Der Sonne breitet er den Arm,
Da half ihm Gott in seinem Harm,
Er ist verrückt geworden.





Otto Erich Hartleben,
geboren am 3. Juni 1864 in Clausthal, ist Verfasser zahlreicher Novellen, wissenschaftlicher Abhandlungen und Dichtungen. Hartleben lebt gegenwärtig in Berlin.

Morituri.

Es ist ein Ziel gesteckt — die Flagge weht —
Roth ist ihr Tuch und golden ihre Sterne . . .

Die Menschheit rollt auf ehernem Siegeswagen
Dem Ziele zu. Das Hirn der Menschensöhne
Spritzt um die Räder. Todesjauchzen gellt
Wie Hoffnungsrufen durch die Morgennebel . . .

„Ihr alle, die ihr zagt und nicht vermögt,
Den Lorbeer um die Kämpferstirn zu winden,
Mit eigner, kraftbewußter Faust — die ihr
Die Ketten spürt, doch sie nicht sprengen könnt —
Das Ziel erkennt und doch zu eigner Qual
Verzweifelt vor der Ohnmacht eurer Brust —
Jauchzet den Rädern zu, die euch zerschlagen!
Mit Rosen schmückt die Haare! Brünstig werft
Euch in die Bahn! Grüßt sterbend eure Herrin:
Heil, Hehre, dir, die du gen Morgen fährst!“ —

Das Jauchzen stirbt. Blutzeugen liegen stumm
Am Wege. Ihre bleichen Häupter krönt
Der kühle Glorienschein der frühen Sonne.
Verlorne Lorbeerblätter von der Stirne
Der Göttlichen weht nun der Wind im Spiel
Um der Gesunknen kalte Schläfen . . .

Weltenfriede.

Neuer Tag, mit deinen Strahlen
Töte nun die alte Nacht,
Löse lind von ihren Qualen,
Die so schwere Zeit durchwacht!
Ruhe sei der Welt beschieden,
Ruhe von des Kampfes Schmerz,
Denn die Völker wollen Frieden,
Frieden jedes Menschenherz

Länger nicht mit Blut und Eisen
Feste sich der Menschheit Band,
ns Pfade weisen,
Die wir wandeln Hand in Hand.
Völkerhader sei gemieden,
Rosten soll des Kriegers Erz,
Denn die Völker wollen Frieden,
Frieden jedes Menschenherz.

Weltenfriede! Weltenfriede!
Letzter Sieg, den wir erflehn.
Kling', o kling in unserm Liede,
Bis wir deine Schönheit sehn.
Bis uns deine Ruh' beschieden.
Laßt uns singen sternenwärts:
Alle Völker wollen Frieden,
Frieden jedes Menschenherz!

Es lebt noch eine Flamme.

Es lebt noch eine Flamme,
Es grünt noch eine Saat —
Verzage nicht, noch bange:
Im Anfang war die That.

Die finstern Wolken lagern
Schwer auf dem greisen Land,
Die welken Blätter rascheln,
Was glänzt, ist Herbstestand.

Den Blick zum Staub gewendet,
So hasten sie dahin,
Verdüstert ihre Stirnen,
Dumpf und gemein ihr Sinn.

Doch seh ich Fäuste zittern
Und Schläfen fühl ich glühn,
Zornadern seh ich schwellen
Und Augen trotzig sprühn . . .

Es lebt noch eine Flamme,
Es grünt noch eine Saat —
Verzage nicht, noch bange:
Im Anfang war die That.

Jesus Christus.

Du lebtest noch, so sagen sie und knien
Vor deinem Kreuzesholz, daran in Qual
Du hängst, und küssen deine Füße.

Sie sahn die Hunde mit dem Schweife wedeln,
Sich niederducken vor dem Fuß des Herrn —
Und gingen hin und thaten Gleiches.

Du lebtest noch, so sagen sie. Sie knieten
Vor keinem Menschen — vor dem höchsten Gott!
Denn du bist Gott und bist lebendig . . .

Ha! Wärest du's, du rissest von dem Nagel,
Dem martervollen, deinen Fuß — in Staub
Trätest du sie verachtend nieder!



Gottfried Keller,

geboren am 19. Juli 1819 in Glattfelden bei Zürich, von 1861—1876 Staatsschreiber in Zürich. Verfasser zahlreicher Romane, hervorragender Lyriker. Starb am 16. Juli 1890 in Zürich.

In Duft und Reif.

Im Herbst verblichen liegt das Land,
Und durch die grauen Nebel bricht
Ein blasser Strahl vom Waldesrand,
Den Mond doch selber sieht man nicht.

Doch schau! Der Reif wird Blüthenstaub,
Ein Lorbeerhain der Tannenwald.
Das falbe halb erstorb'ne Laub
Wie bunte Blumenwogen wallt!

Ist es ein Traumbild, das mir lacht?
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr?
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,
Die bleiche, hohe Königin,
Und ihre Purpurschleppe rauscht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schooß;
Sie forscht, ob die und jene That
Nicht schon in grüne Halme sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,
Das blinkt im weißen Dämmerlicht;
Sie bricht in wehmuthvoller Lust
Manch blutiges Vergißmeinnicht. —

Es ist auf Erden keine Stadt,
Es ist kein Dorf, deß stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheits-Märtyrer ruht.

Jesuitenzug.

Hussah! Hussah! die Hatz geht los!
Es kommt geritten klein und groß,
Das springt und purzelt gar behend,
Das kreischt und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jesuiten!

Da reiten sie auf Schlängelein
Und hinterdrein auf Drach' und Schwein;
Was das für muntre Bursche sind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht,
Pfui, wie's so infernalisch riecht:
Jetzt fahre hin, du gute Ruh'!
Geh, Grete, mach' das Fenster zu:
Sie kommen, die Jesuiten!

„Gewissen, Ehr' und Treue nehmt
Dem Mann und macht ihn ausverschämt,
Und seines Weibes Unterrock
Hängt ihm als Fahne an den Stock:
Wir kommen, die Jesuiten!"

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus ist Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jesuiten;

Wir nisten uns im Niederleib
Wie Maden ein bei Mann und Weib,
Und was ein Schwein erfinden kann,
Das bringen wir an Weib und Mann:
Wir kommen, die Jesuiten!"

O gutes Land, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!





Percy Bysshe Shelley,

geboren am 4. August 1792 auf Fieldplace, Grafschaft Sussex (England), Sohn eines Baronets, verließ, da man ihn wegen seines Atheismus verfolgte, England und ließ sich in Italien nieder, wo er am 8. Juli 1822 gelegentlich einer Segelpartie ertrank.

Laster und Lüge.

Ein Gespräch.

Als Fürsten lachten auf den Thronen
Des Ächzens darbender Nationen,
Und an dem reichen Gut sich letzten,
Das Völkerblut und Thränen netzten, —
Den Thronen, auf Gebein erbaut,
Wo stier und bleich der Hunger schaut,
Wo Sklaverei die Geißel schwingt,
Geröthet von dem Blut der Brüder,
Wo in das Sterbewimmern klingt
Das Jauchzen toller Siegeslieder, —
Da standen ob dem Unglücksland
Einst Lüg' und Laster, Hand in Hand.

Die Lüge.

Auf, Schwester! vom leckeren Mahl empor,
Das Tausender Schweiß und Blut dir gebracht!
Ein bess'rer Schmaus für dein hungrig Ohr
Ist der Menschheit Jammer, den Ich erdacht.

Das Laster.

Was thatst du, sprich! und was rühmst du dich
In eitlem Stolze, mir gleich zu sein?
Mir, deren Zug durch des Jahres Fluch
Verzweiflung folgte und Todespein!

Die Lüge.

Was ich gethan? Ich entriß das Gewand
Des Kindes „Wahrheit" nackter Gestalt,
Und trug durchs verödete Erdenland
Meines irreleitenden Banns Gewalt.
Es schlugen der Unschuld kühnen Muth
Meine Herrscher-Sklaven in Kerkerhaft,
Und stromweis fließt ihr befruchtend Blut
Aus der Wunde, die jäh auf der Brust ihr klafft
Und die mein sicherer Dolch ihr gab . . .
Ich fürchte dies Blut nicht mehr — das Jetzt
Ist unser, ob ihr Strahl zuletzt
Auch scheint auf unser Grab.

Doch, stolzes Laster, hätt ich das Gewand
Dir nicht verliehen, so täuschte nicht
Die Welt dein scheußliches Angesicht.

Das Laster.

Und hätt' ich gerastet thatenlos
In meiner widrigen Höhle Schooß,
Und den Himmelssöhnen niemals eben
Gold, Königthum und Mord gegeben,
So hättest du, Lüge, dein Spiel verloren,
Wie sehr du geprahlt auch und hoch dich verschworen,
Und jegliche List, gemein und verrucht,
Sammt all' deinen Künsten zu üben versucht.
Doch wozu streiten? — brüderlich
Nach einem Ziel gehn du und ich;
Und drunten das Grab zu meinem Füßen
Wird unsre Hoffnung und Furcht umschließen.

Die Lüge.

Ich brachte der Erde die Relgion.
Sie erschlug die Vernunft in der Wiege schon;
Doch sie scheute der Mutter strengen Blick, —
Das Krokodil wich schüchtern zurück,
Und sandt' ihre wilden Bluthunde hervor . . .
Sie schreckten aus Träumen des Mords empor,
Und übten auf Erden ihr Werk der Wuth
Bei ihres giftigen Auges Gluth;
Es befleckte der Fackeln gräßlicher Duft,
Genährt von menschlichem Fett, die Luft!
Und Flüche, Wimmern und Wehgestöhn
Gen Himmel bei ihrem Erdengesang,
Und kündeten meinen Siegesgesang.
Sprich, Schwester, was hast du gethan?

Das Laster.

Auslöscht' ich die Sonne auf meiner Bahn
In dem Blutbad Dampf auf dem Schlachtenplan:
Mord, Hunger, Gewalt und Höllenschlich,
Sie letzten in jener Stunde sich,
Da des unerforschlichen Schicksalsmacht
Mir seiner Gewißheit Kunde gebracht . . .
Denn der prassende Schuft auf dem Throne dort
Befahl den blutigen Völkermord —
Er freute, gleich mir, sich der wilden Qual,
Die ein Stöhnen entlockte der Sterbenden Zahl;
Indeß die Schlangen, die ihn selbst befleckten,
In tückischer Lust die Zungen bleckten:
Sie wähnten, daß ihre, nicht mein die That,
Die Saat ist ihre, doch mein die Mahd,
Und Tausenden Tod und Verderben naht.

Sie träumen, daß Zwingherrn sie bethören,
Die Welt mit giftigem Krieg zu stören;
Doch auf dem Dornenpfühle sorgen
Die Zwingherrn nur um Mörderruhm,
Und sinnen vom Abend bis zum Morgen,
Zu feiern mich und mein Heldenthum.
Ich, ich thu' Alles! Hätt ich geruth,
So hätte niemals dein Kind voll Wuth
Die giftige Geißel, von Hohn durchdrungen,
An einem Sterbelager geschwungen.

Die Lüge.

Gut Schwester! unser ist die Welt;
Seist du, sei ich die Siegerin:
Ob Allem unterm Himmelszelt
Schwebt finster doch die Pest dahin.
Unsere Freuden. Mühn und Ehren einen
Sich in des Grabtuchs wurmigen Leinen: —
Ein kurzes Hoffen, rastloser Kummer,
Ein herzlos flüchtiges Stoßgebet,
Ein finsterer Fluch, ein Wahnsinnsschlummer,
Eh' der Schlund des Grabes geöffnet steht;
Was der Zwingherr träumt, was den Feigling schreckt,
Das Eis, das Priesterherzen deckt,
Des Höflings Lächeln, des Richters Dräun,
Sind das große Ziel, dem wir uns weihn;
Und wenig, Schwester, liegt daran,
Ob du, ob ich das Werk gethan;
Denn alle deine Müh' und Pein
Würd ohne mich vergeblich sein;
Und nimmer säß' als Pförtnerin ich
Am Thor des Himmels ohne dich.



An Englands Männer.

Männer Englands! was bestellt
Euren Zwingherrn ihr das Feld?
Warum webet eure Hand
Der Tyrannen Prachtgewand?

Warum gebt der Drohnenbrut,
Die von eurem Schweiß und Blut
Frech sich nährt, ihr immer noch
Speis' und Trank, und frohnt im Joch?

Bienen Englands! warum schafft
Ihr zur eig'nen Schmach und Haft
Waffen, Ketten immerdar
Für die feige Drohnenschaar?

Habt ihr Obdach, Nahrung, Ruh'?
Winkt euch Glück und Liebe zu?
Sagt, um welchen Hochgewinn
Gebt ihr Schweiß und Blut dahin?

Ihr sä't das Korn für Andre nur,
Durchwühlt für sie nach Gold die Flur,
Für Andre wirkt ihr das Gewand,
Und euer Schwert trägt andre Hand.

Sä't Korn — doch für den Zwingherrn nicht!
Schürft Gold — doch nicht dem faulen Wicht!
Webt Kleider — nicht dem Schelm zu Nutz!
Schweißt Waffen — selber euch zum Schutz!

In Kellern, Höhlen suchet Rast —
Ihr baut für Andre den Palast!
Was flucht ihr eurer Noth? Euch trifft
Ja nur der Stahl, den selbst ihr schlifft!

Mit Webstuhl, Spaten, Hack' und Pflug
Webt euch selbst das Leichentuch,
Grabt eu're Gruft, thürmt auf den Stein —
England wird das Grab euch sein.

Ode an die Freiheitskämpfer.

Auf! auf! auf!
Blut dampft von der Erde, die Brot euch versagt.
Um die Todten, die sanken zuhauf,
Sei aus strömenden Wunden ein Grablied geklagt.
Keine andere Trauer sei ihnen gebracht!
Sohn, Bruder und Gattin sind niedergemacht;
Wer sagt, daß sie fielen in ehrlicher Schlacht?

Erwacht! erwacht! erwacht!
Seit je befeinden Tyrann sich und Knecht.
Werft nieder die Ketten mit Macht
In den Staub, daß den Tod ihr der Brüder rächt!
Im Grabe wird regen sich ihr Gebein,
Wenn die Stimmen der Lieben im blutigen Schein
Des heiligen Kampfes um Rache schrein.

Hoch laßt das Banner wehn,
Wenn die Freiheit ladet zu Sieg und Tod,
Ob als Sklaven auch um sie stehn
Hunger und Elend und seufzende Noth.
Und ihr, die geschaart um ihr herrlich Gefährt,
Zückt nicht zuerst das modernde Schwert,
Doch die Mutter zu schützen, seid mannlich bewehrt!

Heil, Heil, Heil
Denen, die litten und Großes vollbracht!
Keinem wurde zu Theil
Größerer Ruhm, als der euch umlacht.
Den Feind nur haben Erobrer betriegt,
Dessen Stolz nun gebändigt zu Boden liegt:
Ihr habt, siegreicher, euch selbst besiegt.

Kränzt, kränzt eure Stirn
Mit Veilchen, Epheu und Tannengrün;
Bedeckt das blutige Hirn
Mit Farben, wie göttlich im Lenz sie glühn:
Grüne Kraft, blaue Hoffnung und Ewigkeit,
Doch Vergißmeinnichtblümchen verbannet weit,
Bewahrt das Gedenken an euer Leid!

Gedanken eines Republikaners beim Sturz Bonapartes.

Ich haßte dich, Tyrann! Ich sah mit Graun,
Wie du, ein ehrgeizloser Sklav', den Stab
Des Siegers schwangest ob der Freiheit Grab.
Du konntest deinen Herrscherthron erbaun,

Wo jüngst er stand: — doch lieber wolltest schaun
Du blut'gen Pomp, den nun die Zeit hinab
Gefegt und dem Vergessen übergab.
Ich betete, daß dich in ihren Klaun

Verrath, Mord, Unzucht, Raub und Angst vereint
Erwürgen möchten, die du aufgeschreckt.
Jetzt weiß ich, seit du in den Staub gestreckt.

Daß nicht Gewalt und Trug der schlimmste Feind
Der Tugend sind: — nein, alter Satzung Bahn,
Erlaubter Frevel, blut'ger Glaubenswahn.

Freiheit.

Die feurigen Berge donnern sich zu,
Es hallt ihr Krachen von Zone zu Zone;
Die Meere stürmen sich auf aus der Ruh',
Und es bebt des Nordpols eisige Krone,
Wenn erschallt des Typhons Trombone.

Einer einzigen Wolke der Blitz entwettert,
Der tausend Inseln in Gluth entfacht;
Die Erde bebt — eine Stadt ist zerschmettert,
Und hundert beben und wanken; es kracht
Der Erde tiefunterster Schacht.

Doch heller dein Blick, als des Blitzes Schein,
Und wie du, so dröhnet die Erde nimmer;
Des Meeres Getos', der Vulkane Spei'n
Uebertönst, überstrahlst du; der Sonne Schimmer
Ist vor dir wie Irrlichtsgeflimmer.

Von Berg und Woge und jagender Wolke
Glänzt die Sonne durch Nebel und dunstigen Flor;
Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor —
Wie Schatten der Nacht fliehn Sklav und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann.



George Noel Gordon Lord Byron,

geboren 22. Januar 1788 zu London, war einer der glänzendsten Dichter Englands, betheiligte sich an dem Freiheitskampfe der Griechen gegen die Türken und starb im Kampfe bei Missolunghi am 19. April 1824.

Aus: Don Juan.

Der Krieg.

„Es werde Licht!" sprach Gott, da wurde Licht!
„Blut fließe„! spricht der Mensch, da fließt's in Meeren.
Wenn dieser Sohn der Nacht sein Fiat spricht,
Kann eine Stunde so viel Glück verheeren,
Daß hundert helle Sommermond' es nicht
Erneuern, wenn es auch die Sommer wären,
Die Edens Früchte reiften; denn der Hauch
Des Kriegs verzehrt die Wurzel mit dem Strauch.

. . . .

Stets neue Qual, die sich vertausendfacht,
Bis ihre Zahl die Menschen hart wie Steine
Durch die Unendlichkeit der Foltern macht,
Die rings den Blick trifft. Splitternde Gebeine,
Wälzen im Staub, das Aug' in Todesnacht
Ganz weiß und stier — dergleichen lohnt Gemeine
Bei Tausenden, indeß der Rest vielleicht
Ein buntes Bändchen für die Brust erreicht. —

. . . .

Doch lieb' ich Ruhm, Ruhm ist ein großer Segen.
Wie herrlich ist es, wenn wir uns als Greise
Auf Kosten unsres theuern Königs pflegen!
Ein mäßig Jahrgehalt verlockt auch Weise,
Und Helden sind nur da der Dichter wegen.
Auch das ist schön: ihr kämpft auf diese Weise
In Versen ewig — Halbsold obendrein,
Da lohnt es sich der Mühe Mörder sein.

. . . .

Genug. Gott schütz' den Thron und alle Throne!
Wenn er's nicht thut, die Menschen thun's nicht länger.
Ein kleiner Vogel singt mit hellem Tone:
„Das Volk bezwingt allmählich seine Dränger".
Der trägste Gaul wird wild in steter Frohne,
Wenn allzu tief ins wunde Fleisch die Sträng' er
Einschneiden fühlt, und selbst der Pöbel hat
Das Beispiel Hiobs nachgerade satt.

Erst knurrt er bloß; dann flucht er auch, und dann,
Wie David wirft er Kiesel nach dem Riesen;
Zuletzt greift er zu Waffen, welche man
Nur aufrafft in verzweiflungsvollen Krisen,
Und dann giebt's Krieg! Noch einmal fängt er an;
Es thut mir leid, ich hab' ihn nie gepriesen,
Nur leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n.

. . . .

Krieg ist ein frommer Spaß, beherzigt dies,
Spießbürger Londons, Gecken von Paris!
Bedenkt, die Freud' an Zeitungen wird theuer,
Erkauft durch alle Arten Sünd' und Pein!
Und wenn euch das nicht rührt, vergeßt nicht, euer
Geschick kann auch einmal so traurig sein.

. . . .

So ward Suwaroff Sieger, ward er groß
Wie Timur oder Dschingis im Metier.
Eh' das Geschütz schwieg, als wie Haufen Strohs
Die Straßen flammten, Häuser und Moschee,
Ließ er mit blut'ger Hand die Meldung los
Nach Petersburg, die hier buchstäblich steh':
„Gott und der Czarin Ruhm! (Allmacht! wie kommen
Die zwei zusammen?) — Ismail genommen!“

Er schrieb dies Nordpollied, Text, Melodie
Und auch Begleitung, Röcheln' Heulen, Schrei'n,
Nicht sangbar, doch vergessen soll man's nie!
Denn ich will pred'gen, bis die Steine schrei'n,
Und fluchen den Tyrannen. Soll das Knie
Der Menschheit stets gekrümmt vor Thronen sein?
Dann lern', o Nachwelt, lern', wie uns're Zeit war,
Die wir geschildert, eh' die Welt befreit war!

Wir werden nicht, du wirst die Stunde sehn.
Im Jubel des Millennium wirst du nimmer
Die Dinge glauben, welche jetzt gescheh'n,
Und darum dacht' ich, schild're sie nur immer.
Indeß, selbst ihr Gedächtniß mag vergeh'n!
Doch wenn es fortlebt, werden sie euch schlimmer
Vorkommen als die Wilden ferner Inseln,
Die sich die Haut, doch nicht mit Blut, bepinseln.

Wie eine Fabel wird es euch erscheinen,
Was ihr von Thronen lest, so fabelhaft,
Wie uns ein Mammuth hier, vor deß Gebeinen
Das heutige Geschlecht verwundert gafft,

Oder wie Schrift auf Hieroglyphensteinen,
Das heit're Räthsel künft'ger Wissenschaft;
Gottlob, ein Räthsel wird dies einst hienieden,
Wie uns der wahre Zweck der Pyramiden.

Grabschrift eines Neufundlandshundes.

Sobald ein stolzer Mensch zur Erde kehrt,
Erhaben durch Geburt, sonst arm an Werth,
Erschöpft des Bildners Kunst den Pomp der Trauer,
Die Urne leiht dem Namen ihre Dauer,
Und auf dem Leichensteine steht zu lesen,
Was einer sein soll, nicht was er gewesen.
Der arme Hund, der beste Freund der Welt,
Beim Willkomm zärtlich und beim Kampf ein Held,
Deß treues Herz, von keiner Noth gedämpft,
Nur für den Herrn lebt, athmet, keucht und kämpft,
Sinkt ungeehrt ins Grab, — ein Himmel fehlt
Der Seele, die auf Erden ihn beseelt,
Weil ja der Mensch, der eitle Wurm, die Welt
Der Sphären sich ausschließlich vorbehält.
O Mensch! Du Schwächling mit der Stundenpacht,
Entehrt durch Knechtschaft und verderbt durch Macht,
Wer recht dich kennt, der flieht voll Ekels schon,
Mißrathner Klumpen von belebtem Thon!
Wollust ist deine Liebe, Freundschaft Lug,
Dein Lächeln Heuchelei, dein Wort Betrug!
Gemeine Art, mit Namen stolz verbrämt —
Erröthe, — vom verwandten Vieh beschämt!
Ihr! Die ihr diese schlichte Urne seht,
Sie ehret nichts, was ihr betrauert, — geht!
Von einem Freund erzählt dies Denkmal mir;
Ich kannte einen blos, — und der liegt hier.

Aus: Ode an Venedig.

Es ist kein Heil für Nationen! — blicke
Ins Buch der Zeiten! Was wir täglich sehn,
Die Ebb' und Fluth der menschlichen Geschicke,
Das ew'ge „Was geschah, das wird geschehn",
Hat wenig uns gelehrt. Wir bleiben stehn
Auf Grund, der unter uns vermorscht, und matten
Die Kräfte ab im Kampf mit Luft und Schatten.
Natur drückt uns zu Boden: das Gethier,

Schlachtopfer unserer Feste, ist wie wir,
Von gleichem Rang — wie es der Treiber treibt,
So geht es auch zur Schlachtbank; ihr dagegen
Strömt euer Blut für Könige wie Regen,
Und euren Kindern wird zum Dank? — ein Joch,
Knechtschaft verbundner Augen, Noth und Frohn,
Und Geißelhiebe giebt man euch zum Lohn.
Brennt nicht die rothe Pflugscharreihe noch,
Darauf ihr stolpert? Wähnt ihr nicht, dies schlechte
Gottesgericht der Treue sei das echte?
Küßt ihr die Hand nicht, die euch treibt zur Qual,
Und schreitet stolz auf eurem glüh'nden Stahl?
Das Erbtheil, das euch eure Väter gaben,
Was je auf Erden frei war und erhaben,
Entsprang aus anderem Stoff: — ihr staunt es an,
Lobpreist und seufzt, — und kriecht und blutet dann.
Nur wen'ge Geister, welche nichts gebeugt,
Auch Aergstes nicht, die plötzlichen Verbrechen
Die der Bastillen Donnersturz erzeugt,
Der Durst nach jenen frischen Wasserbächen,
Des Borns der Freiheit, — wann das Volk, erfüllt
Vom Wahnsinn hundertjähr'ger Dürre, brüllt
Und sich zerstampft und um den Becher ringt,
Der ihm Vergessenheit der Kette bringt.
Der bitt'ren Kett', in der sie dumpf und stumm
Den Sand gepflügt, — wuchs auch im Sande Brot,
Sie aßen's nicht: ihr Nacken war zu krumm,
Ihr Gaumen stumpf vom Wiederkäun der Noth: —
Ja, wen'ge Geister, welche trotz der Thaten,
Die sie verabscheun, den gerechten Kampf
Niemals verwechseln mit den Fieberkrampf,
Der, wie Orkan und Pest, nur kurze Zeit
Würgt und vergeht, — die Erd' und Sonne bleibt,
Und wen'ge Sommer heilen all das Leid,
Und wieder zeugt die Erde dann und treibt
Völker und Städte, — liebliche, wenn frei, —
Denn dir blüht keine Knospe, Tyrannei!



Hermann Lingg,

geboren am 22. Januar 1820 in Lindau am Bodensee, besuchte das Gymnasium in Kempten, studirte in München Medizin, wurde später Militärarzt; hervorragender Lyriker, lebt gegenwärtig in München.

Die Bastille.

Auf Trümmer der Bastille
Die Trikolore pflanzt!
Es ist des Volkes Wille,
Hier wird getanzt.

Wie schlug sich's unerschrocken
In heißer Juniglut,
Beim Heulen aller Glocken
Voll Todesmuth!

Es ruhte nicht, zu stürmen
Das Denkmal seiner Schmach,
Bis daß mit allen Thürmen
Die Zwingburg brach.

Nun flieget, frohe Paare,
Am Grab der Tyrannei,
Tanzt über ihre Bahre,
Die Welt ist frei!

Die Mauer, jedem Pochen
Und jedem Mitleid taub,
Die Mauer ist zerbrochen
Und sank in Staub.

Es war ein Tag der Rache,
Die Kerker stürzten ein.
Tanz, junges Volk, und lache,
Trink froh den Wein!

Kränzt, Mädchen, eure Locken
Mit dunkler Rosenzier,
Nur Jubel und Frohlocken
Erschalle hier!

Auf Trümmer der Bastille
Die Trikolore pflanzt!
Es ist des Volkes Wille,
Hier wird getanzt.

Der Gedanke der Zeit.

Welchen Gedanken die Zeit
Einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen,
Und wird ewig wiedergeboren,
Trotz allem Widerstreit.

Seine Feinde mühen sich ab!
Mit Schlingen und Banden,
Sie machten ihn gerne zu Schanden;
Und wenn er schon längst erstanden,
Hüten sie noch sein Grab!

Bauernkrieg.

Acht und Bann
Ueber den Bauersmann
Sprachen die Herr'n im Land herum,
Schickten zu allen Burgen und Höfen,
Allen Fürsten und Bischöfen. —
Hilf uns Evangelium!

Krieg denn, Krieg!
Rother Hahn flieg'!
Flieg' über die Schlösser all!
Schwing' die Flügel und krähe!
Niemand ackre, Niemand säe,
Oed' sei Scheuer, Hof und Stall!

Sengt und brennt,
Was ihr könnt!
Kehrt den Pflug dem Himmel zu:
Mähet, Mähder; sichelt, Schnitter;
Mähet Pfaffen, sichelt Ritter?
Unser Banner ist ein Schuh!

Werft den Schuh
Dem Himmel zu!
Haben die Väter den Leib verkauft,
Wurden wir drum leibeigne Knechte?
Andre Zeiten, andre Rechte —
Mit Blut sei's umgetauft!

Der euch sät,
Den habt ihr verschmäht,
Ihr Herr'n und Fürsten überreich.
Aufruhr trägt darum die Erde,
Auf daß alles wieder werde
Ihr, der armen Erde, gleich!

Galileo Galilei.

Wie mochte nur ein Geist voll Kraft
Mit feiger Bosheit unterhandeln?
Stets wird sie, was er Gutes schafft,
In Waffen gegen ihn verwandeln.

Er hofft mit Wahrheit und Vernunft
Die Gegner noch zu überzeugen
Und sieht nicht, daß die schnöde Zunft
Nichts andres will als niederbeugen.

Ein freier Sinn, ein Hort des Lichts,
Was wär' auf Erden ihr verhaßter!
Im Kampf dagegen scheut sie nichts,
Selbst nicht den Bund mit jedem Laster.

Sie siege! Doch im Kerker noch
Ertön', der Zukunft zum Signale,
Sein Wort: Und sie bewegt sich doch!
Den Hohn euch, freche Tribunale!



Gegen die Gemeinheit.

Unter der Gemeinheit litten
Edle Seelen jahrelang,
Gegen die Gemeinheit stritten
Stolzer Herzen Muth und Drang;

Aber die Gemeinheit siegte
Und der hohe Muth erblich,
Und an die Gemeinheit schmiegte
Schönheit selbst und Liebe sich.

Immer die Schmarotzerpflanze,
Immer auch der grobe Knecht
Prangt Gemeinheit stets im Glanze,
Und ist immer auch im Recht.

Strebst du tapfer ihr entgegen,
O, sie schlägt Dich zehnmal todt,
Die Gemeinheit, nie verlegen,
Wird vor keiner Schande roth.

Die Gemeinheit steht in Ehren,
Wirft sich mächtig in die Brust,
Die Gemeinheit gibt Dir Lehren,
Während Du verstummen mußt.

Während Du vor Wuth ersticken,
Oder stumm verbluten kannst,
Mißt sie Dich mit kalten Blicken,
Und thut gütlich ihrem Wanst.

Hältst Du ihr, daß sie's empfände
Ihre schlechten Streiche vor,
Klatscht sie lachend in die Hände
Oder sie blickt fromm empor.

Die Gemeinheit streckt Dich nieder,
Denn sie zielt, so gut gedeckt,
Und sie siegt, siegt immer wieder,
Bis sie an sich selbst verreckt.

Mycerin.

Mycerin, Egyptens König,
Hebt das Recht auf seinen Thron,
Herrscht in Milde, Kraft und Weisheit,
Löst sein Volk von Noth und Frohn,
Herrscht, ein Schutz und Schirm der Armen,
Aller Flüchtigen Asyl;
Niemals war, seit Isis' Tagen,
Glücklicher das Volk am Nil.

Aber bald sein bestes Wollen
Stört ein dunkler Widerstand,
Fieber schleicht durch seine Städte,
Typhons Gluth verzehrt das Land.
In die Heerden brechen Seuchen,
Seine Dämme bricht das Meer,
Auf die kaum gebornen Saaten
Stürzt sich das Insektenheer.

Und der König, schwer von Sorgen,
Ruft die Priester zum Palast:
„Saget mir, Ihr Sonnenkinder,
Bin den Göttern ich verhaßt?

Fraget die Orakel alle,
Bringet Allen Opfer dar,
Fraget, wann sich endlich schließe
Dieses düst're Trauerjahr."

Und die Priester kehren wieder,
Schlagen auf ein Psalmenbuch:
„Sieben Jahre wirst du leben,
Dir und Deinem Volk zum Fluch!
Deine Herrschaft haßt der Himmel,
Weil Du, Sterblicher, gewagt,
Eigenmächtig zu beglücken
Jeden, der vor Dir geklagt.

Weil Du nahmst die Schuld vom Haupte,
Das gerechte Strafe trug,
Weil Du stand'st am Bett des Kranken,
Den ein Gott mit Seuche schlug;
Weil die Fesseln Deiner Völker,
Weil der Zeiten Finsterniß
Eigenmächtig, freveltrotzig
Deine Königshand zerriß."

„Sei's denn, Priester," sprach der König,
„Solchem Schicksal biet' ich Hohn,
Und zur Lüge will ich machen
Eurer Sprüche nichtig Droh'n.
Fackeltanz durchströme Memphis,
Jede Nacht sei Tag, sei That,
Und ich lebe jene Sieben
Doppelt, eh' die Stunde naht.

Ja, verzehnfacht will ich leben,
Doppelt jeder That mich freu'n,
Zwiefach jede Schuld vergüten,
Doppelt jenen Segen streu'n.
Gießet aus all' meine Schätze,
Theilet aus mein Geld und Korn,
Mit dem Segen meines Volkes
Trotz' ich Eurem Götterzorn."





Franz Lill

ist im Jahre 1870 als Sohn eines Bergarbeiters in Münchhof (Böhmen) geboren und erlernte das Porzellanmalergewerbe. Lill ist gegenwärtig Redakteur des Wochenblattes „Volkswille“ in Falkenau a. Eger.

Maiengruß.

Aufwärts zieht die Sonne wieder
Auf der alt gewohnten Bahn,
Und nach langen Wintertagen
Stürmt der junge Lenz heran.

Heller wird des Himmels Bläue,
Und am klaren Waldesbach
Küßt des Frühlings Sonnenwärme
Wieder Maienblumen wach.

Blatt auf Blatt entsproßt der Knospe
Bis der Blüthenkelch entsprang,
Und auf Bergen und in Thälern
Klingt ein froher Maigesang.

Klinget hell durch weite Räume
Silberklar wie Glockenklang,
Und dabei in vollen Tönen
Wie ein hett'rer Schlachtgesang.

Wonnemond mit deinen Blumen
Und der Blüthen Ueberfluß,
Dir allein gehört auf Erden
Froher Menschen Maiengruß!

An eine „Standesdame“.

Wenn pelzverbrämt du durch die Straßen ziehst
Und rings die Welt in Frost erschauert,
Ahnst du es nicht, wie oft die graase Noth
In stiller Armuth Hütten lauert.

Und tanzt du froh am heit'ren Armenballe
In warmen prächtigen Gewändern,
Fragst du erstaunt, wozu die Menschheit strebt
Dies schöne Erdenbild zu ändern.

Dir ist das Leben fremd, du kennst es nicht
Mit seinen dunklen Erdgewalten,
Dir blieb die Lust am herrlichen Genuß
Des Glückes Silberstrahl erhalten.

Moral ist deine feste Tugend.
Die sich an voller Tafel sonnt,
Doch wünsche nicht, daß diese Tugend
Des armen Volkes Tochter frommt.

Der Hunger ist ein arger Dränger
Verkündet ein gar streng Gebot,
Und stärker als die besten Sitten
Ist eines armen Volkes Noth.

Trost.

Wenn in dem Schoße des Verborg'nen ruhet
Was keines Menschen Auge je geschaut,
Du darfst in öder Bangigkeit nicht zagen,
Wenn rings der milde Frühling lacht und thaut.

Und hat der Sturm mit wilder Macht gebrochen
Was jugendfrohe Hoffnung einst erzeugt,
Es kann der Strahl des Lichts dir Trost noch spenden.
Eh' sich der müde Tag zu Ende neigt.

Dann schleppt sich scheu hinweg der Gute,
Und die Gemeinheit schwingt den Herrscherstab,
Und schnöde wird das alte Recht gebrochen,
Das die Natur uns Menschen allen gab.

Tobt aber auch der Sturm in wildem Grimme
Und peitscht die trüben Fluthen noch so sehr,
Es kommt der Tag nach all' dem wüsten Toben,
Er bricht herein mit seinem Lichtermeer.

Im sonnenklaren Morgenthau des Rechtes,
Steigt leis ein neuer Morgen hell empor,
Und neue Zweige sprossen lebenskräftig
Aus der Verwesung morschem Stamm hervor.

Und wenn im lichten freien Morgengrauen
Kein feiler Knecht im Solde dienen mag, —
Dann ist des Zwanges starrer Bann gebrochen,
Der schwül auf dieser weiten Erde lag.

In festgeeinten Reihen steh'n die Völker
Und harren auf den hehren Stundenschlag,
Der wie auf leichtbeschwingten Zephyrflügeln
Hinüberträgt der Freiheit gold'nen Tag.



Ludwig Anzengruber,
geb. 29. November 1839 in Wien, Verfasser zahlreicher volksthümlicher Schauspiele (Pfarrer von Kirchfeld, Meineidbauer u. s. w.), Erzählungen und Romane („Der Schandfleck“ u. A.), gestorben am 10. Dezember 1889 in Wien.

Die Näherin.

Du sitzest in dem Kämmerlein
Bei blendend grellem Lampenschein
Und führst die Nadel als die Waffe,
Die Brot im Daseinskampf dir schaffe.
Ein Vöglein ätzest du mit Krumen
Es theilt mit dir die dumpfe Luft,
In Töpfen ziehst du deine Blumen,
Ein wenig Sang, ein wenig Duft
Erfreuet dich im engen Raum,
Wo der Maschine emsig Schnurren
Dich wiegt in gleichgemuthen Traum.
Und du erträgst es ohne Murren
Und weinst nur wenig stille Thränen,
Wenn alles, was du magst ersehnen,
Den Weg zu andrer Häuser find't.
Du rüstest reicher Leute Kind
Zum Ballfest jene prächt'ge Robe,
Die seinen Frauenreiz erprobe;
Du fertigst, kaum nach einem Jahr,
Das Kleid zum Gang vor den Altar
Und bald zu aller Freuden Fülle
Des Täuflings bänderreiche Hülle.
Verengert sich der kleine Kreis
Der Leute, die dir nah, doch fremd,
Dann nähest du mit gleichem Fleiß
Am Trauerkleid und Todtenhemd,
Und von der Wiege bis zum Sarg
Entlohnt man dir die Mühe karg.
Die Tritte, die das Rad geschnellt,
Gerechnet all' zu Haufen,
Sie führten dich an's End der Welt,
Doch lassen nicht der Noth entlaufen
So lebst du Jahr für Jahre gleich,
Es rührte deine Wange bleich
Nur selten freier Lüfte Hauch,
Und wenn dereinst man dich begräbt,
Wofür du wohl gelebt?
Weißt du es auch?

Die Spinnen und die Fliegen.

Eine Fabel.

In einem Schlößchen, das verlassen
Und darum halb verfallen stand,
Herbergten in den öden Räumen
Viel Dutzend Spinnen an der Wand.

Gesundheitshalber aber mochte
Der letzte der Insassen hier
Zerbrochne Scheiben nicht vertragen
Und flickte alle mit Papier.

Er schnitt dadurch den vielen Spinnen
Der Nahrung Zufuhr gründlich ab,
Von außen kam nicht eine Fliege,
Wie es bald innen keine gab.

Die netzewebende Gemeine,
Die wußte nicht, wie ihr geschah,
Und war nach langem grimmen Fasten
Dem bittern Hungertode nah'.

Da ward für den, der Kraft noch fühlte,
Die Selbsterhaltung zum Gesetz;
Er lud den Schwächern sich zu Gaste
Und fraß ihn auf im eignen Netz.

Doch als zu höchst die Noth gestiegen,
Da fügte sich, daß vor dem Schloß
Ein munt'rer Knab' vorbeigezogen,
Den Langeweile just verdroß.

Er raffte Kiesel auf vom Wege
Und nahm die Fenster sich zum Ziel,
Nur wenig heile Scheiben blieben
Nach diesem ritterlichen Spiel.

Und durch die Lücken schwärmten Fliegen
In Hülle und in Fülle ein.
Die Spinnen sagten: Gottes Güte
Regierte sichtbarlich den Stein.

Sie falteten die Vorderbeine
Und dankten ihm, der alle nährt,
Und haben dann mit frommen Sinnen
Die Fliegen reinlich aufgezehrt.

Doch meinte deren Schwarm hinwieder,
Der rings bestrickt vom Tod sich fand,
Die Scheiben habe ausgebrochen
Der Satan mit selbsteigner Hand.

Entging den grimmen Stricken eine,
Durch Gottes Huld hielt sie sich frei,
Und ward sie dennoch aufgefressen,
So meint' sie, daß es Prüfung sei.

Das gilt von Fliegen und von Spinnen,
Die an Vernunft nicht überreich;
Doch sind wir klugen Menschen ihnen
Gottlob in keinem Punkte gleich.





geboren 2. August 1815 in Brü'ewitz (Mecklenburg), seit 1855 in München, gestorben 14. April 1894 in Rom. Hervorragender Lyriker und Kunstsammler (Schack-Gallerie in München).

Das neue Jahrhundert.

Noch bevor am Himmel dämmernd deine Morgenröthe steigt,
Hat sich von der Last der Jahre müd ins Grab mein Haupt geneigt;
Doch der Lerche gleich, die, eh sie sich den Osten röthen sieht,
Schon dem Tag entgegenjubelt, flatt're dir voran mein Lied,
Glorreich herrliches Jahrhundert, das im königlichen Flug
Reigenführend du dahinschwebst vor der Menschheit Siegeszug!
Ja, Vollender du von Allem, was wir hoffend nur geahnt,
Dem die Weisen und die Helden jeder Zeit den Weg gebahnt,
Vor dem Blick mir weicht der Schleier, der noch vor der Zukunft ruht,
Und wie ferne Alpengipfel in des Frühlings Purpurgluth
Seh ich dich und seh die andern, die dir folgen hellbesonnt,
Himmelauf die Scheitel heben an der Zeiten Horizont!
Weit vor mir in Segensfülle mit der Ernten wogendem Gold,
Mit den üpp'gen Rebgeländen, liegt das Erdgefild entrollt,
Und von Ueberfluß für Alle strotzt der mütterliche Herd.
Längst des blut'gen Werkes müde, ward zur Sichel jedes Schwert
Und mit flatternden Standarten auf der Freiheit Siegesfeld
Wallen rings heran die Völker zu dem Bundesfest der Welt
Der geweihte Born des Wissens, der für Wen'ge sonst nur quoll,
Nun in breitem Strom durch alle Länder fließt er reich und voll,
Und harmonisch alle Herzen stimmt der Dichtung Orpheuslied
Und die Kunst, der ew'ge Frühling, der in Farb' und Marmor blüht.
Durch gesprengte Felsen, über schwindlige Klüfte hingespannt,
Schlingt um alle Erdenzonen sich der ehrnen Gleise Band,
Drauf vom Dampf, dem schnaubenden Renner, den er in sein Joch geschirrt,
Hin von Pol zu Pol mit Sturmes Flug der Mensch getragen wird.
Er, der einst auf Eichenpfählen, in der Seen Grund gerammt,
Dem Geschick, dem grausen, fluchte, das zum Dasein ihn verdammt.
Nun der Elemente Meister, Herrscher über Zeit und Raum,
Herrlich sich erfüllen sieht er alter Seher Wundertraum,
Segelt durch den höchsten Aether hin auf luftbeschwingten Kahn,
Taucht durch blauer Wogen Zwielicht in den tiefsten Ozean.
Ihm gehorcht der Blitz als Sklave; in das grenzenlose All
Trägt den Blick ihm Frauenhofer auf den Flügeln von Krystall;
Durch den Sternennebel dringend, der als Lichtstrom niederträuft,
Sieht er neue Firmamente tief im funkelnden Raum gehäuft,

Und hinüber und herüber auf dem strahlenschnellen Weg
Mit Bewohnern fremder Welten führt er Zeichen — Zwiegespräch.
Aber hehrer noch als droben, wo sich Sonn' an Sonne reiht,
Unergründlich in der Seele ruht ihm die Unendlichkeit!
Wie aus weitentleg'nen Himmeln, nie durchforscht vom Seherohr,
Steigen der Gedanken große Sternenbilder ihm empor.
Fernhin schweift sein Adlerauge, jenseits dieses engen Jetzt,
Vom Beginn der Erdendinge bis zum dämmernden Zuletzt;
Nicht fortan im Unermessnen steht er rathlos und verwaist,
Ueber alle Räume breitet herrlich leuchtend sich sein Geist,
Und, im Leben wie im Tod sich seiner Ewigkeit bewußt,
Jeglichem Geschick entgegen trägt er frei und kühn die Brust.
So, wenn welk von vielen Jahren seines Daseins Blüthe sinkt,
Schreckt ihn nicht des letzten Mahners Kommen, der zur Abfahrt winkt.
Gleicht dem unvertrauten Schiffer, dem das Herz voll Hoffnung schlägt,
Wenn hinweg zu fernen Inseln seinen Kiel die Woge trägt,
Dieser Erde Küsten läßt er, während sanft in seinem Boot
Ihn dahin zu neuen Ufern führt der freundliche Pilot.

Ja, es ist ein mächt'ges Tagen.

Ja, es ist ein mächt'ges Tagen
Auf der Welt, wie nie zuvor,
Unsichtbare Schwingen tragen
Lichtwärts jeden Geist empor.

Und Gedanken, nie gedacht noch,
Brechen sich auf Erden Bahn;
Da selbst, wo sich tiefe Nacht noch
Jüngst gebreitet, flieht der Wahn.

Nicht am Fuße der Altäre
Kniet der Mensch mehr angstbedrängt
Seines höhern Glaubens Lehre
Hat der Tempel Dach gesprengt.

Und die Götter seiner Kindheit,
Bilder seines kleinen Ich,
Schwanden hin, wie ihm die Blindheit
Nach und nach vom Auge wich.

Aus der Urzeit finsterm Schlunde,
Den kein Schimmer noch erhellt,
Dringt zu ihm die Wunderkunde
Einer ungeahnten Welt.

Und er sieht durch Jahr-Aeonen,
Eh' der Menschheit Tag beginnt,
Wesen schon auf Erden wohnen,
Die von seinem Stamme sind.

Rauh und wild und von dem dumpfen
Traum der Weltnacht übermannt,
Lebten noch die Geistesstumpfen
An das Dunkel starr gebannt.

Hausend in der Höhlen Nächten,
Mensch mit Mensch in ew'gem Haß,
Aus der Feinde Schädeln zechten
Sie der Adern blut'ges Naß.

Aber auf der Wesenleiter,
Die vom Thier zum Gotte steigt,
Ward vom Weltgeist ihnen weiter,
Höher stets der Pfad gezeigt.

Aus der Urwelt Grauen drangen
Sie durch Schrecken, Mord und Tod
Aufwärts im jahrtausendlangen
Kampf zum großen Morgenroth.

Ihre Rauhheit ward zur Milde,
Und, gelöst vom finstern Bann,
Sah verklärt im Kunstgebilde
Sie ihr eignes Wesen an.

Aber höher müßt ihr klimmen,
Steil noch ist der Weg und weit;
Hört! euch rufen Geisterstimmen
Hoch aus der Unendlichkeit,

Und aus fernster Himmelsferne,
Von der Zukunft lichten Höhn,
Winken wunderbare Sterne,
Die kein Auge noch gesehn.

Auf denn, in den klaren Aether,
Immer aufwärts, bis ihr fühlt,
Daß er eurer niedern Väter
Letzten Erbfleck von euch spült.

Wenn die Sonne ihr erflogen,
Schon aus höhern Himmeln bricht
Ueber euch in Strahlenwogen
Neuer Glanzgestirne Licht;

Und dem Flug erst dürft ihr senken,
Wenn am Ziel, das eurer harrt,
Euer Wollen all und Denken
Licht wie sie und göttlich ward.



Aus: „Nächte des Orients“.

— — — — — — — — — — — —

O wer vermag in unsern dumpfen Städten
An eis'gen Wintertagen ohne Grauen
Die rußerfüllten Gassen zu betreten,
Wo unglücksel'ge Männer, Knaben, Frauen
In Elend siechen und nach Lazarethen
Mit Sehnsucht als nach Rettungsorten schauen,
Und blasse Mütter wie lebend'ge Leichen,
Hungernde Kinder auf den Armen, schleichen?

Wie erst wird dir zu Muth, wenn auf dem Quai
Du Nachts an Mauern, an Laternenpfählen
Zerlumpte Bettler kauern siehst im Schnee,
Und dann emporblickst, wo in hellen Sälen,
So froh, als gäb' es auf der Welt kein Weh,
Der Tanz sich schlingt beim Schimmer der Juwelen
Und der Champagner perlt und blinkend Gold
Am Kartentische auf und nieder rollt!

Wie bleich daneben aus der Bodenkammer
Das Licht herniederzittert! Spät noch wach
Sitzt bei der Arbeit dort in blassem Jammer
Ein krankes Weib, indessen durchs Gemach
Der Wind pfeift — o! in ihrem Nest die Ammer,
Die Dohle auf des Kirchthurmes Dach
Ist mehr geborgen vor des Winters Toben,
Als sie in ihrem luft'gen Stübchen droben!

Des Elends Tochter sie, in Noth verkümmert,
Längst hätten sie im Fluß gesucht den Tod;
Doch auf der harten Streu am Boden wimmert
Ein Kinderheer um eine Kruste Brod,
Und bei dem Licht, das halberlöschend flimmert,
Muß sie mit Augen, überwacht und roth,
Sich müh'n, der Kleinen Leben noch zu fristen,
Die sie nicht nähren kann an welken Brüsten.

Ein Abgrund das von Trübsal und von Thränen,
In den mit Schwindel sich der Geist verliert!
Und, wo der Jammer mit gefletschten Zähnen
Von allen Seiten uns entgegenstiert,
Ist Hülfe möglich? Wenn wir den und jenen
Getröstet haben, vor die Seele führt
Uns der Gedanke alle die Millionen,
Die weiter in des Elends Hütten wohnen.
— — — — — — — — — — —



Tauben und Lämmer.

Ihr habt, daß es Nacht sei auf Erden, gefunden,
Und habt euch doch selbst stets die Augen verbunden,
Ihr klagt, daß die Hirten die Wolle euch rauben,
Daß Wölfe euch fressen, schuldlose Tauben!
Euch mögt ihr die Schuld auf's Konto schreiben;
Wer zwang euch denn, Schafe und Tauben zu bleiben!
Den Bären mocht' noch kein Schäfer scheeren,
Und den Löwen kein Wolf lebendig verzehren.



Alexander Petöfi,
geboren 1. Januar 1823 in Kis-Körös (Ungarn), schloß sich in jungen Jahren einer Schauspielertruppe an ließ sich dann beim Militär anwerben. Im Revolutionsjahre 1849 fiel er als Freiheitskämpfer in der Schlacht bei Schäßburg am 31. Juli. Feuriger Freiheitsdichter.

An die Geduld.

O Geduld, der Schaf und Esel
Vielgepriesne Tugend du —
Soll denn ich auch noch dich erlernen?
Fahr' dem Grund der Hölle zu!

Wirst du, durch das Land als Bettler,
Zufluchtsort begehrend ziehn —
Geh, nie wird in meinem Herzen
Dir ein Aufenthalt verliehn!

Und wenn du als ein Erobrer
Sieggekrönt durchziehst die Welt,
Soll mein Herz dem Felsen gleichen,
Der sich dir entgegenstellt,

Leergedroschnes Stroh, Geduld, du,
Jene dich als Aehr'n voll Frucht
Feil den dummen Menschen bieten,
Die dein Korn heraus gesucht!

Leerer Topf du, dessen Sahne
Weggenaschet hat die Katz',
Und nun, offnen Munds, die Köchin
Steht verblüffet an dem Platz ...

Du ... wie soll ich dich benennen?
Dich, Geduld, stoß' ich zurück,
Denn, wo dein Bezirk beginnet,
Hat ein Ende jedes Glück!

Glücklich könnte sein die Erde,
Wärest du nur nicht darauf,
Und so lang du bleibst, nimmt alles
Seinen alten, schlimmen Lauf.

Fort mit dir, du Fluch des Lebens,
Fort zur tiefsten Höllennacht!
Sinke in die Hölle, die dich
Dieser schönen Welt gebracht!

Liebe zur Freiheit.

Ich liebe, wie vielleicht noch keiner
Geliebet hat in Ewigkeit,
Ich lieb' mit heil'gen Himmelsgluten,
Doch lieb' ich keine Erdenmaid.

Mein Lieb' ist eine hohe Göttin,
Ein göttlich Weib, verfolgt vom Bann:
Die Freiheit! Ach, daß die Geliebte
In meinem Traum ich sehn nur kann!

Jedoch in meinen Traumgesichten
Wohl jede Nacht erscheint sie mir:
In einem blumenreichen Garten
War letzte Nacht ich auch bei ihr.

Hin kniet' ich, und in glühnden Worten
Hab' ich die Liebe ihr bekannt,
Geneigten Hauptes eine Blume
Wollt' für sie pflücken meine Hand.

Da plötzlich stand bei mir der Henker,
Hieb ab mein Haupt mit seinem Schwert — — —
Da habe ich statt einer Blume
Dem Lieb mein blutig Haupt verehrt.

Schläfst du, o Wahrheit?

Schläfst du, o Wahrheit, oder bist du todt?
Hier dieser Mann verdient das höchste Glück,
Daß an der Brust die Ehrenkett' ihm hing,
Und er — hängt selber an dem Henkerstrick!
Und jener wär' den Strick des Henkers werth,
Ihm hängt die Ehrenkette um's Genick:
Schläfst du, o Wahrheit, oder bist du todt?

Meine Lieder.

In Gedanken oft ich mich versenke
Und weiß selber nicht, woran ich denke;
Hin durchs Vaterland ziehn meine Träume,
Durch die Erde und die Weltenräume,
Und das Lied dringt dann aus meiner Kehle
Als ein Mondstrahl träumerischer Seele.

Doch anstatt mich Träumen hinzugeben
Wär's nicht besser mit Verstand zu leben
Und zu sorgen? . . . Ach, wozu das Sorgen?
Gott ist gut, ihm bleib' ich nicht verborgen!
Und das Lied dringt dann aus meiner Kehle
Als der Falter leichtgesinnter Seele.

Wenn ein liebes Mägdelein ich finde,
Dring' ich sinnend in die tiefsten Gründe,
Blick' hinein in ihres Augen Gluthen,
Wie der Stern in stillen Seees Fluthen,
Und das Lied dringt dann aus meiner Kehle
Als die Rose der verliebten Seele.

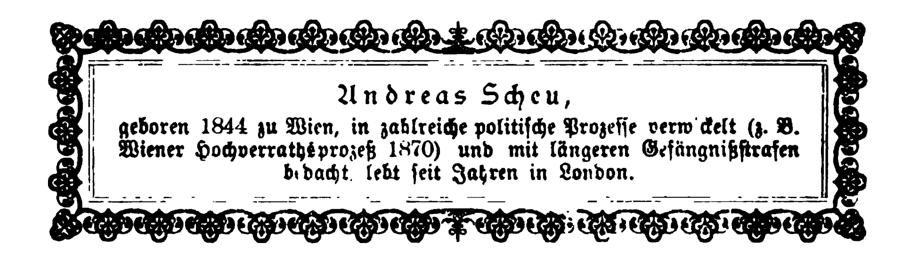
Liebt mein Mädchen mich, trink' ich vor Freude,
Und wenn nicht, trink' ich in meinem Leide,
Und wo Wein im Becher bei mir stehet,
Bald ihr mich in guter Laune sehet
Und das Lied dringt dann aus meiner Kehle
Als der Regenbogen froher Seele.

Doch indem das Glas wir froh erheben.
Schwer gedrückt die Nationen leben,
Und wenn fröhlich klingt der Gläser Schwirren
Ach wie traurig klingt der Fessel Klirren!
Und das Lied dringt da aus meiner Kehle
Als die Wolke der betrübten Seele.

Nur ein Gedanke quält mich ...

Nur ein Gedanke quält mich kummervoll,
Daß ich im Bett, auf Kissen sterben soll!
Zu welken langsam, wie in Frühlingstagen
Die Blume welkt, an der die Würmer nagen:
Vergehen langsam, wie der Docht vergeht,
Der in verlass'ner, leerer Stube steht ...
Nicht solchen Todes laß mich sterben —
O Gott, nicht so laß mich verderben!
Ich will ein Baum sein, den der Blitz durchwettert,
Den der Orkan entwurzelt und zerschmettert;
Ich will ein Fels sein, der gelöst vom Föhn
Zu Thale rollt mit donnerndem Gedröhn ...
Wenn jedes Sklavenvolk, des Joches müd',
Zur Wahlstatt zieht
Mit rothen Bannern, rothen Wangen
Und stürmisch lautem Kampfverlangen —
Und auf den Bannern
„Weltfreiheit" flammt als Losungswort,
Und man posaunet dies in Süd und Nord,
Posaunet es in alle Welt hinaus —
Und sich die Tyrannei dann stellt zum Strauß:
Alldort mir dringe
Durchs Herz die Klinge;
Alldort mein junges Blut entfließe —
Und wenn aufjauchzend ich den Tod begrüße,
Mag Schwerterklang und der Geschütze Dröhnen,
Mag Hörnerschall mein Jauchzen übertönen,
Und über meine Leiche dann
Der ganze Heeresbann
Hinbrause zum erfocht'nen Siege,
Beachtend nicht, daß ich zertreten liege,
Alldort man sammle mein Gebein,
Stellt der Bestattung großer Tag sich ein,
Wo feierlich mit leisem Trauersang
Und mit umflorter Fahne sich bewegt so bang
Der Zug, zu senken tief hinab
Die Helden all in ein gemeinsam Grab,
Die für dich starben todbereit,
Du heilige Weltfreiheit!




Andreas Scheu,
geboren 1844 zu Wien, in zahlreiche politische Prozesse verwickelt (z. B. Wiener Hochverrathsprozeß 1870) und mit längeren Gefängnißstrafen bedacht, lebt seit Jahren in London.

Liebe, Freiheit, Frieden!

Wenn in der Erde tiefgefurchten Fluren
Des Kornes Keim sich fruchtverheißend regt:
Wenn die Natur des Frühlings Werbungsspuren
Auf ihrem blüthenreichen Antlitz trägt;
Wenn in den Pulsen aller Kreaturen
Des neuen Lebens Wärme pocht und schlägt;
Dann lohen auf aus uns're Seele Gluthen
Die Triebe, die dort schlummerten und ruhten:

Die Sehnsucht nach dem Frieden: das Verlangen
Nach Glück und Lust, das uns im Busen schwillt;
Der Trieb, mit dem wir an der Hoffnung hangen,
Die, ewig neu, aus der Enttäuschung quillt;
Der Haß des Zwanges, der uns hällt umpfangen,
Der Durst nach Freiheit, heiß und ungestillt:
Die keines Winters Fröste noch gebändigt —
Sie flammen hoch, vom Lenzbach verlebendigt!

Und wie in Form, in Duft und Farbentönen
Sich die Natur im Maienlicht verjüngt,
So uns're Seele sich zu jenen schönen
Erhabenen Gefilden aufwärts schwingt,
Wo den bedrängten armen Menschensöhnen
Der Geist die Botschaft der Verheißung bringt;
Wo wir aus unseres Zieles Sonnenaugen
Uns frische Kraft zu neuen Thaten saugen!

Wo wir auf lichter Bahn, in hehrem Streben,
Mit Gleichen aller Zonen uns verstehn,
Und unsere Herzen Bundesbanner weben,
In deren Schatten wir zum Kampfe gehn
Zum Kampf aus Liebe; um das Menschenleben
Das wir entwürdigt und geknechtet sehn,
Im heißen Ringen mit des Trugs Gewalten
Zu einem edlen, freien zu gestalten!

Zu einem Leben ohne List und Tücken,
Zu einem Dasein ohne Noth und Zwang,

Wo weder Furcht noch Sorge uns bedrücken
Und frei sich sättigt uns'res Wesens Drang;
Der Drang, einander liebend zu beglücken
Im Werk und Spiel, in That und Lustgesang:
Zu einem Leben, das wir stündlich krönen
Im Thun des Guten — im Genuß des Schönen.

Das ist der hohe Preis, um den wir streiten,
Wenn uns der Schlachtruf von den Lippen bebt,
Das Ziel, nach dem wir unaufhaltsam schreiten,
Ob auch die Hölle sich 'gen uns erhebt;
Das Ideal, das uns der Zukunft Zeiten
Mit seines Reizes Zauberschein umwebt,
Das uns erfüllt mit glühendem Verlangen,
Sein fleischgeword'nes Wesen zu empfangen!

Entrollt die Fahnen! Laßt sie rauschend wehen
Im Frühlingswind, im Maiensonnenlicht!
Laßt alle Welt die Sinneseinheit sehen!
Mit der die Arbeit um Erlösung ficht!
Aus dieser Einheit wird die Macht erstehen,
Die unserer Entwicklung Schranken bricht:
Es wird das Reich der Menschenlieb' auf Erden
Ein Reich des Friedens und der Freiheit werden!



Frühlingsruf.

Wiedererwacht sind das Licht und die Wärme,
Wiedererstanden sind Farbe und Duft,
Wiedergekehrt sind der Zugvögel Schwärme,
Wohlklangerfüllt ist die würzige Luft!
Alles, was Odem hat, dehnt seine Schwingen,
Alles, was niedrig, strebt hoffend empor;
Alles, was Stimme hat, läßt sie erklingen
Schallend und wirbelnd im weckenden Chor:
„Wachet auf! Wachet auf! Wachet auf!
Die ihr duldend der Liebe und Freiheit entbehrt —
Der Frühling, der Frühling ist wiedergekehrt!
Wachet auf! Wachet auf!"

Hört die Gewässer: Es ist mir gelungen!
Murmelt vergnügt der lebendige Bach,
Da er dem Joche des Frostes entsprungen,
Als ihm der Lenz seine Fesseln zerbrach.
Reißend und stürmisch, geschwellt von den Bächen,
Toset und schäumet der Waldstrom einher;

Hört ihr die donnernden Wogen nicht sprechen
Weit über's Land, von der Quelle zum Meer:
„Wachet auf! Wachet auf! Wachet auf!
Die ihr Leben und Liebe und Freiheit begehrt —
Der Frühling, der Frühling ist wiedergekehrt!
Wachet auf! Wachet auf!"

Hört den Gesang, der in grünenden Wäldern
Laut aus gefiederten Kehlen erklingt;
Höret das Preislied, das über den Feldern
Jubelnd die Lerche dem Sonnenlicht singt!
Höret des Rosses luftschnaubende Nüstern;
Hört seiner Ungeduld stampfenden Huf;
Hört aus dem Dröhnen, dem Singen, dem Flüstern, —
Einzig allein den verheißenden Ruf:
„Wachet auf! Wachet auf! Wachet auf!
Der euch Leben und Liebe und Freiheit gewährt
Der Frühling, der Frühling ist wiedergekehrt!
Wachet auf! Wachet auf!

Höret die rufende Stimme der Winde,
Die aus den wogenden Lüften ertönt;
Ob sie vom Süden spricht, weich und gelinde,
Ob sie vom Westen rüttelnd erdröhnt:
„Wo wir auch perlende Stirnen umfachen,
Wo wir auch stöhnende Herzen umweh'n —
Ueberall seh'n wir die Armen erwachen,
Ueberall sehen wir Kämpfer ersteh'n.
Wachet auf! Wachet auf! Wachet auf!
Die ihr müde und einsam und kettenbeschwert —
Der Lenz, der Befreier ist wiedergekehrt!
Wachet auf! Wachet auf!"



Iwan Ssáwitsch Nikitin,

geboren 21. September 1824 in Woronesh (Rußland), mußte in seiner Jugend sich kümmerlich durchs Leben schlagen, eröffnete später eine Buchhandlung, verfiel jedoch frühem Siechthum und starb am 16. Oktober 1861.

Die Armuth.

O du Armuth, o du bittre Noth!
Stumm erträgst du der Entbehrung Schmerz,
Nährst dich kümmerlich von trocknem Brot,
Voller Demuth ist und Furcht dein Herz.

Senkst die Augen, brichst in Thränen aus,
Willst vor Kummer und vor Scham vergehn;
Harrst im Winkel in der Reichen Haus —
Niemand grüßt dich, sieht dein stummes Flehn.

Schwimmen mußt du mit der Fluthen Strom,
Gehen seitwärts auf zertretnem Pfad;
Suchst du Sonne — blitzt der Himmelsdom,
Sprichst du Wahrheit — ist's ein Hochverrath.

Deine Seele kennt kein Liebesglück
Und dein Frühling keinen Sonnenschein,
Deine Lust währt einen Augenblick
Und nur Krankheit harrt im Alter dein.

Eine Kette nur von Gram und Qual
Ist bei Tag und Nacht dein Leben hier,
Und verläßt du dieses Jammerthal —
Wuchert Unkraut auf dem Grabe dir!

Leben und Tod.

Unsichtbare Ketten
Verbinden das Leben
Allzeit mit dem Tode.
Das Leben enthält schon
Im Urkeim den Samen
Selbsteigner Zerstörung.
Doch auch in dem Moder
Des nichtigen Leibes
Verbergen sich Keime
Zukünftigen Lebens . . .

Es schwinden die Jahre,
Jahrhunderte schwinden:
Die Allmacht des Todes
Vernichtet das Allsein
Und bildet doch ewig
Den Urquell des Lebens.
So wirkt die Naturkraft
Allzeit, allerorten:
Sie ist unsre Wiege,
Sie ist unser Sarg.

Der Dorfschulz.

Hüllt den heitren Sonnenschein
Wolkenschar in Nacht?
Nein, zur Tenne durch das Dorf
Geht des Schulzen Macht.

Feuerroth ist sein Gesicht
Und sein Kopf enthaart,
Doch in struppe Ringe legt
Sich sein schwarzer Bart.

In den breiten rothen Gurt
Ist sein Wanst gedrängt
Und sein Leib ins blaue Tuch
Des Kaftans gezwängt.

Stützt sich auf den Knotenstock,
Schaut geruhig drein;
In die neuen Stiefel geht
Ein Maß Korn hinein.

Ohne Besen prächtiglich
Fegt der Schulz den Weg;
Kommt er einem Huhne nah —
Gackert's übern Steg.

Zitternd steht der Bauer, grüßt
Ehrfurchtsvoll den Daus;
Mit Gekreisch die Kinderschar
Flüchtet in das Haus.

In der Tenne steht der Schulz,
Schweigt und athmet schwer,
Streichelt sich den Bart und blickt
Prüfend streng umher.

Funkelnd dehnt der Himmel sich
Blauend wolkenlos,
Und die Sonne flammt und sengt,
Dörrt der Erde Schoß.

In der Tenne lärmt Gedröhn,
Jüngling drischt und Greis;
Männer, Weibern, Mädchen perlt
Auf der Stirn der Schweiß.

Vorwärts! mahnt der strenge Schulz
„Doppelt euren Fleiß!“
Männern, Weibern, Mädchen rinnt
Von der Stirn der Schweiß.

Ein schwarzbraunig schmuckes Ding
Rief der Schulz beiseit,
Sprach ihr ernst vernünftig zu
Und voll Zärtlichkeit.

Doch die Dirne spuckte aus,
Ward wie Blut so roth . . .
Ja, die flotte Jugend kennt
Nicht des Lebens Noth!

Reglos stand der Schulz und hieß
Schweigen den Verdruß . . .
Das gesetzte Alter weiß,
Wie es handeln muß!

Sah sich das Getreide an,
Das gedroschne Korn.
„Uebel ist der Ausdrusch nicht!“
Sprach er, bleich vor Zorn.

Lächelte den Mädchen zu,
Lobte Weib und Mann;
Die schwarzbraunig schmucke Dirn
Sah er drohend an.

„Bis zum Abend säuberst du
Mir die Ställe rein!“
— Herr, erbarme dich! — „Ich will's
Und so wird es sein!“

In der Dirne Herzen wird
Schwankes Sinnen reg;
Ohne Besen prächtiglich
Fegt der Schulz den Weg.

In der Tenne dröhnt Gelärm,
Glüht der Drescher Fleiß:
Auf ein ausgedroschnes Korn
Kommt ein Tropfen Schweiß . . .

Die Spinnerin.

Frostig ist's im Stübchen; draußen
Heult der Windsbraut Macht
Dünne Fäden zwirnt die Greisin
Stumm um Mitternacht.

Hatte sich gelegt zum Schlummer,
Doch der Schlaf kam nicht;
Bangen Herzens wird sie schaffen
Bis ans Morgenlicht.

Und der Kienspan räuchert, knistert,
Huscht den öden Schein
Auf der Greisinn Antlitz. Trostlos,
Schmerzlich blickt sie drein.

Armuth, Armuth! Wenn der Alte
Auch zuzeiten trank —
War erträglich doch das Leben,
Gab's doch Brot im Schrank!

Doch seit er erblindet, gab er
Dem Versucher nach
Und verlor den Halt vollständig —
Ach, der Mensch ist schwach!

Betteln wollt er nicht, und lenken
Konnt er nicht den Pflug!
Keine noch so bittre Kränkung
Gab's, die er nicht trug.

Schweigend trug er sie, nur manchmal
Ward vor Zorn er bleich,
Fluchte seinem Los und schluchzte,
Einem Kinde gleich.

Und dann starb er. Eiseskälte
Starrte Tag und Nacht;
Mit dem Beil ein Grab dem Vater
Hat der Sohn gemacht.

Damals war's ein junger Bursche,
Lockigt, schlank, voll Kraft;
Nimmer hatte Frost noch Hitze
Seinen Leib erschlafft.

Wenn er sprach, so klang die Rede
Wohlgesetzt und klug;
Wie ein Vogellied erklang es,
Sang er hinterm Pflug.

Brannte eine Hütte, drohte
Ein Ertrinkungstod —
Lief zu Hilfe er und brachte
Hilfe in der Noth.

Kraft und Frohsinn und Gesundheit
Gab ihm Gott. Ein Stein
Galt ihm für ein Daunenkissen —
Schlief drauf wohlig ein.

Aber eine neue Hütte
Wollte zimmern er;
Ging als Barkenknecht zur Wolga —
Und kam nimmermehr!

In dem bloßem dünnen Rocke
Stand er tagelang
Knietief in dem kalten Wasser,
Und ward lungenkrank.

Und der Aermste starb! Die Mutter
Weinte sich halb blind
Und verzehrte sich vor Kummer
Um das theure Kind . . .

Und der Span verglimmt, doch endlos
Zieht sich das Gezwirn;
Die Erinnrung quält der Greisin
Müdes Herz und Hirn.

Horch, wie Weinen tönt's und Stöhnen!
An das Fensterglas,
Das bereifte, haucht die Alte . . .
Gott, was deutet das?

Durch das Dorf eilt eine weiße
Menschliche Gestalt
Und verstreut Myriaden Sterne,
Farbig mannigfalt.

Wie die Sterne sprühn! Der Schneesturm
Kracht ans Thor und brüllt . . .
Vor Entsetzen sitzt die Greisin
Starr, ein Geisterbild.



Rechtsbewußtsein.

Mag die Verleumdung wuthverblendet
Mit Steinen wehren meinem Gang —
Ich habe nimmer mich geschändet
Durch Zungenstreit und Gassenzank.

Gehetzt, getrieben in die Enge,
Wußt ich, daß auf die Hinterlist
Und auf den Haß der blöden Menge
Die Antwort nur — Verachtung ist.

Der Feigling nur wird blaß erzittern,
Wenn ihn bestürmt des Pöbels Groll;
Mag's über meinem Haupt gewittern —
Wenn nur die Seele friedevoll!

Ja, meine unbefleckte Ehre
Und das Bewußtsein meiner Pflicht
Dient mir als Stütze und als Wehre,
Läßt meine Kraft erlahmen nicht.

Im Rechte bin ich — und will schweigen!
Gekettet — bleib ich dennoch frei!
Mein Knie wird nie freiwillig beugen
Sich vor des Haufens Tyrannei!

Um Gnade werd ich nimmer flehen,
Die Hand nie reichen einem Knecht;
Und sollt ich auch zu Grunde gehen —
Ich wahre meiner Freiheit Recht!



Thomas Hood,

geboren 23. Mai 1798 in London, bedeutender Humorist und Lyriker, starb am 3. Mai 1845. Durch sein „Lied vom Hemde“ gelangte Hood zu großer Popularität.

Das Lied vom Hemde.

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und roth,
In schlechten Hadern saß ein Weib
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich
Sang sie das „Lied vom Hemde“.

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Sterne glüh'n durch's Dach!
O, lieber Sklavin sein
Bei Türken und bei Heiden,
Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
Als so bei Christen leiden!

„Schaffen! Schaffen! Schaffen,
Bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Augen springen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum —
Dann über den Knöpfen schlaf' ich ein,
Und nähe sie fort im Traum.

„O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schwestern gegeben:
Nicht Linnen ist's was ihr verschleißt —
Nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich
Das ist der Armuth Fluch!
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
Ja, Hemd und Leichentuch!

„Doch was red' ich nur vom Tod,
Dem Knochenmanne! — Ha!
Kaum fürcht' ich seine Schreckgestalt,
Sie gleicht meiner eignen ja!

Sie gleicht mir, weil ich faste,
Weil ich lange nicht geruth
O Gott, daß Brot so theuer ist,
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
Eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
Dort das morsche Dach — nnd Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbrochner Stuhl,
Sonst Nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen —
Vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Wie zur Straf' gefangne Leut'!
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bei Dezembernebel fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
In des Lenzes sonnigem Strahl!
Wenn zwitschernd sich an's Dach
Die erste Schwalbe klammert,
Sich sonnt und Frühlingslieder singt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert.

„O, draußen nur zu sein,
Wo Viol' und Primel sprießen —
Den Himmel über mir,
Und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
Ach, Eine Stunde nur,
Eh' noch es hieß: Ein Mittagsmahl
Für ein Wandeln auf der Flur!

„Ach ja, nur eine Frist,
Wie kurz auch — nicht zur Freude!
Nein, auszuweinen mich einmal
So recht in meinem Leide!
Doch zurück, ihr meine Thränen
Zurück tief in's Gehirn!
Ihr kämt mir schön! netztet beim Nähn
Mir Nadel nur und Zwirn!"

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und roth,
In schlechten Hadern saß ein Weib,
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Auffah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich —
O, schwäng' es laut zu den Reichen sich! —
Sang sie dies „Lied vom Hemde".

Das Lied des Landproletariers.

Ein Spaten, ein Rechen, ein Karst,
Eine Hacke — was es sei!
Ein Tuch zum Sä'n eine Sense zum Mäh'n,
Ein Flegel — einerlei!
Und hier ist 'ne rüst'ge Hand!
Eine Hand für jede Wucht!
Eine Hand, die hart und erfahren ward
In der Arbeit rauher Zucht!

Eine Hand, die den Graben zieht,
Die den Eichbaum kappt oder fällt,
Die auf's schwüle Land die Schwaden legt,
Und umbricht das starre Feld;
Die den Weizenschober deckt,
Die den Roggenschober häuft,
Und immer doch — seid unbesorgt! —
Nach Schwamm oder Zündholz greift.

Wann hätt' ich Scheuer und Hof
Zu entflammen je begehrt?
Der Brand, den zu stiften mich verlangt,
Ist auf des Hauses Herd!
Ist der Brand, der lustig strahlt,
Wo Kinder wimmeln und schrei'n;
Ist der Brand, um den zur Winterszeit
Sie spielen und sich freu'n;
O, wie anders färbt er ihr bleich Gesicht,
Als flackender Höfe Schein!

Ihm der die Dürre schickt
Auf die Flur in seinem Zorn;
Ihm, der die Wiesen ertrinken läßt,
Und den Mehltau wirft auf's Korn:

Ihm stell' ich es anheim,
Zu gebieten seiner Gluth,
Daß des Wucherers Garben sie zerschlägt,
Und die Himmel färbt wie Blut.

Ein Spaten, ein Rechen, ein Karst,
Eine Hacke — was es sei!
Ein Tuch zum Sä'n, eine Sense zum Mäh'n.
Ein Flegel — einerlei!
Laßt das Scheit mich hau'n, laßt das Land mich bau'n
Laßt mich zackern durch's Gefild,
Und flick ich der Wildbahn morschen Zaun,
Glaubt nicht, ich dieb' euer Wild!

Ja, gebt mir Arbeit nur —
Und seiner Gnaden Reh
Und seiner Wohlehrwürden Has'
Sind sicher, wo ich geh'!
Nicht brech' ich ein beim Lord
Um sein blinkend Silberzeug;
Stoß' den Yeoman, der 'nen Seckel trägt,
Nicht in Graben oder Teich!

Wo immer Arbeit ruft —
Nicht die schwerste schlag' ich aus!
Ich steh' meinen Mann, ich greif' sie an,
Zu entgehn dem Armenhaus;
Wo ein grimm und rauh Gesetz
Schier die Luft mißgönnt dem Kind:
Wo Weiber, vor der Männer Tod,
Schon verdammt zu Wittwen sind.

Das nur ist mein Begehr:
Zu verdienen zwischen Licht
Und Dunkelheit, zu jeder Zeit,
Was zum Leben mir gebricht!
Mein täglich Brot, mein nächtlich Bett,
Mein Speck, meinen Tropfen Bier:
Doch nur von der Hand, die da hält das Land —
Geht mit dem Kirchspiel mir!

Kein Armengeld für mich!
Ich bin des Bodens Sohn,
Durch mein Recht auf Arbeit wohl befugt,
Zu verlangen meinen Lohn!
Was Gaben! — Arbeit gebt!
Hier ein Arm und hier ein Bein,
Die Kraft, die Sehnen eines Manns —
Und ich sollt ein Bettler sein?!

Adam's Erbe bin auch ich!
Ja, wie niedrig auch mein Loos;
Zehrt ihr auch von der Erde Fett,
Und ich vom Magern bloß;
Ist mein Rock auch kahl, meine Kost auch schmal: —
Unser Anrecht bleibt sich gleich!
Und was ich habe, dank' ich Gott,
Ihr Herren und nicht euch!

Ein Spaten, ein Rechen, ein Karst,
Eine Hacke, was es sei!
Ein Tuch zum Sä'n, eine Sense zum Mäh'n,
Ein Flegel — einerlei!
Zu Allem bin ich bereit,
Was ihr ehrlich bieten könnt!
Bin's mit Muskel und Sehn' — und Weh' über den,
Der mir meinen Lohn mißgönnt!

Der allsamstäglich beknappt
Meiner Heller knappe Zahl;
Der den Armen giebt an der Kirchenthür,
Doch sie gestern erst bestahl!
Der Schilling, den er zu sparen glaubt,
Wird dem Kargen doch nicht frommen:
Im Spittel oder im Zuchthaus gar
Soll er mir zu Gute kommen!

Die Seufzerbrücke.

Wieder, zu athmen müd',
Müd' ihrer Noth,
Eine, die flüchtend schied
Jach in den Tod!
Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
O, welch' ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Sehet, wie straff ihr Zeug!
Sehet, wie wachstuchgleich!
Kalt rinnt das Wasser ihr
Ab vom Gewande;
Hebt sie mir, tragt sie mir
Liebend vom Strande!

Nimmer mit Hohn und Groll,
Trauernd, erbarmungsvoll,
Anrührt ihr Leibliches!
Nicht ihrer Flecken denkt! —
Was ihr von ihr versenkt,
Ist nur ein Weibliches!

Fragt nicht, aus was für Saat
Aufging die rasche That,
Keimt ihr Empören?
Abwusch die Schmach von ihr,
Nichts ließ der Tod an ihr,
Nichts als der Schönheit Zier
Und Leichenehren!

Keiner verdamme sie!
Hört sie zur Sippe doch
Eva's! — O, wischt ihr die klamme, die
Arme, fickernde Lippe doch!
Küpft ihr die Locken!

Streicht sie ihr trocken,
Preßt sie ihr aus!
Ihre Locken, die braunen! —
Die Leut' indeß staunen:
Wo stand ihr Haus?

Wer war ihr Vater?
Wer ihre Mutter?
Hatt' eine Schwester sie?
Warnte kein Bruder sie
Treu vor dem Falle?
Lebt' ihr kein Lieb'rer noch,
Lebt' ihr kein Näh'rer noch,
Ach, als sie alle?

Himmel! der Seltenheit
Christlicher Mildigkeit! —
's war zum Entsetzen:
In einer Stadt, wie die,
Herdstatt nicht hatte sie,
Dran sich zu setzen!

Schwesterlich, brüderlich,
Väterlich, mütterlich,
Fühlen versehrt!
Was wie auf Fels ihr stand,
Liebe schwand, Treue schwand!
Selbst Gottes Vaterhand
Schien abgekehrt!

Wo der Lampen Helle
Zurückstrahlt die Welle
Wo ihr Schimmer lache,
Aus Saal und Gemache
Vom Keller zum Dache,
Stand sie, die Schwache,
Hauslos bei Nacht!

Wind und Regenguß
Machten sie beben:
Nicht der schwarze Fluß,
Nicht die finstern Streben.
Abgehetzt, wundgehetzt,
Kam sie zu sterben jetzt:

„Fort mich geschnellt. —
Ueb'rall hin, üb'rall hin,
Nur aus der Welt.“

Hinab sprang sie bald auch,
Wie finster, wie kalt auch
Die Themse rann.
Uebers Geländer hier —
Mal' es dir, denk' es dir
Schwelgender Mann!
Wasche sich, trink' aus ihr
Fürder, wer kann!

Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis',
O, welch' ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Eh' noch zu steif und hart,
Jegliches Glied ihr starrt,
Sittsam und linde
Streckt sie zur letzten Ruh!
Drückt ihr die Augen zu,
Starrend so blinde;
Starrend durchs Regnen
Der Lockenträuflung,
Wie dem dort zu begegnen
Mit dem letzten verwegnen
Blick der Verzweiflung.

Also verachtet,
Wahnsinnumnachtet,
Hat die Entehrte,
Reueverzehrte
Sterben gemußt! —
Als ob sie flehte
Still im Gebete,
Kreuzt ihr die Hände
Ueber die Brust!

Kreuzt sie — nicht hehlend
Das Irren der Armen,
Und seufzt es befehlend
Ihres Heilands Erbarmen.



Adelbert von Chamisso,
wurde am 30. Januar 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne geboren, lebte, nachdem seine Eltern durch die Revolution aus Frankreich vertrieben worden waren, in Deutschland und starb am 21. August 1838 in Berlin.

Der Bettler und sein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brod,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns Zwei'n:
Es muß, mein Thier, geschieden sein!
Du bist, wie ich, nun alt und krank;
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht;
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan!

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft
Und stürzt' in die Fluth sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her;
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund,
Es folgt ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Vom Pythagoräischen Lehrsatz.

1835.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz, nach Pythagoras benannt,
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt;
Es thaten kund, geschlachtet und verbrannt,
Ein Hundert Ochsen seine Dankbarkeit.

Die Ochsen seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen;
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Völker und Staaten.

Völker und Staaten, fürwahr ich hörte die Namen erschallen,
Aber ich forschte und sah Pöbel und Könige nur.
Hörte von Edelen auch und Rittern ein häufiges Plappern,
Sah auf den Höhn noch nur Burgen, verfallene, stehn.
Hörte von Vaterland, von Freiheit, hörte von Schlachten,
Hörte von Tugend und Muth, welche die Mannen geziert.
Aber ich sah doch blos ein Gezücht von englischen Doggen,
Das zu des Brotherrn Lust wüthend einander zerriß.

Carl Haupt,

wurde am 4. Februar 1863 zu Berlin geboren, lernte als Bäcker und hat seit seiner frühesten Jugend die Sorgen des Lebens in der mannigfachsten Weise durchgekostet. Seine zahlreichen Lieder sind unter diesem Drucke der Noth entstanden. Haupt lebt gegenwärtig in Berlin.

Für Freiheit und Recht.

Und mögt ihr den stürmischen Freiheitsdrang,
Ihr Großen, ihr Schwarzen, bekämpfen,
Ihr werdet den brausenden Freiheitsgesang
Der stürmenden Völker nicht dämpfen!
Vordringen die Völker mit fröhlichem Muth,
Wie ihr euch auch setzet zur Wehre,
Es stürzet der Herzen heilige Gluth
Die morschen Thron' und Altäre.

Gesprengt sind die Fesseln und frei ist der Geist,
Den ihr darnieder gehalten;
Und wie der Sturm den Erdball umkreist
Und Berge und Felsen kann spalten —
So stürmen die Völker jetzt um euch her,
Um euch, ihr Großen, ihr Schwarzen,
Zu üben an euch, ihr Herrn, nunmehr
Das Amt der zürnenden Parzen.

Wir haben ertragen lange genug
Die schändenden, sklavischen Bande,
Ihr täuscht uns nicht länger durch schnöden Betrug
Und füllt uns die Augen mit Sande.
Nicht länger mehr wollen wir Sklaven sein,
Ein Spielzeug in eueren Händen,
Wir wollen Menschen, wie ihr, auch sein
Und unser Elend nun enden!

Schon leuchten die Fahnen mit heiligem Schein,
Es wehen die flatternden Fahnen!
Wir stürmen mit grollendem Muth hinterdrein,
Wie steil auch führen die Bahnen.
Wir kämpfen für Freiheit und Menschenglück,
Wir kämpfen für gleiche Rechte,
Die ihr uns stets hieß't mit höhnischem Blick
Bis jetzt nur — Pöbel und Knechte!

Am Morgen.

Der weite ferne Horizont flammt wie getaucht in Purpurblut,
Wie hehrer, heilger, lichter Glanz, schönleuchtend so wie Feuers Gluth,
Und wie das flimmert, zuckt und strahlt, wie wilden Wetters Blitzesschein,
Daß schöner nicht der Engelchor in seinem Himmelsglanz kann sein.

Und sieh! aus diesem Flammenmeer entsteigt die Sonn' in holder Pracht,
So prunkend kehrt im Waffenglanz der Sieger heim aus blut'ger Schlacht,
Und wie des Siegers Auge blitzt, so blitzt der Sonne gold'ner Strahl
Und freudig bricht sein magisch Licht hindurch den weiten Weltensaal.

Und was da treibt und was da grünt, wend't freudig sich dem Lichte zu,
Und rings erwacht die weite Flur aus tiefem Traum, aus tiefer Ruh';
Und Thränen, die zur Nacht geweint die Erd' aus ihrem Angesicht,
Vertilgt gar bald mit süßem Kuß der Sonne frohes, gold'nes Licht. —

O Abbild meines stolzen Traum's, du purpurleuchtend Morgenroth,
Erschein dem armen Volke doch, künd' ihm das Ende seiner Noth,
Verkünd' ihm, daß die gold'ne Sonn' entsteigt bald deinem glüh'nden Schaum
Die Freiheit! seiner Hoffnung Stern — daß ihm nicht ein leerer Traum.

So und nicht anders denk' ich mir der Völker Freiheit Aufgang einst,
Wie, Sonne, du die Nacht besiegst und goldig funkelnd niederscheinst,
Wie du die Fluren neu belebst durch deinen warmen Strahlenschein,
Muß der bedrückten Menschheit dann der Freiheit süße Wirkung sein.

Drum sing' ich, heilger Morgen, dir, der uns die Morgenröthe bringt,
Aus derem blut'gem Flammenmeer der Freiheit Sonn' sich muthig ringt —
Entflamme, blitzend Morgenroth, du purpurblut'ges Schlachtgefild,
Aus dem der Völker größtes Glück: Der Freiheit gold'ne Sonne quillt!



Zum ersten Mai.

Der erste Mai! Und goldig strahlt
Die ew'ge Sonne nieder,
Im grünen Kleid die Erde prahlt
Und ringsum jubeln Lieder — —
Und schaut der Proletar die Lust,
Wie muß sein Herz sich dehnen,
Wie muß erfüllen seine Brust
Ein allgewalt'ges Sehnen!

Er sieht: Es kam ins weite Land
Der Lenz mit Sturm und Wettern —
Da ist ein wilder Kampf entbrannt,
Ein Stürzen und Zerschmettern!

Wohl stand der Winter trotzig noch
Und wollte garnicht weichen —
Des Lenzes Kraft, sie siegte doch
Und pflanzte Siegeszeichen. —

Wohlauf, gedrückter Proletar,
Du Knospe schön'rer Zeiten!
Dring' muthig zu der Kämpfer Schaar
Und hilf den Sieg erstreiten!
Der Winter ist die Reaktion —
Du sollst den Frühling bringen!
Wohlauf, der Armuth kräft'ger Sohn,
Dir muß der Sieg gelingen! —

Der erste Mai! Es strahlt die Flur
Im gold'nen Sonnenglanze,
Und überall trägt sie die Spur
Vom lichten Siegeskranze —
Wohlauf zum Kampf mit Kraft und Macht
Auf daß auf dieser Erde
Auch uns der Freiheit Sonne lacht,
Dem Geist' ein Frühling werde!

Auf dem Bau.

Da stehen sie und schwatzen sie und führen große Worte
Und schimpfen wie ein Spatzenschwarm in einem sichern Horte,
Und schwören laut und schwören kühn voll Trotz in ihrer Mienen,
Nicht länger mehr für Lumpengeld noch ihrem Herrn zu dienen.

Sobald der Herr kommt nach dem Bau, so wollen sie's ihm sagen,
Daß sie für diesen Lohn ihr Joch nicht länger wollen tragen;
Und wenn er ihnen nicht gewährt die Ford'rung, die gerechte,
So wollen sie nicht länger sein der Arbeit will'ge Knechte. —

So sprechen sie und schwatzen sie und reichen sich die Hände,
Und thun, als ob ein Ehrenwort sie all' nun treu verbände,
Und warten voller Ungeduld auf ihres Herrn Erscheinen,
Und will er nicht — so wollen sie ihm ihre Kraft verneinen.

Und endlich auf der Arbeitsstell' ist nun ihr Herr erschienen;
Ihm naht sich gleich mit keckem Schritt der Dreisteste von ihnen,
Und trägt ihm vor mit schlichtem Wort der Arbeiter Begehren,
Und sagt, daß er für Alle spricht, daß Alle einig wären. —

Doch als er kaum geendet hat, so brüllt auch schon der Meister:
„So frech zu sein — schämt ihr euch nicht, ihr niederträcht'gen Geister?
Ihr seid wohl toll! Ich geb' nicht mehr! Und wem's nicht mag belieben,
Ihr Kerle, hört's! der kann sogleich auch seiner Wege schieben!

Sie aber, der das Wort geführt, sofort vom Bau herunter!
Doch wer bei mir noch schaffen will, bewege sich nun munter!
Das wär' ja eine schöne Zucht, Vorschriften mir zu machen,
Da ginge ja mein Renomé in alle Winde krachen!" —

Da stehn sie nun so still, so feig, als wie begoss'ne Pudel,
Geängstigt wie vom Schäferhund der feigen Schafe Rudel;
— Der Eine geht erhob'nen Haupts, man hört ihn höhnisch pfeifen,
Indeß die Andern ängstlich flink zum Werkzeug wieder greifen.

Doch draußen dreht der Sprecher sich herum in stolzem Grimme
Und schreit den feigen Seelen zu mit wahrer Donnerstimme:
„So ist es recht, ihr Lumpenkerls! Ich feigen Hundeseelen,
Die wenn der Herr den Rücken dreht, berathen und krakehlen.

Doch ist er da, dann können sie nicht mal bis dreie zählen!
Zuviel bekommt ihr noch an Lohn, müßt euch zu wenig quälen!
Wär' ich der Meister, merkt es euch, ich wollt's noch besser machen:
Die Peitsche solltet kosten ihr, daß euch die Knochen krachen!" —

Dann schreitet stolz er seines Weg's. — Die Andern schuften weiter;
Und schwätzen dies und schwätzen das und lachen keck und heiter — —
Warum sie lachen? Fragt mich nich'. Ich kann es euch nicht sagen. —
Weil ihr Kollege mußte gehn? — Ihr müßt sie selber fragen!

Mein Gebet.

Ich geißle nimmer meinen Leib
Und rutsche blutig meine Kniee,
Verdrehe heuchelnd nicht mein Aug'
Bis Abends spät von Morgens frühe.

Ich faste nicht um meine Sünd',
Ich fühl' mich nicht dazu bewogen;
Die Thoren, die es thun, däucht mir,
Die haben sich nur selbst betrogen.

Denn dazu ist der Mensch nicht da,
Daß er sein Leben soll verkümmern;
Und alle fromme Narretei
Wird nur des Menschen Loos verschlimmern.

Nein! Wenn ich beten will zu Gott,
So sing' ich eine schlichte Weise,
Von meinem Glück und meinem Leid —
Und wer ist, der ihn besser preise? —

An die Reichen.

Fragt ihr nach der Armen Loos
Und nach ihrem Wohlergehen,
Die im Schweiß für euer Glück
Emsig mühen sich und drehen?
Die für lange Arbeitszeit
Von euch kargen Lohn empfangen
Der nicht mal für's dürft'ge Brot
Ihrer Lieben recht mag langen? —

Nein, o nein, ihr fragt nicht nach,
Ob entkräftet sie mag strecken
Hunger auf das Lager hin,
Ob sie schaarenweis' verrecken!
Wärens Pferde, ja, nur Hunde,
Die ihr müßt für Geld erwerben,
O, es würd euch tief bekümmern!
Aber so — laßt sie verderben!!

Fragt ihr, ob den sauren Schweiß
Eine frohe Stunde lohne?
Ob auch nur minutenlang
Je das Glück ihr Herz bewohne? —
Nein, o nein, ihr fragt nicht nach!
Mögen sie doch vegetiren,
Wenn nur Gold und Edelstein'
Eure feilen Leiber zieren!

Aber warte, Heuchlerbrut,
Die in Kirche und im Tempel
Pharisäerhaft stets ist
Echter Frömmigkeit Exempel!
Die durch feiler Söldner Mund
Pred'gen läßt den blassen Armen,
Daß einst der Entsagung Lohn
Sei des Ewigen Erbarmen —

Warte, warte, Heuchlerbrut,
Bald ja wird die Stunde tagen,
Wo der Unterdrückten Muth
Sich erhebt zu kühnem Wagen!
Dann, ja dann — doch schweig mein Lied;
Denn sie werden's selber wissen,
Was als einzig rechten Lohn
Sie von uns erwarten müssen!



Stimmt an ein Lied — —.

Stimmt an ein Lied aus tiefster Brust
Und singt von Lust und Liebe —
Der Freiheit doch gebühr' der Preis
In eurem Sangestriebe.

Denn Freiheit, Freiheit nur allein
Ist alles Lebens Amme.
Sie rührt allein ein stolzes Herz
Und facht's zu heil'ger Flamme.

Und nur allein, wo Freiheit blüht,
Gedeiht der Drang zum Guten;
Ein Herz, das echt für Freiheit glüht,
Kann selbst für sie verbluten.

Jedoch des feigen Knechtes Sinn
Wird nie sich hoch erheben;
Als Kriecher wandelt er dahin
Und wie ein Vieh durch's Leben.

Und faselt er von Freiheit auch
Und trägt gar hoch die Nase —
'S ist doch nur angelernter Brauch
Und was er spricht, ist Phrase.

Zwar trägt sein Kriechen reichen Lohn
Und schafft ihm Amt und Würden,
Indeß der Freiheit treuer Sohn
Muß dulden Schmach und Bürden.

Dem Kriecher schmückt der Orden Zahl,
Am Band die Brust, die feige,
Der Freiheit Sohn winkt Noth und Qual
Auf seinem Lebenssteige.

Doch wie dem sei, stimmt an den Sang,
Von Freiheit soll er tönen!
Es treff' sein heil'ger Donnerklang
In's Herz den Knechtschaftssöhnen.

Stimmt an! Stimmt an! Es glüh' das Herz!
Es loh' die heil'ge Flamme!
Und jubelnd dring' es himmelwärts:
Freiheit ist unsre Amme!



Johann Gottfried Seume,
geboren am 27. Januar 1763 in Poserna bei Weißenfels, starb nach einem schicksalsreichen Leben am 13. Juni 1810 in Teplitz. Durch seinen „Spaziergang nach Syrakus“ ist Seume in weiteren Volkskreisen bekannt geworden.

Guter Rath.

Du willst es; gut, so sollst du meine Lehren
Zur Abfahrt auf die Reise hören.
Du gehst jetzt in die große Welt,
Und gleich zu gelten, Lieber, fehlt dir Geld:
Denn Geld nur gilt, wie schon die Sprache lehrt,
Und Gold allein gibt stracks dem Manne Werth.
Und diesen Mangel auszufüllen,
Mußt du nach manches Thoren Grillen
Die Fahne deines Lebens drehn,
Um durch die Klippen glücklich hin zu gehn.
Fürs erste suche zu studiren,
Mit welcher Art von Menschenthieren
Das Schicksal dich zusammenschlägt;
Auf welchem Punkte du sie kannst berühren,
Und was ihr Geist für Farbe trägt.
Verleugne dich; laß nie den Menschen blicken:
Denn Menschheit ist nun vor der Hand
Fast überall noch Contreband',
Und ihr Phantom wird oft nur ausgespannt,
Den Sinn der Blöden zu berücken.
Schnell lerne dich mit Anstand bücken,
Und in der Mode welschem Ton,
Der frevelnden Vernunft zum Hohn,
Nonsensikalisch Formeln flicken.
Leg' auf das warme Menschenherz,
Damit in kindischen Gefühlen
Die Knabenadern dir nicht Streiche spielen,
Ein dreifach dickes, kaltes Erz.
Laß die Moral den Schulmonarchen,
Und suche bald im ersten, hohen Rausch
Mit überlegtem klugen Tausch
Der Schule Dünste wegzuschnarchen,
Schließ dich an reiche, goldne Narren
Mit wohlbetagter Narrheit an!

Sonst kannst du auf Fortunens Bahn
Umsonst Olympiaden karren.
Erfrech' dich nie, Vernunft zu haben,
Die deinem Gönner widerspricht,
Und schlüg' er, wie die Fibelknaben,
Dem Menschensinn ins Angesicht.
Wag' nie die alte Nebeldecke
Der bunten und der schwarzen Röcke,
Aus welcher Bann und lange Flüche rauchen,
Mit Phöbus Lichtstrahl anzuhauchen.
Sprich keck; nur wage keine Kasten
Mit deiner Kühnheit anzutasten.
Red' in der Selbstsucht hohem Grimme,
So oft man dein Verdienst verkennt,
Von deinem Werth mit Stentors Eisenstimme,
Bis dich auch die Belohnungsliste nennt.
Sei groß bei Kleinen, und bei Großen klein;
Im Tadel beißend klug, im Lobe fein;
Doch sage stets mit Peter Squenz,
Vortrefflich! zu der Excellenz.
Bei allen Abderitenstreichen halte
Den kleinsten Muskel in der Falte:
Versuch' es nie dem Laster nachzuspüren,
Und Tugend zu analysiren.
Ergreif' die Laune, die den Mann besitzt,
Mit Kunst, so lange sie dir nützt.
Laß nie das Ehrgefühl dich drücken,
Das manchem, wenn er weiter zielt,
So oft noch Schülerstreiche spielt.
Vor Dunsen und vor Schurken dich zu bücken,
Sei Kuppler; noch in jedem Lande
Erwirbt man klug sich Ruhm durch Schande!
Sei blind mit Fleiß und dumm aus List,
Bis du auf deinem Boden bist
Hilf Schwärmern fluchen, Schuldnern speculiren;
Hilf Süßlern winseln, Weibern radotiren;
Und fasse weislich die Gelegenheit,
So oft sie dir die Lockenstirne beut.
Lies Horoskopen in des Weibes Miene,
Und sprich den jungen Faun zum Amorine.
Sei Frömmler und sei Freigeist nach dem Ton,
Jetzt der Vernunft, dem Glauben jetzt zum Hohn.
Ersinne dir die lieblichste Caresse
Für jeder Dame Lieblingshund,
Und lauf' galant die Füße wund,
Und nimm am Ende die Maitresse.
Sei Proteus, wechsle die Gestalten;
Und laß dich unter keiner halten,

Bis du dich ins Gewicht gebracht;
Das dann in der Geschäfte Schale
Mit einem Male
Für dich auch eine Schnellung macht.
Dann kannst du mit Behaglichkeit
Die gute, liebe Lebenszeit
Nach deiner eignen Weise lungern;
Wo nicht, so lerne nur getrost
Philosophie mit magrer Kost,
Und dann und wann recht tapfer hungern.

Elegie auf einem Feste zu Warschau.

Si natura negat, facit indignatio versum.

„Was ist Wahrheit?“ fragt am Richterstuhle
Jener brave Heide seinen Mann.
Große Frage, die noch keine Schule
Aus dem Weisheitsnimbus lösen kann!

Menschen, Widerspruch im großen Ringe,
Räthsel, in der Kette dieser Welt,
Zwischen Thier und Engel Mitteldinge,
Durch Vernunft geadelt und entstellt.

Vater, der du diesen Götterfunken
Himmelsinns in unser Wesen schlugst,
Und die Erdenseele feuertrunken
Zum Gedanken deiner Größe trugst!

Hast du zur Verdammniß Licht und Leben,
Als du unsre Existenz gebarst,
Deinen Neuerschaffenen gegeben,
Denen du im Zorne gütig warst?

Was ist Wahrheit? sprecht von euerm Throne,
Wo ihr metaphysisch dunkel schwebt,
Von Confuzen bis zu Mendelssohne,
Und im Nebel Hypothesen webt.

Ha! ihr tappt mit eurer Blendlaterne
Weisheitstrunken durch die tiefe Nacht,
Träumet in dem Irrlicht Sonnensterne,
Bis ihr spät zum Todesschlaf erwacht.

Menschheit, arme Menschheit, deine Lehrer,
Alle deine Weisen wissen nichts;
Flattern, ihrer Hirngeburt Verehrer,
Gleich Insekten um den Strahl des Lichts.

Und die Bosheit, die im Finstern schleichet,
Fasset schnell der Schwachheit Taumelgeist,
Bis sie ihr den süßen Giftkelch reichet,
Und die Sklavin hin ins Elend reißt.

Wenn der Menschenmaler seinen Pinsel
In der Schwermuth schwarze Farben taucht,
Und Bedrückung, Kummer und Gewinsel,
Stolz und Knechtschaft in die Gruppe haucht;

Weinet unserm göttlichen Geschlechte
Eine Thräne bei dem Trauerstück:
Seht, man gräbt das Grab der Menschenrechte,
Und wer ruft Gestorbene zurück?

Dort verzehren mystische Magnaten
Ihres Landes Fett in Schwelgerei:
Und der Pflüger, stets der Kern der Staaten,
Jammert bei der ihm gelass'nen Spreu.

Und die edlen Menschenmäkler zählen
In des Mammons großem Rechnenbuch
Ihre Schätze nur nach Menschenseelen,
Und ihr Segen ist der Knechte Fluch!

Mit umglühter heißer Stirne frohnen
Unter der Despoten Eisenstab
Ganze, große, schöne Nationen
Von der Kummerwiege bis ins Grab.

Freiheit ist ein Schall vor ihren Ohren;
Der Gedanke wäre Hochverrath;
Weil zum Troß der Sklaverei geboren
Unsinn ihren Geist gefesselt hat.

Und auf ihrem Wolkenthrone sitzet
Ringsumher die alte Möncherei,
Blicket grimm, aufs Vorurtheil gestützet,
Und ihr Scepter wieget schwer wie Blei.

Unter ihrem schwarzen Rabenflügel
Zischen die Kabalenzungen Gift
Brechen Laurer frech das Freundschaftssiegel,
Sinkt dem Streiche, wen der Spürhund trifft.

Ihre Geier drohn in allen Zonen,
Wo die unterdrückte Wahrheit spricht,
Mit Bastillen, Inquisitionen,
Thürmen, Minen, Eisen, Blutgericht.

Wenn Banditen nur mit Dolchen morden,
Bleicht man ihren Schädel auf dem Holz;
Aber wenn der Helden Troß in Horden
Länder würget, sind die Helden stolz.

Wenn der Mann dem Manne, der ihm glaubet,
Seinen Seckel stiehlt, ist's Betrug;
Aber Herrschsucht, die Provinzen raubet,
Nennt der Staatskunst hohe Schule klug.

Durch der Politiker schiefe Brille
Ist Moralität ein Possenspiel,
Und Gerechtigkeit nur eine Grille,
Die in Philosophenschädel fiel.

Arme Brüder, hat euch Gott zu Ketten,
Zu des Unsinns Eisenjoch gemacht?
Und vermag kein Rächer euch zu retten
Aus der Vorurtheile langer Nacht?

Strahlenwahrheit ist euch noch zu helle,
Freiheit selbst wird eurer Ruhe Grab;
Und ihr trinkt Berauschung aus der Quelle,
Die der Schöpfer nur zur Stärkung gab.

Gleich Insekten kriechet ihr als Knechte
Unter Frohngebot und Knutenhieb;
Und ihr würgt am eigenen Geschlechte,
Wo euch die Vernunft den Freibrief schrieb.

Elend in der Sklaverei, und blutig,
Wo die Freiheit ihren Fittig schwingt;
Ha! wer wagt es noch, der groß und muthig
Nach dem schönen Menschenrechte ringt?

Menschen, Widerspruch im großen Ringe,
Räthsel in der Kette dieser Welt,
Zwischen Thier und Engel Mitteldinge,
Durch Vernunft geadelt und entstellt!

Hier sitzt, um die Nachwelt zu betrügen,
Menschenfeindlich glotzend, ein Gesicht,
Spähet aus dem Staub gelehrte Lügen
Für den jämmerlichsten Bösewicht.

Dort wirft von dem hohen Rednerstuhle
Eine Bonzenseele schleichend Gift,
Spinnet mit der Ketzerei der Schule
Zwietracht aus dem Friedensbrief der Schrift.

Hier durchwühlt der Geiz mit Gnomenfreude,
Unbekümmert um der Waisen Fluch,
Seiner Koffer goldnes Eingeweide,
Und durchzählt sein langes Rentenbuch.

Dort durchspähn, die Richter zu bestricken,
Weil ein Schurke schwere Säcke beut,
Rabulisten mit Hyänenblicken
Jedes Schlupfloch der Gerechtigkeit

Und der Richter wägt die feilen Sprüche,
Wohl und Weh, nach goldnen Gründen ab;
Und ein Kuß macht in Gesetze Brüche,
Den ihm schmeichelnd eine Dirne gab.

Hingeführt an Amors seidnem Fädchen,
Geht der Stolze Stoiker und sucht
Knieend vor dem zauberischen Mädchen
Heute etwas, dem er morgen flucht.

Gott, du schufst so herrlich schön die Erde,
Nicht zum Sitz für Tyrannei und Trug,
Als dein väterliches Machtwort „Werde!"
Aus dem Nichts die Sonnenbälle schlug.

Bosheit, Herrschsucht, Geiz und Wollust haben
Deine schöne Symmetrie zerstört,
Gießen Gift in deine Himmelsgaben,
Daß sich traurig Hirn und Herz empört.

Einsam soll mich eine Felsengrotte
Und ein Eichbaum decken, wo die Welt
Nicht sarkastisch lächelt, nicht im Spotte
Urtheil über Bürgertugend hält.

Und wenn das Gerücht mir dann verkündet,
Daß die Menschen stets noch Thoren sind,
Weht es leiser, und sein Hauch verschwindet
Schneller durch des Lenzes Abendwind.

Und ich singe mit der Morgenröthe
Bei der Quelle meinen Weihgesang;
Und des Abends haucht die Silberflöte
Ruhe längs des Berges Felsenhang.

Neben meiner kleinen Binsenhütte
Grab' ich an dem Eichbaum meine Gruft,
Bis mich Graukopf einst mit leisem Tritte
Sanft der Tod zum großen Abend ruft.



Arthur Fitger,

geb. am 4. Oktober 1840 in Delmenhorst, Verfasser zahlreicher Dramen, formgewandter Lyriker, lebt gegenwärtig in Bremen.

2. Corinther 8, Vers 9.

Die Amtswohnung des neuen Herrn Pastor
Möblirt ein reicher alter Jungfernchor;
Eins, zwei, drei Möbelwagen fahren vor.

Fauteuil und Sopha, Eßtisch und Buffett,
Bratofen, Fliegen-, Eisschrank, Ehebett,
Silber- und Porzellanservice komplett.

Kompott, Konserven haufenweis beschafft.
Der Mettwurst Anmuth und des Schinkens Kraft,
In Faß und Flaschen edler Rebensaft. —

Besonders fehl' ein Christusangesicht,
In goldnem Rahmen überm Schreibtisch nicht,
Deß dornumrankte Inschrift also spricht:

„Bedenk', daß unser Heiland Jesus Christ
Um deinetwillen arm geworden ist,
Und daß du reich durch seine Armuth bist."

Hochzeit.

Beim Pfarrer sind wir nicht gewesen;
Was ging sein Segensspruch uns an?
Wir sprangen dreimal über'n Besen
Und hielten uns als Weib und Mann.

Wir luden keine Herr'n und Damen,
Und kein Bankett hat uns umtobt,
Doch Sonne, Mond und Stern' vernahmen,
Wie wir uns Treu' um Treu' gelobt.

Wir wechselten nicht güldne Ringe;
Wir gaben Lieb' um Liebe hin;
Doch beut kein reicheres Brautgedinge
Der König seiner Königin.

Sturmlied.

O begeisterungsseliges Grausen,
Das des Knaben Busen hob,
Wenn des Frühlings Siegesbrausen
Jauchzend durch die Wälder schnob'
Kühn zu thronen
In den Kronen
Schwanker Pappeln, o Lust! o Lust!
Und ein Sturm des Thatendranges
Brach auf Wogen des Gesanges
Sehnsuchtswild aus meiner Brust:

„Beugt sich, Sturm, vor deinem Grimme
Ast zu Ast mit Angstgestöhn,
Eines Welterob'rers Stimme
Hör' ich in den Wolkenhöhn.
Mit zu fliegen,
Mit zu siegen,
Dunkler Heros, starker Nord,
Zu unsterblichen Gefechten
Mit Tyrannen und mit Knechten
Reiß mich auf und trag mich fort!“

Und du hast mich fortgetragen,
Und vollendet ist mein Lauf,
Bin zerschmettert und zerschlagen; —
Aber dich — was hält dich auf!
Früh gefallen
Hör' ich schallen
Ueber meiner Gruft dein Wehn:
„Der Gedanke, dem dein Leben
Opfernd du dahingegeben,
Siegend wird er weiter gehn.“



Friedrich v. Bodenstedt,

geboren 22. April 1819 in Peine, bekannter Dichter und Schriftsteller, Verfasser der in 119 Auflagen verbreiteten „Lieder des Mirza Schaffy". Gestorben am 18. April 1892.

Die Macht des Rechts.

Tyrannen können Furcht erzeugen,
In's Joch der Völker Nacken beugen;
Mit blankem Golde Söldnerhaufen,
Falsches Gericht und Zeugniß kaufen!
Erwecken falsches Heldenthum
Wie falsche Ehr' und falschen Ruhm:
Die große Menge lang bethören,
Doch nie den Sinn für's Recht zerstören.
Im tiefsten Herzen wohnt der Drang
Nach Recht und Licht. Was noch so lang
Dem Volsverstande unverständlich,
Das Volksgefühl begreift es endlich.
Und wo das Recht sein Haupt erhoben,
Ist alles Blendwerk schnell zerstoben,
Und mit Verachtung stürzen sieht
Das Volk die Macht, vor der's gekniet.
Es wundert sich, daß es so lange
Blind sich gebeugt dem schnöden Zwange,
Der, wie die mächt'ge Nebelwolke
Beim Nah'n der Sonne, rasch zerstiebt
Vor einem kraftbewußtem Volke,
Das ehrlich Recht und Freiheit liebt.

Pfaffenweisheit.

Es hat einmal ein Thor gesagt,
Daß der Mensch zum Leiden geboren worden;
Seitdem ist dies, — Gott sei's geklagt! —
Der Spruch aller gläubigen Thoren geworden.

Und weil die Menge aus Thoren besteht,
Ist die Luft im Lande verschworen worden,
Es ist der Blick des Volkes kurz,
Und lang sind seine Ohren worden.

Krieg und Christenthum.

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel und wie ihr wollt verkünden,
Nur schweigt von eurem Christenthum,
Gepredigt aus Kanonenschlünden!
Bedürft ihr Proben eures Muths,
So schlagt euch wie die Heiden weiland,
Vergießt so viel ihr müßt des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland.
Noch gläubig schlägt das Türkenheer
Die Schlacht zum Ruhme seines Allah.
Wir haben keinen Odin mehr,
Todt sind die Götter der Walhalla.
Seid was ihr wollt, doch ganz und frei,
Auf dieser Seite wie auf jener,
Verhaßt ist mir die Heuchelei
Der kriegerischen Nazarener.



Die Noth.

Kein schlimm'res Unglück als der Tod
Der liebsten Menschen — ist die Noth!
Sie läßt nicht sterben nnd nicht leben,
Sie streift des Lebens Blüthe ab,
Streift, was uns Lieblichstes gegeben,
Vom Herzen und Gemüthe ab!

Den Stolz des Weisesten selbst beugt sie,
Daß er der Dummheit dienstbar werde —
Der Sorgen bitterste erzeugt sie,
Denn man muß leben auf der Erde.

Noth ist das Grab der Poesie
Und macht uns Menschen dienstbar, die
Man lieber stolz zerdrücken möchte,
Als sich vor ihnen bücken möchte.



Anastasius Grün

(Anton Alexander Graf von Auersperg), geb. am 11. April 1806 in Laibach, liberaler Dichter und Politiker, als solcher auch im Jahre 1848 im Interesse des Volkes thätig, starb am 12. September 1876 in Graz.

Aus „Spaziergänge eines Wiener Poeten“: Sieg der Freiheit.

Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt.
Traun, es wird euch wenig frommen, daß fortan ihr taub euch stellt!
Mild und bittend sprach sie einstens; eure Taubheit zwang sie jetzt,
Daß sie in Kanonendonner nun ihr Wort euch übersetzt.
Freiheit, die erkor'ne Jungfrau, schwingt das Banner unsrer Zeit;
Daß fortan ihr blind euch stellet, o fürwahr, es hilft nicht weit!
Da ihr nicht gesehn das Banner, als es weiß und rein und hell,
Ei was Wunder, wenn mit Blute sie's gefärbt nun roth und grell!
Ihr nur habt die schöne Jungfrau mit dem Kriegesgott gepaart!
Waffenspiel und Blutgewänder sind wohl sonst nicht ihre Art.
Aber siegen muß sie immer! dies bleibt ihre Art und Macht,
Ueber Herzen in dem Hause, über Speere in der Schlacht!
Wenn mit Rocken nicht und Spindel und mit Wort und Blicken süß,
So als erzgeschuppte Pallas mit dem Schwert und Schild gewiß!
Und bei uns auch wird sie siegen, ja ich künd' es laut und frei:
Wunsch und Hoffnung meines Herzens riefen gern den Sieg herbei!
Dort auf dem vulkan'schen Boden muß wohl ein Vesuv es sein,
Der die Luft mit Flammenruthen wieder fege hell und rein.
Dort auf stürmereichem Meere tobt sich erst das Wetter aus,
Eh erhellt, gereint, geläutert prangt des Aethers blaues Haus.
Doch in unserm Rebenlande, Saatenfeld und Blüthenau,
G'nügt ein lauer Frühlingsregen, frische Luft und Morgenthau.
Fürchtet nicht die edle Gährung; gährt ja doch auch unser Wein,
Daß er zwiefach dann erquicke, doppelt golden süß und rein.
Nicht das Schwert sei unsre Waffe, nein, das Wort, Licht und Gesetz!
Denn der fröhlich heitre Sieger ist der schönste Sieger stets.
Seht den Lenz, den Freiheitshelden, lernt von ihm es, wie man siegt
Wenn mit dem Tyrannen Winter er im harten Kampfe liegt!
Ein Despote ist der Winter, gar ein arger Obskurant,
Denn in seine langen Nächte hüllt' er ewig gern das Land;
Winter ist ein arger Zwingherr: in den eis'gen Fesseln fest
Hält des Lebens freiheitsluft'ge frische Quellen er gepreßt.
Sieh', im Lager überrumpelt hat den trägen Alten schnell
Jetzt mit seinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenstrahlen seine Schwerter, grüne Halme seine Speer'!
O wie Strahlen und wie blitzen Speer und Schwerter rings umher!
Seine Trommler und Trompeter das sind Fink und Nachtigall
Sein Marseillaise pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall.

Bomben sind die Blumenknospen, Kugeln ist der Morgenthau;
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au!
Und den Farbelosen, denen die drei Farben schon zuviel,
Zeigt er keck des Regenbogens ganzes, buntes Farbenspiel.
Als Kokarden junger Freiheit hat er Blüthen ausgesät,
Ha, wie rings das Land voll bunter, farbiger Kokarden steht!
Rundum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand gesetzt;
Ja, im gold'nen Sonnenbrande glänzen hell und blank sie jetzt.
Drüber flatternd hoch sein Banner ätherblau und leuchtend weht,
D'rin als Schild ein Rosenwölkchen mit der Inschrift: Freiheit! steht.
Hei, der Winter ist geschlagen! und mit seinem Fesselband,
Seinem Froste, seinen Nächten flieht er fort nun aus dem Land.
Frei und fröhlich zieht statt seiner rasch der junge Sieger ein
Mit Gesang und grünen Kränzen, Blüthenscherz und Sonnenschein!
Und in grüne Farbe kleidet er Gebirge, Thal und Hain:
Freiheit geb' ich euch und Gleichheit! Gleich beglückt sollt all' ihr sein!....

Ungebetene Gäste.

Des Festes Ordner schreitet durch den Saal,
Ein kleiner Herrgott, dessen Wort befahl;
„Verkörpert sei der Seele liebster Traum,
Das schönste Gotteswort: Es werde Licht!"
Wie Stern bei Stern rings Kerz' an Kerze dicht!
Ein glanzvoll Firmament war dieser Raum;
Als Monde, Sonnen um den Glanzpreis ringen
Lichtkolben, Kandelaber, Girandolen;
Daß nicht den Lichtbewohnern fehlen Schwingen,
Wob Flügel auch Musik um Leib und Sohlen.
Nun trittst du, Jungfrau, ein mit zagem Tritt,
Ins dunkle Trugmeer Welt dein erster Schritt!
Du bebst und könntest kühn, allein von Allen,
Aufrecht und stolz im schärfsten Lichtstrahl wallen,
Denn deines Leibs entdeckt er keine Fehle
Und findet keinen Makel Deiner Seele.
Und doch führst du zum Fest an zarter Hand
Ein wüst Gefolg unheimlicher Gestalten, —
Unzart ihr Leib, unfestlich ihr Gewand,
Geballt die Faust beinah, die Stirn in Falten; —
Nicht kennend der Gesellschaft Grund und Veste,
Die Satzung, bändigend die Anarchie
Von Frack und Handschuh, von Krawatt' und Weste.
Fort wies' empört der Troß der Diener sie,
Doch sieht mein Aug' allein die finstern Gäste.
Da ist ein Mann, Seewasser in den Haaren,
Ein langgeborner Triton, der gefahren
In seiner Glocke dunklem Todtenschrein

Zum tiefsten Meeresgrund um deinetwegen,
Dir schöne Perlen um den Hals zu legen.
Der hat ein Anrecht wohl, dir nah zu sein?
Da ist der Bergmann, ein ergreister Knabe,
Mit Schurzfell, Grubenlicht und Hämmerlein;
Er hat sich selbst geweiht zum frühen Grabe,
Aus grünen Thalen, sonniger Luft gebannt,
Daß aus der Tiefe gold'nes Erz er bringe
Für deine blanken Spangen, deine Ringe,
Die neidenswerth dir küssen Arm und Hand.
Der Lampe rothes Zünglein überschimmert
Gar seltsam grell den Glanz, der ringsum flimmert,
Ein Blutfleck scheint's, auf weißen Schleier fallend,
Ein Wehschrei, durch des Wohllauts Wogen hallend! —
Da ist ein Mann, der Riesenberge Sohn,
Ein frommer Christ, er betet, hustet, fastet
Am Webestuhl, deſſ' Schifflein nimmer rastet,
Und darbt mit Weib und Kind seit Jahren schon,
Der Linnen feinst Gespinnst um dich zu legen,
Das dich umschmiegt, rein, wie ein Vatersegen. —
Da ist die Blumenmaid, Jungfrau, wie du,
Doch bleich und abgehärmt! Kein Frühlingswind
Spielt je um's Lockenhaar dem blassen Kind;
Sie schloß ihr Thor den Frühlingswonnen zu,
Um selbst dein Lenz zu sein in Wintersruh',
Dir Blumen bildend aus bemalten Flittern,
Die farbig als Guirland' um's Haupt dir zittern,
Wenn starr die Erde, todeskalt die Luft;
Dem Kranz nur fehlt die Blumenseele: Duft;
Mahnt er dich nicht an jene, die ihn wand?
Da ist das fremde Weib mit kranken Buben,
Ein Feigenblatt von Woll' ihr Festgewand,
Man hieße frech es, wär' es nicht so elend!
Sie leben wühlend in Brasiliens Gruben,
Den Demant dir und sich das Fieber wählend. —
Das ist ein Knabe, vorgereift dem Alter,
Gesandt zum Seelentod in Lasterschulen,
Zur großen Werkstatt, mit den Seidenspulen
Ein Bändchen dir zu wirken, bunt wie Falter;
Er selbst ein Seidenwürmlein, — sterben muß es,
Bevor zum Flug entfaltet seine Schwingen.
Leichtsinnig flattern deines Bandes Schlingen,
Vergaß es ganz das Säuseln seines Grußes? —
Da ist ein Seemann braun vom Sonnenbade,
Mit rother Schärp' und braunem Lederhut;
Er fuhr durch Sturmwindbrausen, Tropengluth,
Damit ein Shawl von Hindostans Gestade
Dir weich und warm mag um die Schulter fallen,

Daß nicht im Frei'n der Nachtluft leises Wallen
Den tanzerhitzten Lebensgeistern schade.
Zerstört, geknickt, entweiht so viele Leben,
Daß du ein Stündchen magst im Reigen schweben,
O Jungfrau, unschuldsvoll und seelenrein!
Du siehst sie nicht, ich sehe sie allein,
An deine Lichtgestalt sich finster reih'n
Und frage nicht die schwarzen Schatten weiter,
Der dunkleren Gestalten Festbegleiter.

Unsere Zeit.

Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht;
Schöff' und Räthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht.
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Geruf'ne; denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit.
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich.
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?"

„Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit, so hell, so rein;
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;
Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus."

„Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld, da ihr Disteln ausgesät,
Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar focht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit."

„Zeit ist eine stumme Harfe; prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Sturm und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein!



Konrad Beißwanger,

geboren am 18. März 1869 zu Oettingen (Ries), gelernter Buchdrucker, ist Inhaber des unter der Firma „Litterarisches Bureau Nürnberg“ von ihm betriebenen Verlagsgeschäftes.



Traum und Wirklichkeit.

Vorwärts eilt die Göttin Freiheit,
Bricht der Ketten hemmend Band,
Kraftvoll wirft sie in die Menschheit
Der Erkenntniß Feuerbrand.

Segen folget ihren Spuren,
Frohsinn zeichnet ihren Lauf,
Die befreiten Kreaturen
Blicken jubelnd zu ihr auf.

Alte Frohn und alte Rechte
Sind gebannt aus Stadt und Land
Um die Herren, um die Knechte
Schlinget sich der Gleichheit Band.

Sonnengold und Rosendüfte
Weben auf der Erdenrund',
Menschenkinder — schwergeprüfte —
Einigend zum Völkerbund.

Fort sind Throne und Altäre
In der Rumpelkammer Graus,
In der Freiheit goldner Sphäre
Wird Natur zum Gotteshaus.

Da wo eitle Fürsten strahlten
Wohnt jetzt die Gerechtigkeit,
Und wo freche Schranzen prahlten
Thronet nun Einträchtigkeit.

Ringsum hat ein neues: Werde!
Uns den Himmel aufgebaut,
Freiheit, die so oft begehrte,
Jedem Menschen angetraut.

Endlich ist das Ziel erzwungen,
Darum das menschliche Geschlecht
Seit Jahrtausenden gerungen:
Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht!

— — — — — — — — — — — —

Also träumt ich, doch erwachend
Seh ich rings die Fesseln noch,
Seh ich rings, des Volkes lachend,
Söldner frech; das Volk im Joch.

Blöden, abgestumpften Geistes
Eitle Herren; wie verthiert
Zittern Knechte, wenn ein feistes
Herrenantlitz sichtbar wird.

Freie Männer seh ich wanken
Und vor feilen Schergen flieh'n,
Seh die Mörder der Gedanken
Ringsum durch die Lande zieh'n.

Freiheitsfeinde auf den Thronen,
Herrenfreunde am Altar,
Schätze sammelnd für die Drohnen
Rings der Arbeitsbienen Schaar.

Freiheit gleich der frechen Dirne
Ausgestoßen und verbannt,
Ihren Jüngern auf die Stirne
Ein Verbrechermal gebrannt.

— — — — — — — — — — — —

Sehnsucht, wilde ungestillte
Mir durch meine Seele strich,
Als ich jenes Traumgebilde
Mit der Wirklichkeit verglich.



Schließt Euch an!

Ermunterungsruf an die Arbeiterfrauen.

Frisch heraus aus Euren Hütten,
Tretet ein in uns're Reih'n,
Die Ihr lang genug gelitten,
Sucht euch endlich zu befrei'n.

Lang genug habt Ihr geschmachtet
In der Sklaverei der Noth, —
Ohne Rechte, stets mißachtet,
Euch die Welt nur Leiden bot.

Drum heraus aus Euren Hütten,
Drum heraus aus Eurer Qual,
Frisch und muthig mitgestritten,
Mehrt der Freiheitskämpfer Zahl.

Fechtet, kämpft mit Wort und Thaten
Gegen Lug und Infamie,
Schleudert Blitze, Leuchtgranaten
In die Nacht der Lethargie.

Laßt die Siegesbanner wehen,
Für ein freieres Geschlecht,
Und in Strahlenglanz erstehen:
Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht!



Dr. Richard Dehmel,
geboren am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf, lebt gegenwärtig in Berlin-Pankow. Ein sehr fruchtbarer Poet mit kernigem Individualismus.

Ein Märtyrer.

Jetzt sollt ihr hören ein rauhes Lied,
Von Zagen und Erbarmen leer!
Der Winternachtssturm schreit im Riet
Und peitscht das Schilf wie Heu umher!
Vor seinem Schnauben erstarrt das Moor,
Zerknicken die Binsen, zerbricht das Rohr.

Die Hütte umheult er am Heiderand
Und schüttelt die Pfosten der riesigen Wand
Und reißt an den Haspen und Sparren,
Daß im Froste sie kreischen und knarren,
Und drinnen die Kinder erschauern
Und dichter zur Mutter sich kauern.

Die streckt von Aengsten dumpf gerührt
Zum Vater, der finster mit hastiger Faust
Flugschriften zu Stößen und Ballen schnürt,
Die bittenden, zitternden Hände:
„Ach, Mann! Geh' nicht durch's Moor! Mir graust!"
Doch stumm aus dem Packen ein Blatt er zaust
Und weist ihr die Worte am Ende:

„Mensch preßte den Menschen in Schmacht und Acht,
Weil Jeder nur immer sich selber bedacht.
So habt ihr Euch selber zu Knechten gemacht;
Drum schaart Euch, Ihr Schwachen, zusammen!
Stützt Rücken an Rücken zum rettenden Heer,
So schwellen die Wellen zum donnernden Meer,
Die Fünkchen zu sausenden Flammen!"

Die Backen ihm zucken, hart er spricht:
„Drum bettle nicht! Drum quäl' mich nicht!
Ich hab's den Genossen geschworen:
Der Wahlruf muß heut noch hinüber in's Dorf,
Sonst mach' ich den Sieg uns verloren!"
„Geh' nicht, geh' nicht! Was schiert der Sieg
Dein Weib und die jammernden Kleinen!"

„Geh' nicht, geh' nicht, — die zweite Nacht
Das Eis erst steht! O Gott, es kracht,
Es bricht! O sieh' mich weinen!

Es schreit zum Himmel! Dein Leben ist mein —“
Da flackert sein Auge von Zorn und Pein:
„Schrei lieber zu Teufel und Hölle!“
Und grimmig wuchtet die Last er hoch
Und knirscht, schon betritt er die Schwelle;

„Hat's etwa Dein Herrgott zu Dank Dir gemacht,
Daß Morgen um Morgen ich muß in den Schacht,
Die Knochen für Hungerlohn tragen!
Und sollte mein Leben nicht eine Nacht
Für Glück und Gerechtigkeit wagen?

Leb' wohl!“ — Ins Schloß die Klinke knallt
Die Windsbraut stöhnt und ächzt im Schlot.
Des Mondes Stirne blank und kalt
Am fahlen Horizonte droht.
Der Bergmann glüht! er trieft von Schweiß.
Wie Thränenströme flimmern im Eis
Des Mondes bleiche Blicke.

Der Bergmann glüht, der Bergmann keucht,
Doch bald, dann hat er die Brüder erreicht,
Schon glitzern — da knistert's, da biegt es sich sacht —
Ein Hilfegestammel — da spellt es und kracht
Und schollert — ein Seufzer verbrodelt im Moor —
Schrill winselt's im Schilf, hohl röchelt's im Rohr,
Hui! Zischt es und pfeift's in den Binsen . . .

O rauher, o rauher, mein rauhes Lied!
Kein Wittwengewimmer, kein Waisengestöhn!
Nach Opfern schreit der Sturm im Riet!
Doch fernher rauscht der Frühlingsföhn!
Dann beben die Schollen, es sprießt die Saat,
Die Ernte der Schnitter des Elends naht!

Dann schmilzt im Sturm das morsche Eis,
Dann wühlt er die Opfer empor vom Grund,
Die Helden alle, die Niemand weiß, —
Und jedes Todten verwitterter Mund
Wird klaffend gen Himmel dann blecken
Und Tausend Lebendige wecken!



Bergpsalm.

Der Sturm hat seine Schlangen losgelassen,
In langen Wogen zischen Gras und Rohr
Und keucht der See ans Land; die silberblassen,
Zerwühlten Weiden seufzen laut empor.
Empor, empor. Dort, wo die Kiefern sausen,
Auf kahler Höhe will ich einsam stehn
Und meine ferne Heimath dämmern sehn
Und hören, was die dunkeln Wolken brausen.

Ihr grauen Pilger über mir: wohin?!
O könnt ich mit euch, ziellos, ohne Stocken,
Dies tumpfe Sehnen ohne Maß und Sinn
Ausschütten in den Sturm wie Nebelflocken!
O meine Heimath! Silbern grüßt der Fluß
Und glänzt zum Himmel aus dem Blau der Bäume,
Und aus dem Zauberwald der Kinderträume
Winkt hell der Mutter Blick und Kuß.

Was weinst du, Sturm? — Hinab, Erinnerungen!
Dort pulst im Dunst der Weltstadt zitternd Herz!
Es grollt ein Schrei von Millionen Zungen
Nach Glück und Frieden: Wurm, was will dein Schmerz!
Nicht sickert einsam mehr von Brust zu Brüsten
Wie einst die Sehnsucht, nur ein stiller Quell;
Heut stöhnt ein Volk nach Klarheit, wild und gell,
Und Du schwelgst noch in Wehmuthslüsten?

Siehst du den Qualm mit dicken Fäusten drohn
Dort überm Wald der Schlote und der Essen?
Auf deine Reinheitsträume fällt der Hohn
Der Arbeit, fühl's: sie ringt, von Schmutz zerfressen!
Du hast mit deiner Sehnsucht blos gebuhlt,
In trüber Gluth dich selber nur genossen;
Schütte die Kraft aus, die dir zugeflossen,
Und du wirst frei vom Druck der Schuld!

Und blutig glüht es um die zackigen Thürme,
Ein Dornenkranz umflammt die Stirn der Stadt,
Ein goldner Fächer scheucht die Wolkenstürme,
Hernieder strahlt ein Sonnenpalmenblatt.
O Herz der Weltstadt, Millionenstimme,
Die gell nach Brot vor Seelenhunger schreit:
Hinquillt wie Heilandsblut in diese Zeit,
Die Liebe quillt aus deinem Grimme!

Den Kelch des Schweißes seh ich geistverklärt,
Das Kreuz der Mühsal blüthenlaubumflattert —
Was lacht der Sturm!? Im Rohr der Nebel gährt,
Die Kiefer knarrt und ächzt, mein Mantel knattert:
Empor aus deinem Rausch! Mitleid, glüh ab!
Laß dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!
Hinab! Laß deine Sehnsucht Thaten zeugen!
Empor, Gehirn: Hinab, mein Herz! Hinab!



Erntelied.

Es steht ein goldnes Grabenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
Viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendroth,
Viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schooß,
Und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!



Rudolf Lavant.

Unter diesem Pseudonym birgt sich ein im Dienste des Kapitals frohnender Dichter, der in einer sächsischen Stadt seine Heimath hat und infolge seiner gesellschaftlichen Stellung sein Pseudonym wahren muß. Lavant hat durch seine prächtigen, formvollendeten Gedichte sich einen Ehrenplatz im Kreise der deutschen Arbeiterdichter geschaffen.

Osterglocken.

Als ich ein Jüngling war mit braunen Locken,
Da war bei Tag und Nacht auf Weg und Stegen
In mir ein hoffnungsfreudiges Frohlocken
Und kühner Wünsche ungestümes Regen.
Die Hoffnung schwand und wurde mir zur Sage,
Und wie sie weit und weiter sich entfernte,
Ward stiller es in mir mit jedem Tage,
Bis ich das Wünschen halb und halb verlernte.

Doch ob die meisten Wünsche auch entschliefen,
Wie Kinder, die sich mattgeweint vor Hunger,
Lebendig blieb in meiner Seele Tiefen
Ein Wunsch, ein heißer, starker, ein ewig junger.
Wie Frühlingssturm hat er mich überfallen
Ursprünglich oft, in Träumen stillverstohlen,
Und beide Fäuste mußt' ich stumm dann ballen
Und aus der Brust kam schwer das Athemholen.

Ein einz'ges Mal möcht' ich zum Thürmer werden,
Der niederspäht durch eine schmale Scharte,
Und dann mit Macht den Völkern all' auf Erden
Den Ostergruß zudröhnt von hoher Warte,
Der allen Landen im Triumph verkündet,
Man schmiede um zu Sicheln nun die Waffen,
Der Freiheit sei der Friede eng verbündet,
Und werde Heil und Segensfülle schaffen.

Wie wollt' ich ziehen an dem Glockenstrange
Mit rüst'gem Arm, bis mir die Kraft geschwunden!
Sie müßte läuten, läuten voll und lange,
In dieser Osternacht geweihten Stunden.
Und fühlt' ich dann ein tiefes Beben wallen
Durch alle Quadern des gewalt'gen Thurmes,
Ich dächte gern, es sei erzeugt vom Hallen
Der Glocke nur und nicht vom Weh'n des Sturmes.

Der Stirne Brand ließ ich vom Winde kühlen,
Der meine Brust in vollen Stößen träfe;

Ich ließe mir von ihm das Haar zerwühlen,
Daß wirr und frei es flöge um die Schläfe,
Und ab und zu dann würd' ich nieder lauschen
Und weiter läuten, Aug' und Herz in Gluthen,
Wenn ich vernommen jenes dumpfe Rauschen,
Mit dem die Massen auf und nieder fluthen.

In meiner Höhe würd' ich ihn empfinden,
Den frohen Herzschlag der erregten Massen,
Die sich, ein Schreckniß für die ewig Blinden,
Ins Freie drängen aus den finst'ren Gassen;
Ihr Freudenruf nach stumm getrag'nen Schmerzen,
Der feige Seelen füllt mit bangem Grausen —
Mir ginge tiefer, voller er zu Herzen,
Als je Choralgewog und Orgelbrausen.

Und träte ernst in dieser selben Stunde
Zu mir der Tod — ich würde nicht erschaudern;
Ich folgte ihm, ein Lächeln auf dem Munde,
Zufrieden, stillgefaßt und ohne Zaudern.
Der Tod im bittern, aussichtslosen Kriege
Mit blödem Knechtsinns fressendem Verderben —
Wohl mag er schwer sein; doch im vollen Siege —
Wie ist es leicht, wie ist es süß, zu sterben!

Es ist ein Traum und muß ein Traum wohl bleiben,
Wie sie auf Schritt und Tritt uns schmeichelnd locken;
Ich werde mich in Gram und Groll zerreiben
Und fasse nie den Strang der Osterglocken;
Doch wird mich stets, wenn diese Glocken hallen
Durchs nächt'ge Schweigen. wie ein lautes Dichten,
Derselbe Wunsch mit Allmacht überfallen
Und seufzend nur werd' ich auf ihn verzichten.

Das Jahr — ein Leben.

Die Lüfte lau, der Himmel blau,
Der Bach befreit vom Eise,
Und aus dem Wald vernimmst du bald
Des Kukuks traute Weise!
Die Schwalbe kehrt zum alten Herd,
Die Veilchen blühn am Raine;
Die Lerche schwirrt, der Falter irrt
Durch knospenreiche Haine,
Und freudig schaun und voll Vertraun.
Vor uns die Bahn wir offen;
War auch dein Herz voll Gram und Schmerz —
Der Lenz bringt neues Hoffen!

Vom Sonnenbrand gebräunt die Hand,
Die Stirn bedeckt von Tropfen,
Hörst du sodann im tiefem Tann
Der Spechte fernes Klopfen;
Vom Staub beweht am Wege steht
In Mittagsgluth die Weide —
Den langen Tag klingt Wachtelschlag
Aus wogendem Getreide.
Ein Wetter droht; vom Blitz umloht
Mußt du die Garben raffen;
Wem sich in Kraft der Arm noch strafft,
Der soll im Sommer schaffen!

In bunte Tracht, in stille Pracht
Hat sich der Wald gekleidet;
Geschaart zum Zug für langen Flug
Das Heer der Sänger scheidet.
Die Traube reift; vom Stengel streift
Der Herbst die letzte Rose
Und seltsam fahl im Wiesenthal
Blüht nun die Herbstzeitlose.
Die Halmenflur zeigt Stoppel nur,
Die Herbsteswinde klagen;
Es mag mit Grund dein ernster Mund
Nur nach der Ernte fragen.

Dann weit und breit das Land verschneit,
Gehüllt in Nebelschichten!
Von Frost erstarrt das Hochwild scharrt
Nach Moos am Fuß der Fichten,
Ein Blumenflor schoß nachts empor
An deines Fensters Scheiben;
Der rasche Fluß, der blaue, muß
Verdrossen Schollen treiben.
Der Sturm pfeift schrill sonst Alles still,
Die Welt versank in Schweigen;
Nun magst auch du das Haupt zur Ruh',
Zur wohlverdienten, neigen.



Louise Otto,

geboren am 26. März 1819 in Meißen, hat sich als Schriftstellerin und Dichterin, wie auch als Kämpferin für die Frauenbewegung in hervorragender Weise Verdienste erworben. 1865 gründete sie den „Allg. deutschen Frauenverein" in Leipzig. Starb im Jahre 1895 in Leipzig.

Osterlied.

1846.

Die Bäume stehn im ersten Jugendschmucke
Mit Grün umhüllt gleich einem luft'gen Schleier,
Der Winter wich mit seinem starren Drucke
Und rings bereitet sich des Festes Feier
So ist ein warmer Lebensstrahl entglommen,
In dem sich rüstig Wald und Feld verklärten,
Denn wieder will ein Ostern kommen
Und wieder will es Frühling werden.

Die Schwalben kehren sangesfroh zurück
Und zeigen in der Sonne ihr Gefieder,
Die Lerchen singen von der Freiheit Glück
Und schmettern himmelaufwärts ihre Lieder.
Und rings im Lande werden sie vernommen
Mit süßem Gruß und fröhlichen Geberden!
Denn wieder will ein Ostern kommen
Und wieder will es Frühling werden. —

Der Armen Herzen schlagen froh entzückt
Der neuen, milden Lenzesluft entgegen,
Für Alle, die des Winters Noth bedrückt,
Will die Natur sich jetzt erbarmend regen.
Sie danken im Gebet, im kindlich frommen,
Den Mächten, die ihr banges Schrei'n erhörten,
Denn wieder will ein Ostern kommen
Und wieder will es Frühling werden.

Denn auferstehen! heißt das Loosungswort,
Das wie ein Echo durch die Lande klinget,
Und auferstehen! heißt der Freiheit Hort,
Die ihre Banner durch die Lüfte schwinget.
Die neue Zeit hat wohl das Wort vernommen,
Ringt im Gestell zu geben auf der Erden:
Denn endlich muß ein Ostern kommen
Und endlich muß es Frühling werden! —

Ja, endlich nur! denn ach! in Fern und Nah
Noch keine That mit unserm Freiheitsstreben,
Durch die es seine Kraft bewährt geschah!
Doch pulst durch unsre Zeit ein neues Leben!

Sind unsre Herzen noch so angstbeklommen,
Sie werden finden, was sie heiß begehrten:
Denn endlich muß ein Ostern kommen
Und endlich muß es Frühling werden!

Die Jahreszeiten haben ihren Lauf,
So auch der Völker wandelnde Geschicke,
Noch hielt ja Niemand die Geschichte auf
Und lenkte ihren heil'gen Strom zurücke!
Wie unsre Zukunft auch in Nacht verschwommen,
Den heil'gen Glauben kann uns Nichts gefährden:
Es muß, es muß ein Ostern kommen
Und endlich muß es Frühling werden! —

Weberlied.

Seht auf dem Felde die Lilien an:
Die arbeiten nicht
Und die spinnen nicht —
Doch scheint ja die liebe Sonne sie an,
Doch tragen sie Kleider, schön gemacht,
Noch schöner als Salomo in seiner Pracht.

Seht auf den Bäumen die Vöglein an:
Sie arbeiten nicht
Und die spinnen nicht —
Die singen nur froh zu dem Himmel hinan
Und werden ja alle, all' ernährt
Und nimmer wird ihnen das Leben erschwert!

Am Webstuhl aber da stehen wir,
Wir arbeiten früh
Und wir spinnen spät:
Doch tragen wir Lumpen, doch hungern wir —
Doch finden wir nimmer des Lebens Freud'
Und schleppen mit uns ein nie endendes Leid! —

Bergbau.

Ob Nord ob Süd, ob Schnee ob Sommergluthen,
Das kümmert nie ein echtes Bergmannskind.
Aus ihren Adern muß die Erde bluten,
Wo es am Reichsten drinnen wallt und rinnt.
Der Fäustel klingt — der Andern Ohr verborgen,
Die droben wohnen in des Himmels Blau.
Es fällt ein Schuß — der Tiefe Geister horchen
Und rings erbebt der unterwühlte Bau.

So ist es hier, so ist es aller Orten:
Dem Erz ist schon im Mutterleib die Kraft,
Den, der ihm naht, Gefahr zu bringen, worden:

Nur Fleiß und Kampf befreit es seiner Haft:
Und Fleiß und Kampf ist sein Geschick hienieden,
So dient es Jedem, der sich's unterwarf,
Mag d'raus die Pflugschar, mag das Schwert man schmieden,
Den Schienenweg, der Länder einen darf.

Dir, Eisen! möcht' ein stolzes Lied ich singen,
Du kannst ein Engel für die Menschheit sein,
Auf Deinen Wegen ihr Erlösung bringen,
Mit deinen Schwertern kämpfend sie befrein!
Als Pflugschar in dem Schoos der Erde wühlen,
Bis er sich, Segen bringend, rings erschließt
Und grün und reich, gleich wie im süßen Spielen,
Nährendes Korn für Alle ihm entsprießt.

Du aber, Silber, mit dem bleichen Schimmer
Und Du sein stolzer Bruder, lockend Gold:
Ihr Beide brachtet solchen Segen nimmer,
Die Freiheit nicht — Knechtschaft habt Ihr gewollt.
Und wär't als Engel Ihr der Welt erschienen,
So hat die Welt zu Teufeln Euch gemacht!
Dem Satan nur und seinem Ruhm zu dienen,
Steigt Ihr zum Licht empor aus Eurer Nacht.

Steigt Ihr empor — und auf den bleichen Wangen
Des armen Bergmanns glüht ein plötzlich Roth —
An Eurem Glanze seine Blicke hangen,
Bei Eurem Glanze denkt er seiner Noth!
Ist es doch all' sein Sorgen und sein Mühen,
Euch aus dem Erdenkerker zu befrein,
Ihr aber wollt ihn dann auf ewig fliehen
Und glänzt ihm nur zu höhnen seine Pein.

Er hat kein Silber und kein Gold im Hause,
Nur Thränen, nur der Kinder Hungerschrei,
Die harren sein in seiner engen Klause,
Ein bleiches Weib in Noth und Elend treu.
Und müde sinkt er auf sein Lager nieder
Und stöhnt und hat ein böses Traumgesicht:
Als höb das Eisen trotz'ge Riesenglieder
Und hielt ob Gold und Silber Strafgericht.

Er springt empor — hebt stolz die starken Arme —
Da fährt das Weib erschrocken in die Höh
Und flüstert tonlos — matt vom großen Harme:
„Mir ist als ob ich's plötzlich tagen seh'!„
Da ist ihm vor dem Wort der Traum entschwunden,
Er ist erwacht und spricht: „Schnell ist der Lauf
Der kargen, zugemess'nen Ruhestunden.
Das Glöckchen ruft mich fort — leb wohl!" — „Glück auf!"

Einst und Jetzt.

Es lag ein stiller Frieden um die Hütten,
Die einsam stehn im grünen tiefen Thal
Vom steilen Berg kam ich herabgeschritten
Und grüßte sie im letzten Sonnenstrahl.

Die Lämmerheerden zogen durch die Wiesen,
Ihr Glöckleinklang das einzige Getön,
Womit die Fluren sanft den Wandrer grüßen
Gleichwie mit Friedenswünschen fromm und schön. —

Und an der Linde standen sie beisammen,
Ein zärtliches, ein hochbeglücktes Paar.
Er ließ sein Auge in ihr Antlitz flammen,
Sie bot ihm schüchtern ihre Wange dar.

Dicht gegenüber wo aus grünen Bäumen
Gar traulich winkt ein strohgedecktes Dach:
Hier mögen sie den eignen Herd sich träumen,
Hier sich ihr Wunsch der Zukunft Glück versprach.

Die Kinder spielen die gewohnten Spiele,
Als Pferde spannen sie dem Pflug sich vor;
Ein Knabe lenkte zum bestimmten Ziele
Mit Peitschenknall den muntern Brüderchor. —

Das war vor Zeiten. — Als ich wieder kommen
Zu jenem stillen waldumkränzten Thal —:
Hei! wie da aller Friede ist genommen!
Hei! wie da Alles anders auf einmal!

Das neue Schicksal, das die Welt regieret
Es hat auch hierher seinen Schritt gelenkt.
Seht, wie ein Pfad jetzt durch die Berge führet
Und darauf Wagen sich an Wagen drängt!

Statt Heerdenglöcklein läutende Signale,
Es rauscht und zischt und saust mit Ungestüm
Und rüttelt alle Träumer auf im Thale
Das mächt'ge, feuerspei'nde Ungethüm. —

Wird lang das Paar noch bei der Linde bleiben?
Die Maid steht bleich von naher Trennungsqual
„Mich will's hinaus in's rasche Leben treiben!"
Ruft er, „leb' wohl! schon pfiff's zum dritten Mal!"

Sie schaut ihm nach mit sehnsuchtsvollen Blicken,
Wohl ahnt sie draußen die bewegte Welt —:
Wird nicht ihr Glanz des Liebsten Herz umstricken?
Ist dies kein Riff an dem ihr Glück zerschellt? —

Wo sind die Knaben, die sich hier erfreuten?
Das alte Pflugspiel ist zu schlecht und klein,
Denn Keiner will mehr Peitschenhiebe leiden
Und Keiner will des Andern Pferd mehr sein. —

Dahin, dahin der einsam stille Frieden,
Dahin, dahin ein jed' idyllisch Glück!
Denn alle Ruh' ist aus der Welt geschieden —
O Dampf! fürwahr, das ist dein Meisterstück!

Ja, Frieden, stirb! — Du stiller Kirchhoffrieden
Du hast fürwahr zu lange schon gewährt!
Ein ander Glück giebt's noch für uns hienieden,
Ein andrer Glanz hat unsre Zeit verklärt!

Seht dort den Greis in dünnen Silberhaaren,
Indeß die Wagen fliegen, hört sein Flehn:
„Nun Herr laß Deinen Knecht in Frieden fahren,
Nun er die Wunder dieses Tags gesehn!"

Er ahnt es wohl, doch wußt er's nicht zu sagen,
Als ihn Bewunderung auf's Knie gesenkt:
Es weht ein neuer Geist um diese Wagen,
Der rastlos fort auf Eisenschienen drängt!

Rings lärmt es auf zum rüstigen Bewegen
Und dieses Läuten ruft: Habt Acht! habt Acht!
Mit jeder Schiene, die sie weiter legen,
Wird neues Leben in die Welt gebracht.

Und eh' sie noch die Gotteskraft verstehen,
Sind sich die Völker jubelnd nah gebracht,
Und lassen ihre Freiheitsbanner wehen
Und durch die Lüfte saust's: „Erwacht! erwacht!"



Friedrich Wilhelm Fritzsche

wurde geboren am 27. März 1825 zu Leipzig, lernte als Cigarrenarbeiter, betheiligte sich an den Aufständen 1848 und 1849, wurde als Barrikadenkämpfer in Dresden gefangen. Von 1868—1881 war er sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, wanderte dann nach Amerika aus.

Prolog zur Feier des 18. März.

1848.

Raufrost lag auf deutscher Erde,
Und auf Aest' und Zweigen lag
Dichter Reif; ein grauer Nebel
Wehrt dem jungen Frühlingstag,
Wehrt dem Freiblick in die Ferne,
Wehrt der Sonne warmem Strahl,
Lebenskeime zu befruchten;
Grau umnachtet Berg und Thal.

Doch der Lenz, der Sonne Bote,
Märzgeboren, bricht den Bann
Und zerreißt die Nebelschleier,
Die der Winter tückisch spann.
Neues Leben weckt die Sonne,
Leben sproßt aus jedem Korn;
Hoffnung, Liebe, Lust und Wonne,
Leben sprudelt jeder Born.

So auch auf dem deutschen Volke
Lag der Alp der Reaktion,
Zwängt ins Joch des Volkes Nacken
Und zermalmt, im Keime schon,
Jedes neue geist'ge Leben;
In der Kerker öder Nacht
Lag in Ketten und in Banden,
Wer getrotzt der Herrscher Macht.

Bis ein Völkerfrühlings-Morgen,
Geistgeboren, zog in's Land;
Wahrheit, Licht und neues Leben
Spendet seine milde Hand.
Freiheit! jubeln laut die Sänger,
Freiheit! tönt's von Ort zu Ort,
Nieder mit den feilen Schergen,
Der Tyrannen Schirm und Hort.

Schwerter blitzen aus der Scheide
Und die Kugel rollt im Lauf,
Selber schärft sich Spitz und Schneide
Und die Lanze hebt sich auf,
Und es richtet sich die Sense,
Und von selber sie sich schleift,
Weil in solchem mächt'gen Lenze
Alles lebt und alles reift.*)

Und das Blut der Freiheitshelden
Düngt den Boden für die Saat,
Der die Freiheit sollt entsprießen.
Krachend wankt der alte Staat.
Doch die Erben jener Helden,
Trunken von der Freiheit Schein,
Ließen jene Saat verlobbern,
Heimsten nicht die Ernte ein.

1871.

Achtzehnhundert einundsiebzig
Wieder athmet Mannesbrust
Märzenluft, der Freiheit Odem,
Frühlingshoffen, Kampfeslust.
Märzensturm braust über Fluren,
Die empfangen blut'ge Saat,
Ueber Nacht stürzt er in Trümmer,
Des Cäsaren Thron und Staat.

Um der Freiheit stolzes Banner
Reiht sich jene kühne Schaar,
Die gestählt der Arbeit Mühen,
Es zu schirmen vor Gefahr.
Schon erhebt ihr Haupt die Hyder,
Strecket aus die Fänge schon,
Um die Freiheit zu erwürgen
Und zu zimmern neu den Thron.

*) Diese Strophe ist aus einem alten Freiheits-Sang.

Nicht ein Fürst von Gottes Gnaden
Treibt die Henker zur Orgie —
Ordnungsschächer, Krämerseelen,
Freiheitsheuchler hetzen sie.
Rache schnaubt die Würgerhorde,
Mordet, sengt und brennt und raubt,
Stößt den Stahl in's Herz des Kindes,
Spaltet kalt der Mutter Haupt.

Aus erschlag'nen Feinden thürmen
Leichenwälle sich empor,
Fahle Lippen zuckend wimmern
Schauerlich den Sterbechor;
Purpurroth, wie ihre Fahne,
Strömt der Freiheitskämpfer Blut,
Und den Himmel roth und blutig
Färbt der Flammengarben Gluth.

Und die Helden überwunden
Von der hundertfachen Macht,
Sinken flucherfüllten Herzens
In die ew'ge Grabesnacht.
Was im Kampfe nicht gefallen,
Was dem Standrecht noch entrann,
Frißt die trock'ne Guillotine
In Cayenne, würgt der Bann

Doch der Fluch im Herz der Todten
Keimt als Rachesaat empor,
Wenn ein neuer Völker-Frühling
Neues Leben lockt hervor.
Aus der Asche jener Helden
Steiget auf, dem Phönix gleich,
Dann die Freiheit, um zu festen
Ewiglich ihr herrlich Reich.

Das Proletariat.

Hohläugig, gramdurchfurcht die Wangen
Und bleich, die Blöße kaum verhüllt
Kommt schleichend es daher gegangen,
Und wer es sieht, deß Herz erfüllt
Ein furchtbar, namenloses Bangen.
Wer, grausiges Phantom, bist du?
Dein Odem schnürt die Brust mir zu.
Steh' Rede! Was ist dein Verlangen? —
Da hält es ein auf seinem Pfad:
„Ich bin das Proletariat!"

So dumpf und hohl mit leisem Stöhnen
Keucht bang das schreckliche Gebild;
Doch bald, gleich wie des Donners Dröhnen,
Sein Zornesruf allmächtig schwillt.
Von Millionen Zungen tönen
Die Worte, daß das Herz erbebt,
Als wieder es die Stimm' erhebt
Und heult: „Von meinen eig'nen Söhnen
„Ward ich verrathen früh und spat;
„Ich bin das Proletariat!

„Mich hat der Ueberfluß geboren,
„Ich bin das Stiefkind der Natur,
„Nichts auf der Welt hab' ich verloren,
„Treu blieb das Elend meiner Spur,
„Als Wiegenlied tönt meinen Ohren

„Der Armuth bittrer Schmerzenslaut,
„Die bleiche Noth ist meine Braut;
„Es hat sich gegen mich verschworen
„Macht und Gewalt in Volk und Staat:
„Ich bin das Proletariat!

„Ich duldete, ich war gebrochen,
„Zerschlagen ward mein ganzes Sein.
„„Du sollst“, hat da ein Mann gesprochen,*)
„„Der Fels der Zukunftskirche sein.“
„„Da bebt das Mark mir in den Knochen,
„„Ich raff' die letzten Kräfte auf,
„Beginne langsam meinen Lauf,
„An jedem Hause anzupochen:
„Wacht auf, ihr Schläfer, auf zur That!
„Ich bin das Proletariat!

„An die Paläste, an die Hütten
„Klopf' mahnend überall ich an.
„Vorbei ist Jammern, Fleh'n und Bitten,
„Vorüber ist der falsche Wahn —
„Als sei die Noth, die ich gelitten,
„Bestimmung, die Gott auferlegt,
„Damit Barmherzigkeit man pflegt.
„Drum zum Verzweiflungskampf geschritten:
„Sieg oder Tod! — das ist mein Rath;
„Ich bin das Proletariat.“

Reißt die Götter von dem Throne.

Um echten Ruhm dir zu erringen,
Der von der Selbstsucht Schlacke frei,
Mußt du mit jenem Riesen ringen,
Den großgesäugt die Tyrannei.
Die Gottheit kämpft mit ihm vergebens,
Weil er in ihren Diensten steht
Und mit dem Ende seines Lebens
Ihr Himmelreich in Trümmer geht.

Es ist der Unverstand der Massen,
Des Aberglaubens Riesensohn,
Willst du ihm nach dem Leben fassen,
Dann reiß' die Götter erst vom Thron,
Die du im Herz bisher geborgen,
Befrei' dich von des Glaubens Druck;
Mußt dich um Haß und Schimpf nicht sorgen,
Sie sind des Ruhmes schönster Schmuck.

*) Ferdinand Lassale.

Der Tantalus des XIX. Jahrhunderts.

Wie Krater der Hölle speit riesige Massen
Gluthsprühender Wolken ein Schlotenwald aus;
Im Grunde erbeben die Häuser der Gassen
Vom dröhnenden Hämmer- und Rädergebraus;
Wild schäumende Dämpfe sie kreischen und zischen,
Als ob sie dem Kessel der Hexen entflohn;
Schrill gellen die Pfeifen des Satans dazwischen;
Sie rufen die rußigen Cyklopen zur Frohn.
Es ächzet und heult, und es wimmert und weint,
Wie's Käuzchen im Sturm, das ein Todtenlied greint.

Und dennoch, welch' Reichthum und Segen ersprießen
Dem höllischen Spuck; durch ihn, aus dem Schooß
Der Erde, sich goldene Ströme ergießen,
Zu tränken mit Freuden der Sterblichen Loos.
Das Schifflein des Webers fliegt längst ohne Hände,
Die Erde hat jeden Tribut uns gezollt;
Die Hämmer der Schmiede, ohn' Rast ohne Ende,
Verwandeln das Eisen in blinkendes Gold
Es haben die Menschen mit göttlicher Macht
Die Kräfte der Welt sich zu Sklaven gemacht.

Und Marmorpaläste mit goldenen Zinnen,
Mit Gärten wie Eden, mit trautem Gemach,
Sie bergen Geschmeide und köstliches Linnen,
Und Sammet und Seide, bis hoch auf zum Dach.
Nicht fassen die Scheuern die köstliche Beute,
Die glühend in Liebe die Sonne bescheint;
Nicht fassen die Keller die Thränen der Freude,
Die ob solchen Segens die Rebe geweint
Wo immer der Mensch auch zur Ruhe sich streckt,
Hat Mutter Natur auch den Tisch ihm gedeckt.

Wohl schufst du, gewaltiger Recke, die Güter;
Du schufst sie im Schweiße des Angesichts schier,
Und dennoch, erbärmliche Zwerge als Hüter,
Bewachen, gleich Argus, die Schätze vor dir:
Verprassen das Deine — kaum daß du die Brocken
Demüthig erflehst, die entfall'n ihrem Tisch;
Vor Zorneswuth müßte das Herzblut dir stocken,
Und dennoch bleibst stumm du und kalt wie ein Fisch,
Hast Hunger inmitten von Ueberfluß —
Ermanne dich endlich, o Tantalus.



Urtheile der Arbeiterpresse

über die „Stimmen der Freiheit."

Der „Vorwärts"-Tachau schreibt u. A.:

Wenn Du, Genosse oder freundlicher Leser unseres Blattes, den ganzen Tag im Bergwerk schweißtriefend, keuchend, in der Glashütte vor Hitze versengend, am Webstuhl hungernd, darbend, mit krauser sorgenvoller Stirn im Feld pflügend, in der Werkstätte lange Stunden um Brot ringend, wenn all Ihr Arbeitssclaven von Fabrik, Land, Gewerbe ermüdet zur Feierstunde mit durch die Arbeit niedergedrücktem Geiste, sorgenvoll, stirnrunzelnd Euch der Ruhe widmet, dann werft einen Blick in die „Stimmen der Freiheit." Sie erweitern den Geistesblick, schaffen Kampfesfreudigkeit, durchglühen das Denken und Schaffen, bringen neuen Muth zum Kampf ums schwere Dasein. In jeder Familie, wo die „Stimmen der Freiheit" Eingang finden, schaffen sie einer freien Geistesrichtung den Weg. Der Verfasser hat es verstanden, mehr als kunstvoll die Geistesheroen des Proletariats vorzuführen. Eine derartige Ausgabe von einer Blüthenlese der hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter- und Volksdichter war lange ein dringendes Bedürfniß für die vom Bildungsdrang ergriffene Arbeiterschaft.

Das „Hamburger Echo" schreibt u. A:

Das uns vorliegende Werk ist außerordentlich elegant gehalten und dürfte mit Recht allseitig Beachtung finden, wie überhaupt das Unternehmen unserer Arbeiterschaft angelegentlichst zu empfehlen sein dürfte. Wie der Prospekt besagt, wird es besonders Aufgabe der Lieder-Sammlung sein, unsere zeitgenössischen Arbeiterdichter, die heute größtentheils nur wenig bekannt und gewürdigt werden, in ihren besten Schöpfungen der deutschen Arbeiterschaft vorzuführen.

Die „Fränkische Tagespost" in Nürnberg nennt die Stimmen der Freiheit: **„Ein politisches Liederbuch für das Volk."**

In der Leipziger Arbeitermonatsschrift „Der freie Bund" heißt es über die „Stimmen der Freiheit":

„Aus diesen Dichtungen grüßt den Arbeiter das Ideal seiner eigenen Befreiung. Das gigantische Ringen des Proletariats tritt uns hier in wuchtigen Versen und lustigen Spottreimen entgegen. Das Werk wird für jeden Arbeiter, den die Sorgen und Plagen des Tages den Kampfesmuth geschwächt haben, eine Erquickung sein, ein Quell, aus dem er neue Zuversicht schöpfen kann. In diesen Sammlungen tritt die Dichtung dem Arbeiter als Kampfgenossin entgegen. Sie fordert

ein warmes Herz und ein Stündchen Zeit und giebt dafür Geisteskräfte und reine Herzensfreuden.

Früher lag hier und da in der Wohnstube auf einem Tisch oder einer Kommode ein Gesang- und Gebetbuch zu stündlicher Erbauung. Diese Sitte ist heute verschwunden, aber ein Erbauungsbuch thäte uns doch wohl manchmal noth. Legen wir darum ein solches Gedichtbuch nieder, es wird uns festigen und erbauen, sobald wir in unserer Behausung mit Andacht darin lesen."

Die sozialistische Monatsschrift „Zeitschwingen" in Saaz (Böhmen) schreibt über die Heftausgabe der „Stimmen der Freiheit u. A.:

Nach den bereits vorliegenden Heften zu urtheilen, verspricht das Werk einzig in seiner Art zu werden und sollte dasselbe daher, zumal der Preis ein sehr niedriger ist, in keiner Familie, ganz besonders aber in keiner Bibliothek unserer Arbeitervereine fehlen. In diesem Werke wird dem Volke nicht nur eine ausgezeichnete Sammlung von Dichtungen geboten, sondern der Verlag hat demselben dadurch einen besonderen Werth verliehen, daß er den Dichtungen die vorzüglich ausgestatteten Porträts der einzelnen Dichter sowie kurzgefaßte biographische Daten über dieselben beifügt. Das Werk verdient unter allen den bisher erschienenen Werken unstreitig den ersten Platz."

Und an anderer Stelle schreibt genannte Zeitschrift:

„Prachtvoll gebundene Exemplare des Werkes sind zu einem Spottpreise zu haben. Wir empfehlen dieses ausgezeichnete Buch jeder Arbeiterbibliothek."

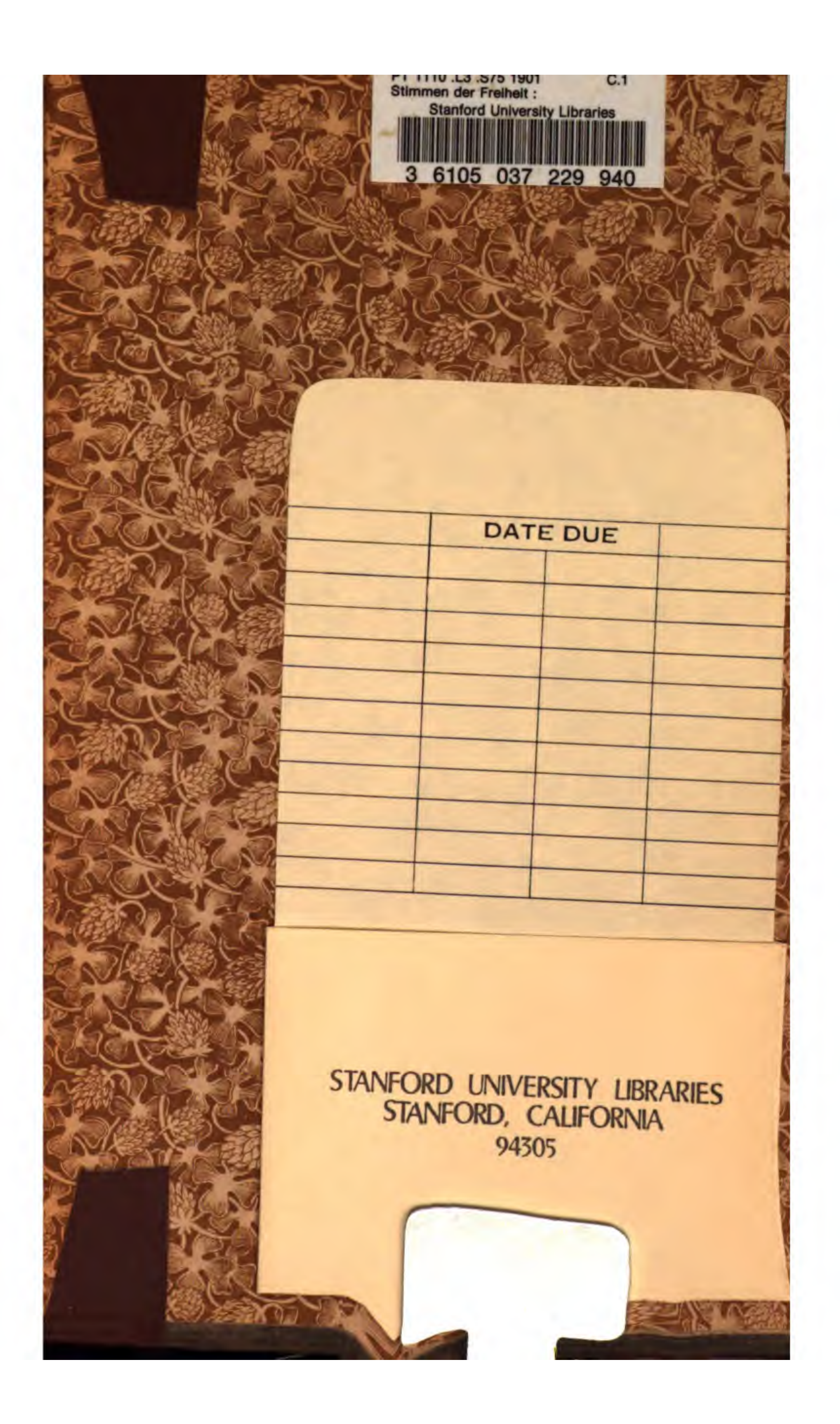
Der „Correspondent für Deutschlands Buchdrucker" sagt:

„Das Buch soll eine Blüthenlese der hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter- und Volksdichter des In- und Auslandes bieten und vor allem ein Ermunterer im Kampfe um die Ideale der Menschheit werden. Wir brauchen wohl nicht erst besonders zu betonen, daß eine solche Ermunterung gerade in heutiger Zeit mehr als je von nöthen ist."

In ähnlichem Sinne äußerten sich über die „Stimmen der Freiheit außerdem eine stattliche Anzahl von Arbeiterzeitungen Deutschlands und Oesterreichs.






DATE DUE

